Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UB Düsseldorf

+4122 427 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

1842.

LANDES-
UND STADT
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF
FRIEDRICH EURICH
LINZ

Viertes Quartal.

Auf Kosten des Herausgebers

Friedrich Wilhauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara
za
8582

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

63.5408

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniß

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Viertes Quartal 1842.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Beurtheilungen der an den hiesigen Bühnen aufgeführten Stücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

Oskar. Lustspiel in drey Aufzügen, nach Scribe und Duveyrier, von Theodor Hell. 1638.

Othello. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare. 1724.

Künstlers Erdenwallen. Originallustspiel in fünf Aufzügen, von Julius von Voß. 1772.

Das System. Lustspiel in einem Aufzuge, von Johanna Weissenthurn. 1852.

Sie schreibt an sich selbst. Lustspiel in einem Acte, frey a. d. Franz., von C. von Holtei. 1853.

Die Kinder Cymbelin's. Drama in fünf Aufzügen von W. Shakespeare. Für die Bühne eingerichtet von Friedr. Halm. 2011.

Gastspiele auf dieser Bühne.

Der Dlle. Löwe als Donna Diana in dem Moreto-West'schen Lustspiele; als Pauline in dem gleichnamigen Schauspiele der Mad. Weissenthurn; als Parthenia in Halm's Sohn der Wildniß, und als Julia in der Shakespeare'schen Tragödie. 1935.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Herr Kraus, neu engagirtes Mitglied, als Polyeuct in den Römern in Melitone. 1606.

Dlle. Diehm als Romeo in Capuletti und Montecchi. 1606.

Czaar und Zimmermann. Komische Oper in drey Aufzügen von Lortzing. 1709.

Pflicht und Liebe. Romantisches Ballet in sechs Tableaux, vom Balletmeister Hrn. Hus. 1783.

Catharina Cornaro, Königinn von Cypern. Große tragische Oper mit Ballet in vier Acten von Saint-Georges, frey übertragen von A. Büssel, Musik vom k. bayr. Hofcapellmeister Franz Lachner. 1867.

Maza. Romantische Oper in drey Aufzügen von Otto Prechtler, Musik von Joseph Netzer. 1926.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gastspiele auf dieser Bühne.

Des Hrn. Dobrowsky als Masaniello, Robert und Tamino. 1605.

Des Hrn. Oeser vom Wiesbadner Theater als Dulcamara im Liebestrank. 1605.

Des Hrn. Schmetzer, vom Braunschweiger Hoftheater, als Nemorino im Liebestrank, als Tamino in der Zauberflöte. 1605.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

Die Wünschelruthe, Originalposse in zwey Acten, von Friedr. Kaiser, mit Musik von J. Kren. 1565.

Nacht und Morgen, oder: der Trauschein. Schauspiel in drey Aufzügen, frey nach Bulwer's Roman von Charlotte Birch-Pfeiffer. 1606.

Die falschen Engländer, oder: die unterbrochene Verlobung. Locale Posse in drey Aufzügen von E. Breier, mit Musik vom Capellmeister A. Müller. 1653.

Rococo-Benefice des Hrn. Grois, Quodlibet in zwey Abtheilungen, mit einem Vorspiele. 1692.

Haus, Hütte, Pallast. Drey Charakterbilder aus dem Leben, mit Musik vom Capellmeister M. Hebenstreit. 1735.

Die Papiere des Teufels, oder: der Zufall. Posse in drey Acten, nebst einem Vorspiele, aus dem Franz., von Nestroy. 1854.

Chonchon, die Savoyardinn, oder: die neue Fanchon. Vaudeville in fünf Abtheilungen, aus dem Franz. La grace de Dieu, von Lyncker. 1893.

24 Stunden Königinn. Vaudeville in zwey Acten. Nach dem Französischen von C. W. Koch. 2075.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Die Hammerschmiedinn aus Steyermark. Posse in zwey Aufzügen, vom Verfasser der Parodie: „Noch ein Kobold," mit Musik vom Capellmeister Suppé. 1661.

Die Memoiren des Teufels. Drama in drey Acten nach C. Arago und P. Vermond, von J. Kupelwieser. 1783.

Im k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Ein Stündchen in Pyrmont. Lustspiel in einem Acte, nach Scribe von Dr. Töpfer. 1750.

Das Schreckensgewebe. Posse in einem Acte, a. d. Franz., von Hermann. 1765.

Der Fiaker. Locale Posse in zwey Abtheilungen, mit Musik von Hrn. Scutta. 1885.

Die bezauberte Goldmünze, oder: Amor als Gypsfigurenhändler. Pantomime in zwey Acten von Hrn. Ziegelhauser, mit Musik von Krottenthaler, Decorationen von M. Mayr, Maschinen von Schechner. 2037.

Der Gemsenjäger. Locales Lebensbild in zwey Acten von C. Haffner. 2040.

Gedichte, Lieder, Sonette.

Letztes Ziel. Von Betty Paoli. 1699.

Unwandelbar. Von Betty Paoli. 1731.

Österreich. Eine Volkshymne von F. L. Pyrker. 1780.

Dem trüben Freund. Von Betty Paoli. 1787.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es schläft das Meer! Von F. Brunold. 1827.
An den Fürsten Clemens Metternich. Von Deinhardstein. 1859.
Auf eine holländische Landschaft. Von Nicol. Lenau. 1963.
Palimpsest. Einem veränderten Freunde. Sonett von K. A. Kaltenbrunner. 1979.
Beethoven v. O. Prechtler. 2045.

Erzählungen. Novellen. Sagen.

Die Schicksalsstrümpfe. Erzählung mit einem Vorworte. 1561. 1569. 1577. 1585. 1593. 1601. 1609. 1617. 1625. 1633. 1641. 1649.
Der Leonidas der Texaner. Novelle von F. Brunold. 1564. 1572. 1580.
Eine Nacht in Constantinopel. Von A. Justin. 1595. 1603. 1612. 1620.
Wiener Bilder. Von E. Straube. Der Quartierverderber. 1627. 1635.
Eine seltsame Hochzeit. 1653.
Geschichte eines Menschen, der nicht Nein sagen konnte. 1657. 1665. 1673.
Alma, oder: das gebrochene Herz. 1681. 1689. 1697. 1705. 1713. 1721.
Erzählung aus dem Frühlingsgarten des persischen Dichters Dschami. 1716. 1723.
Anekdoten aus dem Frühlingsgarten des persischen Dichters Dschami. 1732.
Ein Abenteuer in den Schweizer Pässen. 1737. 1745. 1753. 1761. 1769.
Der Brief des Todten. Novelle v. F. Brunold. 1777. 1785.
Eine Rettungsgeschichte. 1797.
Die Väterschule. Von C. Hanisch. 1833. 1841. 1849. 1857. 1865.
Der Poet vor Gericht. Ein Londoner Genrebild. 1837.
Zur Geschichte des weiblichen Herzens. 1883. 1892. 1900.
Bekenntnisse eines Jägers. Von J. M—v. 1885.
Der Geyerpfiff. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von B. A. 1897.
Die Liebe einer Ercolinn. Erzählung. 1905. 1913. 1922. 1929.
Die Liebe auf der Alm. Erzählung von J. Moshammer 1937. 1945. 1953. 1961.
Eine wirkliche Begebenheit in London. 1969. 1977.
Die Folgen der allzugroßen Klugheit. Bruchstück aus dem Tagebuche eines amerikanischen Touristen. 1980. 1988.
Ozias Hala. Eine wahre Geschichte; einer Originalquelle entnommen. 1985. 1993.
Die Ballschuhe. Erzählung von Dr. Woldemar Seyffarth. 2001. 2009. 2017. 2025.
Was hängen soll, ertrinkt nicht. Aus den Erinnerungen eines Seeofficiers. 2003.
Der geheimnißvolle Gast. 2057. 2064. 2080.
Der vergoltene Liebesdienst. 2052. 2060.
Der französische Fechtmeister in St. Petersburg. Wahre Begebenheit. 2076. 2084.

Topographische und ethnographische Mittheilungen und Reiseberichte.

Ein Ausflug von Mainz nach Cöln. — Besuch des Domes. — Gepräge Cölns. — Die Rheinreise. 1629. 1637.
Eine baskische Leichenfeyer. Von J. M—r. 1662.
Pferderennen in Cabul. 1678.
Croquis aus Griecherland. 1742. 1749.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dr. Mott über Wien und seine Heilanstalten. 1756. 1763.
Londoner Zollbetrug. 1844.1
Allerseelentag in Paris. Von J. Duesberg. 1908.
Italienische Streifzüge. Von Ernst Lemyl. Wie ein deutscher Graf den berühmten Montefiasconerwein entdeckt und tauft. 1947. — Città delle Pieve. 2019. 2027.
Eine Scene auf dem Marsfelde in Paris. 1955.
Der öffentliche Unterricht in China. 1957.
Die Galibi. Von J. M—r. 1990.
Der Schmuggelhandel in Spanien. 1998.

Literatur.

Lebensbilder aus Österreich. Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerungen, unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler zum Besten der bey dem verheerenden Brande von Steyr am 3. May 1842. verunglückten Familien herausgegeben von And. Schumacher. 1811.
Subscriptionseinladung zu 2 Bänden Novellen und Erzählungen von Friedr. Wilh. Arming, bey Jos. Stöckholzer von Hirschfeld in Wien; zum Besten einer zu gründenden Kleinkinderbewahranstalt zu Stadt-Steyr. 1856.
Der Karthäuser. Ein Roman von Joseph Baron von Eötvös. Aus dem Ung. von H. Klein. 2 Bde. Pesth, Heckenast, 1842. — 1894.
Der Königinn Juwelenschmuck, oder: Azouras Lazuli Tintomara. Roman von C. J. A. Almqwist. Aus dem Schwed. Berlin 1842. F. H. Morin. 2 Bde. 1895.
Florian Lange's Erstlingsreise auf den Schneeberg, zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 8. July 1842. Aus dessen Tagebuch abgeschrieben von A. R. von Perger. Wien, 1842, Tauer und Sohn. 1895.
Die Almanache für 1842. 2070. 2078. 2085.

Mannigfaltiges.

Bosco. 1566.
Christoph Ritter von Gluck und die antike Classik. Von Felix Bamberg. 1573. 1581. 1589.
Fanny Elsler. 1582.
Die antike Schnürbrust. Von F. Lemyl. 1597.
Der indische Lanzenreiteroberst Skinner. 1646.
Die deutschen Naturforscher und Ärzte in Mainz. 1651. 1660.
Ährenlese auf alten Feldern. Das Lächerliche. 1668. — Der bon ton. 1676.
Die Lehrjahre eines Rechtsfreundes. 1683. 1691. 1700.
Beyträge zur Charakteristik Napoleons. 1669.
Das neue Kreuz mit dem Adler des Stephansthurms. Von N. Fürst. 1686.
Kreuz und Adler. Eine locale Erinnerung. Von E. Straube. 1698.
Sheridan Knowles und die Rose von Arragonien. 1729.
Malagrowthering. Eine Bemerkung von Dr. W. Seyffarth. 1740. 1748. 1755.
Ein noch ungesühnter Justizmord. 1766.
Einige Betrachtungen über die erste allgemeine deutsche Industrieausstellung in Mainz. 1787. 1796.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Lustspiel zu Pferde. Von J. Duesberg. 1791. 1801. 1809. 1817. 1825.
Englische Kunstcelebritäten. Andreas Ducrow. 1803. — Frederick Henry Yates. 1819. — Thomas Cobham. 1836.
Eine diabolische Theaterkritik. Von Franz Dingelstedt. 1804. 1814. 1820.
Neueste Experimente mit Schiffsableitern. 1827.
Tabelle der Einkünfte aller in Großbritannien vorhandenen kirchlichen, Missions- u. dgl. Vereine jeder Art. 1845.
Eine originelle Künstlercarriere. 1851.
Eine Wette einzig in ihrer Art. 1870.
Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence. Von H. Scherer. 1873. 1881. 1889.
Skizzen aus dem Künstlerleben. Die Selbsttäuschung. 1876.
Der indische Nabob in Paris. 1902.
Zur Geschichte der französischen Oper. 1916. 1925. 1932.
Improvisation der Mad. Caroline Leonhardt-Lyser. 1927.
Die Rachel als Fredegonde. 1939.
China in Wachsbossuren. 1949.
Bemerkungen über den neuesten Zustand der portugiesischen Literatur und Sprache. 1972.
Aus dem Pariser Journal- und Kunstwesen. 1996.
Musikalisches Allerley. 2005.
Hebung eines alten Schatzes. 2014.
Deutsche Lieder und deutsche Liedercomponisten. von C. L. L. 2022.
Vorstellungen der französischen Künstlergesellschaft des Hrn. Trouillet. 2029.
Salonscenen. Von Ignaz Wnlster. 2033.
Ausgang der Grantley Berkley'schen Jagdwette. 2038.

Bildende Kunst.

Österreichische Kunst in Rom. Von Ernst Lemyl. Josef Cesar's Medaille auf den Mineralogen Mohs. 1971.
Kunstglossen. Bey Gelegenheit der Ausstellung des Gemäldes: Die Schleyerfindung, von L. von Schnorr. 2068.

Musikanzeigen.

Concertanzeige des Hrn. Wache, Agenten des Institutes der barmherzigen Schwestern, zum Besten der genannten Anstalt, im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore 1816.
Concertanzeige der philharmonischen Concerte des Orchesterpersonals vom Hotoperntheater unter der Leitung des Hrn. Capellmeisters Nicolai. 1877.
Concertanzeige für das erste Concert des Violinvirtuosen Hrn. Vieuxtemps. 1928.
Concertanzeige für das erste Concert des Pianisten Carl Evers. 1968.
Große musikalische Akademie zum Vortheile des Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen der Tonkünstler. 1976.

Musikbeurtheilungen.

Das Norwicher Musikfest. 1613. 1621.
Großes Musikfest in Wien. „Judas Makkabäus." Oratorium in drey Abtheilungen von G. F. Händel; aufgeführt in der k. k. Winterreitschule von 1000 Individuen. 1789.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Theodor Haumann. Violinvirtuose. 1822.
Herr und Mad. Wartel. 1823.
Großes Musikfest in Wien. Dritte Aufführung. 1829.
Eine neue Oper von Adam. 1861.
Philharmonisches Concert, gegeben vom sämmtlichen Orchesterpersonale des k. k. Hofoperntheaters, unter Leitung des Capellmeisters Otto Nicolai. 1910.
Henri Vieuxtemps. 1981.
Carl Evers. 2045.
Theodor Kullak. 2060.

Nekrolog.

Mathias Leopold Schleifer, k. k. Bergrath in Gmunden. (Geb. den 9. März 1771, gest. am 26. Sept. 1842.) Nekrolog von Carl Adam Kaltenbrunner. 1644.

Correspondenz-Nachrichten.

Lemberger Briefe. 1588. 1677. 1974. 1989. 2054.
Paris. 1684. 1702. 1708. 1717. 1732. 1878.
Prag. 1293. 1917. 1934. 1941. 2021. 2028. 2036.

Vermischte Anzeigen.

Erklärung diese Zeitschrift betreffend. 1561.
Anzeige einer Vorstellung der Stegreif-Dichterinn Caroline Leonhardt-Lyser. 1896.
Ankündigung diese Zeitschrift betreffend. 1921.
Erklärung in Betreff des in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatzes: die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence. 2032.

Beilagen.

Das Porträt J. L. Pyrker's, lithogr. von Kriehuber, gedruckt bey Höfelich. Zu Nr. 227.
Musikbeylage. Der Ring. Lied von Caroline Leonhardt-Lyser. In Musik gesetzt von Henri Hugh Pearson. Zu Nr. 253.
Wagenbild IV. Zu Nr. 261.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

196

Sonnabend, den 1. October 1842.

Erklärung.

Es haben einige „wohlwollende und dienstfertige Freunde," die vermuthlich nichts Schlechteres zu thun fanden, meine kurze Abwesenheit aus Wien dazu benützt, das Gerücht unter dem Publicum zu verbreiten, daß die Wiener Zeitschrift nicht länger bestehen könne und mit Nächstem zu Grunde gehen werde. Ich kann mich unmöglich so tief herablassen, die Urheber so armseliger Umtriebe aufzuspüren und zur Rechenschaft zu ziehen; muß mich also damit begnügen, ihnen für dieses Mal die Freude zu verderben. Ich zeige demnach den wahren Freunden meines Institutes hiemit an, daß die Wiener Zeitschrift, im laufenden wie in dem bevorstehenden Jahre, nicht allein ihren bisherigen Gang unbeirrt und ungestört fortsetzen, sondern auch mit vermehrten Kräften und erneutem Muthe das Ziel verfolgen werde, dem sie durch 27 Jahre mit Ehren und mit dem Beyfalle der gebildeten Welt nachgestrebt hat.

Wien, den 1. October 1842.

Friedrich Witthauer.

Die Schicksalsstrümpfe.

Erzählung.

Vorwort.

Wenn wir alle die großen und kleinen Ereignisse, welche der Kreislauf der Zeit an unserem Auge vorüberführt, stets mit prüfendem Blicke bis an ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Quellen verfolgen könnten, so würden wir die Behauptung jenes Franzosen, der da beweisen will, daß die französische Revolution durch ein Glas Brantwein entstanden sey, durchaus nicht lächerlich finden. Wirklich ist es, daß fast alle, auch die wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse sich auf äußerst geringfügige Ursachen zurückführen lassen; auf Ursachen, die dem Blicke sogar entgehen, sobald der Faden, der sie mit ihren Wirkungen verbindet, nicht wahrgenommen werden kann. Eine geschäftige Eidechse durchwühlt die Ader einer unterirdischen Quelle, ein flüssiger Silberfaden springt hervor, und hundert Meilen weiter flutet er schon als mächtiger Strom, der Bettler zu Millionören und Reiche zu Bettlern macht nach seinen Launen, der Königreichen ihre ewigen Grenzen vorzeichnet, und als treufleißiger Agent der Aufklärung Völker und Staaten veredelt, indem er ihnen ihre einheimische Unschuld gegen fremde Weine und fremde Laster vertauschen hilft; ein rüstiger Alpenjäger knallt eine Gemse nieder, und der Knall entfesselt ein Schneeklümpchen, das langsam bergunter rollt, und unten im Thale als verwüstende Lawine Dörfer begräbt und Familien auslöscht. So hat auch das menschliche Leben seine Ströme und Lawinen, und auch sie fluten und stürzen oft aus sehr unbedeutenden Veranlassungen. Darum aber hält der Weise Nichts für geringe, denn das Geringste kann das Größte gebären.

Aus diesem Grunde habe ich die trübselige Geschichte meines Lebenslaufes auch nicht für so geringe halten wollen, um sie dir, verehrter Leser, nicht aus gutem Herzen mitzutheilen, wobey ich den aufrichtigen Wunsch hege, daß sie lieber gar nichts Großes bewirken möge, als etwa große Langeweile. Wenn deine Geduld bis zum letzten Capitel vorhält, so wirst du sehen, daß ein Strumpf der Talisman ist, welchen des Schicksals Hand über meinem Haupte schwingt. Alle meine Leiden und Freuden, all mein Glück und Unglück hängt mit jenem magischen Gewebe zusammen, das so vernestelt und verschlungen ist, wie ein weibliches Herz, und vielleicht eben darum als treues fac simile das schöne Vorrecht genießt, gewöhnlich aus rosigen Damenfingern hervorzugehen. Darum, mein verehrter Leser, rümpfe ja nicht die Nase, wenn du etwa in theuren Händen statt Pinsel oder Laute einen schneeigen Strickstrumpf erblickst; schau ihn nicht geringschätzig an; vielleicht wird er auch dein Talisman, und wer weiß, schlingt der Rosenfinger, dessen Spiel du freudigen Auges verfolgst, nicht eben den magischen Schicksalsknoten hinein; und du, holde Leserinn, schäme dich nicht des zierlichen Strickstrümpfchens in deiner kunstreichen Hand, denn ein Strumpf kann das Lebensloos werfen, wie du sehen wirst, und ist darum eine hochwichtige Sache, und das passendste Attribut für weibliche Hände, aus denen ja wir Männer samt und sonders unsere schwarzen und weißen Loose ziehen.

Erstes Capitel.

Ich kann recht eigentlich sagen, daß ich schon mein Daseyn den Strümpfen verdanke, denn mein Vater war ein ehrlicher Strumpfweber, der gewöhnlich den Herbst und Winter über in einem kleinen Dörfchen des Harzgebirges recht fleißig wirkte, um dann im Frühlinge und Sommer die Erzeugnisse seiner Kunst als marchand voyageur in der Umgegend abzusetzen. Rührig und lustig, wie er war, galt er Kunden und Wirthen für eine willkommene Erscheinung, und da er als Aufgabe zu seinen netten und wohlfeilen Waaren immer nach Umständen eine Kriegs-, Liebes- oder Gespenstergeschichte in Bereitschaft hielt, so war es ganz natürlich, daß Väter und Mütter den hübschen und

klugen Tabuletkrämer gewöhnlich nach abgeschlossenem Handel auf ein Gläschen Wachholder oder einen Löffel Suppe behielten, und die Töchter dazu recht freundlich sahen. Da auf diese Weise meines Vaters Handelsreisen seine Casse fast gar nicht in Anspruch nahmen, so vermehrte sich bey seiner gewohnten Wirthlichkeit binnen einigen Jahren sein Wohlstand so sichtlich, daß er mit Hülfe einiger alten Ducaten, die ihm ein invalider Wachtmeister, sein Vatersbruder, in einem alten Strumpfe eingewickelt mit der Bezeichnung: „Ehrliche Beute" hinterließ, im Stande war, ein eben feilgebotenes Häuschen in dem nahen Städtchen H*** zu erstehen; und dem nunmehrigen Bürger und Strumpfwirkermeister verwehrte kein Hinderniß weiter, die ehrliche Tochter eines ehrlichen Schulmeisters heimzuführen, der er einst bey Erhandlung eines Paares schwarz" wollener Festtagsstrümpfe als Angebinde für ihren Vater, etwas tief in das kindliche Herz und die blauen Augen gesehen hatte.

Meine Kinderjahre will ich stillschweigend übergehen, und meinen Lesern mich zuerst als zehnjährigen Knaben vorstellen, der eben zwischen den Knien des, seit einer Reihe von Jahren zum wohlhabenden Manne gewordenen Vaters, mit jenem, Kindern so eigenthümlichen Gemische von Leichtsinn und Rührung die Lehren empfängt, die etwa ein guter, durch Fleiß und Gottes Segen emporgekommener Bürger dem einzigen Sohne in dem Augenblicke zu geben pflegt, wo er den Entschluß gefaßt hat, ihn einen Schritt über die niedrige Sphäre hinauszuheben, worin er selbst geboren wurde. Es war nemlich in diesem Augenblicke mit Mutter Annen und ihrem Vatersbruder, den ich später vorzuführen die Ehre haben werde, der Beschluß gefaßt worden, mich, die späte und einzige Furcht von meines Vaters zufriedener Ehe, zum Diener Gottes zu weihen, und er bemühte sich eben, meinem kindlichen Gemüthe die Pflichten meines künftigen ehrenwerthen Standes recht eindringlich ans Herz zu legen.

„Und so," schloß nun mein Vater, „segne dich Gott, mein Johannes, und mache dich recht gut und klug, daß du dereinst deinen Brüdern klar und herzlich predigen, und mit gutem Beyspiel würdig vorleuchten mögest, wie ich es zu Gottes Gnade, und des Ohms Zusicherungen wohl auch hoffen will, wenn ich dich auch bey Haspel und Stuhl nicht recht brauchen konnte. Ehre, wenn du dereinst ein Gelehrter wirst, deines Vaters ehrliches Handwerk darum nicht minder, denn ihm wirst du's danken, was du seyn wirst; und" setzte er, zu Mutter Annen und Ohm Fabian gewendet hinzu, „wär's nicht zu Gottes Dienst, der ihn und alles Gut beschert, ich ließ es wohl nicht zu; Handarbeit mag leicht besser frommen als Kopfarbeit. Handwerk hat goldenen Boden; und kann er, wenn er brav thut, nicht auch als Bürgersmann zu Ehren und Würden kommen? Kann er nicht Armenvater, kann er nicht Gerichtsschöppe und Rathmann werden, so gut wie Einer? doch, Ihr behauptet nun einmal, Ohm Fabian, es stecke ein Gelehrter in dem Jungen, nun so sey's drum, und Gott mög's zum Besten lenken."

Mit diesem Endspruche war ich demnach als präsumtiver Gottesdiener erklärt, zur großen Freude meiner Mutter, die mich schon jetzt mit heiliger Ehrfurcht betrachtete, von allen Exercitien bey Haspel und Weife dispensirt, und Oheim Fabian als ausschließendes Fideicommiß überantwortet. Fabian aber, der Vaterbruder meiner Mutter, war ein alter Candidat der Gottesgelehrtheit, der unter bitterer Noth vor mehr als fünfundzwanzig Jahren seine Studien zurückgelegt, und sich seitdem stets ohne Erfolg um Pfarrdienste be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worben hatte, weil er dem Grundsatze treu blieb, die Vocation nur aus den Händen des Kirchenpatrons, und nicht aus denen der Kammerjungfer annehmen zu wollen. Während er durch diese lange Zeit das bittere Brot des Privatdocenten aß, war sein Bruder Küster und Schulmeister, und Vater meiner Mutter geworden, und als mein Oheim diese seine Nichte vor zwey Jahren als geachtete Frau des wohlhabenden H***er Bürger bey dem Leichenbegängnisse seines Bruders traf, den er statt des mit jahrelanger Einschränkung erkauften Wiedersehens zu Grabe tragen helfen mußte, ließ er sich durch ihre kindlichen Bitten überreden, den Rest seiner Tage im Hause meiner Eltern zuzubringen, und trug bald all die Liebe seines reichen, einsamen Herzens auf mich, den Großneffen, über, dessen Ähnlichkeit mit der Nichte, die ihn wie ihren Vater pflegte und ehrte, die vollgültigste Anweisung auf des alten Mannes unbeschränkte Zuneigung wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leonidas der Texaner.

Novelle von F. Brunold.

Texas! Wir sagen mit Lenau:

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freyheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt.

Redbirds und Mockingbirds jubeln in den Blüthenbäumen, knospende Chinabäume überschatten die Gehäge der schottischen Rose, in dem Laub der Sykomoren wiegen sich zahllose Insecten; die zartblühende Washilaweide lehnt sich an den Theebaum, und der dunkelgrüne Lebensbaum ragt aus dem Orangen-Citronenwäldchen wie ein König hervor. Arabische Jessaminen, Purpurmagnolien sprießen überall hervor, und der Tulpenbaum wölbt sich zur Laube.

Schöner aber als alle diese bezaubernde Pracht der Natur ist Elvira, die einzige Tochter des reichen Pflanzers Mister Wharton am Ufer des Salado, die in der Laube des Tulpenbaumes auf dem Stuhle aus Kirschbaumholz sitzt, und hinüber schaut zur untergehenden Sonne.

Der Jungfrau gegenüber sitzt ein Mann, einfach in ein Hirschfellwams gekleidet, die Beine über einander geschlagen. Seine Züge sind ernst trübe; nur wenn seine Blicke hinüber zur Jungfrau schweifen, nehmen sie einen Ausdruck von Glück und Zufriedenheit an.

Plötzlich stand Elvira ungeduldig auf, und zu ihrem Gesellschafter sich wendend, sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Heftigkeit und innerem Verdruß: „Willst du dein Schweigen nicht endlich brechen? Es kann für mich doch unmöglich angenehm seyn, ein unwillkürlicher Gesellschafter deiner stummen Betrachtungen zu seyn, zumal du doch nie mit deinen Plänen eine Regierung ändern oder ein Land bessern wirst.“

Der Angeredete stand auf, und die markige Hand auf die Schulter des Mädchens legend, rief er: „Der Mann kann Alles, was er will. Frey seyn können wir, wenn wir wollen. Unsere Geschichte ist nicht so alt wie der Tulpenbaum, der über unsern Häuptern sich zur Laube wölbt, sie ist nicht so alt, daß zu befürchten stünde, irgend ein Mann in den Pflanzungen, in den Prairien oder in den Städten könnte sie vergessen haben. Moses Austin ist der Gründer unsers Staates, dem nur noch die Freyheiten fehlen, die dem Gründer vom Madrider Cabinet im Jahre 1821 versprochen, aber nicht gehalten wurden, um eigenkräftig selbstständig dazustehen. Unser Land vom Sabinafluße bis zum Rio del Norte und bis zum rothen Flusse hinauf war eine Wüste, jetzt ist es ein Paradies. Seit sechs Jahren sind wir im Kampfe für unsere Freyheit begriffen, und Stephen Austin bleibt der Worte eingedenk, die er seinem ster-

benden Vater Moses gelobte. Als Guerro im Jahre 1829 allen unsern Sclaven widerrechtlich die Freyheit schenkte, uneingedenk der uns gelobten Privilegien, da ward die Fackel des Krieges erhoben. Vor zwey Jahren reiste Stephen Austin nach der Hauptstadt Mexico's. Santa Anna, der Statthalter, hat seine gerechten Bitten und Vorstellungen, uns ruhig im Besitze der früher bewilligten Freyheiten zu lassen, nicht erhört. Austin schmachtet im Kerker. Seit dem 13. May ist unsere Constitution vom Jahre 1824 aufgehoben. Wir, die wir freye, unabhängige Pflanzer waren, die man einst gern und freudig aufgenommen hatte, ein wüstes Land urbar, nutzbar zu machen, sind Sclaven."

Elvira ward ungeduldig, und den Sprecher unterbrechend rief sie: „Mich dünkt, es wäre besser, du suchtest, statt Träumen nachzuhängen, dir eine Hacienda Landes anzuschaffen. Mein Vater ist, wie du weißt, nicht eben günstig für dich zu sprechen, und meint, du ließest dir jede Gelegenheit, dein Glück zu gründen, von der Nase gehen."

„Elvira!" rief der bis dahin ernste Mann mit leidenschaftlicher Glut, „Elvira, wo wäre anders mein Glück, als einzig nur bey dir? Habe ich unrecht gehandelt, habe ich etwas versäumt — ich that es aus Liebe zu dir. Die Herren dort oben am Ruder des Staates bedürfen Geld; Landstrecken am rothen Flusse werden zum Kaufe ausgeboten. Eine bedeutende Anzahl unserer Landsleute gedenkt sich dort anzukaufen. Ich gedachte mich an jene anzuschließen, mich in jenem Nordende niederzulassen; heut kam ich, um Abschied von dir zu nehmen. Aber ehe ich scheide, ehe ich diesen Lebenswurf thue, sage mir ein Wort, sage mir, ob du mir dereinst auch zu folgen gedenkst nach jenen aufstrebenden Landesstrichen, wo der freye Texaner sich ein Asyl zu bauen gedenkt?"

Der Sprechende schaute ernst prüfend der Jungfrau in das Auge, und diese, von innerer Glut erregt, leise zitternd rief: „Immer diese Zweifel, immer diese kränkenden Bedenklichkeiten! Wir sind zusammen groß geworden, wir sind seit Jahren oft und vielfach zusammengekommen. — Ich dächte, du hättest in dieser Zeit mich genugsam kennen lernen können. Freylich wird es in der ersten Zeit in deinen Pflanzungen nicht sehr erquicklich aussehen, — aber werde ein Mann, wie mein Vater sagt, und meine Hand wird dir nicht versagt werden."

„Deine Hand — aber dein Herz?"

„Hoffe, — handle."

Der rauhe kräftige Mann warf sich der Jungfrau zu Füßen, und ihre schönen, weichen Hände an seine Lippen drückend, rief er: „Leb' wohl, Elvira! bewahre dein Herz mir treu, und keine Gefahr wird mich zurückschrecken, dich zu erreichen."

Noch einmal drückte er die Hände an das wogende Herz, schaute seligtrunken in die Augen der Geliebten, griff nach seinem groben Filzhute, — und trat langsam, aber fest, aus der Laube hinaus.

Die Jungfrau schaute lange sinnend dem Wandernden nach, bis die Theestauden ihn ihren Blicken entzogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 28. September zum ersten Male: „Die Wünschelruthe." Originalposse in zwey Acten, von Friedrich Kaiser, mit Musik von J. Kren.

Der alte Bergstamm hat sein Vermögen an einen Vetter verschenkt, und seinen Sohn Otto dadurch enterbt, welcher eine dem Vater nicht anständige Liebschaft angesponnen hatte; bald nachher wurde der alte Herr in einem Schachte, in den er am Charfreytage einfuhr, verschüttet. Otto wurde Oberförster und das Vermögen ging in die Hände seines Vetters über, dessen Verleumdungen zu dem unväterlichen

Entschlusse vorzugsweise beygetragen hatten. Der Vater ist aber nicht todt, sondern rettete sich wunderbar aus dem Schachte und umschleicht nun in einer Maske die Gegend, um seinen Sohn und seinen Erben zu prüfen; bald erkennt er sein Unrecht und weiß jenen Spitzbuben im Netze der eigenen Schurkerey zu fangen, worauf er die Verzichtleistung auf jene Schenkung erwirkt und sich zu erkennen gibt. — Hr. Kaiser wurde nach beyden Acten und im Verlaufe des Stückes, nach einem sehr guten Refrainliede, gerufen; dieß bewiese wohl, daß das Stück gelungen sey und gefallen habe. Dem ersteren widerstrebt aber die ganz handlungslose Begebenheit, die Breite und Langweiligkeit der Ausführung; gegen den ostensiblen Succeß sprach der Umstand, daß die Ankündigung der Wiederholung des Stückes mit Zeichen von Mißbilligung aufgenommen wurde. Meines Erachtens ist die Neuigkeit eben nicht verwerflich rücksichtlich des Stoffes; allein in allen übrigen Beziehungen erscheint sie schwach und uninteressant, mit Ausnahme der schon erwähnten Couplets bietet sie nichts, was auf Abschätzung über die Mittelmäßigkeit Anspruch hätte. Hr. Kaiser muß endlich einmal der Nepräsentation des bösen Princips durch komische Darsteller und der moralischen Novellenelemente, deren Schluß auf der Hand liegt, entsagen; sonst wird ihm in der Localposse wenig Heil mehr erblühen; er muß zu Vorwürfen aus dem Volksleben zurückkehren und komische Charaktere für komische Situationen erfinden, wie er es früher mit Erfolg gethan; diese Rührey von falschem Pathos und eingedrängter Komik können und dürfen sich nicht halten, da sie Zwitterdinge sind, denen kein gesundes Leben innewohnt. Möge er uns bald wieder auf seinem früheren Wege begegnen! — Von den Darstellern ist Hr. Scholz zu rühmen; unter die Unbegreiflichkeiten des Stückes gehört, daß der Hundejunge Göthe und den Erlkönig kennt, dann das Melodram in der Nachtscene und endlich das schöne Grün, mit welchem die Gegend am Charfreytage bekleidet war, wo die Vegetation wohl noch selten auf einen grünen Zweig gekommen seyn dürfte. — Das Haus war zahlreich besucht. Stbe.

Bosco

ist bey vielen unserer Leser gewiß noch in lebhafter Erinnerung, und keineswegs durch einen Philippe oder Döbler ganz aus dem Gedächtniß verdrängt worden. Er hat in der letztern Zeit der Reihe nach die Großstädte Alexandria, Smyrna, Constantinopel, Moskau und Petersburg besucht, und seine magischen Künste producirt. In der jungen, glänzenden Newastadt traf er fast gleichzeitig mit Liszt und andern Großvirtuosen ein, und fürchtete, bey einer so starken, mannigfaltigen Concurrenz mit seiner Zauberey Fiasco zu machen. Ein französischer Literat, Scipion M—. (berichtet der „Globe"), mit dem er sich auf der Reise befreundet, und der in Petersburg ausgezeichnete Bekanntschaften hatte, ermuthigte ihn, und ging ihm auch mit Rath und That an die Hand, seine Kunst, durch die er sich schon so viel Ruhm und Geld erworben, auch hier geltend zu machen. „Sucht es vor allem dahin zu bringen, daß Ihr vor Sr. Majestät dem Kaiser spielen dürfet," sprach er zu ihm, „an beyfälliger Anerkennung wird es, so weit ich Euch kenne, gewiß nicht fehlen, und habt Ihr einmal vor dem allerhöchsten Hofe gespielt, so seyd versichert, daß man Euch heute dahin, morgen dorthin berufen und mit splendider Freygebigkeit honoriren wird."

Bosco brachte es nach kurzem Aufenthalt dahin, daß ihn General Kleinmichel, damals Kriegsminister ad Interim, zu einem Abendzirkel in sein Palais berief. Es ward ihm die achte Stunde festgesetzt — er kam um eine halbe Stunde spä-

ter, und sein ersehntes Glück war verabsäumt. An der Pforte des Palastes wurde ihm bedeutet: Se. Majestät der Kaiser Nicolaus seyen in Höchsteigener Person hier gewesen, und wollten ein Stück seiner Kunst mitansehen, nun sey er aber schon fort, und der Minister habe erklärt, daß er heute auf dieses Schauspiel ganz Verzicht leiste, weil es schon zu spät wäre.

Es läßt sich erachten, daß Bosco wie vom Donner gerührt war, um so mehr, als er am folgenden Tage hörte, daß der Kaiser ehestens nach Czarskoje-Selo abgehen werde. Er ging wie ein Verzweiflungsvoller zu seinem Freunde Scipio, und dieser machte wohl über die Sache eine etwas verdrießliche Miene; doch schien er vom altrömischen Scipio Africanus eine Art Feldherrntalent geerbt zu haben, denn er war bald mit einem sinnvollen Schlachtplane fertig.

Er wußte durch seine Bekanntschaften auszumitteln, welche Tageblätter der Kaiser fast regelmäßig zu lesen pflege, und als er erfuhr, daß die „nordische Biene" diese Gunst genieße, verfaßte er schnell ein Paar Aufsätze, und ließ sie in die genannte Zeitschrift einrücken. Sein Thema war natürlich der Zauberer Bosco, und er brauchte weder Lügen zu erzählen noch Schwänke zu machen, sondern nur das Thatsächliche ein wenig aufzuputzen, um die Aufmerksamkeit auf diesen gewandten Escamoteur zu lenken. So berichtete er unter Andern, daß Bosco die Gnade zu Theil wurde, vor Mehmed Ali in Alexandria zu spielen, wo er einen ergötzlichen Auftritt veranlaßte. „Er bat einen vornehmen Araber um seinen kostbaren Ring, da trat ein Anderer hinzu, besichtigte und bewunderte das werthvolle Kleinod — ließ es aber aus der Hand auf den Boden des Pavillons gleiten, von wo es in das unter demselben befindliche Meer fiel — und rettungslos verloren schien. Der Eigenthümer war trostlos und geberdete sich wie ein Verzweiflungsvoller. Da warf Bosco schnell ein Netz aus, fing einen Fisch, und dieser hatte den kostbaren Ring im Rachen. — Von seinen Productionen in Constantinopel wird erzählt, daß er damit bey Hofe nicht bloß das größte Aufsehen erregte, sondern sogar die Auszeichnung genoß, die Odalisken des Sultans unter seinen Zuschauern zu haben."

Diese und andere Daten erweckten bey den Lesern der „nordischen Biene" allerdings einige Sensation, und wenige Tage waren vergangen, so erhielt Bosco den schmeichelhaften Auftrag, nach Czarskoje-Selo zu kommen, und seine Zauberkünste vor dem kaiserlichen Hofe zu producirer. Er erntete großen Beyfall und ansehnliche Geschenke, und ganz glücklich wie er war, erklärte er seinem Freunde: „Was Wunder und Zauberey betrifft, räume er ihm gerne und dankbar den Vorzug ein."

J. M—r.

Notizenblatt.

Ein englisches Testament. In dem letzten Willen eines Hrn. James Sarjeant, welcher vor Kurzem zu Leicester in England verstorben ist, kommt folgende merkwürdige Klausel vor, welche zwar in das Gebiet der unzähligen brittischen Sonderlingslaunen gehört, nichts desto weniger aber häufige Nachahmung verdiente: „Da meine Neffen bis in den späten Morgen hinein im Bette zu faullenzen gewohnt sind, mein Wunsch aber dahin geht, daß sie sothane Bärenhäuterey ablegen, und hinführo zur Zufriedenheit meiner Vermächtnißvollstrecker darthun mögen, daß sie Tag für Tag bey Zeiten aufgestanden, und sich entweder daheim beschäftigt oder im Freyen ergangen haben, so bestimme ich hiermit Folgendes: Vom 5. April

bis 10. October haben dieselben spätestens um fünf Uhr früh aufzustehen, und, wie eben erwähnt, eines oder das andere vorzunehmen und damit drey Stunden hindurch bis acht Uhr fortzufahren; vom 10. October bis 5. April hat dasselbe von sieben bis neun Uhr Morgens, also zwey Stunden hindurch zu geschehen. Geschieht dieß, mit Ausnahme etwaigen Unwohlseyns, durch die nächsten sieben Jahre nach meinem Hintritt nicht zur vollkommenen Zufriedenheit meiner Vermächtnißvollstrecker, so sollen besagte Neffen keinen Theil von meinem Nachlaß erhalten." 3.

Eine nautische Operation. Aus einem amerikanischen Kauffahrer, welcher bereits vor länger als einem Monate in den holländischen Gewässern untergegangen ist, wurde kürzlich die gesamte, werthvolle Ladung nebst den Mundvorräthen aus der Tiefe der Nordsee unversehrt heraufgefördert. Diese merkwürdige Operation wurde unter Leitung W. Fraser's von der Londoner „Submarin- und Bergungsanstalt" bewerkstelligt. Unter der Ladung befand sich eine Zahl kostbarer Maschinen, welche so unversehrt waren, als ob sie eben erst aus der Werkstätte hervorgegangen wären. Der Kauffahrer lang ganz im Sunde versunken und dem brandensten Wogenschlage der Nordsee preisgegeben. 1.

Das Gold. Dieses lauteste Losungswort unseres eisernen Zeitalters macht sich in den Mienen von Brasilien und dem spanischen Amerika von Jahr zu Jahr rarer; dafür ist aber die Ausbeute dieses edlen Metalls in den sibirischen Bergwerken fortwährend im Steigen begriffen. So hat man der russischen Staatszeitung zu Folge, im Jahre 1840: 3,300 Kilograme, d. i. für mehr als 4,000,000, und im Jahre 1841: über 5000 Kilogramme, d. i. über 6,000,000 fl. C. M. an Gold gewonnen. 28.

China ist ausgemacht **per eminentiam** das Mutterland großartiger Erfindungen, denn nicht allein, daß man dort schon viel früher als irgendwo das Schießpulver, die Buchdruckerkunst mit beweglichen Figuren (nicht Lettern), das Glas und Porzellan, die Ketten- und Drahtbrücken ꝛc. kannte und mit in den socialen Verkehr einführte, erweiset jetzt ein Gelehrter mit vielen haltbaren Belegen: daß man in dem himmlischen Reiche schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine gewisse Gattung von Dampfmaschinen verfertigt und in der Industrie angewendet habe. In einem Reisewerke vom Jahre 1611 liest man ferner: daß in China seit längerer Zeit schon Papiergeld im Curse sey. 9.

Theater-Bulletin. „**Céline, ou: la famille de l'Absent**," Drama in zwey Acten von Hrn. Fournier, gefiel im Gymnase durch Moralität und geistreiche Ausführung; die Grundidee desselben, ein wiederkehrender Oheim, welcher seine Erben auf die Probe stellt, ist schon uralt.

Im Theater Rè zu Mailand spielt gegenwärtig die Truppe des Directors Gustav Modena, des Einzigen beynahe, welcher das recitirende Schauspiel in Italien vor dem gänzlichen Untergange bewahrt. Die Vorstellungen wurden mit einer Übersetzung von Delavigne's historischem Drama „**Louis de Normandie**" eröffnet.

Sgra. Marai ist für vier Stagionen nach Florenz, Livorno, Rom und Reggio engagirt. 46.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

197

Montag, den 3. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Zweytes Capitel.

Unter meines guten Oheims liebevoller Anleitung hatte ich die Grenzen des Knabenalters überschritten, und war zur innigen Freude meiner Eltern von dem Herrn Superintendenten, der auf einer Kirchenvisitation unser Städtchen berührte, wo er mich und den Oheim bey Pastors über Tische traf, als ein hoffnungsvolles Pfropfreis für den Stamm der heiligen Kirche erklärt worden. Der Tag, an welchem ich die hohe Schule zu L*** beziehen sollte, war bereits angesetzt, meine Mutter thronte in einem Kreise nadelfertiger Gehülfinnen hinter einem Gebirge schlesischer Leinwand, um des werdenden Candidaten stattliche Aussteuer zu besorgen, und weinte schon anticipando Freudenthränen über dem eben zugeschnittenen Chorhemde, in dem ich dereinst meine Gastpredigt in der vaterstädtischen Hauptkirche halten sollte; Ohm Fabian packte geschäftig alte Kirchenväter und neue Schlafmützen, eine Sammlung Controverspredigten, und die Fliegenkappe, Cicero's Werk von den Pflichten und die 32ste und letzte seiner stets abschlägig beantworteten Anstellungssuppliken sorglich in den geräumigen Reisekoffer, vor Allem aber ging mein Vater wie verklärt im ganzen Hause und Städtchen herum, und erzählte jedem, der es hören wollte, daß sein Johannes in vier Wochen nach L*** zur Hochschule reise, wo er „auf den Pfarrer" studieren werde.

Wie man sieht, hatten sich meines Vaters Ansichten seit dem letzten Hauptabschnitte meines Lebens bedeutend geändert. Zur Erklärung muß ich anführen, daß sich in den acht Jahren, welche seitdem verflossen waren, meines Vaters Glückslage eben so auffallend umgestaltet hatte. Das vollkommenste Gedeihen war mit allen seinen Unternehmungen; die Erzeugnisse seiner Fabrik wurden nah und fern gesucht, sein Schreibeschrank barg Schuldbriefe von der halben Stadt, das kleine bescheidene Vorstadthäuschen hatte sich in ein ansehnliches Fabriksgebäude umgestaltet. In dem Maße nun, als mein Vater für einen der wohlhabendsten Bürger von H*** zu gelten anfing, folgte auch jene Art von Bedeutung, die man stets im Gefolge des Reichthums findet; er erlangte ein gewisses persönliches Übergewicht, welches ihm um so gefährlicher schmeichelte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da er es keiner positiv ämtlichen Würde zuschreiben durfte. Bisher nemlich hatte er noch beharrlich vermieden, sich um die Aufnahme in den Stadtrath oder ein sonstiges Amt zu bewerben; nichts desto weniger aber hatte die Würde eines Rathsmannes bey der großen Empfänglichkeit für äußerliche Auszeichnung, welche ihm die Verhältnisse seither beygebracht hatten, zu großen Reiz für ihn, als daß er sie nicht sehnlichst hätte wünschen sollen, und er wartete nur auf die Gelegenheit, nach ihr zu trachten, ohne sich den Vorwurf ehrgeizigen Strebens zuzuziehen. Diese Gelegenheit war nun eben erschienen, der alte Zunftmeister war gestorben, und die Gilde hatte meinem Vater die Zunftmeisterswürde angeboten, sobald er, wie es Sitte sey, vorerst in den Stadtrath aufgenommen seyn würde.

Daß ihm, auf sein Bewerben, der hohe Stadtrath einen Sitz in seiner Mitte nicht verweigern werde, das war unter solchen Umständen beynahe als gewiß vorauszusehen, und da sich mein Vater solchergestalt in Kurzem als eine der ersten Respectspersonen hiesiger Stadt betrachten durfte, so war es für ihn ein doppelt behaglicher Gedanke, seinen Sohn dereinst vielleicht an der Spitze der geistlichen Dynastie der Vaterstadt zu sehen, und so die beyden Enden der höchsten Macht in seinem eigenen Hause zusammen zu fassen. Darum segnete er, wenn auch nicht mehr aus so lauterem Herzen, wie vor acht Jahren, mich und den Oheim Fabian, der damals ihn bewogen, seinen Sohn die Bahn der Ehre wandeln zu lassen. Sah er sich doch schon im Voraus hochgeehrt im Städtchen und weit umher, denn, wie bald verstrichen nicht ein paar Jährchen, und dann war sein Johannes **Theologiae Baccalaureus**, und packte er dann nur am rechten Flecke an, so konnte es nicht fehlen, des alten Stadtpfarrers Substitut, und dereinst selbst Pfarrer mußte ich werden, und wie schön mußte es dann klingen, wenn etwa ein wohledler Herr Collega, oder ein gehorsamer Bürger freundlich grüßend fragte: „Ey guten Morgen, gestrenger Herr Zunftmeister! wohin so früh?“ und er dann antworten konnte: „zu meinem Sohne, dem Herrn Stadtpfarrer.“ Und er selbst, war er nur erst Rathsmann und Zunftmeister, stand er dann nicht auf der Leiter zur höchsten Macht? winkte nicht im Hintergrunde der regierende Bürgermeister?

Es nahte aber der Tag heran, an welchem, kurz vor meiner Abreise zur Hochschule, die Senatorwahl gehalten werden sollte. Aus dem Vorhergesagten ist leicht zu entnehmen, daß mein Vater ihn nicht müßig erwartete. Als kluger Mann hatte er, seine Leute wohl kennend, jeden Stimmfähigen auf seine eigene Weise bearbeitet, und bey Keinem waren seine Bemühungen fruchtlos geblieben, als bey Einem seiner Mitmeister, der, schon lange ihm sein Emporkommen beneidend, jetzt seine Abneigung und seinen Unmuth laut aussprach, womit ihn die Anmaßung erfüllte, welche meinen Vater, den Eingewanderten, bewog, sogar nach dem curulischen Stuhle zu trachten, und der ihm ins Gesicht sagte, wenn alle „Jaherrn“ der ganzen Stadt, den Herrn Bürgermeister mit eingerechnet, ihm ihre Stimmen gäben, so sollte doch die seinige der Teufel eher haben, als mein Vater.

Indeß hatte das nicht viel zu bedeuten. Der widerhaarige Beinhüllenverfertiger war bey männiglich verhaßt, ob seines störrischen Wesens, und die Mehrheit der Stimmen hatte mein Vater ja doch, und konnte daher seines Votums leicht entrathen. Weit wichtiger war es, sich einer andern Instanz zu versichern, ohne deren Bestätigung auch die einstimmigste Wahl des Senats meinen Vater nicht zum Rathsherrn hätte machen können. Es war dieß die Frau

Bürgermeisterinn, unter deren Auspicien schon seit mehr als zwanzig Jahren alle Senatsbeschlüsse gefaßt worden waren, und von der, wie hundert Beyspiele erhärtet hatten, durchaus keine weitere Appellation Statt fand.

Als mein Vater vor zwey Jahren seine silberne Hochzeit feyerte, hatte er das Unglück gehabt, beym Ausbringen der Gesundheiten zuerst den Herrn Bürgermeister, und dann erst dessen gestrenge Hälfte zu nennen, und diesen Verstoß hatte ihm die Ungnädige lange nachgetragen. Freylich hatte er, besonders in der letztern Zeit, nichts gespart, um das Andenken an jenes unwillkürliche Vergehen durch hundert Sühnopfer zu vertilgen, allein der jetzige Moment war zu entscheidend, als daß mein Vater nicht hätte alles erschöpfen sollen, was die wandelbare Gunst der mächtigen Regentinn nur immer zu fesseln vermochte.

Zum Glücke hatte die hohe Frau eine Hauptneigung, von welcher sie eben so kräftig beherrscht wurde, wie sie ihrer Seits ihren Ehegemahl und seine friedlichen Räthe beherrschte. Alles, was Nadel und Scheere, Bleiche und Webestuhl zu schaffen vermochte, Alles das umfaßte ihr Herz mit unendlicher Liebe. Ihre Leinewandschränke spotteten der reichsten Magazine des Weichbildes, und ihre Kasten strotzten von Arachnen's Meisterwerken. Sie selbst war eine der größten Künstlerinnen, die je einen Faden durch ein Nadelöhr gezogen, und von allen berühmten Personen des Heidenthums, mit denen die Belesenheit des Herrn Subconrectors sie bey ihrem wöchentlichen literarischen Warmbiere nach und nach bekannt gemacht hatte, war ihr Königinn Penelope die merkwürdigste, nicht sowohl wegen ihrer beyspiellosen Treue für Ulysses, sondern wegen ihrer Kunstfertigkeit im Spinnen und Weben, wobey sie nur immer nicht begreifen konnte, woher die kunstreiche Griechinn den Heldenmuth nahm, das des Nachts wieder zu zerstören, was sie während des Tages mühsam geschaffen hatte.

Auf diese herrschende Leidenschaft der hohen Frau hatte nun mein Vater mit diplomatischer Feinheit den Angriffsplan berechnet, wodurch er ihre Huld sich auf ewige Zeiten erobern wollte. Schon seit längerer Zeit hatte er den längst verlassenen Sitz hinter dem Werkstuhle wieder in Person eingenommen, und die darob staunenden Freunde und Gesellen sahen allmälig ein Strumpfpaar unter seinen kunstreichen Händen hervorgehen, dessen in der ganzen Welt kein zweytes zu finden seyn mochte. Die Fäden dieses Meisterwerkes beschämten das Netz der Spinne an zarter Klarheit, und verschlangen sich zu so labyrintischen Dessins, daß alle, die da es schauten, den Ruhm dieses Prachtstückes laut verkündeten, und die Frau Bürgermeisterinn glücklich priesen, welcher das Kunstwerk, wie mein Vater wohlweislich in jedes Ohr flüsterte, als ein schwaches Zeichen seiner unbegrenzten Verehrung zu Füßen gelegt werden sollte.

Am letzten Sonntage vor der Wahlwoche war denn endlich das Cabinetstück vollendet, und sämtliche Freunde und Freundinnen der edlen Webekunst, von dem Rufe herbeygelockt, umstanden es, neidend und preisend, wie die Götter den Schild des Achilles, und schwerlich sah Vulcan so stolz auf sein Kunstwerk, als mein Vater auf das seinige. Es war aber auch ein Anblick, der jedes Herz in Bewegung setzen mußte, um wie viel mehr das der kunstsinnigen Consularhälfte! Diesem Geschenke, das war gewiß, konnte die Stadtmutter nicht widerstehen; sein war ihre Huld, sein ihr Votum, sein die Senatorswürde, und mit hochgetragenem Kopfe stand er im Vorgefühle seiner nahen Größe, als schon lange der Schwarm der Bewunderer sich verlaufen hatte, um dem Rufe der Glocke zu folgen, die eben die fromme Herde der Gläubigen in den geist-

lichen Schafstall berief. Mit großen Schritten maß er die Prunkstube, worin er nach der Rathswahl sein Ehrengelage geben wollte, und bedauerte, daß sie zu klein sey für die großartigen Anstalten, welche er gerne getroffen hätte; er sah sich schon hinter dem rothbehangenen Ehrenstuhle in der Kirche, und dem grünen Sessionstische auf dem Rathhaussaale, übte bereits die stattliche Würde ein, womit er zur Function einherschreiten wollte, wenn der erste gute Mitbürger am Pranger stehen sollte, kurz, er vertiefte sich so in seine goldenen Träume, daß er darüber zum ersten Male seit Jahren den Gottesdienst versäumte, und, als er zufällig ans Fenster trat, mit großem Schrecken bereits die Schaar der Andächtigen der Kirche entströmen sah, die Regentinn an der Spitze, die, von der Fama von meines Vaters Galanterie bereits unterrichtet, durch die Eilfertigkeit, womit sie an der Seite ihrer kleinern Hälfte nach Hause strebte, sattsam die Zuversicht anzeigte, womit sie meines Vaters Huldigungsvisite erwartete.

Nun war kein Augenblick weiter zu verlieren, denn die Frau Bürgermeisterinn hielt auf die Dehors so gut, als die beste Obersthofmeisterinn, und die strenge Etikette meiner Vaterstadt befahl, Anstandsvisiten unmittelbar nach der Kirchenstunde abzuthun. Mein Vater fuhr daher eiligst in den schon bereit liegenden Bratenrock, stülpte die stattliche Perücke auf das gedankenvolle Haupt, wickelte, während er einem mit bestellten Waaren aufs Land abzusendenden Jungen noch einige Aufträge ertheilte, das Weihgeschenk in glänzendes Goldpapier, und setzte sich, nachdem er noch einem halben Blick an die Stelle fallen ließ, wo bald das Zeichen der Amtswürde, der stattliche Degen, prangen sollte, in Bewegung gegen das Haus, in welchem das Wesen thronte, dem es einzig erlaubt war, der freyen Reichsstadt Gesetze vorzuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leonidas der Texaner.

(Fortsetzung.)

Milam, so hieß der Mann, den wir flüchtig kennen lernten, eilte mit einer bedeutenden Schaar Texaner nach der Hauptstadt, um die ausgebotenen Landstriche zu erstehen. — Die Regierung verweigerte ihnen den Ankauf unter nichtigen Vorwänden. Der Hauptgrund war, man fürchtete die Käufer, und wünschte nicht, daß diese Menge festeren Fuß im Lande fassen möchte. Die Erbitterung stieg aufs Höchste. Da gab Santa Anna dem General Cos den Befehl, nach dem Hauptorte der Provinz San Antonio del Berar zu marschiren, und die dortige Regierung, die den Verkauf gedachter Ländereyen durchaus abgeschlossen wissen wollte, zu verjagen und die Übelthäter in die Gefängnisse abzuliefern. Dieser Befehl wurde vollzogen — und am 16. August 1835 erhoben die Texaner, aufs Höchste gereizt durch jene Speculanten, die nach ihrem mißglückten Kaufe im Lande umherzogen, die Fahne der Empörung.

Milam war bey allen diesen Bewegungen nicht unthätig gewesen. — Das Vaterland verlangte ihn, — und er zog seine Hand nicht zurück. Als aber ein Augenblick der Ruhe eingetreten war, als ein kurzer Stillstand die Gemüther zu beruhigen schien, da machte er sich auf, da eilte er hinüber zu den Ufern des Sabinaflusses, zu den Orten seiner Liebe. —

Und der Fuß eines Liebenden bewegt sich schnell. Wie so bald, wenn auch dem Herzen, der Sehnsucht noch zu spät, waren jene heimatlichen Plätze erreicht. Aber keine Elvira trat dem Suchenden entgegen; sie war nicht in der Laube des Tulpenbaums, nicht in einer jener Grotten, wo sie mitsammen oft gesessen, nicht an dem Ufer der Sykomoreninsel — Elvira war seit drey

Tagen verheirathet, war an diesem Morgen mit ihrem Gatten, dem Officier Filasola, nach San Antonio de Bexar gezogen.

Nun war Alles verloren, nun war Alles dahin. Wie ein Träumender bestieg der Verzweifelnde sein Thier, und trabte dem Westen, den Verbündeten zu. —

Immer trüber, immer ernster gestalteten sich die Dinge im Lande. Beyde Theile bereiteten sich zum Kampfe. Da erschien plötzlich am 8. September 1835 Stephen Austin wieder unter seinen Mitbürgern, und sein fester Charakter, seine Überlegenheit regelte die Verbindung. In Brazoria wurde eine Generalversammlung gehalten. Durch ganz Texas bildeten sich Vereine. Stephen Austin mit seinen tapfern Colonisten schlug die Mexicaner in vielen Gefechten, General Cos sollte endlich in San Antonio de Bexar belagert werden.

Milam, von Schmerz und Wehmuth erfüllt, zeichnete sich in den Stunden der Gefahr durch Muth und Standhaftigkeit aus. Von Stephen Austin beauftragt, die zerstreuten Colonisten am Trinity River zum Aufstande zu versammeln, zog er mit zehn Mann aus, um diesem Befehle nachzukommen. Die einzelnen Pflanzungen lagen dort zerstreut umher, und Milam fand oft Tage lang kein Obdach, um sein müdes Haupt in Ruhe niederlegen zu können. Doch das schnelle Gelingen seines Vorhabens erleichterte alle Mühe. Von allen Seiten strömten die Pflanzer herbey, um für die Freyheit und das Recht zu kämpfen — und selbst zu sterben. In Eilmärschen ging es zurück, der Hauptstadt zu. Von allen Seiten kamen Abtheilungen von Bewaffneten, die dasselbe Ziel hatten.

Eines Tages ging der Weg durch eine offene Prairie! Milam's Schützen waren, wie er selbst, ermüdet, und alle sehnten sich nach Ruhe. Da wurden sie plötzlich durch einige Schüsse emporgeschreckt. Sie eilten der Richtung zu, von der der Knall gedrungen, und sahen nach kurzer Frist einige Pflanzer mit den Bewohnern einer einsam gelegenen Mission*) im Kampfe begriffen.

Die Bewohner der Mission hatten die Pflanzer nicht aufnehmen, ebenso wenig einige Erquickung reichen wollen, mit der Ausrede, sie hätten der Gäste schon genug zu bewirthen, und so hatten jene das Geforderte sich mit Gewalt zu verschaffen gesucht.

Milam suchte die Ruhe wieder herzustellen. Als er endlich in das Haus trat, kam — Elvira ihm entgegen. Sie und ihre Begleiter waren die früher angekommenen Gäste. Sprachlos stumm standen die einst sich Liebenden einander gegenüber. Milam's Auge ruhte ernst und fest auf der schönen jungen Frau, und Elvira, die durch dieses Anstarren immer ängstlicher wurde, griff endlich nach der Hand des Jugendgespielen, und bat mit zitternder weicher Stimme: „Ich wünsche nach San Antonio de Bexar zu kommen."

Weiter vermochte sie vor innerer Erregung nicht zu sprechen. Milam aber, der den weitern Sinn ihrer Worte glaubte errathen zu haben, sagte: „Ich verspreche Ihnen, daß Sie das Ziel Ihrer Reise ungehindert erreichen sollen."

Mit diesen Worten trat er wieder hinaus und gesellte sich schweigend zu seinen Waffenbrüdern.

Nach einiger Zeit trat Elvira heraus. Sie war zur Weiterreise gerüstet. Milam's Begleiter umgaben sie, und fort ging es der Hauptstadt zu.

---

*) Mission, Vorwerke von den Spaniern, zur Zeit, als sie das Land inne hatten, angelegt, um die Indianer zu bekehren und zu — unterjochen.

(Der Schluß folgt.)

Christoph Ritter von Gluck und die antike Classik.

Der Abstand der Periode Gluck's und der unserigen ist, obgleich nur ein Jahrhundert dazwischen liegt, derselbe wie der der Periode des Ayschylos und Schiller's. Wunderbar, es ist, als ob die Menschheit erst zu einem gewissen Grade der Civilisation hätte vorschreiten müssen, ehe sie sich aus der

Alltäglichkeit in das Reich tönender Sphären hinaufträumen konnte. In der Dichtkunst standen schon Riesengeister im tiefsten Nebel des Alterthums da, nicht so in der Musik. Von Tondichtungen der Alten wissen wir wenig, und der Mangel an Traditionen davon läßt uns am natürlichsten auf deren Unbedeutsamkeit schließen. Wenn es zu Aeschylos Zeiten Tondichtungen nach unseren Begriffen gegeben, warum sollten nur die Gedichte, nicht auch die Compositionen der Töne bekannt seyn; warum kennen wir Homer, den die Zeitgenossen Aeschylos schon für den Vater der Dichtkunst hielten; warum nicht Kunstwerke, die einige Jahrhunderte später entstanden seyn sollen? Am nächsten bekannt, steht uns die Musik der ältern Italiener, später die der Franzosen; aber die Classicität derselben scheint darum nicht unbedingt zu seyn, weil wir sie für veraltet erklären. Das wahrhaft Classische veraltet nie. Wir wollen uns indeß hier nur mit dramatischer Poesie beschäftigen, und in dieser finden wir jenen sonderbar verschiedenen Fortschritt der Dichtkunst und der Musik. Zwischen Aeschylos und Shakspeare kennen wir wenig Sterne erster Größe; aber welche Kluft liegt zwischen diesen und zwischen Shakspeare und den dramatischen Dichtern unserer Zeit. Jahrtausende sind über den hinterlassenen Glanz dieser Sterne hinweggegangen, und die Kluft ist nicht umfangreicher als die zwischen Gluck und den Tondichtern der Jetztzeit, und darum nur, weil Gluck die Dichter der Griechen erst im achtzehnten Jahrhundert im Reiche der Musik repräsentirte. Wie mächtig erscheint uns der Drang musikalischer Titanen in einem Jahrhunderte, und welchen Schneckengang nahmen die Erscheinungen der dramatischen Dichtkunst in zwey Jahrtausenden! Mit Gluck beginnt die Glanzperiode dramatischer Musik; es ist, als ob er es war, der aus einer Orpheusbrust den Zauber der Töne über die Welt verbreitet, mit welcher er die Jahrtausende lang schlummernden Söhne Cäciliens geweckt. So steht er wie ein majestätischer Riff im Meere da, zu welchem Erscheinungen des Himmels auf Tonwellen steuern, und uns so das romantische Bild geben, das die Periode Gluck's von der spätern streng unterscheiden sollte. Die antike Classik fand auf dem Gebiete der dramatischen Musik, in Gluck, ihren ersten und letzten Repräsentanten, alle spätern, die zu der Höhe hinaufblickten, von der er alle Perioden der Musik wie ein Gott überschauen wird, holten ihren Stoff aus dem romantischen Leben der Natur, wie die Biene den ihren aus der Blume, während Gluck den seinen aus den himmelan emporragenden Cedern des griechischen Alterthums hervorholte. Wie die Thiere des Waldes von Orpheus Gesang bewegt, sich ihm zu Füßen legten, so erschienen die Geister jenes heroischen Zeitalters dem Zauberrufe Gluck's; er stellte sie gleich plastischen Statuen des Alterthums, wie Mauern gegen Umwälzungsstürme in der Kunst hin, gegen Stürme, die der verdorbene Geschmack seiner und unserer Zeit nicht verdrängen konnte. Gluck war ein eben so großer dramatischer Dichter, als er Tonkünstler war; wenige Accorde seiner Musik sind hinreichend, um seine Figuren streng zu bezeichnen; wir hören ein ganzes Meer von Lyrik in den Tönen seines Orpheus, in den Klagen seiner Iphigenia, in dem Daherbrausen seines Achill einen Strom der höchsten heroischen Kraft; in seinem Orest die Qualen der Verzweiflung und das Rütteln der Eumeniden aus ihrem Schlafe. Gluck steht mit einem mächtigen Blicke in die Unendlichkeit vor uns; er geht selbst mit dem goldenen Kothurn durch die Reihe der Geister, die er uns in Tönen wieder gibt, und mit einem unnahmlich erhabenen Phatos spricht er in den Gesängen seiner riesigen Schöpfungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Notizenblatt.

Percival und Griselda. Unter diesem Titel wurde am 14. September in Linz eine neue deutsche Oper aufgeführt und im Allgemeinen mit Beyfall aufgenommen. Der Stoff ist dem bekannten geschichtlichen Sujet entlehnt, mithin dem Zuhörer vertraut und heimisch. Der Text, von Hrn. Baron Klesheim, leidet mitunter an wunderlichen Naivetäten, die sich, in Musik gesetzt, noch wunderlicher ausnehmen, als sie schon von Natur aus sind. Die Musik ist das dramatische Erstlingswerk eines noch sehr jungen Componisten aus Wien, des Hrn. Friedrich Müller, der gegenwärtig als Capellmeister des Linzer Theaters angestellt ist. Fleißiges Studium, ein reger, ernstlicher Wille und an manchen Stellen eine recht warme lebendige Empfindung lassen sich dem Werke nicht absprechen, und bürgen einigermaßen für die künftigen Leistungen des Tonsetzers. Auffallende Reminiscenzen, die man beynahe Plagiate nennen könnte, stören den Eindruck der gelungeneren Stellen, die sich namentlich in den Soloparthien bemerkbar machen. Mit den Ensembles, zumal mit den Chören, scheint der Componist noch nicht ganz im Klaren zu seyn. Im Ganzen jedoch verdient ein solches Debut immerhin die Aufmerksamkeit und die Aufmunterung des Publicums. — Die Aufführung macht der verständigen und liberalen Leitung des Directors Pellet (der sich mit Nächstem von seiner preisenswerthen theatralischen Carriere ins Privatleben zurückziehen wird) alle Ehre. Unter den Darstellenden zeichneten sich besonders die beyden Repräsentanten der Titelrollen aus, Mad. Heinefetter und Hr. Clement, welcher Letztere durch seine sonore Baritonstimme, seinen geläuterten Vortrag und verständiges Spiel auf eine ehrenvolle Zukunft angewiesen scheint.

33.

Eine lobenswerthe Einrichtung. Zu London wird jetzt, einer Angabe des „Sun“ zu Folge, eine Bibliothek zum Gebrauch der dortigen Polizeymannschaft errichtet. Jedes Stationshaus wird binnen Kurzem aus derselben mit einer Anzahl von Schriften versehen werden, welche mit sorgfältiger Berüchsichtigung des Unterrichts- und Bildungsgrades der Leser, für welche sie bestimmt sind, ausgewählt, sowohl zur Belehrung wie zur Unterhaltung der Mußestunden dienen sollen. Dieselbe Einrichtung soll auch in den andern Städten des Reichs getroffen werden.

3.

Sonnenstich oder Verschmachtung. Noch zu Anfang Septembers d. J. herrschte im südlichen Frankreich eine so unerhörte Hitze, daß, wie die „Gazette de Picardie“ erzählt, in dortiger Landschaft ein junges Bauernmädchen, das zur Seite seines Vaters im Felde arbeitete, von Hitze erschöpft niedersank und den Geist aufgab. Die Arme hatte plötzlich mit der Arbeit inne gehalten und ausgerufen, daß sie nicht fortarbeiten könne, ohne zuvor ihren brennenden Durst gelöscht zu haben. Der Vater bedeutete ihr, sie möge sich nur ein wenig gedulden, worauf sie dann Beyde zusammen nach Hause gehen könnten. Sie beschied sich damit und er fuhr fort zu arbeiten. Plötzlich hört er das arme Mädchen hinstürzen, und als er herbeyeilte, es aufzuheben, war es leblos.

qz.

London hat nun gleichfalls einen sehr wasserreichen artesischen Brunnen im Stadttheile Piccadilly. Derselbe hat eine Tiefe von 240 Fuß und springt zu der beträchtlichen Höhe von 80 Fuß. Sein Wasser ist eben so rein und gut, als es reichhaltig ist, wornach man unter guten Hoffnungen beschlossen hat, in mehreren Theilen der ersten Weltstadt solche Brunnen zu bohren.

28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heiße, trockene Sommer, wie der heurige war, zählt man den atmosphärischen Jahrbüchern zu Folge achtundvierzig, und diese sind die Jahrgänge: 763, 860, 993, 1000, 1022, 1130, 1171, 1231, 1260, 1276, 1277, 1293, 1294, 1303, 1333, 1393, 1404, 1447, 1473, 1474, 1538, 1540, 1551, 1615, 1616, 1646, 1652, 1679, 1700, 1701, 1703, 1716, 1720, 1724, 1745, 1748, 1760, 1761, 1774, 1778, 1779, 1810, 1816, 1830 und 1842. Waren denn nicht die berühmten guten Weinjahre 1779, 1811, 1822 und 1834 ebenfalls der Art, um hier eingereiht werden zu können? 28.

Wenn die Eisenbahnen, welche in Frankreich, der Schweiz und im lombardisch-venetianischen Königreiche, die zum Theil schon den Bau begonnen haben, zum Theil aber noch Projecte sind, vollendet seyn werden, so kann man innerhalb 86 Stunden von London an das Ufer des adriatischen Meeres gelangen. 28.

In New-York hat man ein neues Dampfschiff von ungewöhnlicher Größe und ganz eigenthümlicher Art zu bauen angefangen. Die Zimmer sollen dem Entwurf gemäß 1000 Personen in sich fassen; der Kiel soll eine Länge von 325 Fuß bekommen. Anstatt der gewöhnlichen Räder will man eine ganz neue Triebmaschine in Anwendung bringen, die vor der Hand noch Geheimniß ist. Das Schiff ist bestimmt, regelmäßige Fahrten zwischen New-York und Albany zu machen, und soll da in der Stunde 10 (englische) Meilen zurücklegen. 9.

Ein junger amerikanischer Tieger, von Brüssel kommend, und für den Pariser Pflanzengarten bestimmt, ist kürzlich durch Valenciennes passirt; hier erhielt er seine ihm bewilligten Rationen, nemlich ein Kilogramm frisches Fleisch nebst der entsprechenden Dosis Wasser und Blut. Der hoffnungsvolle Reisende ist vier Monate alt und von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Die Douaniers benützten den kurzen Aufenthalt dieses Passagiers recht gut, indem sie die, den Käfig bedeckende Leinwand nicht aufhoben, wenn die Schaulustigen nicht eine Retribution von 5 Centimes erlegten. Merkwürdig erschien die, dem Tiegernaturell wenig entsprechende Thatsache, daß das Thier den Wärter, welcher es von Antwerpen bis hierher besorgt hatte, kannte, und Traurigkeit zeigte, als es einem Andern übergeben wurde. 16.

Theater-Bulletin. Das ehemalige Theater **St. Antoine** in Paris wird nächstens unter dem Namen: „**Théâtre Beaumarchais**“ wieder eröffnet werden. „**Brigitte,**“ Drama in fünf Acten von einem Mitgliede der Akademie, wird den Reigen der Vorstellungen beginnen.

Scribe hat wieder ein Schauspiel in fünf Acten vollendet und dem Comité des **Théâtre français** vorgelesen; es versteht sich, daß dasselbe angenommen wurde.

In der **Scala** zu Mailand hat „**Corrado di Altamura**“ gefallen, ohne bedeutende Wirkung zu machen; Sgra. Abbadia erhielt in einzelnen Piecen Applaus; der Tenorist Guasco reussirte am meisten.

In Verona mißfiel „**Gulio d'Este,**“ vom Maestro Campana.

Am Theater zu Modena erwartet man eine neue Oper: „**Le Fanciulla di Castelguelfo.**“ Text und Musik von Temistocla Solera, welcher dort als Musikcompositeur engagirt ist. 46.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

198

Dienstag, den 4. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

So huldreich und herablassend hatte die Frau Bürgermeisterinn noch Niemanden empfangen, als meinen Vater, als er, das Pfand seiner demüthigen Verehrung in den Händen, sich ihr mit seinen zierlichsten Reverenzen nahte, und, so strenge sie auch bey jeder Gelegenheit auf die genaueste Beobachtung der Etikette hielt, so war sie doch schon zu begierig auf die Beaugenscheinigung des vielberufenen Meisterstückes, als daß sie sich hätte versagen können, noch während der geziemenden Complimente bey Überreichung und Annahme, die zierlich gefaltete Enveloppe auf der Stelle zu entwickeln. In dem süßen Vorgefühle seines künstlerischen Triumphes stand mein Vater vor der hohen Herrinn, die Augen fest auf die ihrigen geheftet, um den ersten Eindruck wahrzunehmen, und nun — wer malt sein Staunen, als diese Augen statt freudiger Bewunderung finstere Zornesblitze schleuderten, wer beschreibt seinen Schrecken, als er, bestürzt auf die wuthzuckenden Hände der Gebieterinn blickend, der goldenen Hülle ein Paar schnöder grobwolliger blauer Bauernstrümpfe hervorquellen sah, plump geformt und roth gezwickelt, die er in der Zerstreuung seiner Träume und der im Fluge ertheilten Geschäftsweisungen, unglücklicherweise statt jener ergriffen und eingewickelt haben mochte.

Die Sache hätte natürlich außer der Verlegenheit des Augenblickes gar Nichts auf sich gehabt, und wäre mit einem kleinen Gelächter auf Kosten meines Vaters abgethan gewesen, hätte nicht die Frau Bürgermeisterinn in frühern, noch nicht so ganz, als sie wünschte, vergessenen Zeiten, wirklich solche Strümpfe getragen. In den ersten Jahren seines Hierseyns, als von jenen frühern Zeiten noch mehr gesprochen wurde, und mein Vater noch zu wenig an Ruhm und Größe dachte, um sich einer politischen Zurückhaltung zu befleißen, hatte er wohl zuweilen einige bittere Glossen hingeworfen, über den Hochmuth der eitlen Frau, der ihr den Kopf so verdrehe, daß sie gar nicht mehr in die Vergangenheit zurückschaue, wo sie, statt Bürger, höchstens Gänse zu beherrschen gehabt. Derley beißende Bemerkungen fanden natürlich jedesmal richtig den Weg zu den Ohren der Herrscherinn, und entzündeten die Flammen des Grolles in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem consularischen Herzen, die bey Gelegenheit des früher erwähnten Etikettsverstoßes bey unseres Hauses zweyter Hochzeitsfeyer hell auflodernd hervorbrach. Die Ströme von Aufmerksamkeiten, womit mein Vater sie nachher überschüttet hatte, dämpften zwar den schädlichen Brand, und ohne den hämischen Zufall von heute wäre er gewiß ganz erstickt worden; nun aber wehte der Zornessturm die Asche hinweg, und die Flamme flackerte verheerender als je hervor. Alle jene halbvergess'nen Mißhelligkeiten sprangen wieder in ihrem Gedächtnisse lebendig herauf, und nun schien der Wüthenden nichts augenscheinlicher, als daß die ganze Geschichte ein boshafter Schabernack sey, ihr zum Hohne von meinem Vater ersonnen, und mit bespielloser Frechheit ausgeführt. Selbst die verworrenen Entschuldigungen meines Vaters, der den Gang ihrer Gedanken wohl errieth, und in der Bestürzung dieß zu verbergen vergaß, erhöhten ihren Verdacht und ihre Wuth, und schnöde aus dem Hause gewiesen, kehrte mein Vater zu den harrenden Seinen mit der traurigen Gewißheit zurück, sich nie, nie am grünen Tische und am Pranger fungiren zu sehen.

Viertes Capitel.

Die Rathswahl war eben vorüber. Mit noch größeren Schritten, als einst mein Vater einstudiert hatte, stieg der neue Rathsherr die breite Prachttreppe vom Stadthause herunter, und complimentirte sich unter dem Thorwege mit den Herrn Collegen, welche, für heute samt und sonders zur Tafel geladen, ihm aus schuldiger Erkenntlichkeit durchaus den Vortritt lassen wollten. Auf der Straße drängten sich dichte Volkshaufen, den Zug des wohlweisen Rathes und den neuen Senator zu sehen, und vollends in dem gefegten und geschmückten Hause des Erwählten herrschte ein solcher Heidentumult von Kommen und Gehen, Poltern und Klirren, Rufen und Schelten, daß man hätte glauben sollen, es triebe eine Räuberbande darinnen ihr Wesen, hätte nicht das Knarren des Bratenwenders und der Wohlgeruch, der die Straße weithin erfüllte, diesem Lärmen eine friedliche, freundliche Deutung gegeben. Auch gegenüber, in unserm Hause war es nicht ruhiger, auch hier flogen Thüren auf und zu, und Eilige rannten Trepp auf und Trepp unter, und der neugierige Straßenpöbel schwankte, wie Herkules am Scheidewege, bald hin- bald herüber, denn mein Vater lag, vom Schlage gerührt, in den Armen seines jammernden Weibes, und schloß eben auf ewig die Augen, als das Geschrey der Gassenjungen an der nächsten Ecke das Herannahen seines glücklichen Nebenbuhlers ankündete. Der Verlust der so sicher geträumten Standeserhöhung, noch mehr aber der Verdruß, gerade jenen Widersacher, den einzigen, den er hatte, in deren Besitz zu sehen, hatte sein Herz gebrochen, und wir begruben ihn an eben dem Tage, der zu meinem Abgehen auf die hohe Schule nach G*** bestimmt gewesen war. Der jähe Schrecken und der Gram warfen auch meine Mutter aufs Krankenlager, und treu, wie im Leben, folgte sie ihm in wenig Tagen auch im Tode.

So war ich denn durch ein Paar Strümpfe in weniger als drey Wochen zur vater- und mutterlosen Waise geworden, und hatte noch obendrein den ewigen Haß der Frau Bürgermeisterinn geerbt, um welchen ich mich jedoch wenig kümmerte; denn, sobald es die Umstände nur immer erlaubten, ging ich ja auf die Hochschule. Die unbeweglichen Güter meines Erbes wurden veräußert, und in die Stadt, die mir meine Eltern entrissen, kehrte ich nie wieder zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So war es mit Oheim Fabian beschlossen worden, der als mein nächster Verwandter die Vormundschaft über mich übernahm.

Da aber nichts auf der Welt den alten Mann bewegen konnte, mich allein nach G*** ziehen, oder mich, ihn allein zurückzulassen, und außerdem seine bisherigen Schicksale ihm durchaus keine Bekanntschaft mit den Gütern dieser Welt vergönnt hatten, so sahen wir beyde die Nothwendigkeit ein, uns um einen erfahrnen Sachwalter umzusehen, welcher denn auch auf unser geziemendes Ansuchen von Rathswegen in der Person des rechtskundigen Stadtschreibers zu meinem Mitvormunde ernannt wurde.

Fünftes Capitel.

Zwey Drittheile meines akademischen Lebens schwanden mir an der Seite meines väterlichen Freundes harmlos und glücklich hin. Trotz des ziemlich bedeutenden Vermögens, das mir mein Erbe gewährte, und welches von meinem Sachwalter, dem Rathsschreiber, mit unserer Einstimmung bey dem reichen Z***er Kaufmann Hold, dem Schwager jenes Senators par dépit, auf gute Zinsen gelegt worden war, hatte ich die gewohnte Lebensweise meines Vaterhauses beybehalten, die selbst in dessen blühendster Epoche gegen die Üppigkeit der volkreichen Universitätsstadt noch immer sehr einfach genannt werden konnte. Eben so war ich auch meinem gewählten Stande getreu geblieben, zur großen Freude meines Oheims, dessen reiner und frommer Sinn ihn für den besten hielt, weil er die meisten Gelegenheiten bot, im Stillen, und doch kräftig zu beglücken. Der alte Mann wohnte pünctlich mit mir den Vorträgen bey, und schritt mit seinem reichen Herzen voll warmer Liebe gegen Schöpfer und Geschöpf, mit seinem bedächtig, aber sicher wirkenden Verstande, getreu leitend mit mir vorwärts auf meiner Bahn. Wenn wir so an langen Winterabenden einander gegenüber saßen, und der würdige Greis, wie er gerne zu thun pflegte, sich mit mir in die vergangenen Zeiten zurück versetzte, und die ewigen Wahrheiten des ächten Christenthumes, jeder fanatischen oder abergläubischen Zuthat entkleidet, in ergreifender Einfachheit seinen begeisterten Lippen entströmten, und die Erhabenheit des Gedankens sein ehrwürdiges freundliches Greisenantlitz verklärte; wenn wir an einem schönen Sommermorgen der Stadt entflohen, um von der Spitze ihrer nachbarlichen Rebenhügel die Sonne zu begrüßen, und ihre Strahlen die Anbetung des Höchsten und die allgewaltige Liebe in uns erweckten, und die rosigen Lichter die Silberlocken und die liebenden milden Zügen meines väterlichen Freundes wie ein Heiligenschein umflossen, da schien es mir, als sey, mir zum Frommen, einer jener alten Volkslehrer wieder auferstanden, welche die Welt als heilig verehrt, und rufe mich in des großen Meisters Fußstapfen, und in meinem Herzen bebte heißes Sehnen, diesem Rufe zu folgen. Wie herrlich dünkte mich nicht die Resignation der verewigten Glaubensmänner, die Gut und Blut und Alles für das Licht ihrer Seele hingaben, und wie bitter beklagte ich oft die Toleranz unserer Zeit, die keine Gelegenheit gibt, diesen erhabenen Beyspielen nachzuahmen.

So aufrichtig und ernstlich es nun auch mit diesem Enthusiasmus gemeint war, so muß ich dennoch offen gestehen, daß er nur etwas über zwey Jahre dauerte, und daß schon in der zweyten Hälfte des dritten mir der Märtyrerkranz äußerst ungelegen gekommen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leonidas der Texaner.

(Schluß.)

Gefühle eigener Art erfüllten gewiß die Brust der jungen Frau. Elvira hatte den Jugendgefährten während einer Reihe von Jahren schätzen, achten und in mannigfacher Beziehung auch lieben gelernt. Der Vater war diesem Verhältnisse entgegen, und als vor Kurzem Filasola kam, um ihre Hand warb, und der Vater ihn begünstigte, gab sie leichtsinnig dem neuen lockenden Antrage nach, meinend, der Gefährte der Jugend werde die Liebe auch so leicht verschmerzen, wie sie selbst.

Zum ersten Mal nach ihrer Verheirathung sah sie denselben heute wieder. Milam ließ sich während der Reise nimmer sehen; aber auf allen Wegen, bey jedem Halt bemerkte sie sein wohlthuendes Walten. Überall, wohin sie kam, lagen für sie die reichsten Matten bereit; die schönsten und schmackhaftesten Panolas (Maisbrote, stark mit Zucker versetzt) fanden sich stets für sie; und selbst in den Pflanzungen, wo sie ruhten über Nacht, schien ein Bothe vorher ihre Ankunft gemeldet und vorbereitet zu haben.

So ging die Reise einige Zeit fort, mitten durch die Prairies, ohne Weg und Steg, über Flüsse und Seen. Wie unbeschreiblich wohlthuend war der schwachen, hülflosen Frau hier ein so liebevoller, männlichen Schutz. Wie unendlich oft würde sie es, ohne denselben, bereut haben, ihrem Eigensinn, ihrer Laune, gerade jetzt das Land zu durchreisen und zu beschauen, hier und dort Bekannte besuchend, gefolgt seyn. Wie so gern hätte sie ein Wort des Dankes, der Liebe dem Manne gegeben, der so liebevoll für sie sorgte, sich aber stets ihren Blicken entzog.

Man näherte sich dem Ende der Reise. Der Zug hielt, und jetzt trat Milam zu der jungen Frau, zu der einst so innig Geliebten, und mit einer Stimme, der er umsonst die gewohnte Festigkeit sich zu geben bemühte, sagte er: „Hier scheiden wir. Sie werden mit Ihrer Begleitung sicher, ungefährdet die Stadt und Ihren Gatten wiedersehen. Ade!“

Mit diesen Worten wollte er sich wenden, aber mit einer Hast und mit einem Eifer, die an frühere Liebe erinnerte, ergriff Elvira seine Hand, und mit allem Wohllaut ihrer Stimme flehte sie: „Milam, soll ich kein Wort des Trostes, der Beruhigung erhalten? Werden wir uns nimmer wiedersehen?“ Diese Frage schien einen tiefen, eigenen Eindruck auf den Hörer hervorgebracht zu haben; die Hand, wie zum Schwur erhebend und hinüber zeigend zur Stadt, rief er doppelsinnig mit leuchtenden Augen, innern prophetischen Geistes voll: „In San Antonio de Bexar sehen wir uns wieder.“

Jetzt nahm er den groben Filzhut ab, schaute noch einmal das schöne Weib an, beugte leise das Haupt und schritt davon.

Langsam, fest schritt er dahin; mit keinem Blicke schaute er noch einmal zurück — stumm trat er zu seinen Gefährten. —

Elvira eilte in die Arme ihres Gatten.

Stephen Austin war nach den Vereinsstaaten gereist, um dort Unterstützung zu erflehen, an seiner Statt führte Samuel Houston das Obercommando. Die Hauptstadt Bexar, in welcher General Cos sich fest verschanzt hatte, widerstand der Belagerung. Die Texaner fingen an muthlos zu werden. Man sprach davon, die Belagerung aufzuheben.

Es war am 2. December d. J. 1835, als Milam in die Versammlung der Verbündeten trat. Er war als ein tapferer, unerschrockner Mann bekannt, und als die Rede kam, die Belagerung aufzuheben, da trat er vor, und langsam umblickend in dem Kreise der Männer rief er mit flammenden Blicken: „Ist aller Muth aus Texas schon gewichen? Bexar muß fallen, soll unsere Freyheit nicht zu Grunde gehen! Wer steht zu mir?“

Und zu ihm traten dreyhundert der Kühnsten und Tapfersten. Alle gelobten zu siegen oder zu sterben. — Die Belagerung fortzusetzen, die Stadt zu erstürmen, wurde beschlossen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

San Antonio de Bexar liegt in einem fruchtbaren Thale. Die Citadelle, von einigen vierzig Kanonen geschützt, liegt in der Mitte der Stadt, die von 3000 Mann, unter dem Befehle des Generals Cos und seines Officiers Filasola, geschützt ward.

Der Sturm begann. Kein Schuß der Texaner fehlte seinen Mann. Pistolen im Gürtel, die Flinte im Arm, das Messer zwischen den Zähnen stürmten sie hinan. Und als ob ein Schiff geentert würde, klammerten sie sich überall fest, überall Raum gewinnend, überall den Tod verbreitend.

Am 9. December war die Stadt genommen, am 11. capitulirte die Citadelle.

Milam war unter den Todten.

Die kleine Schaar der Sieger stand in zwey kurzen Reihen (die meisten der dreyhundert waren gefallen) aufgepflanzt, ihren todten Helden auf der Bahre an der Spitze.

General Cos zog mit seinen Mexikanern durch die Reihen. Der letzte der Besiegten war Filasola, Elvira an seiner Seite. Als sie bey der Bahre des todten Helden vorüber kamen, zögerte der Fuß der trauenden Frau, einen Schritt seitwärts that sie hinüber zur Bahre. Eine Rose fiel auf den Todten.

Die Sieger bestatteten ihren Helden, und man nennt ihn mit Recht den „Leonidas der Texaner."

Die Freyheit ging mit Riesenschritten vorwärts. Im September 1836 hatte Mexico eine seiner schönsten Provinzen verloren. General Houston war Präsident der Republik Texas.

Christoph Ritter von Gluck und die antike Classik.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen nun Gluck's Individualität als Tondichter näher aus einander zu setzen, und behaupten, daß der musikalische Kothurn einzig und allein nur bey ihm zu finden sey. Untersuchen wir die Entstehung dieses Kothurns, und wir finden, daß sie allein in der ersten, aber größten und umfangreichsten Regel für dramatische Compositionen liegt, sie lautet: Der dramatische Componist muß hören und sehen. Führen wir uns Gluck's Figuren einzeln vor, und berechnen wir das Maß seiner Kraft nach der Wahl und der Ausführung seines Stoffes. Orpheus, Euridice, Iphigenia, Klytemnestra, Agamemnon, Achill, Orest, Pylades, Thoas, Alceste, Admetos, Armide, Rinaldo, Hydraot, Ubald u. A. m., sind die Figuren seiner Dramen, die lebend vor ihm standen. Gluck kannte das Auftreten seines Achill; er sah ihn kommen in seiner göttlichen Hoheit, wie er die Iphigenia, Agamemnon's, des Göttersohnes Tochter, freyen will, da lächelt der ganze Olymp; ein solches Paar haben die Götter noch nie gesehen, und die Töne Gluck's sind streng bezeichnet, mächtig genug, um das anzukünden. Er sieht den Orkus mit seinen Schlünden, die Geister der Nacht, wie sie ihre Arme nach der unglücklichen Alceste ausstrecken; er hört Admetos Bitten, wie sie in Alcestens Seele dringen und ihren Entschluß, sich für den Gatten zu opfern, nicht wankend machen; er sieht Herakles kommen, wie er die Keule schwingt, und die Geister der Nacht verjagt, wie er Alcesten aus den Schlünden der Unterwelt holt, und der zürnende Apoll plötzlich zu lächeln anfängt; das Alles sieht und hört Gluck, und mit der ungeheuersten Kraft setzt er die Töne nieder, die nie etwas anders bezeichnen können, als eben nur das, was er damit bezeichnen will. Diese nothwendige Eigenthümlichkeit der strengsten Charakteristik durch Töne, finden wir bey keinem Andern wieder, weil die meisten, romantischer Natur, mehr die einzelnen Theile der Schö-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pfung behandeln, die sich im unermeßlichen All doch immer wieder finden müssen. Anders ist es bey den Figuren Gluck's; hier hat er nur einen Achill, einen Agamemnon, eine Alceste gegeben, aber Charaktere wie „Don Juan," „Figaro," gibt es mehr, denn es sind nur Compositionen einzelner Elemente aus dem gewöhnlichen Leben, während Gluck's Figuren Compositionen aus den nur einmal vorhandenen Mythen der Alten sind. Wenn nun diese heroischen, auf dem Kothurn einherschreitenden Figuren, wie ich eben sagte, mit der strengsten Charakteristik gezeichnet sind, so mußte die Musik Gluck's ebenfalls den Stempel des Kothurns tragen, und dieß ist der unnachahmliche Pathos Gluck's, der sich noch von einer andern Seite, von der Höhe, von welcher aus er seinen Stoff behandelt, sich aber dennoch so innig mit ihm zu vermählen wußte, herschreibt. So müssen wir Gluck als den Erfinder des neu-musikalischen Drama's betrachten, und seine Größe darum bewundern, weil er, als der Erste, auch zugleich das Höchste darin geleistet. Bestimmen wir die einzelnen Puncte, die zur wahren Vollendung eines dramatischen Werkes nöthig sind. Wir nennen sie Poesie, Einheit und Form.

(Der Schluß folgt.)

Fanny Elsler.

Das alte hergebrachte Compliment, mit dem man die Celebritäten des Tages zu begrüßen pflegt, indem man von ihrem „europäischen" Namen spricht, paßt für unsere liebenswürdige Landsmänninn nicht mehr; ihr Name ist nicht bloß ein europäischer mehr, er ist, zu Wasser und zu Lande, um ein paar tausend Stunden weiter geflogen, und die neue, für uns erst vierthalbhundert Jahre zählende Welt hallt von ihrem Ruhme so gut wieder, als die alte. Es ist eine wundervolle Zeit, die unsere, und ihre staunenswerthen Ergebnisse machen alle Erfahrungen früherer Jahrhunderte zu Schanden. Glücklich der, der mit dem Strome zu schiffen und den Augenblick zu treffen weiß, wo er seine Segel dem herrschenden Winde preiszugeben hat! Ruhm und Reichthum sind das goldene Vließ, das von jenseit der Berge und von jenseit der Meere herüber winkt. Tausende suchen es und gehen unter dem Suchen verloren; Einer nur bringt es heim, und zeigt den goldenen Siegespreis. Freuen wir uns immerhin des schimmernden Triumphes und wünschen wir vom Herzen, daß das Vließ, nicht wie jenes von Colchis, Trübsal und Verderben im Geleite führe, sondern Freude und Frieden der Gewinnerinn bereiten möge.

Über Fanny Elsler's erstes und einziges Auftreten in Wien, nach ihrem glänzenden Erntezug durch Amerika, läßt sich nur Erfreuliches und ich möchte sagen, Herzliches berichten; den Enthusiasmus, oder wie es jetzt heißen muß: den Fanatismus der Kritik überlasse ich gerne denen, die in beyden Beziehungen, in der Tanzkritik und im Fanatismus, vom Fache sind. Sie mögen, so viel sie immer wollen, wägen und schätzen und vergleichen zwischen den jetzigen drey Bewerberinnen um die terpsychorische Alleinherrschaft. Am Ende kommt doch Alles darauf an, was ein Jeder von dem Ballettanze, wie er jetzt ist, verlangt; so lange nun aber hierin die Meinungen über das „Beste" noch verschieden sind, so lange hat ein Jeder Recht, ob ihm nun die Taglioni, die Cerrito oder die Elsler am meisten gefällt; genug für ihn, wenn er in der Einen oder der Andern das findet, was er in dem Tanze oder der Tänzerinn gesucht hat. — Daß übrigens Fanny Elsler das reiche Erträgniß dieses ersten und einzigen Auftretens in Wien nicht dem eigenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vortheile, sondern dem Fond zweyer, um Menschenwohl verdienten Anstalten zuwendete, macht ihrem Herzen eben so viel Ehre, als ihre wahrhaft reizenden und kunstvollen Leistungen ihres Weltruhmes würdig waren. Die Unermüdlichkeit, mit der sie den freylich nicht in gleichem Grade anstrengenden Begehrnissen des Publicums durch Wiederholung der Tanzstücke entgegenkam, bewies den freundlichen Willen, den Bewunderern ihrer Kunst eben so reichliche Spenden als den Hülfsbedürftigen ihrer Vaterstadt darzubringen.

Von der Theilnahme des Publicums, sowohl vor der Darstellung durch beynahe beyspiellosen Zudrang, als auch während der Darstellung durch Beyfall und Jubel ohne Ende, braucht wohl nichts weiter berichtet zu werden; die Ausdauer, und man kann wohl sagen: die Unerschöpflichkeit unseres Publicums ist zu bekannt, als daß das Resultat des Abends in den beyden Beziehungen, nemlich in klingender Münze für die Armen, und in theatralischem Genuß für die Theilnehmer, nicht gleich glänzend hätte ausfallen müssen. Den mitwirkenden Künstlern unseres Opernpersonals, die bey einer solchen Gelegenheit einen doppelt schweren, wenig dankbaren Strauß zu bestehen haben, gebührt die doppelte Anerkennung, so wie der Direction des Operntheaters, für die uneigennützige Überlassung des Hauses, der aufrichtige Dank der Betheiligten. Die liebenswürdige Tänzerinn aber, bey der Willkomm und Abschied auf Einen glanzvollen Abend zusammenfällt, möge sich auch in der Ferne noch lange des Glückes erfreuen, das über sie, wie über Wenige, sein schwellendes Füllhorn ausgegossen hat. F. W.

Notizenblatt.

Sir Charles Metcalfe. Sir Charles Metcalfe, bisheriger Statthalter der brittischen Antilleninsel Jamaika, wo er in den kaum dritthalb Jahren seiner Verwaltung ungemein viel Ersprießliches stiftete, brachte einen großen Theil seines ereignißreichen Lebens in Brittisch-Indien zu. Er stieg dort bis zur hohen Stufe eines Generalstatthalters-Stellvertreter empor, und in der Periode, wo er diesen Posten bekleidete, nemlich derjenigen zwischen dem Abgang des Marquis von Hastings und der Ankunft Lord W. Bentincks, um 1832, war es, wo er jene eben so vielgetadelte wie vielgepriesene Maßregel, die Emancipation der brittisch-indischen Presse decretirte. Ohne uns hier in eine Erörterung über dieselbe einlassen zu wollen, möge hier nur die Bemerkung ausgesprochen werden, daß sich die feine Staatsklugheit, von welcher sie dort eingegeben worden, glänzend bewährt hat. Aus dem Privatleben, wohin er sich nach seiner Heimkehr zurückgezogen, wurde er 1839 zur Verwaltung der Hauptcolonie von Brittisch-Westindien berufen, welche nach der damals ins Werk getretenen Emancipation der dortigen Negerbevölkerung ungemeine Schwierigkeiten darbot, und einen gewiegten, scharfblickenden Staatsmann am Ruder erheischte. Zu Kingston, der Hauptstadt von Jamaika, ist nun kürzlich eine Sammlung aller der Adressen erschienen, welche Metcalfe, bey dessen Abgange von der Insel, von den verschiedenen Ständen und Körperschaften derselben überreicht wurden, so wie der von ihm darauf ertheilten Antworten. Darunter befindet sich auch eine Adresse von Seiten der durch ihn emancipirten israelitischen Bevölkerung der Insel, welche ihrem Wohlthäter darin ihren heißen, die tiefste Verehrung athmenden Dank ausspricht. Dieser ausgezeichnete brittische Staatsmann dürfte, wenn uns nicht alle Wahrzeichen trügen, über kurz oder lang zu einer noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhabeneren Stellung berufen, nemlich — an die Spitze des brittisch-indischen Colonialreichs gestellt werden! F. M.

Chinesische Piasterbeschneidung. Wenn der Chinese in Besitz eines Piasters geräth, und zumal der sogenannte Säulenpiaster ist in China allbeliebt, so gibt er ihm (wie der Londoner „Globe" kürzlich erzählte) einen tüchtigen Ritz, wodurch er ihm ein Bruchtheilchen seines Gehaltes entzieht. Ist das Silberstück durch eine hübsche Anzahl von Händen gegangen, so kann, wie man sich denken mag, von einem Münzwerth nicht mehr die Rede bey ihm seyn, sondern lediglich von einem Gewichtswerth. Derley vielbeschnittene Piaster pflegen zuletzt geschmolzen und in diejenige Form gemodelt zu werden, welche „Seißih" (Sycee) genannt wird. Dieser Ausdruck „Seißihsilber" ist, wie die Leser sich erinnern werden, seit dem Beginn des chinesisch-brittischen Krieges in den Berichten und Zeitungsnachrichten öfter vorgekommen. Die Form ist die eines Kanots oder einer Dschonke mit einem Prägzug in der Mitte, und wird den so stark beschnittenen Piastern, deren 1000 kaum mehr Münzwerth als 200 unbeschnittene haben mögen, aus dem Grunde verliehen, weil sie so leichter in Rollen zu packen sind und weniger Platz einnehmen. Das eigentliche chinesische Seißihsilber (Sycee silver) ist, im Vorbeygehen erwähnt, das feinste, welches man kennt, und enthält eine verhältnißmäßige Beymischung von Gold. 1.

In Calcutta genießen die Schneider darin eine besondere Vergünstigung, daß sie nicht weniger als zehn Procente Zins für den Credit von ihren Kunden beziehen, und bey einem streitigen Falle gerichtlich ansprechen dürfen. So hat vor nicht langer Zeit einer der angesehensten Kleiderkünstler jener Gangesstadt einen englischen Officier, der ihm seit 1833 eine Rechnung von 800 Rupien schuldete, und inzwischen in sein Mutterland (England) zurückkehrte, durch seinen Agenten in London eingeklagt, und die Zinsforderung auf 10 Percent gestellt. Der Prozeß wurde sehr verwickelt, und endete nur schneller damit, daß sich der Gläubiger auf Einrathen der Geschwornen mit 5 Percent begnügte. 9.

Ein Pudel in unserer Residenz verlor jüngst in den regnerischen Tagen seinen Herrn, und irrte traurig und ziellos herum. Ein Studiosus fand Gefallen an dem Hunde, und suchte ihn an sich zu locken. Es gelang ihm, und er führte ihn mit Einbruch der Nacht in seine Wohnung, um ihm ein Mahl zu bereiten, weil er sehr hungrig schien. Als sie in das Zimmer traten, sprang der Pudel sogleich auf das Bett seines neuen Herrn, und verunreinigte es durch seinen Schmutz und seine Nässe. „Du bist mir ein höflicher Gast!" sprach der erzürnte Studiosus, und suchte ihn von seinem Lager wegzutreiben; kaum nahte er sich aber dem Thiere, so fletschte es bedrohlich mit den Zähnen, und wich nicht von der Stelle. Dem Studiosus wird es etwas bang um's Herz; er glaubt den Weg der Milde versuchen zu müssen, theilt mit ihm sein Abendmahl, und lockt ihn damit wirklich auf den Boden herab; kaum war aber das Mahl verschlungen, kehrt der Pudel wieder auf das weiche Lager zurück, und läßt sich durch nichts mehr von demselben vertreiben — denn erschlagen oder erstechen wollte ihn der weichherzige Jünger der Minerva doch nicht. So kam es nun, daß der Hund die ganze Nacht im Bett, der Herr aber auf vier zusammengestellten Sesseln schlief. Als am Morgen der Kleiderputzer Florian eintrat, war der Pudel mit Einem Satze außerhalb der Thüre — und nicht wieder gesehen. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

199

Donnerstag, den 6. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Sollte dem geehrten Leser etwa daran liegen, die Ursache solchen Wankelmuthes zu erfahren, so beliebe derselbe nur sich mit mir in den ***schen Garten vor dem Leipzigerthore zu G*** zu versetzen, und nachfolgendes kleines Drama mit anzusehen.

Erste Scene.

Lindenallee im ***schen Garten zu G***; die linke Seite begrenzt eine lange Gartenmauer mit Spalier von Geisblatt, zur Rechten dichtes Gebüsch mit mehreren Irrgängen. Statuen, Gartensofas ꝛc.

Eine ältere und eine jüngere Dame gehen lustwandelnd die Allee hinauf. Beyde sind mit Strickzeug versehen. Ein junger Mensch, dem Ansehen nach ein Candidat der Kirche, stolpert in einer Entfernung hinter ihnen drein.

Die erste Dame bleibt ein wenig stehen, um eine hinabgefallene Masche aufzuheben. Nach einigen Anstrengungen gelingt ihr dieß, sie erhebt das Auge, schaut umher, und sagt nicht ein Wort, wobey ihre Aussprache deutlich die Freude verräth.

Die zweyte Dame bleibt ebenfalls stehen, und betrachtet einen eben am Wege stehenden steinernen Amor. Sie schweigt in demselben Dialekte, wie die erste Dame.

Zweyte Scene.

Eine große Wespe. Die Vorigen.

Wespe kommt mit all der gewöhnlichen Wespen- und Courmacherunverschämtheit einhergeflattert, und umkreist summend die erste Dame.

Erste Dame (schreyt): Ah!

Wespe. Srsrsrsrsr (fliegt hinüber zu der zweyten Dame).

Zweyte Dame (um eine Quinte höher als die erste): A—h!

Wespe (immer zudringlicher und lauter): Srsrsrsr!

Zweyte Dame (reißt aus ihrem Strickbeutel ein weißes Schnupftuch, wobey ihr ein kleines schneeweißes Strümpfchen entfällt. Sie schwingt die bewaffnete Rechte drohend gegen den lästigen Besuch, und schreyt immer fort, wie oben).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wespe (erbittert, drohend): Srsrsrsrsr.

Erste Dame (eilt, gleichmäßig bewaffnet, herbey; sie nehmen den Feind in die Mitte, der sich nach einigem Sträuben summend zurückzieht. Auch die beyden Amazonen verlassen mit beflügelten Füßen die Wahlstatt).

Dritte Scene.

Der präsumtive Candidat tritt auf, aus einem sehr geistlich aussehenden Buche lesend.

Candidat (verwickelt die Spitze seines Fußes zufällig in das am Boden liegende Strümpfchen. Er hebt es auf, besieht es; sein Mienenspiel drückt deutlich aus, daß sein Verstand eben über der scharfsinnigen Vermuthung brüte, das Strümpfchen dürfte einer der beyden Heldinnen von vorhin gehören. Plötzlich ermannt er sich, beschließt einen Entschluß zu fassen, und eilt rechts ab in den Seitengang neben dem steinernen Amor.

Vierte Scene.

Pause von beyläufig drey Viertelstunden, während welcher ein Laubfrosch und eine Nachtigall mit einander ein **Duo concertant** singen. Dann erscheinen:

Erste und zweyte Dame mit dem Candidaten im Gespräche, welches man jedoch der hereinbrechenden Dunkelheit wegen nicht vernehmen kann. Sie verlieren sich außer dem Gartenthore im Gewühle der Fußgänger. — Es wird Nacht.

Sechstes Capitel.

Es war schon zwey bis drey Stunden Nacht, ich war längst in unsere Behausung zurückgekehrt, mein guter alter Oheim, heute etwas unwohl, lag schon lange in den Betteswellen, ich aber saß mir noch immer schweigend gegenüber, und zerbrach mir den Kopf über die seltsame Unruhe, welche das kleine Abenteuer im ***schen Garten in mein Inneres gebracht hatte; denn daß ich der glückliche Finder war, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich war nicht mehr Kind genug, um über die Natur und Wesenheit dieser Unruhe im Zweifel zu seyn, denn ich hatte ja meinen **Ovidium de amore** sattsam gelesen, um aus den an mir seit einigen Stunden ersichtlichen Kriterien mich hinreichend über den Zustand meines Herzens zu belehren, und war überdieß zwanzig Jahre alt. Nur das Einzige wollte mir nicht recht zu Sinne, wie so ein kleines bewegliches Dingelchen, als die artige Besitzerinn jenes von mir gefundenen Kleinodes, solche Wirkungen zu erwecken im Stande war, so ein gaukelnder flatternder Schmetterling, noch halb Kind, und in keiner Hinsicht ähnlich einer Dido oder Andromache, welche mir, der ich, unsere nicht sehr verführerischen Hausmägde ausgenommen, seit dem Abstreifen meiner Kinderschuhe noch nie in dem Brennpuncte eines weiblichen Auges gestanden hatte, als einziger Typus für eine Herzensbezwingerinn vorschwebten.

War mir schon das schwer zu erklären, so konnte ich noch viel weniger begreifen, wie ich mit meiner guten Portion Empfindlichkeit, die ich, von Kindheit an gehätschelt und bewundert, besaß, den beyden Frauen das Lachen verzeihen konnte, das besonders die jüngere auf eine Weise zu unterdrücken strebte, die mir fast verletzender vorkam, als es ein freyer Ausbruch ihres Muthwillens gewesen wäre. Allerdings mochte die gewaltsam unterdrückte Verlegenheit, wo-

mit ich mich den beyden Damen näherte, und die homerischen Redensarten, welche die Überreichung meines Fundes begleiteten, ihr Komisches für Damen, und besonders für Französinnen haben (denn das waren sie), und wenn ich heute noch mich an jene Augenblicke erinnere, so muß ich selbst darüber lachen. Damals aber kam mir das ganz anders vor, und da, wie gesagt, meine in der Geschwindigkeit zusammengestoppelte Anrede nach den besten Mustern der Conversation zwischen Äneas und Elisa, oder Paris und Helena gebildet worden war, so glaubte ich, nicht wissend, daß der neueste Conversationston ein wenig von dem zu Homer's Zeiten üblichen unterschieden sey, meine Sachen sehr gut gemacht zu haben, und war daher nicht wenig verwirrt und beschämt durch die unverkennbare Lachlust, welche Mutter und Tochter nur mit Mühe gewältigen konnten.

Trotz aller dieser Unbegreiflichkeit indessen wollte sich der Zustand meines Herzens um Nichts bessern, denn meine Eigenliebe führte mich, so oft meine Erinnerung auf jene fatalen Momente zurückkehrte, und mir damit stets das Blut heiß in die Wangen trieb, immer schnell darüber hinweg, und ließ mich dafür um desto länger und behaglicher vor dem Bilde des Wohlgefallens verweilen, womit die freundlichen Damen, als mich ihre leichte Gewandtheit nach und nach von dem Kothurn herabgelockt hatte, meinen zutraulichen Mittheilungen aus meiner frühern Jugend, den Zweck und die Schilderung meines jetzigen Lebens, und die Pläne für meine Zukunft anhörten; vor der immer zunehmenden Achtung, womit sie mich nach und nach behandelten, und besonders vor der freundlichen Miene, womit die muntere Emmy (der ich ihren Muthwillen gerne um ein Thränchen vergab, das ihr mitten im herzlichen Lachen über meines Vaters unglückliche Strumpfgeschichte, bey der Erwähnung seines eigentlich dadurch herbeygeführten Todes, das schöne schwarze Auge verschleyerte) die höfliche Einladung der Mutter begleitete, die vor ihrem Hause angelangt, mir abschiednehmend erlaubte, ihr meinen gepriesenen Oheim zuzuführen. Spät erst suchte ich mein Lager, und war am Morgen mit der Sonne wach, denn mich folterte die Ungeduld, die willkommene Einladung zu benützen. Auch mein Oheim erwachte, wie gewöhnlich, sehr früh, und, was mir heute doppelt angenehm war, sehr heiter. Ich erzählte ihm meine gestrige Begebenheit der Länge und Breite nach, und das mit einer so lebhaften Begeisterung, daß selbst seinem ungeübten Auge das Interesse nicht entging, welches mein Herz an diesem Vorgange zu nehmen angefangen hatte.

Um so bereitwilliger gewährte er meine Bitte, heute in meiner Begleitung die Bekanntschaft der beyden Damen zu machen, und fand sich bald von dem ruhigen besonnenen Wesen der klugen Matrone, durch deren geprüfte Klugheit doch ein heiteres und wohlthätiges Gefühl überall freundlich hervorschimmerte, wie von dem kindlich frohen neckischen Muthwillen der Tochter gleich lieblich angezogen.

Während nun im Laufe einiger Monate, in denen wir mit unseren neuen Bekannten ziemlich lebhaft verkehrt hatten, ein stilles ehrwürdiges Freundschaftsband meinen guten Oheim und Emmy's würdige Mutter immer enger und enger umschloß, hatten auch wir unsere Herzen getauscht, und Niemand hatte etwas dagegen zu sagen befunden, denn Emmy liebte mich und würdigte meine Glückslage, und mein Ohm war zu väterlich für mich gesinnt, um nicht mein Glück zu wünschen, und zu biederen Sinnes, um die Beschränktheit von Emiliens

Vermögen in Anschlag zu bringen. Es ward demnach, während Emmy und ich Vergangenheit und Zukunft über der rosigen Gegenwart vergaßen, zwischen den kältern Parteyen die Verabredung getroffen, daß ich in fortwährender Verbindung mit unseren Freundinnen meine Studien vollenden, und nach deren Beendigung Emiliens Hand erhalten sollte, da meine glückliche Vermögenslage mich des Harrens auf eine Versorgung überhob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lemberger Briefe.

Lemberg, im September 1842.

Von Ludwig Löwe's ersten Gastspielen habe ich bereits gemeldet. In deren Verfolg kam „der Sohn der Wildniß" zur Aufführung, und hatte einen Erfolg, der seine zweymalige Wiederholung nöthig machte. Hier ist Löwe, ich möchte sagen, unübertrefflich, hier spielt er nicht mehr, hier lebt er, hier wird der lampenfesteste Zuschauer zur Illusion hingerissen. Über die Mitspielenden, besonders Parthenia werde ich weiter unten berichten. Ich übergehe die einzelnen Stücke, in welchen Löwe noch wirkte und bemerke nur bey „Abällino," daß ich die Wahl dieses matten Productes eben so wenig billigen kann, als das ganz gewöhnliche Spiel Löwe's darin. Es schien, als wolle der Gast einmal ausruhen von der Kraftaufwendung in „Ingomar," „Correggio" u. s. w. Zur Abschiedsvorstellung sahen wir „Egmont." Blumen und Kränze flogen dem Scheidenden entgegen, und der Veteran unserer Bühne, der wackere Schemenauer, setzte ihm in gutgemeinten Enthusiasmus einen Blätterkranz aufs Haupt. Des Vorrufens war kein Ende, und Hr. Löwe dankte erst in Prosa, dann in Versen, die mit stürmischem Applause beantwortet wurden.

Unser Schauspielpersonal hat sich während Löwe's rasch auf einander folgendem Gastspiele durch Ausdauer, Fleiß und einen — noch dazu einem solchen Mimen gegenüber — sehr achtbaren Grad von Künstlerschaft vollen Anspruch auf die Schätzung des Publicums verdient, das hinwiederum einen richtigern Maßstab der Beurtheilung unserer beliebtesten Bühnenmitglieder gewann. Und da haben sich denn sonderbare Resultate ergeben, so mancher Nimbus zerstob oder verblaßte, — doch ich will nicht tadeln und lieber deren erwähnen, die das Publicum und, dem Vernehmen nach, Hr. Löwe als die beyfallswürdigsten erkannte. Mad. Bergmann hat in der Rolle der Parthenia — sich selbst übertroffen. Man verzeihe mir die verbrauchte Redensart, sie ist aber hier gültig, wo von einer Schauspielerinn voll trefflicher Anlagen, von ächtem Künstlerberuf, von unermüdlichem Streben die Rede ist. Ihre Parthenia war ein so in sich abgerundetes, von der reinsten, gemüthvollsten Hoheit ächter Weiblichkeit durchseeltes Meisterbild, daß sie würdig dem Löwe-Ingomar zur Seite stand, und jedem Unbefangenen die Überzeugung werden mußte, daß zur consequenten Künstlervollendung dieser Frau nichts fehle, als die anregende Nähe eines solchen Mitspielers wie Löwe.

Mad. Wallner hatte Gelegenheit, ihr ungewöhnliches Talent geltend zu machen. Es besitzt diese jugendliche anmuthige Frau einen solchen Fond von Natürlichkeit, Innigkeit, und von jener Naivetät, die in ihrer Ursprünglichkeit so selten, und in ihren Äußerungen so unwiderstehlich ist, daß wir ihr nur wünschen können, sie möge ihre schönen Mittel durch fortgesetztes Studium ausbilden, und sich durch kein neidisches Cotterieunwesen von dem ernsten Streben, das ihren Leistungen auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geprägt ist, abwendig machen lassen. Ihr „Mädchen von Marienburg“ war ein in Auffassung und Durchführung wohlgelungenes, ihr Klärchen im „Egmont“ ein in den gemüthlich-naiven und hochtragischen Parthien gleich vortreffliches Charakterbild, so daß das Publicum sie wiederholt allein und dann mit dem gefeyerten Gaste hervorrief.

Hr. Bergmana ist ein Schauspieler, dem es mit der Kunst Ernst ist, der über den darzustellenden Charakter studiert und dessen Leistungen vielleicht hie und da vergriffen in der Conception erscheinen können, nie aber das sichtliche Streben das einmal eigenthümlich Aufgefaßte consequent durchzuführen, vermissen lassen. Solche originelle Naturen unter den Schauspielern sind um so schätzbarer, je mehr die Kunst des Mimen in jambischer Schönrednerey und stelzfüßiger Phrasenmanier zu zerfahren droht und besonders der Provinzschauspieler, er sey denn, was selten genug, sehr bescheiden, wenn er einmal das Publicum für sich weiß, in einen coulissenreißenden Schlendrian hineingeräth, aus welchem der Ausweg schwer und nur durch herbe Erfahrungen möglich wird. Dieß möge besonders Hr. Schmidt, der hier Heldenrollen spielt, als gutgemeinten Rath beherzigen. Hr. Vanini hatte Gelegenheit seine Verwendbarkeit und sein vielseitiges Talent zu zeigen, und Hr. Dawison sich als einen vielbegabten, hoffnungsreichen Schauspieler zu bewähren. Von den übrigen, mitunter recht lobenswerthen Mitgliedern des Schauspieles schweige ich, weil sie entweder während Löwe's Gastspiel nicht bedeutend beschäftigt waren, oder nicht eben ausgezeichneten Erfolg erwarben.

Daß vor mehr als zwey Monaten unser erster Tenor sich, um mich eines Kunstausdruckes zu bedienen „unbefugterweise entfernte,“ habe ich Ihnen bereits geschrieben. Seit der Zeit suchte der Unternehmer nach einem Ersatzmann, der sich aber bis jetzt nicht fand, während es gelang in Dlle. Corradori eine zweyte Primadonna zu gewinnen, die mit einer schönen Stimme eine treffliche Methode und einen ächt dramatischen Vortrag verbindet und deren Virtuosität unsere früher einzige Primadonna aus ihrem eisigen Wesen aufthauen machen könnte.

So eben ist Hr. Wild auf Gastrollen eingetroffen, und es stehen unserem so lange vertrösteten musikliebenden Publicum endlich genußreiche Abende bevor, über welche ich Ihnen seinerzeit berichten werde. M. E.

Christoph Ritter von Gluck und die antike Classik.

(Schluß.)

Nach dem bisher Gesagten brauchen wir, in Bezug auf die erste Bestimmung, wenig mehr hinzuzufügen. Es hat nie einen poetischeren Geist im Reiche der Musik gegeben; Gluck's Gedanken sind immer riesig und dabey gewählt; er besaß musikalisches Genie genug, um ein und dasselbe zehnfach auszudrücken, aber er bringt immer nur das Geläutertste und Strengste. Seine Malerey ist stets großartig, nie kraß; er bewegt sich in Riesenschritten, wenn er das Heulen der Furien, die Verzweiflung des Orestes malt, und in lieblichen Sphären, als würde er von Sylphen geschaukelt, wenn er den Zaubergarten Armidens, das Tanzen der Najaden, das Spielen der Amoretten malt. Seine Contraste sind mit dem wunderbarsten Tacte gezeichnet, nie gibt er dem Schatten zu viel, dem Lichte zu wenig; wir haben ein herrliches Beyspiel davon im zweyten Acte seiner Armide, wo die lockende Zauberinn mit ihrem Ohm Hydraot das Beschwörungsduett vorträgt. Eine furchtbare erhabene Musik weckt die Geister der Unterwelt zum Kampfe mit ihrem Feinde Rinaldo. An der furiosen Stelle:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Rache nächtliche Geister hervor aus des Orkus Glut," sieht man die Eumenidenhäupter schon empvorgereckt zur blutigen Rache; da rollt die Hinterwand plötzlich auf, ein Zaubergarten steht vor uns, geweckt durch die Töne Gluck's, die Natur scheint ein Fest zu feyern, Nachtigallen schlagen, Blätter säuseln, und das Murmeln des Baches erregt sehnsüchtige Gefühle in unserer Brust. Das ist ein Zauberwerk Armidens und des unsterblichen Gluck.

Der zweyte Punct, den wir bestimmten, war Einheit. Nirgends ist sie vollendeter als bey ihm; er suchte Quinault's hundertjährigen Text aus dem Staube hervor, machte Lulli's Musik vergessen, vereinte sich mit Guichard, und schrieb seine „Iphigenia in Tauris," sein gediegenstes, wenn auch nicht sein größtes Werk, für welches wir „Alceste" halten. Gluck's Opern sind vollendete Dramen, die wie die Werke der alten Griechen sich nicht somohl in einem handelnden Ensemble, als in einem recitirenden Dialoge bewegen, in welchem der lyrische Theil bey Gluck gleich groß, wie der dramatische ist. Wir haben immer einen Introitus, eine Katastrophe und einen Schluß. Die Form endlich, und zwar die dramatische, kann nirgends vollendeter gefunden werden. Gluck hat Jahre langes Studium darauf verwendet, in der Musik eben so streng als in der Dichtkunst zu declamiren; nie finden wir eine falsche Betonung, und durch das gewählte Maß seines Ausdruckes entsteht die Kraft jener musikalischen Sprache. Gluck's Melodien sind die einfachsten und schönsten, die wir aufzuweisen haben, dabey sind alle seine Parthien sangbar, wenn auch, wie im Orpheus, etwas lang. Aber er behandelte auch den Gesang anders wie die damaligen Italiener. In seinem Nachahmen der Natur blieb er stets einfach und edel, er überladete nie, und wendete den Gesang zur Declamation, nie zu Trillern und Passagen an. Gluck hat die italienische und französische Sprache gründlich studiert, um zu sehen, welche sich am besten für den Gesang eignet, er kam aber zu dem Resultate, daß ein Ausländer sich über die feinern Nüancen nie ein Urtheil erlauben dürfte. Die französische und italienische Sprache erwählte er darum für seine Gedichte, weil damals in Frankreich und Italien Dichter lebten, die ihm die meisten Mittel, Leidenschaften auszudrücken, an die Hand gaben. So componirte er Iphigenia in Aulis, Alceste und Paris und Helena von Calzabigi, Iphigenia in Tauris von Guichard, Armide von Quinault u. A. m.

In Bezug auf den Kothurn Gluck's nur noch so viel, daß wir bey Mozart und Cherubini zwar einen ähnlichen, nie aber den eine heilige Scheu gebietenden Pathos finden, der den Kothurn Gluck's über jeden andern erhaben macht. Was wir in diesem größten aller dramatischen Tondichter am meisten verehren müssen, ist sein Streben als Künstler. Gluck wollte eine Musik für alle Nationen bilden, und der Classification der Nationalmusiken ein Ende machen, das konnte er, denn seine Werke sind unsterblich für alle Nationen und für alle Zeiten, so unvergänglich wie der Schandfleck der Deutschen, die Gluck von den Bühnen verschwinden ließen. Man wird die Undankbarkeit und Unnationalität Deutschlands so lange sprichwörtlich nennen, wie den Namen Gluck mit Ehrfurcht und Verehrung.

Felix Bamberg.

Notizenblatt.

Baillot. Dieser berühmte Violinist ist, wie wir bereits berichtet, kürzlich zu Paris mit Tod abgegangen. Die französische Zeitschrift „Psyché" verkündet seinen

beklagenswerthen Hintritt, und hält ihm eine recht rührende Leichenrede. Er litt seit längerer Zeit schon an der Leber, und verschied im 70. Jahre seines Alters. Er war ein Schüler des gefeyerten Viotti, spielte vorzugsweise die Violine mit ausgezeichneter Virtuosität, und machte eine Schule in Frankreich, welche sich von dem Klingklang und Firlefanz der modernen Musik gar sehr unterschied. Hr. Baillot, sagt der Verfasser seines Nekrologs, glänzte vornehmlich durch Einfachheit, Reinheit und Anmuth seines Spiels, und suchte niemals in der sogenannten Bravour seinen Ruhm, obwohl er Fertigkeit genug besessen hätte, die größten mechanischen Schwierigkeiten, wie eine flüchtige Gemse die höchste Felsenkuppen, zu übersetzen. Seine Kunst ging Hand in Hand mit der Natur, und galt somit dem Verständigen und dem unverwöhnten Ohre mehr, als alle Künsteley, die jetzt so häufig Glück auf den hohlen Bretern macht. Cela ne durera pas, sagte er oft, und: les casseurs de cordes passeront de mode avant peu. — Möchte er doch ein Seherwort gesprochen haben, ja, möchten diese Charlatane von „Saitenreißern" lieber heute noch als morgen aus der Mode kommen; wir wünschen ihnen einst die ewige, uns selbst aber vor ihnen die zeitliche Ruhe. Er ist nur um ein Jahr älter geworden, als sein großer Meister Viotti, der in seinem 69. Lebensjahre gestorben ist, und hat so ganz das schöne, freye, tiefergreifende Spiel, aber auch die classische Composition seines Lehrers festgehalten und auf manchen Andern übertragen; denn er hat bekanntlich schon viele ausgezeichnete Tonkünstler gebildet. Sein Tod war nicht bloß für das Pariser Conservatorium, bey dem er als eine vorzügliche Zierde galt, ein empfindlicher Schlag, sondern wird auch anderweitig überall beklagt werden, wo noch Geschmack für classische Musik besteht. 28.

Wallfisch- und Kaschlotfang aller Marinen der Erde. Zu Nantucket in den vereinigten Staaten von Nordamerika erscheint allmonatlich eine Liste sämtlicher Fahrzeuge aller Marinen des Erdkreises, die sich mit dem Wallfisch- und Kaschlotfange beschäftigen, und die Gebahrung derselben. Der neuesten in Europa eingegangenen Liste vom July d. J. zu Folge, befinden sich wenigstens vier Fünftel dieses hochwichtigen Fischerey- und Welthandelszweiges in den Händen der nordamerikanischen Wallfisch- und Kaschlotfänger! Der Tonnengehalt, der mit diesem Fischerzweige beschäftigten nordamerikanischen Schiffleute, belief sich am 1. August d. J. auf 194,916 Tonnen oder 3,898,320 Zentner. Die Thranmasse an Bord der noch zur See befindlichen nordamerikanischen Fahrzeuge dieser Art, bestand den um gedachte Zeit eingegangenen Avisos zu Folge, aus 193,632 Fässern Pottfischthran und 101,991 Fässern Wallfischthran!! Aus den in gedachter Liste angegebenen Namen der Seegegenden, wo sich diese Fahrzeuge bey Abgang der Avisos befanden, ist die wichtige Thatsache ersichtlich, daß die nordamerikanische Wallfischfangsmarine vom Äquator bis in die äußersten Regionen der arktischen und antarktischen Zonen jede Bai und Bucht heimsucht und ausbeutet. Daß unter so bewandten Umständen das von mehreren Naturforschern und Seefahrern geweissagte Verschwinden dieser so wichtigen und interessanten Thiere über Kurz oder Lang erfolgen muß, ist nicht zu bezweifeln. F. M.

Fortschritte der wissenschaftlichen Bildung unter dem französischen Officiercorps. Eine Untersuchung der im Laufe des Jahres 1841 in Frankreich erschienenen militärwissenschaftlichen Schriften und Karten aller Art, stellt die Thatsache heraus, daß Sinn und Geschmack für wissenschaftliche Bildung und fachschriftstellerische Thätigkeit unter dem französischen Officiercorps rasche und

bedeutende Fortschritte machen. Ungeachtet der in gedachtem Zeitraume Statt gefundenen Errichtung neuer Regimenter und der vielerley Besatzungenwechsel, welche durch die Erneuerung des afrikanischen Heeres veranlaßt wurden, welche Verhältnisse natürlich zeitraubende Geschäfte mit sich führten, sind von 1453 Officieren aller Waffengattungen und Grade und von 818 Unterofficieren, wissenschaftliche Schriften aller Art verfaßt, und nicht weniger als 2276 Versuche und Berichte, und 1618 Karten, Pläne u. dgl. eingesendet worden. 64 Officieren und 8 Unterofficieren sind Preise zu Theil geworden, und untern andern auch 2 Gemeine einer ehrenvollen Erwähnung würdig befunden worden. 3.

Entdeckter Betrug. In dem Ländchen M*** war es von Seite der Grundbesitzer eingeführt, daß die Jägerbursche für jedes Stück Raubwild eine kleine Gratification erhielten. Sie mußten z. B. von Eulen, Geyern, Habichten ꝛc. die Krallen vorzeigen, und nachdem sie dafür von ihrem Vorsteher den entfallenden Lohn erhalten hatten, wurden die vorgewiesenen Wahrzeichen vertilgt. — In dem Nachbarlande N*** bestand bisher ein ähnlicher Gebrauch, nur mußten hier die Jägerbursche immer nur die Köpfe der erlegten Raubthiere als ihre Trophäen vorzeigen — woher es denn geschah, daß die Waidjungen der beyden Ländchen insgeheim einen Austausch mit ihrer Beute trafen, und somit einen doppelten Gewinn bezogen — bis ein Zufall den Schleyer des Betruges lüftete, und zu dem Übereinkommen führte: daß künftig hier und dort nur für die vorgezeigten Köpfe der Raubthiere ein verhältnißmäßiger Preis ausbezahlt werde. 28.

Modebericht.

Die Magazine wimmeln von Neuigkeiten, welche der kommenden Saison angehören; vorläufig aber sind es nur noch Stoffe, welche erst ihre Form erhalten werden, bis in dieser Beziehung der Geschmack seine neuen Gesetze erlassen haben wird.

Folgende sind die vorzüglichsten, welche in letzter Zeit zum Vorscheine kamen: Weiße Brocarts mit Atlasbouquets, weiß, rosa oder blau broschirt; Schilleratlas mit broschirten Linien in zwey Nuancen; schottischer Sammt, gothische Wappen, doppelter Levantin, broschirter Pekin, nebst den schon accreditirten Gros-de-Tours, Velours-d'Orient u. s. w.

Echarpes halten sich in ihrer Beliebtheit; von broschirtem Cashmir oder von Sammt mit prächtigen Dessins oder Stickerey sind sie ausgezeichnet.

Man spricht von einem Atlas Louis XIII., welcher erscheinen und Alles an Pracht übertreffen soll; derselbe hat Eine Linie von Seidenspitzen **à jour** und eine zweyte von **en relief** broschirtem Atlas; er soll in Rosa oder Weiß oder Gelb, auf Spitzengrund von weißem Guipure seyn.

Als ein eigenthümlicher Schmuck werden schwarze Perlen genannt, welche sich hier und da zeigen, allein etwas Düsteres an sich tragen, das nicht für jede Dame paßt. 6.

Modebild XXXX.

Kleid von rosa Moire. Kleid von **Lila Mousseline de Laine**. Nach Originalen von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Hut von **Gros grain** mit Band. Coiffure von Tull mit einer Feder und Blumen. Nach Originalen von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitschr. No. 199.
den 6 October 1842.

XXXX

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

200

Freytag, den 7. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Die Zufriedenheit, die so mich beseelte, mußte wohl den entschiedensten und günstigsten Einfluß auf mein ganzes Wesen ausüben. Der etwas pedantische Anstrich, welchen mein ausschließlicher Umgang mit den alten Griechen und Römern mir beygebracht hatte, verschwand nach und nach unter den bildenden Händen meiner beyden Freundinnen, ohne meine Liebe für die Studien mit sich zu nehmen, denen ich nun um so eifriger oblag, je schöner das Ziel war, das am Ende der Bahn mir entgegen lachte. Schon lange hatte ich einsehen gelernt, daß der gute alte Homer zwar ein herrlicher Heldensänger, aber ein herzlich schlechter Lehrer für den Conversationston sey, und wenn ich gleich seine Schilderungen von dem Kampfe zwischen Hektor und Achilles noch immer mit Entzücken las, so fiel es mir doch nicht mehr ein, die Augen einer Dame in seiner Manier zu preisen.

Es war mir klar, daß ich diese Umwandlung, die ich ohne Schwanken als günstig anerkennen mußte, weniger dem ernsteren Sinne der Mutter, die mehr auf den Kern als auf die Schale sah, als dem mitunter etwas kaustischen Witze Emiliens zu verdanken hatte, die mich in derley Fällen immer schonungslos parodirte, und diese Erkenntniß versöhnte mich immer, wenn ich etwa zuweilen die Schärfe jenes Witzes nicht recht verträglich mit der Gutmüthigkeit finden konnte, welche ich von Kindheit auf an allen meinen Umgebungen gewohnt war, und die ich besonders an dem Wesen, der mein ganzes Leben gehören sollte, um keinen Preis hätte vermissen mögen. Mehr noch aber that die Anhänglichkeit, womit Emilie ihre Mutter umfaßte, die zarte Verehrung, womit sie meinem Oheim entgegen kam, dessen gleichfalls etwas antikes Wesen dennoch nie ihren Muthwillen in Bewegung setzte. So wurden derley kleine Dissonanzen nie mehr als Übergänge zu schöneren klangreicheren Accorden, zu denen mein Herz mit freudiger Bereitwilligkeit stets den Grundton anschlug, und als ich nach anderthalb glücklichen Jahren meine akademische Laufbahn mit dem schönsten Erfolge zurückgelegt hatte, schaute ich mit fröhlicher Ungeduld dem Tage entgegen, der ihr in der Erreichung der von mir nachgesuchten Doctorwürde den erfreulichen Schlußstein, und meiner seligen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zukunft durch die förmliche Verlobung mit Emilien zugleich den schöneren Grundstein zu legen bestimmt war.

Wohl manches Jahr ist seit jenem glücklichen Zeitpuncte verflossen, und du, werther Leser, würdest jetzt nicht ohne Mühe die heiteren Züge des frohen Jünglings unter den Furchen hervorsuchen müssen, welche seitdem die Zeit auf meine Stirne grub; aber noch heute wird mein Herz lebendig bey der Erinnerung an das Glück jener Tage, und gerne verweile ich bey diesen verblaßten freundlichen Bildern einer schöneren Vergangenheit, und suche mich wieder hineinzudenken und hineinzufühlen in den glücklichsten Abschnitt meiner Jugend, meines Lebens. Ich will diesen Ruhepunct, den ich hier zu Gunsten eines wehmüthig freundlichen Rückblickes in das Lichtbild meines Jünglingsalters halte, dazu benützen, meine verehrten Leser mit jener Emilie genauer bekannt zu machen, welche darin eine so große Rolle spielte.

Von einem richtigen Vorgefühle geleitet, war Emiliens Vater, ein junger Bürger von Paris, dem Ungeheuer, Revolution, noch glücklich entflohen, ehe es seine Krallen gezeigt hatte, und bald genug rechtfertigte der Ruf der Gräuelscenen, womit die Volksbeglückerinn ihr segenreiches Wirken begann, seine Ahnungen und seine That. Das freundliche Deutschland mit seinen glücklichen traulichen Völkern und Völkchen, mit seinen bald üppig lachenden, bald ernsten und großartigen Gegenden, ersetzte ihm das aufgegebene Vaterland; er ließ sich hier in G*** häuslich nieder, und das ehrenfeste und doch traulich frohe Wesen seiner neuen Mitbürger, ihm eine ungewohnte Erscheinung, wurde ein eben so starker Magnet für sein offenes ehrliches Gemüth, als jene sich von der aufgeweckten Heiterkeit und raschen Lebenslust des jungen Franzmannes angezogen fühlten, und das um so angenehmer, da weder erstere seine Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, noch die letztere Pflicht und Sitte beeinträchtigte.

Die Ausübung der Kupferstecherkunst, die er mit Meisterschaft und, zumal als Franzose in Deutschland, bald auch mit weit verbreitetem Rufe und lohnendem Erfolge betrieb, setzte ihn in den Stand, sich seinen eigenen Herd zu bauen, und in Kurzem hatte er auch hinreichend deutsch gelernt, um der Tochter seines bisherigen Hauswirthes zur Noth die Verwirrung zu beschreiben, die ihr sanftes blaues Auge in seinem Herzen angerichtet hatte. Da er von dieser, etwas schwer verständlichen Beschreibung zu der für Mädchen überhaupt sehr faßlichen, und folglich auch hier viel leichter gedeuteten Bitte um Herz und Hand überging, und des Mädchens Vater den Freyer tadellos fand, so war er binnen wenigen Wochen Gatte, und so banden ihn nun Pflicht und Liebe mit unzerreißlichen Ketten an das neue Vaterland.

Der heitere Gleichmuth und die strenge Pflichttreue seines Weibes, und vielleicht nicht minder die gefällige Leichtigkeit, womit sie Sprache und Manieren seiner Nation sich eigen machte, fesselten, den warnenden Prophezeyungen der Muhmen und Basen zum Trotze, den leichten Franzmann fest und sicher an die liebliche Gattinn, deren ganzes Herz ihm gehörte, und die durch die Zartheit und ächt französische Galanterie, womit ihr Mann, gar nicht wie andere Männer ihres Volkes, sie fortwährend behandelte, noch immer fester und fester zu ihm hingezogen wurde. So wurde ihr Leben ein einziger Moment ungetrübten Eheglückes, und als nach einigen Jahren ein schneller Tod den geliebten Gatten von ihrer Seite riß, wurde es der trauernden Witwe leicht, sich das Gelöbniß zu leisten, den Rest ihres Lebens zwischen der Erinnerung an

ihr entschwundenes Glück, und der Erziehung ihrer einzigen sechsjährigen Tochter zu theilen.

Ein mäßiges Vermögen, welches ihren und ihres Kindes Bedürfnissen gewachsen war, setzte sie in den Stand, sich dieses Versprechen zu halten, und zum großen Mißvergnügen der Muhmen und Basen die Anträge mehrerer jungen Bürger abzulehnen, welche die noch recht hübsche Witwe mit gar begehrlichen Augen betrachteten. Den Verdrießlichkeiten solcher Ablehnungen zu entgehen, verengerte sie daher den Kreis ihres Lebens bis zu einer fast klösterlichen Einsamkeit, und suchte und fand ihr einziges Vergnügen in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten gegen die kleine Emilie, die lustig und fröhlich heranwuchs, und ihr immer theurer und theurer wurde, je getreuer des Kindes liebliche Züge das Bild des theuren Verblichenen ihr entgegen spiegelten, je heiterer des Vaters lebensfroher Sinn, als beglückendes Erbtheil aus den schwarzen funkelnden Augen hervorleuchtete.

So folgte nun eine Reihe ganz gleichförmig verlebter Jahre, die wir leicht übergehen können, und an deren Ende wir die bräutliche Emilie in den Armen ihrer segnenden Mutter wieder finden, die, noch als Matrone der kurzen Tage einer schöneren Vergangenheit wehmüthig und dankbar gedenkend, nun ihren sehnlichsten Wunsch sich der Erfüllung nähern sah, indem ihrer Tochter erste Herzensneigung sie zu der ein gleiches Glück verheißenden Wahl geleitet hatte.

Nicht minder erfreut, als Emiliens liebende Mutter die Glückblüthen ihres theuren Kindes begrüßte, schaute auch mein väterlicher Freund in meine Zukunft, welche der Himmel reichlich mit all den Segnungen beschenken zu wollen schien, die er seinem Leben versagt hatte, und deren hohen Werth die Entbehrung wohl am kräftigsten erkennen lehrt. Was uns beyde betraf, so schauten wir wohl auch zuweilen in die Zukunft, aber nur immer auf einen kleinen Augenblick, denn am Morgen des heutigen Tages hatten unsere Eltern unsere Hände segnend in einander gelegt, und wehe dem Gemüthe, das die Weihe eines solchen Tages nicht ganz mit dem Glücke der Gegenwart zu erfüllen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in Constantinopel.

Von A. Justin.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne spielten um die goldenen Kuppeln Stambuls, und tauchten die Spitzen der Minarets im sanftschimmernden Purpur. In geräuschloser Majestät wälzte der Bosporus seine Fluten dahin, nur hie und da kräuselte ein kosendes Lüftchen die spiegelglatte Fläche, auf der das flüssige Gold des Abendhimmels in tausend Lichtern flimmerte. Die reizenden Gärten des Ufers, prangend im lichtgrünen Blätterschmuck des Frühlings, durchwürzten die Atmosphäre mit dem betäubenden Duft ihrer Blüthen, und der feuchte Hauch eines frischen Seewinds brachte nach der Hitze des Tages erquickende Kühle. — Nun sank die Sonne hinter den fernen Bergen hinab; Land und Meer bedeckte sich mit dem duftigen Schleyer der Dämmerung; nur jenseits hoch über den bewaldeten Gebirgen Asiens glühte im rosigen Abendlicht der erhabene Gipfel des Olympus, gleich als erinnerte sich der verlassene Göttersitz seiner alten Glorie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entzückt vom Anblick des wunderherrlichen Schauspiels, das sich zu meinen Füßen ausbreitete, saß ich auf einer der Anhöhen Galata's, welche die Meerenge beherrschen, an der Seite meines Freundes Richard S***, und schwelgte mit unendlichem Behagen in dem mir neuen Genuß eines Frühlingsabends unter südlichem Himmel. Die laue, würzige Luft schwellte meine Brust mit süßer Ahnung eines unbekannten, unaussprechlichen Glücks, und die berauschte Phantasie gaukelte dem innern Auge hundert bunte Bilder vor. Es war mir, als läge das geheimnißvolle Buch der Zukunft aufgeschlagen vor mir, und ich starrte die wunderlich verschlungenen Charaktere an, ohne ihren Sinn deuten zu können, bis sich die verworrenen Züge nach und nach zu Bildern gestalteten, die in raschem Wechsel in einander flossen.

Meine Träumereyen unterbrach plötzlich ein lärmender Zug, dessen ächt türkisches Gepräge ganz geeignet war, mich wieder an die Gegenwart und die heutige Gestalt der türkischen Hauptstadt zu erinnern. Ein auf rohgezimmerten Holzscheiben ruhender Wagen, mit Schnitzwerk und Vergoldung überdeckt, bewegte sich auf dem holprigen Wege knarrend an uns vorüber. Zwey schwarze Sclaven begleiteten den Wagen, und trieben das Gespann, zwey milchweiße Ochsen mit vergoldeten Hörnern, mit lautem Geschrey zur Eile an. Im Innern des geräumigen Wagen gewahrte man mehrere Frauen, deren Gestalt die weite Kleidung und der dichte Schleyer gänzlich verhüllte, so daß die Einbildungskraft freyen Spielraum hatte, sich unter der garstigen Vermummung das reizende Bild jugendlicher cirkassischer Schönheiten auszumalen. Langsam bewegte sich der Zug gegen den Strand, wo ein reichverziertes, mit rüstigen Ruderern bemanntes Kaik, das schon lange am Ufer geharrt hatte, die Frauen samt ihrem Gefolge aufnahm.

Die ganze Scene war mir neu, und erregte mein Interesse in hohem Grade; doch ungleich lebhaftern Antheil schien mein Freund Richard daran zu nehmen, denn er verfolgte den raschen Lauf des Bootes, welches inzwischen sich vom Ufer entfernt hatte, mit deutlichen Zeichen innerer Aufregung, und als dasselbe sich dem Gewimmel der unzähligen Gondeln, welche den Hafen belebten, entwunden hatte, und nun allein gegen die Serailsspitze hin die Wogen durchfurchte, sprang er auf, und eilte, ohne meinen Zuruf zu hören, in wilder Hast dem Ufer zu.

Tausend Vermuthungen durchkreuzten sich in meinem Kopfe über den Anlaß des sonderbaren Benehmens meines Freundes, welches mich mit höchstem Erstaunen erfüllte, und das seinem besonnenen Charakter so wenig entsprach. Das einbrechende Dunkel der Nacht mahnte zum Aufbruch. Ich erhob mich von meinem Sitz, nachdem ich vergebens auf Richards Rückkehr gewartet hatte, da erblickte ich hinter meinem Rücken den ehrlichen Kaffehwirth, der nach seiner Gewohnheit herbeygeeilt war, mir die lange Pfeife abzunehmen. Auch er blickte mit spähendem Auge nach der Gegend hin, wo das Boot mit den türkischen Frauen nur als schwarzer Punct auf den Wogen schwamm; es schien ihm ein mißfälliger Gegenstand aufzustoßen, denn er zog die Stirne in krause Falten, und schüttelte unmuthig den Kopf. Ich überschaute noch einmal mit Aufmerksamkeit die weite Wasserfläche, und gewahrte einen kleinen Nachen, der über die mit nächtlichem Dunkel bedeckten Wogen eilig dahinglitt, und dieselbe Richtung zu verfolgen schien, welche das Boot eingeschlagen hatte; in der Gestalt aber, welche mit gekreuzten Armen in der Mitte des Schiffchens saß, erkannte ich zu meiner Überraschung Richard. Ich konnte mich nicht entbrechen, meinen Unmuth über das thörichte Beginnen meines Freundes laut zu äußern. „Ja wohl ein thörichtes Beginnen," erwiederte Meister Battista, „und ein lebensgefährliches dazu; doch die jungen Herren lassen sich nicht rathen, wenn auch Mancher seinen Übermuth theuer genug büßen mußte, denn die Türken verstehen keinen Spaß, und pflegen kurzen Prozeß zu machen." Die letzten Worte begleitete er mit einer vielsagenden Geberde, indem er mit beyden Händen an seinen Hals griff, als fühlte er schon an demselben die seidene Schnur. Er erzählte mir nun mit großer Redseligkeit die erbauliche Geschichte eines jungen Deutschen aus edlem Geschlecht, der unbesonnen genug war, einen Liebeshandel mit einer türkischen Schönen anzuknü-

pfen, und eines Morgens mit zerschnittener Kehle auf der Straße gefunden ward. Die respectvolle Scheu, mit welcher wir Abendländer die türkische Justiz und die Vollstrecker ihrer Befehle betrachten, steigerte sich bey mir durch die lebhafte Schilderung, welche ich so eben angehört, zu wahrem Grauen, und ich wich auf dem Heimwege zu meiner Locanda jedem beturbanten Wesen auf zehn Schritte aus, obwohl ich durchaus kein Haremsgelüste auf dem Gewissen hatte; ja, meine erhitzte Phantasie störte mir den Schlaf durch böse Träume, in denen ich mich mit schwarzen Unholden und gräulichen Henkergestalten herumbalgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die antike Schnürbrust.

„Ob wohl die Griechinnen schon Mieder getragen haben mögen," fragte mich einmal im Salon des Grafen S*** in Rom die reizende Hausfrau, die meine Schnürbrustantipathie kannte. — „Warum nicht, Signora!" antwortete ich, „und wenn es Sie interessirt, so will ich Ihnen über acht Tagen mit dem möglichsten Detail darüber aufwarten." — „Ich nehme Sie beym Wort," lächelte die schöne Frau, und in diesen acht Tagen hatte ich nichts als geschnürte Gedanken und geschnürte Gefühle. Ich durchstöberte die Classiker und Museen, excerpirte und schrieb, und am nächsten Soiréetag löste ich mein Versprechen. — Da es nun den verehrten Leserinnen dieser Zeitschrift nicht gleichgültig seyn kann, ob die Griechinnen, diese Modelle der Schönheit und des Geschmacks, Vorzüge, die man ihnen durchaus zugestehen muß, schon Mieder gekannt, so glaube ich nichts Unnöthiges gethan zu haben, wenn ich Ihnen das darüber Gefundene mittheile. Nur eine Bemerkung erlauben Sie mir voraus zu schicken. Möge es Ihnen nicht auffallen, daß eine junge Dame sich mit einem jungen Mann von Schnürbrüsten unterhält. Nach italienischen Begriffen, und auch wohl nach natürlichen, liegt darin gar nichts, was der Schicklichkeit auch nur von ferne zuwider liefe; ich versichere Sie, die Gräfinn ist ein Muster jeder weiblichen Tugend, vor allem der allerweiblichsten, der Zucht; aber sie redet doch von Schnürbrüsten, und in andern Ländern (ich rede nicht etwa von uns, o nein) schämen sich gewiß manche Damen von einer so delicaten Sache zu reden, aber — doch ich wollte Ihnen ja von dem antiken Mieder Rechenschaft geben!

Dasselbe bestand aber aus nichts andern, als einer etwa handbreiten, feinen, wollenen Binde, die an der linken Seite unter dem Busen angelegt, und dann dreymal um den Leib geschlungen wurde, so daß sie bey jeder Umschlingung etwas höher gelegt wurde. Hiemit war der Zweck des Mieders vollkommen erreicht, der kein anderer ist, als die Formen des Busens zu erhalten und ihn vor allen schädlichen äußeren Einflüssen zu schützen, keineswegs aber ihn zu pressen und zu verschieben und schlankere Körperformen hervor zu bringen, wie sein untergeschobenes Surrogat, unsere Mieder. Die Griechinnen waren noch nicht so verfeinert, wie wir; sie glaubten in ihrer Einfalt, daß die Wellenlinie, welche den obern und untern Theil des menschlichen, und besonders des weiblichen Körpers so fließend verbindet, wahrhaft schön sey. Die Armen! Unsere Damen hätten sie lehren können, daß eine Wespe und Ameise viel schöner gebaut sey als der Mensch; denn wer ist begieriger, sie im Wuchse gewaltsam nachzuahmen?

Doch darum keine Feindschaft, meine liebenswürdigen Landsmänninnen! Ich weiß, Sie würden das Mieder schon längst von sich geworfen haben, — denn wozu bedürften Sie es — wenn nicht die tyrannische Mode dagegen wäre; ich weiß, daß

Ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, die Schnürbrust bequemer und dem ursprünglichen, schützenden und conservativen Zweck wieder näher zu bringen. — So sehr wurde die Wichtigkeit jener Busenbinde, die man hauptsächlich Mitra nannte, (woher wahrscheinlich unser deutsches „Mieder" stammt), erkannt, daß sie der Venus als Hauptattribut und ihr die Eigenschaft beygelegt wurde, schön und unwiderstehlich zu machen. Sie ist der Schönheitsgürtel, von dem Sie gehört haben, und den Venus einmal an Juno lieh, als diese ihren etwas starrköpfigen Gemahl durch den Eindruck ihrer Reize unter den Pantoffel bringen wollte. Diese Binde war aus dem feinsten Wollengewebe verfertigt und mit Stickerey geschmückt, wie uns bey der erwähnten Begebenheit Homer erzählt. Daß er bald breiter, bald schmal, je nach der Individualität der Person, getragen wurde, brauche ich nicht besonders zu sagen, sondern frage Sie, liebenswürdige Leserinn, zum Schluß: Kann man etwas Einfacheres, Zweckmäßigeres und Wohlfeileres erfinden als das antike Mieder? —

E. Lemyl.

Notizenblatt.

Die Töchter des Obersten Dennie. Jeder von den vier nachgelassenen Töchtern des brittisch-indischen Obersten Dennie, welchem wir in einem der letztern Blätter dieser Zeitschrift einen Nachruf gewidmet haben, ist von der englischen Regierung ein Jahrgehalt von 80 Pf. St. ausgesetzt worden. 3.

Mainzer nach Irland. Der preiswürdige deutsche Sing- und Musiklehrer Mainzer, welchem Frankreich und nun auch England die in beyden Reichen begonnene musikalische Erziehung des Volkes verdanken, ist vom Pater Mathew nach Irland berufen worden. Dieser glorreiche Veredler seines Volkes soll die treffliche Idee gefaßt haben, die Ton- und Singkunst fürs Volk, die „Musik für die Million," wie Mainzer und sein erster Zögling Hullah sie treffend benennen, als ein gewaltiges Moment und Hülfsmittel des sogenannten Teatotalism d. h. der Gewöhnung des großen Haufens zur Nüchternheit und Mäßigkeit zu benützen. „Glück auf!" rufen wir ihm zu. 1.

Bücherschränke. Um den Umfang der neuen Abtheilung der Bibliothek des brittischen Museums anschaulich zu machen (berichtet das Londoner Blatt „John Bull"), folgt nachstehende interessante Angabe: Die Gesamtlänge der Bücherschränke, welche gegen 260,000 Bände fassen, beträgt über 42,000 Schuh oder gegen acht englische Meilen! Die Länge der Bücherschränke der Münchner Hofbibliothek, welche an eine halbe Million Bände enthält, muß somit, bey Annahme derselben Proportionen, nahe an 16 englische Meilen, und diejenige der Schreine in der großen Pariser Bibliothek, die gegen 650,000 Bände enthält, nicht weniger als 20 englische Meilen betragen. Wie viele Meilen müßte nach dieser Berechnung die Gesamtlänge der Schreine in der hiesigen k. k. Hofbibliothek betragen? 3.

Wieder ein Riesenfisch an den englischen Küsten. Als kürzlich das brittische Dampfschiff „Lyun" von Hull in See gestochen war, und sich kaum 15 engl. Meilen noch von diesem Hafen in offener See befand, gewahrte die Mannschaft plötzlich eine Fischerbarke, welche äußerst schnell ruderte und etwas im Schlepptau führte, das man alsbald als einen sogenannten Wallfisch erkannte, d. h. als eine von den vielen Cetaceenarten, welche der englische Seemann im Bausch und

Bogen „whale“ zu nennen pflegt. Als der Fischer, welcher sich bey der Begegnung des Riesenthieres allein in der Barke befand, es zuerst in nur zwey Schuh tiefem Wasser wahrgenommen, hatte er es für todt gehalten und daher ohne Bedenken ein Seil um dasselbe geschlungen, plötzlich aber zu seinem Schrecken wahrgenommen, daß es am Leben und in dem ihm ganz ungewohnten seichten Gewässer nur, so zu sagen, verdutzt war. Die eben eintretende Flut kam ihm zu Hülfe und spülte den Koloß an Strand. Derselbe hatte eine Länge von 47 Fuß nnd maß in der Dicke 19 Fuß. Der Schwanz war 10 Fuß hoch. Das Gewicht betrug gegen 360 Zentner. qz.

Darboville. Wie Molière ist Darboville, ein ehemaliger Sänger des Theaters Feydeau, zu Marseille und zwar auf der Bühne gestorben. Es war eben die Probe des Vaudevilles „Louisette,“ worin Darboville beschäftigt war und durch seine lustigen Einfälle die ganze Gesellschaft erheiterte. Mit einem Male rief er: „Kinder, mir wird nicht wohl,“ und sank ohnmächtig in die Arme des Regisseurs. Man sprang ihm sogleich mit aller Hülfe bey; doch er konnte nicht wieder zum Leben zurückgerufen werden. 22.

Für Ornithologen. In Mâcon hat ein Papageypaar, welches seit mehreren Jahren zusammen lebte, endlich ein Ey ausgebrütet und ein lebendiges Junges zur Welt gesetzt. Daß die Papageyen sich paaren und Eyer legen, ist nichts Seltenes; daß aber die Brut von Erfolg gewesen, dürfte in Europa noch kaum vorgekommen seyn. Auch scheint sich der Vater Papagey, seit er seinen Erstgebornen gesehen, einer ausgelassenen Freude hinzugeben; er wendet und dreht ihn nach allen Seiten, und so oft er entschlüpfen kann, trägt er ihn mit sich fort, so daß man ihn von dem Neste trennen mußte. 16.

Dr. Guyon, von dem wir schon manches Interessante in diesem Blatte mitgetheilt haben, ließ sich neuerlich im „Echo du monde savant“ (vom 18. September d. J.) vernehmen, und berichtet, daß er den unglücklichen Cagots in den Pyrenäen einen Besuch abgestattet hat. Diese Cagots galten uns bisher als beklagenswerthe Cretins, um so mehr, als sie von allen übrigen Menschenkindern verachtet und sogar auf eine Weise behandelt werden, wie der Hindu den armen Paria behandelt. Die moralische Zurechnung wird indeß in Bezug auf die verpönten Cagots um so größer, als es civilisirte Christenmenschen sind, von denen sie eine so harte, unwürdige Behandlung erfahren müssen. Mr. Guyon glaubt aus vielfachen Gründen vermuthen zu dürfen, daß sie einst als Flüchtlinge oder Ketzer ins Land kamen, und da nur insoferne festen Fuß fassen durften, als sie ihre Hütten in Wildnissen und an ungesunden Sümpfen aufschlugen, wo sonst kein Eingeborner zu hausen Lust hatte. Diese Räumlichkeit und die schlechte Lebensweise, meint er, habe in dem blutarmen Volke allmälig den Cretinismus ausgebildet, und sie zu so höchst erbarmungswürdigen Geschöpfen gemacht. Die Kropfkrankheit ist bey ihnen entschieden ein Geschlechtserbtheil, und geht von Vater auf Sohn und Tochter über, wie z. B. in manchen Gegenden von Afrika der Albinismus. — Außerdem will Mr. Guyon noch eine besondere physische Beschaffenheit bey ihnen entdeckt haben, welche darin besteht, daß ihnen in der Regel wenigstens das Ohrläppchen fehlt. Schließlich bemerkt er noch, daß es den Anschein habe, diese seltsame Race sey ihrer endlichen Auflösung nahe, denn theils eilt die kranke Natur damit zu Ende, und theils verschmelzt sie sich doch allmälig mit den Nachbarn, und verliert mit dem Namen und Charakter zum Glücke auch ihr — Elend. J. M—r.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der kostbare Dünger. Der französische Officier Dupot schreibt: „Auf unserem Marsche gegen den Atlas (in Algerien) gelangten wir eines Tages in ein Thal, welches über eine Stunde im Umfange hat, und den Namen: das wüste Thal führt — was uns höchlich befremden mußte, da wir auf diesem Platze die üppigste Vegetation antrafen, welche mindestens eine hundertfältige Ernte abwerfen mußte. Ein alter Beduine hat uns diesen Widerspruch erklärt, indem er sagte: Vor etwa vierzig Jahren war hier die Bevölkerung von zwey Tagreisen in der Runde im Aufstande; die Einen kämpften für — die Andern wider Abdul Mehem, der sich einen Propheten nannte, und größer als Muhamed selber dünkte — und hier in diesem einst unfruchtbaren Thale waren die Einwohner von zehn verbrannten Dörfern mit all ihrem Vieh versammelt, meist Weiber, Kinder, Greise und Kranke — während die streitbaren Männer gegen die Feinde, d. i., gegen Abdul und seinen Anhang kämpften. Auf einmal stürzten diese Feinde wie Löwen und Hyänen von den Bergen herab, metzelten Alles nieder, was da im Thale athmete, und zogen sich wieder in die Bergschluchten zurück, wo sie endlich nach Wochen einzeln aufgerieben wurden. Inzwischen hat sich der Bach, der dieses Thal durchströmt, an den vielen hundert Leichen geschwellt, und wie der Nil, Sand und Schlamm über dieselben ausgegossen, wornach der ganze Kessel einen neuen überaus fruchtbaren Grund erhielt und jetzt zwar noch den Namen: das wüste Thal trägt, aber an Fruchtbarkeit viele Gärten übertrifft.“ 9.

„Der Jäger“ erzählt uns, daß ein Herr aus B*** an dem Rand eines Dickicht vorbeyritt, an dem sich ein Rebhuhnnest befunden habe. Da dieses in großer Gefahr war, von den Hufen des Pferdes zertreten zu werden, und die sorgsame Mutter ihre Jungen nach Möglichkeit schützen und erhalten wollte, so flog sie wie wüthend gegen das Pferd und den Reiter und hielt sie durch ihre Stöße wenigstens so lange auf, bis die Jungen Zeit gewannen, in das nahe Dickicht zu kriechen, worauf ihnen die heldenmüthige Mutter eben dahin nachfolgte. 28.

Das Théâtre français. Das Pariser nemlich per eminentiam, steht ungeachtet seiner trefflichen Lage und ungeachtet der Dlle. Rachel, in pecuniärer Hinsicht, keineswegs auf einem so festen, glänzenden Fuße, als sich's vermuthen ließe; ja, es soll sich in der jüngsten Zeit sehr übel befunden haben, und einer schweren Krankheit nahe gewesen seyn, hätte ihm nicht Mr. Buloz eine stärkende Arzney von 200,000 Franken eingegeben, und die matten Pulse wieder in Agitation gebracht. Dieß versichern uns so ziemlich übereinstimmend zwey Pariser Blätter, und das Eine („Psyché“ am 22. September d. J.) schreibt: Le Théâtre français dont on a tant vanté la richesse, le Théâtre français qui croyait faire des monceaux d'or avec Dlle. Rachel, le Théâtre français, dis-je, crie: au secours! au secours! — pourtant Mr. Buloz touche une subvention de 200,000 fr. etc. 9.

Theater-Bulletin. „L'Hôtel de quatre nations“ ist ein Verkleidungsstück von sehr geschickter Anlage und pikanter Ausführung, welches im Gymnase außerordentlich gefällt.

Im Ambigu hat „Gil Blas de Sens einen succès de fou rire erhalten. 22.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

201

Sonnabend, den 8. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Unter Glück und Freude waren mehrere Tage über jene schöne Minute hingegangen, wo ich den Verlobungskuß auf Emiliens Lippen gedrückt hatte. Die Begeisterung der Frauen begann sich allmälig auf dem natürlichen Wege in tausend Sorgen um Betten und Schränke, Linnen und Silber aufzulösen, die Freudenthränen in den Augen meines guten Großoheims verschleyerten ihm nicht mehr die alten Griechen und Römer, und selbst ich war zu meinen Büchern und Heften zurückgekehrt, und vergaß über dem morgen abzulegenden letzten Doctorexamen zuweilen ganzer Secunden lang meiner Braut; da pochte es auf einmal an die Thüre und herein schob sich der Postbothe, ein mächtiges Packet in der Hand, worauf mein spähendes Auge alsbald das große Stadtwappen von H*** und die Krakelfüße des schnellfingerigen Rathsschreibers erblickte.

Es gibt, so erzählt man im Lande der Liebe und des Gesanges (und der Spitzbuben), gewisse Giftmischer, welche die Kunst verstehen, in Briefen ein feines, schnell wirkendes Gift zu bergen, das dem Eröffner den augenblicklichen Tod bringt. Solch ein Höllenbrief war der, den ich jetzt in meinen Händen hielt. O hätte das Gift, das er verbarg, nur meinen Körper getödtet und nicht mein Glück!

Ein Packet Rechnungen und Urkunden rollte mir in die Hände, als ich das verhängnißvolle Siegel erbrach; oben auf aber lag ein Schreiben, von dem wohlweisen Rathe in pleno unterzeichnet, welches mir bekannt machte, daß der Kaufmann Hold in Z***, bey dem der größte Theil meines Vermögens untergebracht war, wider alles Vermuthen Bankerott gemacht, und den neuesten Nachrichten zu Folge sich erhängt habe. Des Falliten Schuldenmasse übersteige bey Weitem seinen Nachlaß, und sey überdieß bereits von den besser und schneller Unterrichteten seiner Gläubiger in Beschlag genommen; es sey daher zu wünschen, daß ich mit Ergebung mich in den unabwendbaren Verlust fügen, und mich mit dem glücklichen Zufalle trösten möge, der die Kaufsumme für mein väterliches Haus, dessen ich vor Kurzem mich entäußert hatte, bis zur Stunde noch unliquidirt gelassen, und somit gerettet habe. Übrigens verhoffe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man, ich werde mich erinnern, daß die Anlegung meines Vermögens bey mehrbesagtem Kaufmanne mit meiner und meines Vormundes und Großoheims ausdrücklicher Billigung geschehen sey, und daß somit auf Niemanden dieserhalb irgend ein Vorwurf lasten könne ꝛc.

Es wäre Prahlerey, zu behaupten, daß ich bey Lesung dieser Zeilen ruhig geblieben; aber das darf ich sagen, daß ich muthig blieb. Ein Blick auf meinen ehrwürdigen Oheim, ein Gedanke an meine Braut, und mein Verlust war verschmerzt. Mochte ich doch mein Geld verlieren; hatte ich nicht zwey Herzen geborgen, deren jedes mich alle Reichthümer Indiens vergessen machen konnte? Ich stand auf, und näherte mich Fabian, der unbekümmert in seinen Büchern kramte.

„Nicht wahr, guter Ohm, wir hoffen beyde auf die Liebe Gottes?“

„Möge sie dir nie ferne seyn, mein guter Sohn.“

„Aber, Ohm! zuweilen züchtigt Gott, die er liebt.“

„Dann trage muthig die Züchtigung, und geduldig um der Liebe willen.“

„Nun denn, mein Vater, das will ich, das wollen wir beyde freudig thun, und ihn preisen, wie bisher.“

Der Greis blickte mich befremdet an. „Was hast du, mein Sohn?“

„Nichts, Vater, was eine trübe Stunde werth wäre. Der Kaufmann Hold in Z*** hat Bankerott gemacht, und mein Capital ist verloren, meldet mir der hohe Rath aus H*** von Amtswegen.“

Der alte Mann erblaßte. „Und das sagst du so ruhig, mein Sohn?“

„Soll es mich unruhig machen, daß Gott mich liebt?“

„Der Verlust ist groß, Johannes!“

„Das Bessere habe ich gerettet. Habe ich nicht Sie, mein Vater? habe ich nicht Emilien?“

„Ja, mein theurer Sohn, mich hast du im Leben und im Sterben. Aber Emilie — du bist nun arm, mein Johannes.“

„Arm, Vater? habe ich nicht die Kaufsumme für unser Haus? Habe ich nicht etwas gelernt, kann ich nicht arbeiten? Nein, guter Ohm, ich werde nicht ärmer seyn, als ich war. Verlor ich ja doch nur, um kennen zu lernen, wie viel ich besitze, was ich nie verlieren kann, Sie, mein Vater, meine Emilie, mich selbst. Wie viele ärmere Reiche trägt die Welt, die mitten im Überflusse darben, weil sie ihn allein genießen, wie viele Elende, die des Lebens Bürde doppelt niederdrückt, weil kein geliebtes Auge ihnen Kraft und Muth in die Seele lächelt. Nein, nein, Vater, ich werde glücklich seyn, glücklicher als zuvor, denn ich werde um das Vergnügen reicher seyn, Errungenes, nicht Geschenktes mit meinen Lieben zu theilen.“

„Nun denn, so erhalte dir Gott deinen Muth, mein guter, geliebter Sohn,“ rief der Greis in meinen Armen, „und segne deinen Fleiß mit Glück, und dein Leben mit Zufriedenheit.“

Ich drückte ihn an die Brust, und griff nach meinem Hut. Wohin ich ging, muß ich erst es sagen?

Meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht; Emiliens Mutter hörte die Erzählung meines Unfalles zwar bedauernd, doch mit der Versicherung an, daß sie ihre Gesinnungen gegen mich darum nicht ändern werde, und dasselbe von ihrer Tochter erwarte, und diese selbst war zu heiter und flüchtig, um die Sache von einer ernsthaften Seite anzusehen, und wußte mich durch ihre eigene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heiterkeit bald so fröhlich zu stimmen, daß ich die ganze Geschichte fast mit gleichgültigen Augen betrachtete, und schon denselben Abend die gewohnte Harmlosigkeit in unsern kleinen Familienkeis zurückgekehrt war. Drey Wochen später war ich **Theologiae Baccalaureus**, und von dem Augenblicke an der eifrigste Supplicant um alle vacanten Pfarren auf 30 Meilen in der Runde. Seit Kurzem mündig, hatte ich nun das gerettete Capital vom Magistrate zu H*** an mich gezogen, und fand zu meiner unaussprechlichen Freude, daß dessen Zinsen, durch ein paar Privatstunden, die ich annahm, verstärkt, gerade hinreichen würden, mit einigen unbedeutenden Einschränkungen meiner selbst, unsere bisher gewohnte einfache Lebensweise auch ferner beybehalten zu können. War ich nur erst Pfarrer und fern von der theuren Stadt, so war ich noch immer wohlhabend genug, im Kreise meiner Lieben ein recht gemächliches und sogar sorgenfreyes Landleben zu führen, tausendmal besser, als viele meiner Amtsbrüder, und so war denn nur mein tägliches Gebeth, daß Gott mir keinen meiner Theuren nehme, und zunächst doch recht bald das Herz eines der respectiven Kirchenpatrone zu meinen Gunsten lenken möge.

Achtes Capitel.

Auch schien es, als sollte die Erhörung nicht ferne seyn. Eines Abends, als eine leichte Unpäßlichkeit mich zu Hause zurückhielt, war der Oheim allein ein wenig ausgegangen, und blieb auffallend lange weg. Endlich kam er in großer Bewegung zurück, fiel mir gleich beym Eintritte um den Hals, und pries seinen guten Genius, der ihm gerade heute den Gedanken eingehaucht, vor dem Thore zu promeniren.

Als er nemlich so unter den Alleen hinschlenderte, blieb einer der zahlreichen Spaziergänger, ein stattlicher Greis, vor ihm betrachtend stehen, und nannte halb fragweise ihn beym Namen. Mein Oheim betrachtete ihn aufmerksamer, und erkannte in den zwar gealterten, doch noch immer frischkräftigen Zügen bald einen seiner gewesenen Schulfreunde, einen Grafen von R***, der auch seinerseits genug gesunden Herzens war, trotz den vierzig Jahren der Trennung, dem unscheinbaren Rocke, und der noch unscheinbareren Geburt in meinem Oheim sogleich den Freund der Jugend wieder zu finden. (Der Graf hatte nie am Hofe gelebt, nie ein Amt bekleidet, obschon zu beyden hinreichende Aufforderungen geschehen waren.)

An den bekannten Zügen der beyden Greise zündete die Erinnerung ihre Fackel an, und beleuchtete damit die glückliche Zeit ihres lustigen Studentenlebens, so daß die alten halbvergeßnen Bilder aus dem Hintergrunde der Vergangenheit hervorsprangen, und die Gegenwart wegdrängten. Arm im Arm, wie vor vierzig Jahren, ging's dem Gasthofe zu, wo der Graf abgestiegen war, und hinter einem wohlbestellten Tische tauschten die beyden Alten die Geschichte der Trennungsjahre gegen einander aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag bekam ich meinen Freund nicht zu sehen. Er pflegte mich sonst regelmäßig Abends zu besuchen; dießmal kam er nicht, und ich

schlenderte unruhig im Gewühle der Straßen allein umher. Bey meiner Nachhausekunft erfuhr ich, daß die Pest, welche bisher im Schmutz der entferntesten Vorstädte ihr unheimlich Wesen getrieben, nun auch in Pera erschienen sey, und im Laufe des Tages zahlreiche Opfer gefordert habe. — Dieß steigerte meine Besorgniß um den Freund, und die früheste Morgenstunde des andern Tages traf mich vor dem Hotel der ***schen Gesandtschaft, bey welcher Richard die Stelle eines Secretärs bekleidete. Ich fand das Haus verschlossen, und nur nach langem Pochen erschien ein Diener, der mir durch eine kleine, wohlvergitterte Öffnung des Thores zu wissen that, daß sein Herr samt den Hausgenossen das Palais verlassen, und in Bujukdere ein Landhaus bezogen habe; zugleich übergab er mir ein Päckchen unter meiner Adresse, welches Richard für mich zurückgelassen, und in dem nebst mehreren Büchern, welche ich vor einigen Tagen von ihm verlangt hatte, folgendes Schreiben eingeschlossen war.

„Verzeihe, theurer Freund, daß ich dir ein Geheimniß zu vertrauen zögerte, an dem gestern ein Zufall zum Verräther ward. Ich machte mir oft die bittersten Vorwürfe darüber; allein eine falsche Scham verschloß mir immer den Mund, so oft ich auch den Entschluß faßte, dir Alles zu entdecken. Du erinnerst dich wohl noch mit Vergnügen des glücklichen Sommers, welchen wir in den Thermen von G*** mit einander verlebten. Auch das nächste Jahr besuchte ich den reizenden Ort, und fand daselbst eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft versammelt, die das kleine Städtchen mit dem geräuschvollen Treiben und dem Glanz des Residenzlebens erfüllte. Zahlreiche kleinere Zirkel, in denen sich die höchste Blüthe eleganter, geselliger Freude entfaltete, schieden sich aus der Flut des buntgemischten großen Haufens aus, und den interessantesten Kreis dieser Art versammelte um sich die Gräfinn P***, eine durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Dame. Sie besaß bey glänzenden, geistigen Gaben eine herrliche junonische Gestalt, die beym ersten Begegnen das Gemüth des Beschauers nie ohne tiefen Eindruck ließ, und zählte zu jenen reifen Schönheiten, welche den Abgang jugendlicher Anmuth durch tadellose Formen und eine imponirende Äußerlichkeit ersetzen. Solche Frauen sehen sonst in jedem, in frischem Jugendreiz erblühenden Mädchen eine gefährliche Nebenbuhlerinn, deren Nähe sie mit ängstlicher Eifersucht meiden; allein die Gräfinn P*** mußte man von dieser Schwäche durchaus freysprechen, denn sie hatte sich in Melanien, ihrer jugendlichen Gesellschaftsdame, eine wahre Perle ihres Geschlechtes zur Begleiterinn gewählt. Der Erfolg zeigte, daß die Gräfinn den Eindruck, welchen Melaniens Reize hervorbringen mußten, mit feinem Tact berechnet hatte, denn weit entfernt, von ihr verdunkelt zu werden, schien es im Gegentheil, als ob die Vorzüge Beyder durch den Vergleich in helleres Licht gestellt würden, und man konnte in der That nichts Reizenderes sehen, als den Gegensatz, welche die anmuthige Nymphengestalt und das klare, kindlichtreue Auge Melaniens mit dem hohen, edlen Wuchs und dem dunklen, blitzenden Auge der Gräfinn bildete.“

„Auch ich gehörte zu dem zahlreichen Cortège, von welchem diese an öffentlichen Plätzen umgeben war, und ich erkannte ihr willig den Preis der Schönheit unter den in G*** anwesenden Damen zu; aber es blieb bey kalter Bewunderung, denn mein Herz wurde mächtig zu ihrer Begleiterinn hingezogen, und erfüllte sich bald mit glühender Leidenschaft für die arme, verlassene Waise, die mit stiller Ergebung ihr hartes Loos trug, das sie von Fremden abhängig machte. Wie unaussprechlich glücklich machte mich die Entdeckung, daß Melanie meine Gefühle erwiedere! Ich schwelgte in goldenen Träumen, und es gelang mir oft, die Wolken der Schwermuth zu verscheuchen, welche ihre schöne Stirne umlagerten, als ahnte sie das schreckliche Schicksal, von dem sie in Kurzem ereilt werden sollte.“

„Unter den Gästen aus fremden Landen, welche sich dießmal an den Heilquellen von G*** eingefunden hatten, machte sich vor Allen ein Türke bemerklich, den man für den Vorläufer jener entarteten Muselmänner halten konnte, welche in unsern Tagen den Firniß französischer Cultur zur Schau tragen; denn er vereinigte in seinem epikuräischen Haushalt die üppige Pracht seiner Heimat mit den raffinirten Lebensgenüssen des Abendlandes. Riza Beg

war bald der „Löwe“ des Tages; man bewunderte das glänzende Gefolge, welches den Herrn in sclavischer Demuth umgab, den kostbaren mit edlen Rennern reich ausgestatteten Marstall, und das malerische Costume. Unsere Elegants nahmen sich gar ärmlich aus, wenn der stolze Osmane mit den edlen Zügen in wallendem Oberkleid, dem blendend weißen Turban, von blitzender Agraffe überragt, auf dem anmuthigen Roß der Wüste an ihnen vorüberjagte. Bey so glänzenden Eigenschaften konnte ihm natürlich auch die Gunst der Damen nicht entgehen, und unsere Schönheiten ersten Ranges bemühten sich um die Wette, ihm den günstigen Begriff von der Liebenswürdigkeit deutscher Frauen beyzubringen. Der Glückliche war nicht unempfindlich gegen so viele Anmuth; er suchte so gut es gehen wollte, seine Gefühle in schlechtem Französisch auszudrücken, deren beredterer Dollmetsch sein oft in fast unheimlichem Feuer erglühendes Auge ward. Doch es währte nicht lange, und Riza Beg hatte nur Augen für die Reize der schönen Gräfinn P***. Man beneidete sie um diese glänzende Eroberung, denn der stolze Fremdling war im besten Zuge, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren, die an dem Siegeswagen der Gefeyerten hoffnungslos, wie es den Anschein hatte, zogen.“

„Desto unerwarteter war es Allen, als man ihn Anstalten zur Abreise treffen sah. Es mochte in seiner fernen Heimat etwas vorgehen, das seine Gegenwart dringend erheischte, denn die Vorbereitungen zur Reise wurden mit auffallender Hast betrieben; diese Eile hinderte jedoch nicht, daß der Vorabend des zum Aufbruch bestimmten Tages von der Gräfinn mit einem glänzenden Fest gefeyert wurde, an dem fast die sämtliche elegante Welt G*** Theil nahm. Alles überließ sich der rauschendsten Fröhlichkeit, nur ich trauerte und sah mißmuthig und verstimmt dem frohen Gewühle zu; denn ich vermißte in den Reihen der Tanzenden die Geliebte, ohne welche es für mich kein Vergnügen mehr gab. Auf meine ängstliche Erkundigung erhielt ich den Bescheid, daß Melanie durch ein leichtes Übelseyn verhindert wäre, diesen Abend in der Gesellschaft zu erscheinen, und beruhigt zog ich mich bald aus dem lärmenden Treiben zurück; doch welch' entsetzliche Kunde traf mich den nächsten Morgen gleich einem Donnerschlag aus heiterem Himmel. Der unerbittliche Tod hatte in der Nacht die liebliche Blume geknickt; meine geliebte Melanie war nicht mehr!“

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Gastspiele an unserem Operntheater sind sich, seit dem Wiederbeginne der deutschen Saison, in ziemlich ununterbrochener Reihe gefolgt, natürlich mit sehr ungleichem Erfolge, je nach dem Kunstwerthe der gastirenden Individuen.

Hr. Dobrowsky, der als Masaniello (oder eigentlich nur durch das Schlummerlied in dieser Parthie) sich eine ziemlich günstige Meinung gewonnen hatte, entsprach derselben keineswegs als „Robert,“ zu welcher Rolle es ihm offenbar an physischer Kraft und Ausdauer gebrach, noch weniger aber als „Tamino,“ eine Parthie, an die seine Stimmmittel eben so wenig als sein Vortrag, seine musikalische Ausbildung, kurz seine ganze künstlerische Befähigung hinaufreichen.

Noch weniger bedeutend, ja ganz spurlos ging das erste und, wie sich voraussetzen läßt, letzte Auftreten des Hrn. Oeser, vom Wiesbadner Theater, vorüber, der den unglücklichen Versuch machte, den Dulcamara im „Liebestrank“ ohne Stimme (was bey dieser Parthie noch hingehen möchte), aber auch ohne einen Anflug von Komik und Laune (was denn allerdings nicht so hingehen darf) zu singen.

Desto erfreulicher waren die Leistungen des bey unserem Publicum noch im werthen Andenken stehenden Tenoristen Schmetzer, vom Braunschweiger Hoftheater, der bisher als Nemorino im „Liebestrank“ und als Tamino in der „Zauberflöte“ aufgetreten ist. Es mag immerhin seyn, daß Hrn. Schmetzer's Organ, in

einzelnen Tönen, etwas von jenem Schmelze und jener Klangfülle verloren habe, die damals, bey seinem ersten Erscheinen in Wien, so allgemeine Aufmerksamkeit und so verdiente Bewunderung erregten. Trotz dieser Einbuße (wenn sie wirklich Statt gefunden hat, und der Unterschied von früher nicht ein bloß temporärer, vorübergehender ist) bleibt Hr. Schmetzer immer ein Sänger, dem jetzt, in unserer tenorarmen Zeit, in Deutschland sich an Kraft, Umfang und Wohlklang der Stimme wohl nur sehr wenige an die Seite stellen mögen. Sein Vortrag, sein Ausdruck, seine ganze Gesangesweise beurkunden eine ächte Künstlernatur, die mit Verstand und Gefühl ihre Aufgaben erfaßt und mit regem Eifer in der Lösung derselben fortschreitet. Kleine Zufälligkeiten, wie etwa hie und da ein Umschlagen der Stimme, sind selbst bey den vollendetesten Sängern vorgekommen, ohne daß der unbefangenen Würdigung ihres Verdienstes Eintrag geschehen wäre; hier waren sie vielleicht durch die ungewohnten räumlichen Verhältnisse des Theaters bedingt. Das Publicum unseres Operntheaters hat volle Ursache, den ferneren Gastrollen des Hrn. Schmetzer mit lebhafter Theilnahme und der sicheren Erwartung eines nicht alltäglichen Genusses entgegen zu sehen.

Unter den neuengagirten Mitgliedern unseres Opernpersonals verdient Hr. Kraus, der bey seinem ersten Auftreten von dem Publicum und in diesen Blättern mit großer Freundlichkeit begrüßt wurde, die vollste Anerkennung, da seine späteren Leistungen, namentlich als Polyeuct in den „Römern in Melitone" jenem ersten günstigen Eindrucke durchaus entsprachen. Seine schöne, klang- und ausdrucksvolle Stimme wird sich, bey zunehmender Freyheit im Vortrage, gewiß immer siegreicher geltend machen.

Als eine ebenfalls willkommene Verstärkung unserer dramatisch-musikalischen Kräfte muß auch Dlle. Diehl begrüßt werden, welche als Romeo in den „Capuletti und Montecchi" mit dem besten Erfolge auftrat, und durch ihre wohlklingende, gebildete, bis zum Alt hinabreichende Mezzosopranstimme, manche mitunter fühlbare Lücke in unserem Opernrepertoire auszufüllen verspricht.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 6. October zum ersten Male: „Nacht und Morgen, oder: der Trauschein." Schauspiel in fünf Aufzügen, frey nach Bulwer's Roman von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Lord Philipp Beaufort hat eben durch den Tod seines Oheims eine reiche Erbschaft angetreten, und steht im Begriffe, die ihm heimlich angetraute Frau und seine mit ihr erzielten Kinder zu legitimiren; als er sich durch einen Sturz vom Pferde den Hals bricht und ab intestato stirbt. Dieß benützt des Lords Vetter Robert, sich als Alleinerbe aufzuwerfen, und da sich unglücklicherweise der Trauschein Philipp's nicht vorfindet, wird Robert's Anspruch als rechtmäßig erkannt, und die hinterlassene Familie Philipp's muß ins Elend wandern. Philipp, der älteste Sohn, ist ein wilder, stürmischer, aber edelgesinnter Jüngling, welcher nun seine Mutter erhält, indem er sich als Buchhändlerlehrling verdingt: später geräth er in Verbindung mit einem Falschmünzer und samt diesem unter die Hände der Justiz; da rettet ihn eine Dame, welche ihn heimlich liebt; sie verschafft ihm Mittel zur Flucht, und er geht als Soldat nach Algerien. Sieben Jahre verfließen, Robert kömmt als Obrist und Adoptivsohn eines reichen Cavaliers zurück und will nun seine eigenen und seiner Familie Rechte geltend machen; mittlerweile wird seine Schwester geraubt und findet auf dem ehemali-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen Wohnsitz ihrer Mutter ihres Vaters Porträt; hinter diesem, in einem verborgenen Fache, wird dann auch der Trauschein entdeckt, das Laster beschämt und für die leidende Tugend, nach langer, bitterer Nacht, der schöne Morgen heraufgeführt. — Es ist nicht Alles so, wie es in Bulwer's trefflichem Romane vorkömmt, in dem Schauspiele beybehalten; doch muß man gestehen, daß die bühnenkundige Bearbeiterinn immerhin ein wirksames, minder scrupelhaften Anforderungen genügendes Theaterstück aus den novellistischen Elementen zu Stande gebracht hat. Vor dem höheren Richterstuhle der Kunst kann dasselbe nur mit einem blauen Auge durchkommen, indem seine Effecte allzusehr aus dem Groben gehauen sind und manche künstlerischen Ansprüche ganz leer ausgehen. Vorerst fehlt die Totalität der Handlung, welche in so viele Episodenparzellen zerfällt, daß beynahe in jeder der drey ersten Abtheilungen eine neue Hauptperson auftritt, welche das Interesse für die früheren Träger des Stückes paralisirt. Völlig haltlos sind auch die Charaktere: nicht nur Robert und Arthur, sogar der jüngere Philipp, obwohl er den Helden vorstellt, schwanken in Umrissen, letzterer beschränkt sich so ziemlich auf Drohungen und hochtönende Phrasen, anstatt thätig und entscheidend einzuschreiten. Die einzigen, gut gehaltenen Figuren sind der Falschmünzer und Lilburne; nur daß bey dem Letzteren der Zusatz von Komik mißfällt, welcher die Abscheulichkeit des Lasters gleichsam mit einer beschönigenden Maske umhängt. — Überhaupt gebricht es der Piece nicht an verletzenden Einzelnheiten, wie z. B. die brutale Geldgier der beyden Intriguants während des Todesfalles Philipp d. ä., die vielen Schüsse und Sterbescenen, das Erbrechen der Cassette u. s. w.; die Theatercoups sind meistens so auf die Spitze gestellt, daß sie ans Läppische streifen, wie denn auch das Zusammentreffen aller Betheiligten in der Schlußscene ein starkes „**Risum teneatis**“ verlangt. Indeßen, wie gesagt, Bühnenwirkung ist der Neuigkeit nicht abzusprechen und wenn Mad. Birch-Pfeiffer die reiche Ernte poetischer Erregungen, Zustände und Schilderungen, welche der Roman darbot, an sich vorübergehen ließ, so hat sie doch den Schaum der Begebenheit nicht ohne Glück ausgeschöpft und ein ansprechendes Gericht für solche Gaumen bereitet, denen die feineren Gewürze nicht zusagen, sondern die nur durch Paprica und andere beitzende Zuthaten zum Appetite aufgestachelt werden können. Die Aufführung war nicht gut; man bemerkte ihr die Ungeübtheit im besseren Genre bedeutend an; doch verdient Hr. Maier für die consequente Haltung, welche er seiner Rolle gab; Hr. Fröhlich für manches Schöne, das er brachte (bisweilen zu Schönes); Dlle. Ammesberger nebst Dlle. Lechner für ihr natürliches Spiel, und Hr. Director Carl wegen vieler geistreichen Nuancen sehr lobende Erwähnung. Der Besuch war übrigens zahlreich und die Aufnahme vortheilhaft. Stbe.

Notizenblatt.

Ein drolliger Theatersturm. Der Director des Theaters zu Limoges engagirte unlängst den in Frankreich sehr namhaften Komiker Levassor vom Pariser **Variétés**-Theater auf einige Gastvorstellungen. In Folge eines Mißverständnisses, vielleicht eines Druckfehlers in der Ankündigung, verwechselte ihn das dortige Theaterpublicum mit dem Opernsänger Levasseur von der großen Pariser Oper. Einige Tage vor der Ankunft des „gefeyerten“ Künstlers erhielt der Director eine von mehreren Honoratioren und großen Musikliebhabern der Stadt unterzeichnete Zuschrift, worin er ersucht wurde „**Robert le Diable**“ aufführen zu lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Zuschrift blieb unbeantwortet, und als der Theaterzettel erschien, nahmen die Bittsteller zu ihrem Mißvergnügen wahr, daß anstatt ihrer gewünschten Oper die Vaudevilles: „La Meuniére de Marly“ und „Les trois Dimanches“ gegeben werden würden. Sobald der Vorhang aufgezogen wurde, brach mit dem Rufe „Robert le Diable“ der Sturm aus. Der Director trat vor und fragte, was dieser Ruf bedeuten solle? Der Wortführer der Robertisten erwiederte: „Sie sind um Aufführung einer Oper ersucht worden, und nun wollen Sie Levasseur in zwey Vaudevilles auftreten lassen.“ — „Sor,“ entgegnete der Director, wobey er auf diese Sylbe einen starken Accent legte. „Was!“ donnerte ihm der Wortführer entgegen, welcher das „sor“ für „sors“ mißverstand, „was wollen Sie damit sagen! Sie sind ein unverschämter Mensch, mich zur Entfernung aus dem Hause aufzufordern. Ich habe meinen Eintritt bezahlt, und will bleiben oder gehen, wie es mir beliebt!“ Der Lärm wurde nun ohrenbetäubend, da trat Levassor vor und sprach: „Ich sehe, meine Herren, daß mir das leidige „sort“ (wie „sor“ und sors lautend) beschieden, die Eintracht dieser achtungswerthen Stadt zu stören! Ich heiße Levassor, und habe nicht die Ehre zur großen Pariser Oper zu gehören. Den Part meines berühmten Pariser Mitkünstlers Levasseur im „Robert le Diable“ zu spielen, liegt außer meinem Berufe; in Allem, was meines Berufes ist, stehe ich Ihnen mit Vergnügen zu Dienste.“ Diese endliche Aufklärung des Mißverständnisses erregte schallendes Gelächter, und der Beyfall, welchen hinfort Levassor gespendet wurde, war um so rauschender. 1.

Frequenz von dreyzehn deutschen Universitäten. Nach der officiell ausgegebenen und von den verschiedenen Universitäten wechselseitig communicirten Verzeichnissen der Studierenden stellt sich die Frequenz der dreyzehn hier angeführten deutschen Hochschulen im Wintersemester 1841—1842, wie folgt: Berlin 1757, München 1325, Göttingen 728, Halle 705, Breslau 639, Heidelberg 572, Bonn 558, Würzburg 485, Jena 449, Gießen 446, Erlangen 303, Marburg 294 und Freyburg 273 Studierende. 28.

Gnomen. In einem alten Buche vom Jahre 1519 liest man schon die beyden Sprichwörter: „Der Deutsche vertrinkt seinen Kummer, der Franzose versingt ihn, der Spanier verseufzet ihn, der Britte verhöhnt ihn, und der Wälsche verschläft ihn.“ — Ferner: „Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld sind berühmt durch die ganze Welt.“ 9.

Zu spät. Eine nicht geringe Zahl von französischen Schriftstellern ist leider zu spät geboren worden, denn ein französisches Gesetz vom Jahre 1767 sprach das Todesurtheil über jeden Autor von solchen Schriften aus, welche dazu dienen konnten, die Gemüther aufzuregen und politisch oder moralisch Nachtheil zu stiften. 9.

Theater-Bulletin. In Porte St. Martin gefiel „Mathilde,“ Drama in fünf Acten von den HH. Pyat und Soulié, in hohem Grade; es soll ein sehr wirksames, gut gearbeitetes Stück seyn.

In der Scala erwartet man „Maria di Rudenz“ von Donizetti.

„Candiano IV.,“ Oper vom Maestro Ferrari, welche in Venedig und anderwärts sehr reussirt hatte, mißfiel in Triest; von den Executanten war nur Sgra. Fornasari lobenswerth. 46.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

202

Montag, den 10. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte des Grafen läßt sich für Jederma.n, meinen Oheim ausgenommen, in zehn Worten geben. Fast gleichzeitig mit der Beendigung der Reisejahre, womit er seine Bildungsepoche schloß, räumte ihm seines Vaters Tod dessen zahlreiches Besitzthum ein, welches er seit jener Zeit glücklich, und nach Kräften auch beglückend verwaltete. Meines Oheims erinnerte er sich zuerst im zweyten Jahre nach seinem Antritte bey dem Ableben seines Pfarrers zu R***stein, seinem Familiengute, und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen, und, falls er noch nicht versorgt wäre, die ledige Pfarrstelle auf dem Gute seines Freundes anzunehmen. Da aber der Brief des Grafen meinen Oheim in L*** suchte, wo sie mit einander studiert hatten, so konnte dieser, welcher mittlerweile hieher gezogen war, freylich den Freundesruf nicht vernehmen.

Mit freundschaftlichen Vorwürfen erwiederte daher der biedere Graf die Erzählungen meines Oheims von dessen freundloser Vergangenheit, den Hochmuth und das Mißtrauen scheltend, die ihn wohl abgehalten haben mochten, gegen ein feindliches Schicksal an der Brust eines Jugendverbündeten Schutz zu suchen, und als der Greis mit Vaterzärtlichkeit meiner gedachte, bot er ihm sogleich die eben erledigte Pfarre auf einem seiner Güter im *** schen an, in deren Bereisung er eben begriffen sey; nur machte er zur Bedingniß, daß ich vorerst mich ihm vorstellen solle, weil bey der bedeutenden Entfernung jener Güter von seinen übrigen, wo er gewöhnlich lebte, er leicht der Gelegenheit lange entbehren könnte, mich persönlich kennen zu lernen, was er, unbeschadet seines Vertrauens auf seinen Freund und mich, doch für unumgänglich nöthig halte. Ich möge mich daher morgenden Tages um zehn Uhr früh in seinem Hotel einfinden, mich aber der größten Pünctlichkeit befleißen, da er diese eine Viertelstunde nur, und das nur mit Mühe, seinen Geschäften abgewinnen könne, dann aber sogleich in Begleitung des Regierungspräsidenten, der sich auf einer Dienstreise zu ihm gefunden, abreisen werde.

Wo diese Nacht hingekommen, ich weiß es nicht. Ich hatte in ihr im Geiste mein ganzes künftiges Leben durchgelebt, und siehe da, in dem Gemälde meines Glückes war keine einzige Schattenseite zu finden. Der Segen des Him-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mels ergoß sich in reicher Fülle über mein Haupt; wohin mein Auge sich wendete, traf es auf fröhliches Gedeihen. Ich stand als geehrter geliebter Seelsorger an der Spitze einer zufriedenen, verständigen, sittigen Gemeinde, von mir herangebildet; im Kreise einer theuren Familie als glücklicher Gatte und Vater; ich sah mit stiller Freude den rastlosen Fleiß, womit mein ältester Sohn sich zu meinem Nachfolger bildete, die kindliche Anhänglichkeit des zweyten an meinen hochbetagten, aber noch munteren und fröhlichen Oheim, zwischen dessen Knien er nun den Platz einnahm, der einst mir gehört hatte, und sann eben über die Traurede meiner jüngeren Tochter, als schon die Sonne hell durch die Fensterscheiben hereinblinkte, und freundlichen Blickes auf dem ehrwürdigen Antlitze meines zweyten Vaters weilte, dessen lächelnder Schlummer von den schönen Träumen zeugte, die, wie mein Wachen, so auch seinen Schlaf geschmückt haben mochten. Wie immer erweckten ihn ihre Strahlen. Sein erster Blick fiel auf mich, der zweyte gegen Himmel. Wir feyerten einen heiligen Augenblick, vielleicht stieg in der ganzen großen Stadt aus keinem dritten Herzen mehr ein so warmes Gebeth empor. Dann aber warfen wir uns der Freude in die Arme; wir tauschten die Träume unseres Wachens und Schlummerns gegen einander aus, machten und verwarfen Pläne, bestritten und vertheidigten Sorgen und Hoffnungen, bis die neunte Stunde schlug. Da kleidete Oheim Fabian sich an, um vors Thor zu gehen, und die Stunde, in der mein Schicksal sich entscheiden sollte, im Freyen zuzubringen; ich aber trat ans geöffnete Fenster, um die frische Herbstluft zu trinken, und mich an dem heiteren Tage zu laben, der lachend und lockend heraufzog über die Welt, gleichsam wetteifernd mit der Freudensonne, die in mir leuchtete.

Zu meinem größten Unglücke konnte man aus dem Fenster unseres Schlafstübchens gerade den Giebel des nicht fernen Hauses sehen, in welchem Emmy wohnte. Erröthend muß ich gestehen, daß ich seit dieser Entdeckung oft stundenlang am Fenster gestanden hatte, die Augen auf den First des hohen alterthümlichen Daches geheftet, und als könnte mein Blick die alten Ziegel zu Glas schmelzen, so schaute ich dann immer die Liebliche — freylich nur mit den Augen meiner Phantasie. So stand ich auch jetzt, in süße Hoffnungen verloren, und malte mir den Genuß der Überraschung — Emilie mußte noch von nichts — mit den lebhaftesten Farben, und so vergaß ich Hotel und Gönner, Uhr und Besuch, und würde vielleicht bis zum Abend so gestanden haben, hätte mich nicht plötzlich ein Zetergeschrey der alten Aufwärterinn zur Besinnung gebracht, die eben zur Thüre hereintrat. In demselben Momente sprang ein großer schwarzer Kater in geflügelter Eile zum offenen Fenster hinaus, ich wendete mich schnell, und stand, wie versteinert, vor der alten Sibylle, deren Haupt allerdings einige Ähnlichkeit mit dem der Frau Gorgo hatte.

Diese Versteinerung rührte indeß nicht sowohl von der Zauberkraft jener Familienähnlichkeit her, als von dem jammervollen Anblick, der sich beym Umwenden mir aufdrängte. Meine schönen schwarzseidenen Festtagsstrümpfe lagen, in ihre kleinsten Bestandtheile aufgelöst, auf dem Boden umher. Der heillose Kater des Nachbars, von meinem Alles liebenden Oheim zuweilen mit allerley Leckerbissen angeködert, machte gewöhnlich, wenn er das Fenster offen sah, eine kleine Promenade über das niedrige Dach des Nebenhauses in unsere Stube, um seinem Gönner aufzuwarten. Das hatte er denn, von mir unbeachtet, auch heute gethan, und in Ermanglung leiblicher Erquickung seinem Geiste ein klei-

nes Vergnügen bereitet, indem er eine anatomisch-kritische Untersuchung über die innere Structur meiner schönsten Sonntagsstrümpfe anstellte, die samt allen Übrigen schon des Dienstes gewärtig dalagen. Zu alle dem — kein Unglück kommt allein — hatte noch mein Oheim, ganz wider seine Gewohnheit, den Schlüssel zum Kleiderschranke mitgenommen, und eben schlug es Zehn vom Stadtthurme. Nur Ein Ausweg blieb noch übrig; ein kleiner Thaler beflügelte meine alte Iris zur Eile einer Fledermaus, und nach zehn Minuten, die mir wie zehn Ewigkeiten vorkamen, keuchte sie die Treppe herauf mit einem neuen Strumpfpaare:

„Das zu lang und räumig zwar,
Aber doch'n Paar Strümpfe war."

Eiligst bestrumpfte und beschuhte ich mich, und stürzte so hastig dem Hôtel au roi d'Angleterre zu, daß mich ein großer Reisewagen beynahe überfahren hätte, dessen brausendes Viergespann eben über das spiegelglatte Pflaster des Thorweges heraustrampelte. Im Wagen aber saßen — der Herr Regierungspräsident, und der Graf von R***.

Neuntes Capitel.

Für mich gab es keinen Trost! So hämisch war das Geschick noch mit keinem Candidaten der Theologie verfahren. Hin war die Überraschung, hin war, wenigstens für jetzt, die Pfarre, alles war hin, und das durch einen verwünschten Kater, eine Bestie, die, das sah ich jetzt, nicht ohne Grund, dem leidigen Satan selber zuweilen seine Maske leiht. Ich hätte das ganze Volk dieser falschen, heimtückischen Creaturen an den Senegal wünschen mögen, wo man sie ohnedieß als Gottheiten verehrt, oder nach Italiens Gefilden, wo sie unter anderem Namen verspeist werden. Was mußte der Graf von mir denken! Wie wollte ich mein Ausbleiben entschuldigen!

In dieser Selbstpeinigung fand mich mein Oheim, welcher gehofft hatte, bey seiner Rückkehr mich bereits als designirten Pfarrer zu begrüßen. Lange genug dauerte es, bis seine Trostgründe den Weg zu meinem Herzen fanden, doch endlich gelang es ihm, mich zu beruhigen, und so setzte er sich denn hin, um seinem alten Freunde, dem Grafen, die ganze Unglücksgeschichte mit all der Laune, die ihm, wenn er wollte, zu Gebote stand, brieflich mitzutheilen, und ihn um die Bewahrung seiner gnädigen Gesinnungen zu bitten. Der Graf säumte auch nicht lange, meines Oheims Schreiben folgendermaßen zu beantworten:

„Lieber alter Freund!

Du kennst mich, und weißt, daß ich nicht schadenfroh bin, aber das muß ich dir gestehen, daß der possierliche Unfall deines Großneffen mich sehr amusirt hat. Nach Allem zu schließen, scheint Dame Fortuna seit einiger Zeit einen Zahn auf den jungen Menschen zu haben, und es ist daher nicht mehr als billig, daß seine Freunde ihm die Tücken des boshaften Weibes wett zu machen trachten. Das will ich denn, da du, alter guter Fabian, mich nun einmal zu seinem Freunde geworben hast, auch gerne thun, und mich freut es recht sehr, daß ich es auf eine Art thun kann, welche mir auch zugleich einen meiner eigenen Wünsche erfüllt."

„Der Pfarrer auf meinem Stammgute R***stein hat nemlich in meiner Abwesenheit unvermuthet den Ruf als Stadtpfarrer nach P*** erhalten, und

seiner heranwachsenden Kinder wegen wünscht er, diese Stelle anzunehmen. Eben erhalte ich das Schreiben, womit er meine Einwilligung nachsucht, die ich ihm gerne gebe; denn nun kann dein Neffe statt der hiesigen Pfarre, die ich ihm auch ohne dein Vorbitten aufbehalten hätte, jene Stelle erhalten, die bey weitem einträglicher ist, und da ich von dir weiß, daß du ihn nie verlassen wirst, so werde ich wenigstens deiner Liebe zu ihm ein Vergnügen danken, welches die Freundschaft nicht von dir zu erhalten vermochte, das Vergnügen, auf die letzten Tage meines Lebens Jemanden um mich zu haben, in dessen Brust die Erinnerungen meiner Jugend nachklingen, und der die schönere Zeit meines Jünglingsalters noch einmal im Geiste mit mir durchleben wird."

„Sage also deinem Neffen, er möge sich trösten über den kleinen Verzug, und haltet Euch bereit, mit Ende künftigen Monats, wo ich wieder durch G*** reisen werde, mich nach N***stein zu begleiten, wo dein Neffe dann gleich einziehen kann."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in Constantinopel.

(Fortsetzung.)

„Bald nach Mitternacht, so erzählte man, wurde die Unglückliche von fürchterlichen Zuckungen befallen, die aller ärztlichen Hülfe trotzten, und nur mit ihrem Tode endeten. Von Höllenangst getrieben stürzte ich fast besinnungslos aus meiner Wohnung fort; ich glaubte mit einem fürchterlichen Traume zu ringen, doch schrecklich war mein Erwachen, als ich an dem Entsetzlichen nicht länger zweifeln durfte, als ich mich in dem Trauergemache zu den Füßen einer Leiche fand, die von Blumengewinden bedeckt, den schweren Todesschlummer schlief. Die Züge des noch vor wenigen Stunden in Fülle der Gesundheit strahlenden Antlitzes, das mir so oft in holdem Liebreiz zugelächelt hatte, trugen schon das Gepräge einer fremden Welt, und waren bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein ungeheurer Schmerz ergriff mich, und drohte meine Brust zu zersprengen; ich floh den Ort der Trauer, nachdem ich die kalte Hand der Todten noch einmal mit meinen Thränen benetzt hatte, und athmete erst freyer auf, als ich die Stadt weit hinter meinen Rücken hatte. Die Zeit milderte seitdem meinen Schmerz, aber in frischen unverwischten Zügen bewahrte meine Brust das Bild der Geliebten. Nun höre das Wunderbare, das mir hier in Constantinopel bald nach meiner Ankunft begegnete. Mein Diener überbrachte mir eines Abends einen Brief, der nach Art der Orientalen zierlich gefaltet, und mit Siegel und seidener Schnur verwahrt war. Neugierig erbrach ich das Siegel, doch wer malt meine grenzenlose Überraschung, als ich die wohlbekannten Schriftzüge Melaniens erblickte! Enthüllt stand nun vor meinen Augen das Gewebe höllischer Arglist, welches das arme nichts Arges ahnende Opfer umstrickte, und das so fein angelegt war, daß auch die Nächststehenden keine Ahnung von dem furchtbaren Verbrechen hatten, das in ihrer Mitte begangen wurde. Wahrscheinlich hatte man der Unglücklichen an jenem verhängnißvollen Abende eine starke Dosis Opium beyzubringen gewußt, denn sie wurde nach fürchterlichem Kopfweh von einer unüberwindlichen Schlafsucht befallen."

„Beym Erwachen fand sie sich auf unordentlich über einander geworfenen Kissen und in einem engen Behälter eingeschlossen, der in rascher Bewegung über einen wenig gebahnten Weg fortrollte. Ihr Jammergeschrey wurde vom Getöse des Wagens übertäubt, und als derselbe nach mehreren Stunden anhielt, und eine Thüre ihres engen Gefängnisses sich öffnete, erblickte sie sich mit Entsetzen in eine unbekannte wüste Gegend, zwischen wildes dichtes Gestrüppe am Ufer eines Flusses versetzt. Nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen, außer einem bewaffneten Türken, dessen grimmiger Blick die Arme im Inner-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sten erbeben machte, und der durch deutliche Zeichen zu verstehen gab, daß er beym geringsten Widerstand ihrem Leben ein Ende machen würde. Inzwischen hatte sich ein Schiff dem Ufer genähert, in welches Melanie getragen wurde, und wo sie ein enges Gemach, das keine Aussicht gestattete, aufnahm. Mehrere Tage, welche die Unglückliche in dumpfer Betäubung zubrachte, währte die Fahrt auf dem Flusse, endlich wurde unter dem Schutze der Nacht gelandet, und nun ging die Reise auf Saumpferden durch unwegsames Gebirge und finstere Wälder fort. So vieles Ungemach hatte Melaniens Kräfte erschöpft, und sie kam todkrank in ihrem Kerker, einer in wilder Gebirgsschlucht gelegener Veste an. Hier in sicherem Verstecke erwartete der treulose Riza Beg seine wehrlose Beute, allein sein Anschlag scheiterte an dem standhaften Muth eines Weibes, das seinen wilden Drohungen einen unbeugsamen Trotz entgegensetzte. Nach fruchtlosen Bemühungen, ihren Sinn zu ändern, sandte der Tyrann sein Opfer in die Hauptstadt. Hier war Melanie vom Anblick des Verhaßten befreyt, aber mit bangem Herzen sah sie der Zukunft entgegen, denn es war nur zu wahrscheinlich, daß man sie einem neuen Herrn verhandeln werde. Tag und Nacht sann sie nun auf Mittel, ihren Wächtern zu entrinnen, doch wohin sollte sie in der großen unbekannten Stadt fliehen? Da, in der größten Noth, erschien ich ihr wie vom Himmel zu wunderbarer Rettung gesandt; sie erblickte mich nemlich am Thore unseres Hotels, an dem sie eines Tages ein glücklicher Zufall vorüberführte. Tausend Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis es ihr gelang, mir von ihrem Daseyn Kunde zu geben; ihr Leben stand dabey in höchster Gefahr, darum beschwor ich sie, keinen voreiligen Versuch zu ihrer Befreyung zu wagen, der ihr Verderben nur früher und sicherer herbeyführen würde. Nun sehe ich mit Ungeduld einer Nachricht von meiner unglücklichen Geliebten entgegen, deren Freyheit ich mit meinem Blute zu erkaufen bereit bin, denn ich verberge mir nicht die Gefahr, die mit dem Unternehmen verbunden ist."

(Der Schluß folgt.)

Das Norwicher Musikfest,

dessen Feyer nun seit 22 Jahren regelmäßig wiederkehrt, hat mit einem Glanze und Erfolge Statt gefunden, der alle früheren Jahre übertrifft, und der, um nur Eines zu berühren, dem Norwicher Hospital einen Zuwachs von 2400 Pf. St. für seinen Fond gewährte. Selten wird dem deutschen Nationalgefühle so freundliche Gerechtigkeit widerfahren, wie der Berichterstatter des „**Norwicher Mercury**" demselben in der Einleitung seines umfangreichen Artikels widerfahren läßt.

„Deutsche Composition," sagt er, „ist bey uns eingewandert und das Auftreten deutscher Instrumentalisten und Sänger von hohem, wenn gleich nicht ersten Range, hat sich Hand in Hand mit deutscher Literatur in der englischen Gesellschaft eingebürgert. Schon weil. Kramer, Musikmeister Sr. Majestät König Georg IV. prophezeyte einst, deutsche Sänger würden die italienische Oper bey uns verdrängen. Das war zur Zeit, als der Sonntag glänzendes Gestirn bey uns auftauchte. Seine Vorhersagung bestätigte sich nicht; die Namen Grisi, Rubini und La Blache blieben im Besitze des Theaters. Blicken wir aber auf den Eindruck hin, den deutsche Compositionen, wie „Freyschütz," „Oberon," „Fidelio," „Zauberflöte" ꝛc. auf unserer Bühne zurückließen, so gewahrt man bald, wie der englische Geschmack mit dieser Gattung von Musik übereinstimmt. Nicht geringere Erfolge weist die deutsche Composition in unseren großen Concerten auf. Spohr's drey Oratorien und Mendelssohn's „Paulus" beweisen dieß am glänzendsten. Mozart, Haydn, Beethoven haben den deutschen Genius im Fache der Symphonie und des Quartetts begründet, Mendelssohn hat in neuester Zeit daran fortgebaut, während Czerny, Herz, Thalberg und Liszt u. v. a. den Geschmack im Clavierspiele beherrschen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sicher wird es unsere Leser interessiren, welche Gattung von Musik bey diesen in der Welt einzigen Festen sich der meisten Erfolge zu erfreuen hatte. Wir sind in der Lage ihnen das ganze Programm dieser Feste mittheilen zu können.

Dienstag, 13. September 1842, Abends.

Erste Abtheilung. Pastoralsymphonie von Beethoven. God save the queen, Volkshymne. Lied: The angel of love von Callcott. Recitativ und Arie von Mercadante. Quintett aus „Così fan tutte" von Mozart. Rec. und Arie aus „Pirata" von Bellini. Violoncellconcert von Lindley. Rec. und Arie aus „Sonnambula" von Bellini. Arie aus „Nozze di Figaro" von Mozart. Duett von Rossini. Septett und Chor von Horace.

Zweyte Abtheilung. Ouverture aus „Anacreon" von Cherubini. Lied aus „Azor und Zelmira" von Spohr. Preghiera aus „Briganti" von Mercadante. Duett aus „Raub der Proserpina" von Winter. Ballade von Hobbs. Sextett aus „Titus" von Mozart. Duett aus „Italiana in Algeri" von Rossini. Lied von Hawes. Finalchor aus „Cenerentola" von Rossini. — Unter Mitwirkung der Frauen Paccini, Caradori-Allan, Bassano, Rainforth, Hawes, dann der HH. Philipps, Hobbs, Balfé, Rubini, Lindley, Young, Walton, Bradbury, Puzzi und des Chores von mehr als 1000 Sängern und Instrumentalisten.

Mittwoch, 14. September 1842, Morgens.

Erste Abtheilung. Auswahl von Kirchenmusik. Krönungshymne von Händl. Lied aus „Joseph" von Mehul. Arie von Ciampi. Hymne von Purzell. Arie und Duett aus „Stabat mater" von Rossini. Solo „Te Deum" von Händl.

Zweyte und dritte Abtheilung. Haydn's Oratorium: „Die Schöpfung."

Mittwoch, 14. September 1842, Abends.

Erste Abtheilung. Symphonie Nr. 5 in C-minor von Haydn. Rec. und Arie aus „Così fan tutte" von Mozart. Terzett aus „Anna Bolena" von Donizetti. Scene zur Cavatine „Robert Devereux" von demselben. Phantasie für Corno von Puzzi. Lied von Philipps. Quartett zum Chor aus „Moses" von Rossini. Arie von Balfé. Scene aus „Niobe" von Paccini. Duett aus „Turco in Italia" von Rossini. Arie von Mozart. Chor von Cooke.

Zweyte Abtheilung. Ouverture zur „Jessonda" von Spohr. Irländische Melodie: „T'is the last rose of summer." Rec. und Arie aus „Anna Bolena" von Donizetti. Sextett aus „Così fan tutte" von Mozart. Lied von Battishill. Arie von Balfé. Ballade von demselben. Lied von Arne. Marsch und Chor von Mozart.

Donnerstag, 15. September, 1842, Morgens.

Erste Abtheilung. Introduction und Chor aus „Joshua" von Händl. Gesang aus der „Sündflut" von Schneider. Trio von Battishill. Arie von Händl. Großer Chor von Dr. Croft.

Zweyte und dritte Abtheilung. „Babylons Fall." Oratorium, eigens für dieses Fest componirt von Louis Spohr. Personen: Daniel, Cyrus, Belshazzar, Nicotris, Chor der Israeliten, israelitische Frauen und Männer, persische Soldaten und Priester.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Name Spohr ist identisch geworden mit dem „Norwicher Musikfest," durch die Aufführung seiner drey Oratorien: „Das jüngste Gericht," „Calvario" und „Babylons Fall." Er ist innig verknüpft mit unserem musikalischen Ruhm durch die persönliche Leitung des zweyten, und wie sehr wir auch bedauern möchten, daß wir die Freude entbehrten, ihn auch dieses Mal an der Spitze zu sehen, so erfüllt es uns doch zu gleicher Zeit mit Stolz, daß er vertrauensvoll seinen Ruf unserem Mitbürger Hrn. Prof. Taylor und der Norwicher Capelle anheimstellte, und daß diese beyden ihn nicht nur bewährt, sondern verherrlicht haben. Aus den Titeln der drey geistlichen Werke von Spohr erhellt schon, daß das letzte an Lauterkeit des Gegenstandes bedeutend den anderen nachsteht. Den moralischen Mittelpunct der Geschichte bildet ein Mensch, der überwältigt von den Reizen der Sinnenlust, blind ist für das drohende Verderben, bis ihn der still herannahende Wetterstrahl trifft. Seine religiöse Haltung wird durch sein Verhältniß zum jüdischen Volke bedingt, und durch die zu dessen Gunsten eintreffenden Wunder. Wenn schon „Calvario" dramatisch war in seiner Behandlung (wie zu behaupten wir uns nicht enthalten können), so ist dieß noch mehr der Fall beym „Fall Babylons," sowohl in seinem Gegenstande als in seiner Entwicklung."

(Der Schluß folgt.)

Notizenblatt.

K. K. Hofburgtheater. Dlle. Wildauer, welche von einer langen und lebensgefährlichen Krankheit glücklich und vollkommen genesen ist, trat am 8. d. M. als Friederike von Minden in Bauernfeld's „Leichtsinn und Liebe" zum ersten Male wieder auf, und wurde von dem zahlreich versammelten Publicum mit allgemeiner, herzlicher Theilnahme begrüßt. 33.

Ein Seeabenteuer. Ein Liverpooler Canadafahrer, d. h. eines von jenen Fahrzeugen, welche zur Verschiffung canadischen Bauholzes nach England dienen, gerieth vor Kurzem auf der Heimfahrt von Quebeck um Mitternacht an einen ungeheuern Eisberg. Es war ungefähr unterm 37. Breitengrade, also in einer Gegend des atlantischen Oceans, wo in einer so südlichen Breite im Hochsommer derley arktische Gäste äußerst selten vorkommen. Durch den Stoß erlitt das Fahrzeug eine so starke Beschädigung, daß der Vorderbug ganz zertrümmert wurde, die Steuerbordseite einen klaffenden Riß erhielt, der Vordersteven in tausend kleine Stücke zermalmt, Bugsprit und Vorderbramstange im Nu zersplittert und noch eine Menge anderer schwere Verletzungen angerichtet waren. Die ganze „Nase" des Fahrzeugs, heißt es in einem nautisch-technischen Bericht in Liverpooler Blättern, war durch diesen „Stüber" schief, und nach der Backbordseite hin gequetscht worden. Zum Glück war der Ladung, die wie Eingangs erwähnt, aus Bauholz bestehend, und zwar aus Balken, Bohlen und andern leicht flößbaren Formen von der Art, sogleich wesentliche Hülfe zu leisten, sonst wäre das Schiff unrettbar verloren gewesen. Nun wurde über Hals und Kopf, aus einem der massivsten Balken ein „Nothbugsprit" gezimmert und noch ein Theil der wesentlichsten Beschädigungen für den Augenblick ausgebessert. Dessen ungeachtet, stand das Fahrzeug schon eine Stunde nach dem Unfall so voll Wassers bis zum Unterdeck, daß alles Pumpen hinführo vergeblich war. In diesem Zustande, wo es wenig mehr als ein Floß war, legte es die noch sehr bedeutende Strecke durch den atlantischen Ocean bis nach Liverpool zurück, wo es 16 Tage nach der ihm zugesto-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ßenen Katastrophe anlangte. Wäre das Wetter nur im geringsten stürmisch gewesen, so würde es, nach dem Urtheile aller Sachkenner, mit Mann und Maus untergegangen seyn. 3.

Baumschnitt. Bey dem auf der Straße von Vervins nach Plomion im Aisne-Departement in Frankreich gelegenen Dörfchen Thenailles, sieht man seit einiger Zeit eine sprechende Nachbildung der bekannten Säule vom Vendômeplatz zu Paris. Sie ist von einem, unseres Wissens bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Gartenkünstler oder Dilettanten mit bewunderungswürdiger Kunst aus dem Laube einer stattlichen Tanne geschnitten. Diese Nadelbaumsäule ist so vollkommen cylindrisch, und die Statue so trefflich gestellt, daß aus einiger Ferne gesehen, Niemand es glauben mag, dieß sey das Werk der Gartenscheere. Die Höhe ist ungefähr dieselbe wie die des Originals. Unfern davon erblickt man einen Adler, welcher äußerst künstlich aus einem hochwüchsigen Strauche geschnitten, einem jener Embleme der „großen Armee“ sprechend ähnlich sieht. 1.

Fata Morgana. Die unter diesem Namen bekannten Luftspiegelungen, über welche uns die Physik noch immer nicht genügende Aufschlüsse zu geben weiß, kommen, unseres Wissens, in Europa nirgends vor, als an der Meerenge von Messina, und auch hier sind sie eine ziemlich seltene Erscheinung. In Egypten sind sie, so zu sagen, an der Tagesordnung, wie uns schon unser Landsmann Russegger in seiner Reise vom Jahre 1836 berichtet hat. Im Monat July d. J. reisete Hr. Bonneti, ein neapolitanischer Arzt und Naturforscher, von Syene (Assuan) nach Kairo, und bezeugt, daß er während dieser 17 Tage, welche er auf dieser Strecke zubrachte, täglich das interessante Schauspiel einer Fata Morgana hatte. 28.

Hr. Helmersen hat unlängst in den Kalkgebirgen von Troizkoje, und zwar dreyßig Werste westwärts von Sepuchow in Rußland, Fischgerippe aufgefunden, welche die Naturhistoriker Ichthyodorulithen nennen, d. h. Schutzwaffen von versteinerten Fischen. Die hier aufgefundenen sollen überaus schätzbare Antediluviana seyn, und werden sonach eine besondere Zierde irgend eines russischen zoologischen Cabinets ausmachen. Nach Agassiz, einem der gefeyertsten Naturforscher unserer Zeit, gibt es zwey Gattungen dieser an sich sehr seltenen Fischüberreste, und kommen, obwohl nur spärlich, auf den höchsten Alpenrücken in Verbindung mit Kiefern und Zähnen ausgestorbener Fischarten vor. 28.

Eine indische Wüste. Das traurige Wort: endlos — oder vielmehr unabsehbar öde, stört und befremdet uns zwar nicht mehr in unserem Begriff und unserer Vorstellung, wenn die Rede auf eine Sahara oder Kobi, oder auch auf das ausgebrannte Arabien und wasserarme Persien kommt; wir stutzen aber, wenn von Ostindien gesagt wird, daß es 400, sage: vierhundert Meilen weit einer Wüste gleicht, da wir dieses an sich hoch gesegnete Land im Geiste wie ein irdisches Paradies betrachten. Nun berichtet aber Hr. Everet, daß in westlicher Richtung von Jumna, und zwar von Delhi bis zum Indus in einer Linie von 400 (engl.) Meilen nicht ein einziges Bächlein, geschweige ein Fluß oder Strom anzutreffen sey, und daß sich die Einwohner ihren Wasserbedarf nur aus Brunnen holen, welche oft eine Tiefe von 100 und 150 Fuß haben müssen, um Wasser zu geben. Wenn in heißen Sommern auch diese ihren wohlthätigen Dienst versagen, so werde den armen Bewohnern die Alternative gesetzt: entweder zu verschmachten, oder zu Tausenden auszuwandern, welches Letztere auch in diesem Jahre 1842 vielfach geschehen ist. 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

203

Dienstag, den 11. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Bisher hatte ich die ganze Geschichte Emilien verschwiegen, um, wie ich mich selbst überreden wollte, ihr den Schmerz über eine fehlgeschlagene Hoffnung zu ersparen. Hätte ich aber gegen mich selbst damals so aufrichtig seyn wollen, als ich es jetzt gegen meine werthen Leser bin, so hätte ich wohl nicht umhin gekonnt, mir zu gestehen, daß die Furcht vor Emmy's Stachelwitz wohl eben so viel Antheil an meiner Verschwiegenheit gehabt habe, als jene behutsame Schonung. In der That war ihr Sarkasmus ein Gegner, mit welchem ich gerne jeden Kampf vermied, um so mehr, da im Verlaufe unserer Bekanntschaft durch die Conflicte jenes caustischen Humors mit meiner Empfindlichkeit bereits mehrere Spannungen waren herbeygeführt worden, welche sich gewöhnlich damit endigten, daß Emmy durch geschickt angebrachtes Trotzen bey allem meinem Rechte mich noch dahin zu bringen verstand, daß ich quasi zu Kreuze kroch. Da ich nun den Nachtheil solcher Streite und Versöhnungen auf Kosten meiner Autorität wohl einsah, so hütete ich mich wohl, durch Erwähnung jener allerdings lächerlichen Geschichte ihren allezeit fertigen Muthwillen zu wecken, so lange ich noch in der gespannten Erwartung der Folgen, und folglich nicht der Meisterschaft über mich selbst gewiß war; doch nun, da sich die Sache so glücklich gewendet hatte, panzerte mich meine eigene Fröhlichkeit gegen Emiliens Muthwillen, und ich war der Erste, der bey Erzählung des schnurrigen Vorfalles den Lachchor anstimmte, womit beyde Zuhörerinnen mich oft genug unterbrachen.

Einige Tage nach jenem fröhlichen Abende lasen wir in den ***schen Zeitungen:

„So eben erhalten wir die traurige Nachricht, daß der Herr Graf Maximilian von R*** Herr zu R*** stein, Burgfasse zu H*** und W*** ꝛc. bey Besichtigung einer auf seinem im ***schen gelegenen Gute W*** neu angelegten Steinkohlengrube von einem eingehenden Schachte verschüttet, und trotz der augenblicklich und höchst zweckmäßig getroffenen Rettungsanstalten erst nach einigen Stunden — todt wieder zu Tage gefördert worden sey. Des unver-

mählt Verstorbenen hinterlassene Güter und weitläufige liegende Besitzthümer fallen an einen Seitenverwandten, den Freyherrn von N***, der schon seit Jahren als Gesandter an einem benachbarten Hofe steht."

„Nun, da sehen Sie," scherzte Emilie, als ich ihr nach mehreren Tagen, während denen ich meinen Unmuth über den Hohn des Schicksals in mich verschloß, endlich dieß neue Unglück verkündete, welches dießmal noch einen andern argen Gast mitbrachte, meines Oheims Trübsinn über den Verlust des kaum wiedergefundenen Jugendfreundes, und meine nun auf immer verschwundenen Aussichten, „sehen Sie, das ist wieder ein Übel, welches seine gute Seite hat, wie fast Jedes."

„Ach, liebe Emmy, wenn Sie daran eine gute Seite finden können, so will ich gerne künftig jedes Ereigniß nur durch Ihre Augen betrachten."

„Gewiß kann ich das. Sehen Sie, die Pfarre ist verloren, die hat der Kater geholt, das ist nun freylich ein Übel; aber dafür fange ich jetzt an einzusehen, daß Sie wirklich vom Himmel bestimmt sind, mich ewig zu lieben, und ich will Ihnen darum künftig ohne Schwur glauben."

„Das glaubten Sie mir bisher nicht, Emmy?"

„Konnte ich denn früher, wo ich der Liebe Grab schon dräuen sah?"

„Der Liebe Grab? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, wissen Sie denn nicht, wie der Dichter die Ehe nennt? Doch freylich, es ist ja nur ein deutscher, und kein griechischer."

„Die Ehe der Liebe Grab? das ist ein Gleichniß, welches gewiß kein fühlendes Herz gemacht hat."

„Ich wenigstens habe es nicht gemacht."

„Aber doch gebraucht, das ist beynahe dasselbe."

„Das sollte mich sehr freuen; da wollte ich von nun an nur mit Göthe's und Voltaire's Worten reden, und wäre dann eben so geistreich, als Göthe und Voltaire, und ich mag gar zu gerne geistreich seyn, oder doch dafür gelten."

„Liebe Emmy, des Weibes höchster Schmuck ist nicht ihr Geist, sondern ihr Herz."

„Was kümmert mich das Herz? das haben Sie hinreichend für uns Beyde."

„Das schönste Zeugniß von der Welt, wenn Sie im Ernste sprechen."

„Und nun?"

„Nun ist es ein boshafter Scherz, und ich muß mich nur freuen, daß Sie scherzen."

„Freuen Sie sich einmal darüber? Nun das ist doch wahrhaft etwas Seltenes."

„Verstehen Sie mich recht, Emmy; ich muß mich freuen, daß Sie nur scherzen, aber ich muß bedauern, daß Sie jetzt scherzen können. Ich könnte das nicht in einem Augenblicke, wie dieser."

„Darum sind Sie auch langweiliger, als ich."

„Liebe Emmy, Ihre heitere Laune ist eine Himmelsgabe, und es mag wohl eine Schwäche seyn, daß ich mich heute dadurch verletzt fühle, allein ich muß es gestehen, daß es so ist. Haben Sie Nachsicht mit dieser Schwäche um der Aufrichtigkeit willen, womit ich sie Ihnen gestehe."

„In der That, es zeugt von hinreichender Nachsicht, daß ich Sie nur auslache mit Ihrem Geständnisse. Sie wollen sich ein Verdienst machen aus Ihr

Aufrichtigkeit? Was ist sie denn anders, als die Klaue, welche das Unthier, Männerdespotismus, einzuziehen vergaß? Sie ärgern sich, daß ich lache. Warum soll ich ernsthaft seyn, wenn ich sehe, daß ein Paar seidene Strümpfe einen schon halb vocirten Prediger absetzen, und ein Kater gar Einspruch in eine Ehe thut? Und Ehen werden doch im Himmel geschlossen."

„Emilie!"

„Was beliebt?"

„Fast möchte ich wünschen, Sie nicht zu lieben."

„Das wäre ewig schade! das würde Ihres Nachbars Katzen vielleicht noch manchen Spaß verderben."

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, wenn ich Sie jetzt verlasse, und ein Gespräch abbreche, das wohl eine Vernachlässigung meines leidenden Oheims nicht rechtfertigen dürfte. Der alte Mann ist krank und trübsinnig; vielleicht sehnt er sich eben in diesem Augenblicke liebend nach mir, und ich selbst bedarf jetzt eines fühlenden Herzens."

Mit diesen Worten eilte ich, meinen Unmuth mühsam bezwingend, davon, trotz Emiliens Nachruf, die wohl fühlen mochte, daß sie zu weit gegangen sey.

Hast du noch nie, theurer Leser, an der Leiche eines geliebten Todten gestanden, und in deiner Brust jenen Kampf gefühlt, den die Liebe, welche dich allgewaltig zu den befreundeten verblaßten Zügen, zu den theuren, nun auf ewig geschlossenen Augen hinzog, mit dem Abscheu und dem Schauder kämpft, womit die Verwesung gleichsam ihren Raub gegen die Lebenden vertheidigt? So streiten Liebe und Grauen in der Brust des Unglücklichen, dessen klopfendes lieberfülltes Herz lange an einem andern theuren Herzen gehangen, und der nun plötzlich erkennt, dieß Herz sey stets nur eine kalte, leblose Leiche gewesen, der nur die eigne Lebensfülle täuschend einen Funken Wärme geliehen; so wendet sich dieß klopfende, liebende Herz schaudernd von dem starren kalten Leichenherzen hinweg, aber es bricht unter diesem Schauder; und wie zwey feindliche Heere im harten Kampfe schonungslos die üppigen Saaten niedertreten, und das gesegnete Feld zur kahlen Wüste verwandeln, so auch sinkt des Glückes Saat in dem Herzen, das eines solchen Kampfes Wahlplatz geworden ist, darnieder in den Staub, um nie, nie wieder aufzublühen.

Auch meines Glückes Saat sank unter dieses Kampfes Wüthen; auch ich stand auf dem Scheidewege zwischen Liebe und Grauen.

Nicht anders als Grauen kann ich die Empfindung nennen, womit der Blick mich erfüllte, den ich heute in Emiliens Herz gethan. So hatte ich sie nie gesehen, nie gedacht. Daß sie sonst stets heiter und lustig war, galt mir für den Ausstrom eines reinen, kräftigen Geistes, welchen dereinst die Bürden des Lebens nicht so leicht gewältigen würden; daß sie mein oft zu ernstes Wesen stets mit muthwilligen Possen durchkreuzte, hatte ich ihr nie übel nehmen können, als heute, wo sie das Verschwinden der einzigen nahen Aussicht für unsere Vereinigung erfahren hatte, wo sie überdieß von dem Leiden eines mir so theuren, ehrwürdigen Freundes wußte, und mich unter diesem doppelten Schlage so gebeugt sah. Daß sie heute, und so scherzen konnte, das war nicht reine elastische Seelenkraft; es war Leichtsinn, gefühlloser Leichtsinn, und unter dieser bittern Überzeugung sanken alle meine Hoffnungen künftigen Glückes verdorrt nieder. Mein Glaube an ihr Herz war gebrochen, denn im Herzen des

Leichtsinnigen gibt es nur Leidenschaften, keine Gefühle; die Liebe wurzelt darin nicht tief und fest, wie ein kräftiger Baum, der Frucht und Schatten gibt, sondern breitet ihre Wurzelfäden nur seicht an der Oberfläche aus, wie eine Schmarotzerpflanze, die schneller verdorrt, als sie entsproß; an dem Herzen des Leichtsinnigen spiegelt sich die Liebe nur ab, wie die Bilder einer Zauberlaterne an einer kahlen Steinwand, während das ernste feste Herz alle ihre Tinten und Farben auffangt, wie ein Frescogemälde, welches Sturm und Wetter nicht auslöschen können.

Ich traf meinen alten Oheim sehr unwohl, als ich nach Hause kam. Seine Hände zitterten, und die Stirne brannte fieberhaft. Ich durchwachte mit ihm die ganze Nacht; er sprach viel von dem schnellen Tode des Grafen R*** und von den Hoffnungen, welche dieser Tod mir geraubt hatte. Augenscheinlich beherrschte seinen Geist die Erinnerung an sein eigenes Schicksal, und die trübe Ahnung, daß das meinige ihm gleichen werde, sprach aus allen seinen Gedanken. Der Morgen fand ihn noch bedeutender verschlimmert; ich zog eilig einen Arzt zu Rathe, der aber verkündete mir schon nach einigen Tagen, daß seine Kunst an diesem langsam verdorrten Leben zu Ende sey. Acht Tage später fielen meine Thränen auf seinen frischen Grabeshügel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in Constantinopel.

(Schluß.)

Ich hatte mich schon seit einigen Tagen zur Abreise von Constantinopel gerüstet, der Brief Richards änderte meinen Entschluß, ich hielt es für meine Pflicht, zu bleiben, und ich eilte nach Bujukdere, um meinem Freunde die Versicherung zu geben, daß ich jegliche Gefahr treulich mit ihm theilen wolle.

Mehrere Wochen waren seitdem verstrichen. Eine trübe, von keinem Stern erhellte Nacht breitete ihren schwarzen Fittig über das chaotische Häusermeer Constantinopels. Tiefe Grabesstille herrschte in den Straßen, welche ich mit Richard unter der Leitung eines unbekannten Führers durchschritt. Wir hatten Mühe, diesem auf dem schwierigen Pfade im dichten Dunkel der Mitternacht zu folgen, denn oft verließ er wie absichtlich die gebahnte Straße, und nahm seinen Weg über Schutt und Trümmer, um dann wieder in abgelegene Gäßchen einzulenken. Endlich machte er an einer hohen Mauer Halt, und nachdem er uns durch Zeichen aufgefordert hatte, durch ein in derselben befindliches Pförtchen einzutreten, ließ er uns allein. Die Thüre gab einem leichten Druck der Hand nach, und ein frischer mit Blüthenduft geschwängerter Luftstrom drang uns sogleich nach Eröffnung derselben entgegen. Das Rascheln des vom Winde bewegten Laubes und das sanfte Geräusch einer plätschernden Fontaine verrieth die Nähe eines Gartens. Der Raum, in den wir durch das Pförtchen gelangt waren, schien ein offener Pavillon, dessen Rückwand ein Diwan mit schwellenden Kissen einnahm. Hier harrten wir eine peinliche lange Stunde, und schon verzweifelte Richard am Gelingen des Unternehmens, da rauschte es in der Nähe von leichten eiligen Tritten — und zitternd stürzte Melanie vor unsern Füßen nieder. In sprachlosem Entzücken umschloß Richard die Geliebte, die ihm nach jahrelanger Trennung wie durch ein Wunder geschenkt war, und bemühte sich, durch süße Trostesworte ihren Muth aufzurichten, denn sie zitterte heftig, und die Angst schien ihre Glieder gelähmt zu haben. Ich trieb die Liebenden zur Eile an, denn jede Secunde Verzug vermehrte die Gefahr, die uns im Fall einer Entdeckung drohte. Als wir aus dem Garten ins Freye hinaustraten, winkten uns von ferne die hellerleuchteten Fenster einiger hochgelegener Häuser Pera's; dorthin richteten wir unsere Schritte, denn dort erst waren wir

mit unserer kostbaren Beute in Sicherheit, doch oft verloren wir auch diesen Führer in dem wirren Labyrinth der unbekannten bergauf- und bergabführenden Gäßchen, dann eilten wir in athemloser Hast auf gut Glück vorwärts. Kaum hatten wir ein paar hundert Schritte so zurückgelegt, als das Geräusch von Tritten und lauten Stimmen durch die Stille der Nacht zu unserm Ohre drang. Melanie sank vor Schreck in die Knie, wir mußten sie auf unsern Armen weiter tragen, aber unmöglich war es jetzt, unsern Verfolgern zu entrinnen, die uns im Nu auf den Fersen waren, und unter gräßlichen Verwünschungen heranstürmten. Im Augenblicke, als wir uns dem rasenden Haufen zu verzweifelter Gegenwehr entgegenstellten, stieß Melanie hinter uns einen entsetzlichen Angstschrey aus, und ich ward von rückwärts zu Boden gerissen. Zwey Männer stürzten sich auf mich, ich fühlte ihre Dolche in meiner Brust wühlen, da brauste es wie von Meereswogen in meinen Ohren, die Sinne schwanden mir.

Als ich aus langer Betäubung die Augen aufschlug, und mich in meiner Wohnung unter sorglicher ärztlicher Pflege fand, erschienen mir die Erlebnisse des verflossenen Tages wie ein Traum. Ich erblickte an meinem Bette Richards Diener, der nach langem Suchen bey Tagesanbruch statt seines Herrn mich mit Blut bedeckt und ohne Spur des Lebens an derselben Stelle gefunden hatte, wo mich die Mörder überfielen, und wahrscheinlich für todt liegen ließen. Meine Wunden waren nicht gefährlich, aber in meinen Adern tobte ein hitziges Fieber, das mich an den Rand des Grabes brachte. Erst nach mehreren Wochen hatte ich so viel Kräfte gewonnen, um die Reise ins Vaterland antreten zu können. Alle Bemühungen der Familie Richards, von seinem Schicksale etwas zu erfahren, blieben fruchtlos, und eben so spurlos war seine unglückliche Freundinn verschwunden. Wem gelänge es auch, in die Geheimnisse eines türkischen Harems, das seine Opfer lebendig begräbt, einzudringen!

Das Norwicher Musikfest.

(Schluß.)

„Dieselbe Idee, ihrer heiligen Hülle entkleidet, ist von Zeit zu Zeit von Poeten benützt worden, zuletzt noch und nicht unglücklich in Byron's „Sardanapalus;“ der Stoff ist aus dem fünften Capitel Daniel, welches mit seiner Einfachheit etwas vereinigt von der dauernden Gewalt der „Schriftzüge an der Wand.“ Während ihre schwankende Erscheinung Einen so wie Viele von der Bahn des Besseren abwarnt, liegt ein tiefer Sinn in der unbefangenen Furchtlosigkeit, womit der Prophet dem Könige und seinen tausend Ministern die Zeichen erklärt, und die eben so ermuthigend für die Sache der Tugend spricht, als die reuevolle Klage, in welche das jüdische Volk ausbricht, gegen die Folgen blinder Verworfenheit prediget. Ein Stoff, der die herrlichsten Effecte darbietet. Die Ouverture zeichnet sich durch Gegensätze besonders aus, ein eigenthümlicher Zug in dem musikalischen Charakter Spohr's, welcher sich im Ganzen dieses „erhabenen Werkes“ kund gibt und dessen Eindruck man nicht mit „Reminiscenz“ bezeichnen kann; es ist sein Styl. Die schönste Kraft ist auf die Chöre verwendet, obwohl wir noch sonst viele Einzelnheiten aufzählen könnten, und besonders die Melodien reizend genannt werden müssen. Wir vermissen vielleicht eine Gesamtwirkung wie im „jüngsten Gerichte,“ die Macht des Eindruckes wie im „Calvario“ — aber dramatisch vollendeter ist es sicher, als eines von jenen, und es dürfte in der That für Compositeur wie für Zuhörer die Bezeichnung „biblisches Drama“ am geeignetsten erscheinen; denn diesen Charakter beurkundet es auf das deutlichste. — Die Aufführung und der Erfolg können nicht genug gerühmt werden; die Chöre waren vortrefflich und jeder Einzelne bemühte sich, dem Werke seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen und so zur Verherrlichung des Ganzen beyzutragen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Zudrang von Menschen war an diesem Tage so groß, daß Hunderte wegen Mangel an Raum zurückgehen mußten und sich begnügten, die Chöre von Außen anzuhören, da die Masse der Töne die Grenzen des Gebäudes überschritt."

Zum Schlusse folgt nun noch das Programm des letzten Concertes von

Donnerstag, 15. September 1842, Abends.

Erste Abtheilung. Symphonie **D** von Mozart. Gesangstück (**Irish melody**). Rundgesang von Stevens. Lied „Adelaide" von Beethoven. Rec. und Arie aus „**Don Juan**" von Mozart. Duett aus „**Tancred**" von Rossini. Arie von Balfé. Ballade von Leeves. Duett und Chor von Purcell.

Zweyte Abtheilung. Ouverture von Weber. Arie aus „**Betly**" von Donizetti. Scene aus „**Lucia**" von demselben. Duett aus „**Norma**" von Bellini. Octett von Mozart. Ballade von Hawes. Terzett aus „**Barbiere**" von Rossini. Rec. und Arie aus „**La Favorite**" von Donizetti. Chor aus „**Acis et Galatea**" von Händl.

Dieser Überblick über die Gesamtleistung wird hinreichen, die herrschende Geschmacksrichtung in England zu bezeichnen. Auffallen muß es uns, von französischen Compositionen nichts zu finden. Den Gesang beherrscht italische — das Instrumentale deutsche Kunst. Das „deutsche Lied" hingegen: diese „kleine Welt," hat in England noch viel zu wenig Eingang gefunden. Es ist wahr, auch dießmal wurde die „Adelaide" gesungen, und die Bewunderung für die Composition dürfte, wenn auch Rubini's Stimme nicht mehr mit all seinen Zaubern wirkte, die einst in ihr lagen, eher sich vermehrt als abgenommen haben; ungerne aber vermissen wir unsern Schubert, wo es die Ehre deutscher Musik gilt.

Hingegen spricht sich die Verehrung des deutschen Genius unumwunden bey jenen Compositionen aus, welche der ältern, strengeren Schule angehören. Haydn und Händel sind in England glänzender anerkannt und glorreicher verherrlicht als in ihrem Vaterlande! — Doch, ist nicht England die natürliche Weltsympathie des Deutschen? — Was wundern wir uns, wenn die Kunstfreunde beyder Nationen — nur eine Kunst und die gleiche Liebe für die Meister dieser Kunst haben! — Gibt uns England in der Musik doch nur zurück, was wir an seinem Shakspeare längst redlich verdient haben.

Notizenblatt.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. Hr. Schmetzer setzte am 7. und 9. d. M. seine Gastrollen als Belmonte in Mozart's „Entführung" und als Raoul in Meyerbeer's „Welfen und Ghibellinen" fort. In der ersten Rolle entwickelte unser Gast aufs Neue jene Vorzüge eines geläuterten, ächt künstlerischen Vortrages, die ihm, auch bey geschwächten Stimmmitteln, noch immer zu Gebote stehen, und sein Wirken in Parthien dieser Art immer höchst beyfallswürdig machen. — Anders und minder erfolgreich erwies sich seine Darstellung als Raoul, indem diese Parthie, wie überhaupt die Aufgaben des genannten Componisten, eine Kraftanstrengung und einen Aufwand an Mitteln voraussetzen, dem das Organ des Hrn. Schmetzer nicht mehr gewachsen scheint. Die Leistung unseres Gastes ging daher erfolglos und bey dem Publicum gewiß nicht ohne nachtheilige Vergleichungen vorüber; einzelne, allerdings verunglückte Stellen gaben der Mißstimmung nur desto

haltbareren Anlaß. Der verdienstvolle Sänger sollte sich solcher Parthien enthalten und sich auf diejenigen beschränken, die auf einen ruhigen, gefühlvollen Vortrag mehr als auf imponirende Lungenproben angewiesen sind.

Bey Gelegenheit der zahlreichen Gastspiele an unserem Operntheater dürfen die verdienstlichen und unermüdeten Leistungen unserer einheimischen Gesangeskünstler nicht unerwähnt bleiben. Unsere beyden Sängerinnen, Mad. van Hasselt-Barth und Dlle. Lutzer, beyde mit Recht der Stolz und die Freude unseres Publicums, haben sich in mehreren ihrer schönsten Parthien des Ruhmes würdig gezeigt, dessen sie sich im In- und Auslande erfreuen; ja ihre Leistungen haben, im Vergleich mit denen der Fremden, uns die rechte, volle Überzeugung ihres Werthes gegeben, und uns den Vorzug, sie zu besitzen, doppelt fühlbar gemacht. Mit zwey solchen Künstlerinnen kann eine Opernbühne jedem Vergleiche und jeder Chance der Zukunft muthig entgegentreten. — Durch die noch immer nicht gehobene Krankheit unseres Staudigl ist dem verdienten, fleißigen und mit herrlichen Mitteln ausgestatteten Bassisten Draxler Gelegenheit geworden, in schneller, unmittelbarer Aufeinanderfolge in ersten Baßparthien sich zu zeigen und sein schätzbares, vielseitiges Talent zu üben. Der unermüdliche Eifer, mit dem er seinen zahlreichen und schwierigen Aufgaben zu genügen sucht, verdient die vollste Anerkennung, so wie auch der Erfolg, wenigstens in musikalischer Beziehung, ein höchst ehrenvoller genannt werden muß.

33.

Das Frettchen und die Brillenschlange. Wir haben vor nicht langer Zeit in einem englischen Reisewerke gelesen, daß eine ziemlich große Wieselart in Ostindien ein erklärter Todfeind aller Schlangen, und vornehmlich der Brillennattern sey, weßhalb sich häufige Kämpfe unter ihnen ergeben, welche meistens mit dem Tode der Schlangen endigen sollen. Es wurde darin gesagt, daß das Frettchen (oder Wiesel) jedesmal, so oft es im hitzigen Kampfe von dem Gegner gebissen wird, ein gewisses Heilkraut abbeiße, und damit schnell ein Gegenmittel der Vergiftung einnehme, sodann aber noch viel muthiger und wüthender auf den Todfeind losstürze, und ihn endlich mit den Zähnen und Krallen so zerfleische, daß er aus hundert Wunden blutend allmälig unterliege. — Diese naturhistorische Merkwürdigkeit findet neuerlich durch einen umständlichen Bericht des Hrn. Comfright wenigstens in den Hauptzügen ihre Bestätigung. „Ich besuchte meinen geehrten Freund Esq. P— auf seinem schönen Landgute bey Madras (schreibt er), der zu meiner Ergötzlichkeit jene kleine Thierhetze in seinem Parke veranstaltete, worin er als enthusiastischer Naturfreund und Physiolog eine große Menge indischer Thiere und Pflanzen hat, und zu seinem Vergnügen heute dieses, morgen jenes Experiment anstellt. Der gegenwärtige Wettkampf zwischen einem Frettchen und einer Brillennatter war der dreyundzwanzigste, den er veranstaltete, aber mochte es Zufall oder Regel seyn, das Wiesel war auf dieser Arena nur viermal Sieger, wornach er innerhalb drey Jahren neunzehn solcher Thiere und nur vier Brillenschlangen verloren hatte. Das Frettchen biß während des heftigen Streites allerdings oft in eine Pflanze, welche dort sehr häufig ist, und Piwa genannt wird; es biß aber auch aus Wuth schäumend in andere Gräser, in Halme und Stauden, und zeigte keineswegs den Muth, von dem der obige Berichterstatter spricht. Der ganze Krieg dauerte nur wenige Minuten; die Brillenschlange schien von Anbeginn ihres Sieges gewiß, ergriff nur ein einzigesmal die Offensive, nachdem sie nur leicht geritzt worden war, und biß auf den Gegner mit einer Gewalt, daß er plötzlich gelähmt war, und früher in Folge der tiefen Verwundung und des starken Druckes, als in Folge der Vergiftung starb." 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine burleske Pariser Zuchtpolizey-Gerichtsscene. Ein stämmiger, vierschrötiger Bengel, Namens Chamblant, welcher als Vagabund verhaftet worden, erschien kürzlich vor dem Pariser Zuchtpolizeygericht, um Rede und Antwort zu stehen. Auf die übliche Frage nach seiner Heimat, erwiederte er: Sein Weib, obgleich von ihm geschieden, möchte sich wahrscheinlich willig finden lassen, ihm eine solche zu gewähren. Dieses wird in Folge dessen vorgeladen, und als es erscheint, entspinnt sich folgende erbauliche Conversation. Präsident: Sie kommen vermuthlich Ihren Mann zu reclamiren? Das Weib: Beyleibe, Herr Präsident; mein sehnlichster Wunsch ging dahin, daß der Taugenichts sein Lebelang im Gefängniß bliebe. Präsident: Was bewegt Sie zu diesem unchristlichen und uneheweiblichen Wunsch? Das Weib: Sie müssen wissen, gestrenger Herr, daß wir beyde, ich und dieser Schlingel, dieser nichtsnutzige Galgenstrick — Delinquent: Verbitte mir dergleichen ehrenrührige Ausdrücke! Das Weib, mit einem Basiliskenblick auf den Vagabunden fortfahrend: daß ich und er vor einigen Jahren bey einer Familie dienten. In einem unglückseligen Augenblick heirathete ich ihn; von dieser Stunde an brachte er regelmäßig meinen sauren Verdienst zugleich mit dem seinen an, und prügelte mich noch obendrein. Der Vagabund, sie unterbrechend: Dieß, liebes Weibchen, geschah aus purer Zärtlichkeit: was sich liebt, das neckt sich. — Präsident: Schweigen Sie. — Eines Tages verschwand er ganz und gar, und ich hegte die Hoffnung, ihn niemals wieder zu Gesicht zu bekommen. — Präsident: Uns hat er aber gesagt, daß, als er Sie verließ, eine Theilung der gemeinschaftlichen Habe vorgenommen wurde. — Das Weib: Was, das hat sich der Lump dem gestrengen Gericht weiszumachen unterstanden. Als er z— T— ging, schleppte er das ganze Geräth und alle meine Habseligkeiten fort, und ließ mich mit drey Kindern zurück; wenn das eine Theilung der Habe genannt werden kann, dann hat er freylich nicht, wie sein Brauch ist, gelogen. Vagabund ruft hier mit ächtem Branntweinhaus-Pathos aus: Anastasia! Du genossest meine Achtung, von dieser Stund an aber hast du selbe verloren! — Das Gericht verurtheilte ihn wegen Vagabundism zu dreymonatlicher Einsperrung und fünfjähriger Polizeyaufsicht.

qz.

Ein Gaunerstückchen. Zu dem Maire eines in der Nähe von Limoges — Marie Lafarge'schen Andenkens — gelegenen Dorfes, kam vor Kurzem ein junger Mann, der nach etwas aussah, sich für einen mit der Aufnahme der Umgegend beauftragten Regierungsfeldmesser ausgab, und dem Schultheißen bedeutete, daß er noch zwey seiner Collegen erwarte, mit welchen zusammen er einen Plan des Dorfes aufzunehmen, angewiesen sey. Der Maire lud ihn höflichst ein in sein Zimmer zu treten, und da die beyden Andern etwas lange auf sich warten ließen, schlug er dem Herrn Regierungsingenieur vor, auf ein Stündchen mit ihm auf den Gründlingsfang zu gehen. Als Beyde eben aufs Emsigste mit Fischen beschäftigt sind, und schon manche Schleye gefangen worden, muß sich der Ingenieur, wie er angibt, einer natürlichen Ursache halber auf eine Weile entfernen, kehrt eiligst in die Mairswohnung zurück, entfernt durch irgend einen listigen Vorwand die Frau Mairinn auf einige Augenblicke, erbricht während dieser kurzen Intervalle das Pult, welches er vorhin genau ins Auge gefaßt, und macht sich mit 400 Franken, die er darin findet, aus dem Staube. Der ehrliche Maire soll, wie es heißt, entschlossen seyn, künftighin mit keinem Wildfremden so mir nichts dir nichts fischen zu gehen.

1.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

204

Donnerstag, den 13. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Eilftes Capitel.

Die Nachwehen jener unangenehmen Scenen zwischen mir und Emilien waren in der tiefen Erschütterung untergegangen, womit wir das Sterbelager des geliebten Scheidenden umstanden, und der Schmerz, in den ich versunken war, schien dießmal in Emiliens Brust sein Echo zu finden, worin die Schauder des Todes noch nachbebten. In meiner jetzigen Stimmung bedurfte ich mehr als jemals der Liebe, und hütete mich darum wohl vor Allem, was meine Zweifel an dieselbe hätte erneuern können. Auch die Mutter schien sich von der Veranlassung unseres neuerlichen Zwistes unterrichtet, und ihrer Tochter darüber ernstliche Vorstellungen gemacht zu haben; wenigstens glaubte ich zu bemerken, daß diese in ihrer Gegenwart immer ganz besonders auf sich aufmerksam war, und ihrer muthwilligen Laune jeden Seitensprung streng versagte, und so fehlte ohnedieß jede Veranlassung, jenes unangenehmen Auftrittes zu gedenken.

Allein, wenn gleich jener fatalen Stunde in unseren Gesprächen nie erwähnt wurde, so lebte sie doch noch immer in meinem Gedächtnisse. Mein Mißtrauen in Emiliens Herz war einmal geweckt, und da ohnedieß meine Stimmung von Tag zu Tag trüber wurde, so hatte ich manchmal viel zu thun, um mich von Unbilligkeit gegen sie zurückzuhalten. Dieß Alles streute den Samen der Zwietracht unter uns aus, der denn auch bald wuchernd emporkeimte.

Indeß war ich doch noch immer zu viel Sclave meiner Leidenschaft, um den Gedanken an die Trennung eines nicht mehr harmonischen Verhältnisses fassen zu können, den vernünftigsten, welchen man unter solchen Umständen fassen kann, und ich hätte vielleicht diesen einzigen Rettungsweg noch lange nicht einzuschlagen vermocht, wäre nicht einer jener Zufälle, die wir billiger Schickung Gottes nennen sollten, mir zu Hülfe gekommen.

Etwa vierzehn Tage hindurch war ich nemlich durch eine ziemlich bedeutende Unpäßlichkeit fortwährend an meine Stube gebannt gewesen. Allein, wie ich war, hatte ich Muße genug gehabt, über Emilien und meine Stellung zu ihr, ernstlich nachzudenken. Das Sprichwort: „Der Abwesende hat Unrecht“ paßt auf alles eher, als auf Liebeszwiste. Emilie hatte in mir selbst ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mächtigsten Vertheidiger gegen mich selbst gefunden, seit die Sehnsucht nach ihr mit meiner Leidenschaft sich verbündet hatte, und mein Arzt hatte mich kaum meiner Haft entlassen, als ich schon zu ihr eilte, ungeduldiger und verliebter, als je. Hatte ich sie doch zwey lange Wochen nicht gesehen; hatte ich doch erst vorgestern ein Briefchen von ihr erhalten, das erste und einzige, seit wir uns kannten, ein Briefchen, woraus unverkennbare Zärtlichkeit sprach, und dessen gemüthlicher Ton mir deutlich genug zeigte, daß auch das zartere Gefühl in ihrem Herzen zu knospen anfangen werde, wenn nur erst die veränderliche Aprilzeit ihres jugendlichen Muthwillens in den sonnigen beständigen May der Jungfräulichkeit übergegangen seyn werde.

Mein Eintritt überraschte Emmy heftig. Sie saß allein am Fenster, den Rücken der Thüre zugewendet, und nestelte einen Augenblick an ihrem Strickstrumpfe, als das Knarren der Thüre einen Eintretenden verkündete; dann wandte sie sich rasch. Als sie mich erblickte, wurde sie bleich, und erröthete dann heftig, augenblicklich aber raffte sie sich zusammen, und flog mir mit einer Hast entgegen, die mich fast befremdet hätte, wäre nicht meine längere Abwesenheit und das früher zwischen uns Vorgefallene als gültige Erklärung so nahe gelegen.

Augenblicken der Art ist selten eine Spannung Liebender gewachsen. Auch die unserige löste sich in der Freude des Wiedersehens; wenigstens war mein Herz des reinsten Entzückens voll, und wie hätte nicht Emmy's Empfang mir für das ihrige bürgen sollen?

Fast zugleich mit mir trat Emmy's Mutter ein, welche mich eben so herzlich bewillkommte, und sofort eine medicinisch-diätetische Abhandlung eröffnete, welche sich mit einem Verweise über mein zu frühes Ausgehen schloß, und während welcher Emmy sowohl als ich uns von der ersten Freude des Wiedersehens ein wenig sammelten.

Ein kleiner Auftrag der Mutter entfernte Emilien auf kurze Zeit aus dem Zimmer, und kaum hatte sie es verlassen, als ihr jene folgte, um noch eine Quantität vergeßner Klauseln hinzuzufügen, wie das nun schon zu gehen pflegt, bey Aufträgen, welche Frauen geben. Da war ich denn allein in dem netten, traulichen Stübchen, welches nun wieder mein Glückstempel werden sollte; mir gegenüber, Milly's Platz bezeichnend, das zierliche Arbeitskörbchen, der weiße, feine, flüchtig hineingeworfene Strickstrumpf halb heraushängend. Spielend ergriff ich das nette Strickzeug, und faltete es, in freundliche Gedanken an seine Besitzerinn versunken, zwischen den Fingern; da fühlte ich etwas Knisterndes drinnen; ein Papier in Billetform gebrochen — ganz zuverlässig, es war ein Billet — welches sonst, als jenes, womit ich vorgestern ihr liebliches Briefchen beantwortet. Eine Glorie wob sich um Emiliens Haupt, ich war geliebt, das war mir nun klar, sie trug ja mein Billet stets bey sich, konnte sich gar nicht trennen davon — wer war glücklicher als ich! Und dieses Mädchen hatte ich verkannt, gequält mit meinem Mißtrauen, mit meiner pedantischen, sauertöpfischen Strenge!"

„Meine Emmy! vergib!" rief ich aus, und hob den Strumpf, das süße Pfand meines Glückes, zu den Sternen, d. h. zur Zimmerdecke empor, da rollte das Billet aus seinem Versteck hervor. Tod und Hölle! das war nicht meine Hand!

Schnell entfaltete ich, und las:

„Angebethetes, göttliches Mädchen!

Wie lange wollen Sie meiner Liebe, und — gestehen Sie's nur, auch der Ihrigen, noch Zwang anthun? Sagten mir nicht schon Ihre Lippen mit Wort und Kuß, daß die Liebe, die mich ewig an Sie binden wird, eben so heiß auch in Ihrem Herzen flammt? Und doch wollen Sie mich nicht hoffen lassen, ganz glücklich zu werden, und doch stellen Sie mir immer jene lächerlichen Ansprüche eines abgeschmackten Kanzelhelden als Vogelscheuche für meine Empfindungen hin. Wollen Sie im Ernste die Gewissenhaftigkeit so weit treiben, ein Wort, welches Sie noch als Kind, unbekannt mit seiner schweren Bedeutung, gaben, und wie Sie selbst gestehen, seitdem hundertmal gerne zurückgenommen hätten — —"

Da rauschte die Thüre auf, Emilie trat eilfertig herein; erstarrend sah sie den Unglückszettel in meinen Händen. Auch ich war keines Wortes mächtig; schweigend überreichte ich ihr den Uriasbrief, und eilte davon. — Ich habe Emilien nie wieder gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Bilder.

Von E. Straube.

III. Der Quartierverderber.

Eine wahre Geschichte.

Vor mehreren Jahren hatte ich einen Hausherrn, einen lieben, charmanten Mann, der seinen Wohnparteyen weiter nichts als die Haut abzog. Er hatte weder Kind noch Kegel; nur ein sehr entfernter Verwandter stellte sich am Neujahrs- und St. Paphnuziustage (dem Namensfeste meines Hauspatrons) mit kriechenden, scheinheiligen Manieren, katzenbuckelnd bis zur Erde und süßliche Grimassen ziehend, in der Wohnung unseres Helden ein und empfing, für seine de- und wehmüthigen Wünsche, krensaure Gesichter und grobe Abfertigungen. Unser Herrgott hat bekanntlich wunderliche Kostgänger; allein mein Hausherr gehörte ohne Zweifel zu den wunderlichsten und widerwärtigsten. Er ist nun todt und von den Todten soll man bekanntlich nur Gutes sagen; so will ich denn sein Andenken nicht schlimmer machen als es ist, und vom Herzen wünschen, daß ihm die Erde leicht sey! Auch handelt ja diese Kleinigkeit nicht von ihm, sondern von einem andern Ehrenmanne, zu dessen Bekanntschaft ich aus seinem Anlasse gelangte.

Ich ging auf Freyersfüßen, hatte meine Braut recht innig lieb und war folglich bemüht, ihr Freude zu machen so viel in meinen Kräften stand. Da nun mein Quartier von Olims Zeiten her nicht in ordentlichen Stand gesetzt worden war, und durch meine Junggesellenwirthschaft keineswegs gewonnen hatte, so ließ ich mir den Gedanken zu Sinne steigen, mein Bräutchen durch eine vollständige Renovirung meines Logis zu überraschen, und redete sofort mit Maurer, Tischler, Schlosser, Anstreicher, Maler, Tapezierer, und wer noch sonst zu ähnlichen Zwecken nöthig ist. Zum guten Glücke sprach ich auch meinem Freunde davon, welcher mich aufmerksam machte, daß es eine alte Praktik der HH. Hausherrn sey, ihrer Parteyen Auslagen zur Verschönerung der Quartiere als gute Prise zu erklären und ihnen entweder eine Steigerung des Zinses oder wohl gar eine Aufkündigung als Lohn dafür zukommen zu lassen; er rieth mir daher, mich früher meinem Hauspatrone gegenüber sicher zu stellen, und mir entweder contractlich oder auf eine andere Weise den ungestörten Besitz meiner neu appretirten Wohnung, oder doch den Ersatz meiner Kosten garantiren zu lassen. Da mein Freund mir gleichzeitig unterschiedliche

Beyspiele von nicht eben erbaulicher Gattung erzählte, so fühlte ich eine Art von Gänshaut über meinen Körper rieseln, und überlegte mir die Sache noch einmal und recht nach allen Seiten. Eine andere Wohnung zu suchen, dazu war es zu spät, und in diesen Gräuel der Verwüstung konnte ich eine ehrsame junge Frau unmöglich einführen; ich ging daher zu meinem Hausherrn, trug ihm mein Anliegen vor, und forderte ihn auf, sich schriftlich zu verpflichten, daß er mir meine Wohnung im Verlaufe von fünf Jahren weder steigern noch künden wolle, wenn ich die von mir beabsichtigten Herstellungen, auf eigene Gefahr und Kosten, darin geleistet haben würde. Als ich meine Exposition gemacht hatte, nahm mich der wackere Hausherr lächelnd bey der Hand, klopfte mich auf die Achseln und schmunzelte: „Lassen Sie bauen, tischlern, malen und tapeziren nach Herzenslust! ich bin herzlich froh, wenn ich verläßliche und reinliche Parteyen im Hause habe; das Haus gewinnt ja dadurch am Werthe. Übrigens sind wir ja Männer, deren Wort mehr gelten muß als Papier und Schrift, und ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort vor diesem Herrn (es war der katzenbuckelnde Herr Neffe, welcher sich pflichtschuldigst verneigte), daß ich Ihnen in Ihrer Wohnung nichts in den Weg legen will. Zu Ihrer Beruhigung, und wegen Leben und Sterben, will ich Ihnen aber die verlangte Erklärung ausstellen — heute oder morgen! — Viel Glück zum Werke und schönes Wetter!«

Weidlich froh über diesen Bescheid, welcher mir vollkommen genügte, trat ich unverzüglich meine Wanderung zu den Handwerksleuten wieder an, versprach Trinkgelder über Trinkgelder, machte die Leute, verzeih mir's Gott, von dem Worthalten gegen andere Kunden abwendig, und ließ noch am nemlichen Tage die Reform beginnen.

Herrgott, ging es da zu wie im ewigen Leben! Der Mörtel wurde von den Wänden abgeschlagen, neue Riegelwände gezogen, Thüren eingesetzt und Fenster ausgebrochen, der Fußboden wurde erneuert, das Unterste zu Oberst gekehrt, und ein Durcheinander gestiftet, daß einem andern als bräutlichen Zuschauer, vor dessen Augen nur Ehestandsparadiese standen, die Haut geschaudert haben würde. Und als vollends das Ding aus dem Gröbsten herausgearbeitet war, die Zimmer sich formten und ein Bild gestalteten, als die Mauern übertüncht, dann gemalt, die messingenen Riegel, Oliven, Drücker u. s. w. eingepaßt, die Eckkästen und Kücheneinrichtung eingefügt wurden, und das Alles so neu, so glänzend, so modern und geschmackvoll aussah, da kannte ich mich vor Freude kaum und dürstete beynahe mehr nach dem Augenblicke, wo ich meine Lebensgefährtinn in diese Pracht einführen sollte, als nach dem Moment ihres Besitzes. Auch erregte die Sache im ganzen Hause Aufsehen: unter dem Thore, am Hausbrunnen, in Küchen, Zimmern und auf den Gängen sprach man von der künftigen Herrlichkeit meiner Wohnung, und vermuthlich bekamen die Leute jetzt erst Respect vor mir, weil sie wohl dachten, ich sey plötzlich zu Gelde gekommen, welche Eigenschaft uns stets zu Respectspersonen macht. Meinen Hausherrn interessirte die Verwandlung ganz außerordentlich; jeden Tag besah er sich die Fortschritte der Arbeit, lobte, bewunderte, war entzückt, und gab mir manchen trefflichen Rath, wie noch größerer Glanz und höherer Comfort zu erreichen wäre. Seine Rathschläge liefen zwar durchaus noch tiefer ins Geld; aber ihre Vorzüge waren so einleuchtend, daß ich nicht anstand, sie zu benützen; hatte ich schon so viel spendirt, warum sollte ich eine kleine Mehrauslage fürchten, die zu einer großen Mehrvollendung führte. Kurz, mir gefiel die Theilnahme des sonst als kaltsinnig verschrienen Mannes, und ich dachte mit keiner Sylbe daran, ihn an sein Versprechen zu erinnern; ja, als er eines Tages selbst darauf zu sprechen kam, schüttelte ich ihm die Hand und beruhigte ihn mit seinen eigenen Worten: wir seyen ja Männer, deren Wort mehr gelten müsse als Schrift und Papier.

Endlich war die Adaptirung fertig, und ich rannte wie ein Thor zu meiner Künftigen, um sie zuerst das Heiligthum betreten zu lassen; unterwegs kaufte ich noch einen Laib Brot, welchen sie bey ihrem Eingang in die Wohnung niederlegen sollte; denn nach einem schönen, alten Glauben soll man zuerst den Segen Gottes ins Haus bringen; auch einen Weihbrunnkessel nahm

ich zu mir und stellte mir die ganze Feyerlichkeit recht fromm und sinnig und deutsch bürgerlich vor und freute mich kindisch auf meine und meiner Braut — Thränen. — Nun, es ist nicht dazu gekommen; der wasserscheue Leser braucht keine Rührscene zu fürchten; die Bräutigamschaft zerschlug sich, und ich mußte meine wunderschöne Wohnung — als Einsiedler benützen. Es geht schon manchmal so im Leben, daß Einem die süßesten Träume zu Wasser werden. Übrigens gewöhnte ich mich bald an das Anachoretenthum und gefiel mir unbändig in meinem Gelaß, welches jetzt meine Liebhabery wurde, so zwar, daß mir vor jedem Besuch bangte, der mir ja ein Stäubchen auf den gewichsten Boden bringen, mir ein Sofa zerknittern, oder etwa ein Stückchen Malerey abwetzen konnte; es hätte nicht viel dazu gehört, so hätte ich eine Tafel über meine Thüre gehängt mit der Inschrift: Ziehe deine Schuhe aus, denn dieser Ort ist heilig!

(Der Schluß folgt.)

Ein Ausflug von Mainz nach Cöln. — Besuch des Domes. — Gepräge Cöln. — Die Rheinreise.

Mainz, Ende September 1842.

Ich war früher nie in Cöln, obwohl ich oft die lebhafteste Sehnsucht nach dieser Rheinköniginn hatte. Der Dom! der Dom! mit diesem Wunderbau beschäftigte sich meine Phantasie schon seit Jahren; ich weiß nicht, welche besondere Kraft mich zu diesem strahlenden Edelsteine im reinsten Schmuck des Mittelalters zog, und sie wurde neuerdings durch Schilderungen genährt, die dieses Riesenwerk der christlich-mittelalterlichen Baukunst hoch über den Münster zu Straßburg, über den weltberühmten Dom in Mailand und ober **Notre-Dame** zu Paris samt den mittelalterlichen Kirchen der Normandie stellen, ja, die sogar behaupten, der Geist des Katholicismus ruhe nicht reiner und erhabener auf St. Peters wunderbarem Dom in der Stadt der Christenheit, als auf dem Dome zu Cöln. Kaum hatte ich also den Reisestaub abgeschüttelt, als ich mir auch schon einen Cicerone in den Gasthof kommen ließ, und ihn ersuchte, mich schleunigst zum Dom zu führen. Es ging mir wie dem Wanderer, dessen Herz immer lauter und lauter schlägt, je näher er seinem längst ersehnten Ziele kommt; der Weg vom Gasthof zum Dome schien mir fast so lange zu dauern, als der Weg von Mainz nach Cöln, und ich trieb meinen Begleiter an, rascher zu gehen, obwohl er ganz respectable Schritte machte. Endlich stand ich vor der majestätischen Kathedrale. Ihr Götter, welch' ein Werk! Ich kann den Eindruck dieses Augenblicks nicht beschreiben; es war mir, als ob eine geheimnißvolle Hieroglyphensprache aus diesen gewaltigen Constructionen zu mir rede; ich sah das erhabenste Symbol der Unendlichkeit verkörpert in dieser Steinmasse, wo die höchste Anmuth der Formen mit der höchsten Harmonie der Verhältnisse verschwistert ist, und wo jede Linie zum Gemüth spricht, und es himmelwärts hebt. Noch mehr; ich stand voc dem Cölner Dom und sah eine große Geschichtsepoche, sah Blatt für Blatt vor meinen Augen entfalten. Jene Zeit, wo aus einer neuen Weltanschauung diese Riesenschöpfungen der Baukunst mit ihren aufstrebenden Ideen hervorgingen, und das herrschende griechische Princip in der Kunst mit seiner ewig an die Erde gefesselten, die Sinne beherrschenden Pracht unwiederbringlich verdrängten, war auch zugleich die Zeit, wo das gewaltige Reich der Deutschen immer tiefere und tiefere Wurzeln schlug. Vom Rheine aus schlang sich ein Band um die germanischen Völkerschaften, und am Rheine auch erhoben sich zuerst jene Bauten, die von Riesen geschaffen schienen, und in denen am ersten die neue genetische Kraft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das neue pulsirende Leben zu erkennen war, alles gehoben und getragen von der nun zur Macht gekommenen Herrschaft des Glaubens. Indem der bloße Anblick des Domes, vor dem ich eine ganze Stunde, in Staunen versunken, dastand, solche Gedanken in mir hervordrängte, schritt ich durch ein gewaltiges Portal in das Innere des Heiligthums. Was man hier sieht, vermag der äußere Sinn kaum zu fassen; man schwimmt in einem Blüthenmeere der Kunst, man wird verwirrt von dieser Erhabenheit und Formenfülle. Und doch ist es nur ein und derselbe Urgedanke, aus dem der große Schöpfer dieses erhabenen Bauwerkes all' diesen Kunstreichthum organisch hervorgehen ließ. Das Auge findet überall naturnothwendige Haltpuncte, der Geist orientirt sich um so leichter, als hier Alles auf Gemüth und Phantasie berechnet ist. Das ist eben der große Triumph, den die deutsch-gothische Baukunst in ihrer höchsten Reinheit, wie sie im Cölner Dome ausgesprochen ist, gegenüber den Wunderbauten des griechischen und römischen Alterthumes feyert; hier beherrscht die Form und die Materie den Geist, dort der Geist die Form und die Materie. Nun, nachdem ich den Dom gesehen, wird mir klar, was ein neuerer Schriftsteller über ihn sagt, nemlich, daß alle in jenem Zeitalter umherirrenden Kunstlaute in einem prächtigen Accorde im Cölner Dome zusammenrauschen, und daß er Alles übertrifft, was die christliche Baukunst je geschaffen, weil er kolossal ohne schwerfällig, reich bis zum Phantastischen ohne überladen, weil er zugleich frey, edel, harmonisch und consequent bis zum kleinsten Detail sey. — Und doch ist dieses Riesenwerk nur ein Torso, und liegt in trauriger Verstümmlung da, ein Zeugniß gebend, daß die nachgebornen Generationen nicht jenen erhabenen Religions- und Kunstsinn hatten, als ihre Väter! Dieser Gedanke verbittert Einem den Hochgenuß des inneren und äußeren Anblicks des Domes; man verläßt dieses heilige Denkmal der Religion, der Kunst und der Geschichte mit Wehmuth. Ihr wollt es vollenden, Ihr Deutschen, dieses Euer größtes und erhabenstes Kunstwerk und schreckt zurück vor einigen Millionen, und mancher unter Euch entblödet sich nicht, zu sagen: was kümmert mich im fernen Norden oder im Süden oder im Westen der Dom zu Cöln! Das ist der Fluch der Gesinnungslosigkeit! Der Dom zu Cöln ist das heilige Panier der Deutschen; um dieses dürft Ihr Euch schaaren, wenn das Vaterland in Gefahr ist, und wer beym Anblick dieses erhabenen Denkmals deutscher Kunst und Geschichte nicht vom edelsten Patriotismus durchdrungen ist, der trägt kein deutsches Herz im Busen. Darum fördert diese große Nationalangelegenheit der Deutschen; Ihr habt dem Herrmann ein Monument errichtet, und in dieser Bildsäule ist doch nur die rohe deutsche Kraft verkörpert; allein im vollendeten Cölner Dome wird die ganze Größe Deutschlands, sein Ruhm, seine Sitte, seine Religion, sein Geist, seine Geschichte verkörpert seyn!

(Der Schluß folgt.)

Notizenblatt.

Eine seltsame Wette. Dem „Cork Examiner" erzählen wir folgende seltsame Wette nach: „Vor Kurzem entspann sich in einer Gesellschaft ein Streit über die Frage: ob Irland nicht nach Maßgabe als der Teatotalism, d. h., die Enthaltung von allen geistigen Getränken, in der Bevölkerung sich immer mehr und mehr ausbreitet, nicht seinen bekannten Charakter der Gastfreundlichkeit einbüße." Mehrere von den Anwesenden behaupteten steif und fest, diese „Zeittendenz," nemlich der so hochbelobte Teatotalism, übe einen die Sociabilität zerstörenden Einfluß

aus. Um nun den Ungrund dieser Behauptung zu beweisen, machte sich einer von denen, welche dem Teatotalism die Stange hielten, gegen eine sehr bedeutende Wettsumme (wie es heißt gegen 1000 Pf. St.) anheischig, alle Grafschaften des weiten Irlands in die Kreuz und Quere zu durchziehen, ohne auf dieser ganzen Tour mehr als 20 Schillinge zu verbrauchen. Derjenige, welcher diese Wette eingegangen (der sich noch eine Menge kleinerer Nebenwetten angeschlossen haben), hat um Mitte Septembers mit richtig nicht mehr als Einem Pfund Sterling in der Tasche, und gegen Verpfändung seines Ehrenwortes als brittischer Gentleman, auf keinerley Weise mehr Geld während seiner abenteuerlichen Tour zu verbrauchen, dieselbe von Cork aus angetreten. Sieht er sich bemüssigt, Geld von seinem Bankier zu ziehen, oder welches zu entlehnen oder dgl., so ist die Wette verloren. Mancher von unsern Lesern dürfte sich versucht fühlen, dieser Wanderung den bekannten, ehrlichen, deutschen Handwerkerausdruck: „Fechten gehen," beyzulegen. Sollten wir aus den irländischen Blättern etwas über den Ausgang dieser Wette erfahren, so werden wir nicht säumen, es hier mitzutheilen. 3.

Ein interessantes partriarchalisches Fest. In dem Dörfchen Pointe, im Maine- und Loire-Devartement in Frankreich, fand kürzlich ein ganz eigenthümliches Fest Statt! Der Pfarrer, Namens Locatelli, ein ehrwürdiger Greis, welcher die Seelsorge alldort seit nun 53 Jahren, also seit dem verhängnißvollen Jahre 1789, dem ersten Ausbruch der Revolution, versieht, feyerte dieses seltene halbhundertjährige Dienstjubiläum durch ein Hochamt, und dann durch ein Mahl, wozu zwölf der ältesten Leute seines Kirchspieles eingeladen waren. Das Gesamtalter des Dienstjubilars und seiner Tischgäste betrug über 1150 Jahre! 1.

Schottische Bedeutung eines alten Schuhes. Bald nach Ankunft der Königinn von Großbritannien zu Edinburg wurde der Premierminister Sir Robert Peel durch den nicht sehr sanften Wurf eines alten Schuhes begrüßt. Er hob ihn auf und zeigte ihn aufs Gutgelaunteste der versammelten Volksmenge. Altschottischem Brauch zu Folge (bemerkt ein dortiges Blatt) wird durch den Wurf eines alten Schuhes nach Jemanden, Wohlwollen und Anhänglichkeit angedeutet, und noch heutzutage pflegen schottische Bräute beym Auszuge aus dem Vaterhause von Gespielinnen durch Würfe von alten Schuhen geliebkost zu werden! 1.

Ein spät entdeckter Irrthum. Mr. Leuret bringt in seinem kürzlich erschienenen Werke: **Du traitement moral de la folie** — einen bemerkenswerthen Irrthum des Phränologen Gall zur Sprache: „Es finden sich (schreibt er) in der von Gall hinterlassenen Sammlung, welche jetzt einen Theil des anatomischen Museums des **Jardin des Plantes** zu Paris ausmacht, drey Schädelportionen, welche drey verschiedenen Individuen angehört haben sollen; die Eine einem Musiker, die Andere einer Baroninn F***, welche in einem Anfalle von Melancholie sich ums Leben gebracht habe, und die dritte Portion einem Kaufmann angehörig, welcher in einem Anfalle von Liebeswahnsinn gestorben seyn sollte. Diese drey Schädelportionen, die des Musikers, die der Baroninn und die des liebeswahnsinnigen Kaufmanns, sind aber nichts Anderes als drey Portionen — Eines und desselben Schädels!" 9.

Seidenwurmcultur. Hr. Berger hat in Betreff der Seidenwürmer die folgenden interessanten Beobachtungen und Berechnungen gemacht: 24,000 Eyer derselben wiegen eine Viertelunze; die Raupe lebt 45 bis 53 Tage, vergrö-

ßert ihr Gewicht in Zeit eines Monats 9500fältig, und frißt während der 28 letzten Tage ihres Lebens gar nichts. Um 739 Pfund Maulbeerblätter erhält man 70 Pfund Cocons; 100 Pfund Cocons geben 8⅓ Pfund gesponnene Seide, und 100 Pfund Cocons geben einen Faden, oder eine Länge von 88,000 Klaftern hat. 28.

Goldberg, im preußischen Schlesien, hat bekanntlich seinen Namen von dem edlen Metalle, welches dort einst ziemlich reichhaltig ausgebeutet wurde. Die Erträgnisse nahmen ab, der Name des Ortes blieb. Nun hat man aber aufs Neue Spuren von Goldsand aufgefunden, die lockend genug waren, Jagd darauf zu machen, und so ist man denn aufs Neue unter den günstigsten Auspicien zur Errichtung von Goldwäschen geschritten. 9.

Ein junger Hemdendieb. Zu Allonne hatte ein Weib Wäsche über den Zaun gehängt, um sie trocknen zu lassen; da schlich ein Bursche hinzu, zog sich aus, legte sieben Hemden über einander an und griff eben nach dem achten, als die Eigenthümerinn den Dieb überraschte und den ganzen Ort aufschreckte; man ergriff nun den Hemdeliebhaber, welcher eben sich in seine Pantalons hineinzwängte, die mit einigen Sacktüchern angestopft waren. Als man den Dieb fortführte, brach er in Thränen aus, versichernd, daß es sein erster Versuch dieser Art sey, und weinte Tag und Nacht, selbst noch als man ihn Tags darauf nach Beauvais ins Gefängniß abführte. 32.

Modebericht.

Der Winter zeigt schon in allen Trachten der Herren seine Regierung: man sieht fast nur Paletots, Pardessus und Überröcke, welche letzteren sehr breite Revers und mittelhohe Krägen haben; die Überwürfe eben so, mit etwas mehr aus einander stehenden Knöpfen, Revers, Krägen und Paraments mit assortirtem Sammt zur Farbe des Tuches gefüttert. Dabey sind sie ziemlich weit und haben ein gefälliges und ungenirtes Ansehen.

Die Fracks haben ihre breiten, platten Revers, sehr weiten, unten viereckigen Schöße und die engen Ärmel beybehalten. Deßgleichen ist auch die Form der Überröcke, nur daß letztere den Kragen etwas höher haben. Haselnußfarbige Paletots kommen ziemlich oft zum Vorscheine; doch scheint diese Nuance nicht durchzudringen. Man sieht auch einige **Paletots-sacs**; allein sie müssen von besonderer Frische und sehr reich in Passementerie seyn.

Die Longcravaten trägt man meistens einfärbig, mit einer einzelnen Perle oder Camee in der Mitte; die kurzen Halsbinden können gestreift oder getupft seyn u. dgl.

In Chemisetten, Handschuhen und Stöcken nimmt der Luxus immer mehr überhand; die Form der Hüte ist noch zweifelhaft, die Ballhüte haben weißes Moirefutter und Sammtränder. 6.

Modebild XXXXI.

Bournouße nach neuesten Formen mit Fransen. Nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Weißer Stoffhut mit Schleyer und Feder. Hut von gelbem Gros grain mit Schleyer und Rosenguirlande. Nach Originalen von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitschr. Nr. 204.
den 13 October 1842.

XXXXI.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

205

Freytag, den 14. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Ich weiß mich nicht mehr genau des Zustandes zu entsinnen, in welchem ich damals nach Hause zurückkehrte, aber das weiß ich, daß ich jenes einzige Billet, welches ich von Emiliens Hand besaß, und eine ihrer Locken, die ich bisher auf der Brust getragen, lachend in die Flammen warf, und darauf ruhig, ja selbst lustig wurde. Seit jenem Abende konnte ich zu Allem lachen, und das hat mir später oft genützt. Die Ereignisse des kriegerischen Jahrhunderts verschlangen den Rest meines Vermögens — ich lachte dazu; drey sehr günstig eingeleitete Bewerbungen um ledige Pfarreyen scheiterten fast im Angesichte der Verwirklichung — ich lachte dazu; eine bedeutende Krankheit warf mich nieder, und verzehrte das Wenige, welches meine Verluste der neuesten Zeit noch übrig gelassen hatten — lachend zählte ich die paar Thaler, die noch in meiner Börse blieben, und fand, daß ich gerade noch reich genug sey, um etwa noch sechs Monate auszudauern, und daß mir, half Gott nicht bis dahin, weiter nichts übrig blieb, als der letzte Ausweg, die Bibel mit der Muskete zu vertauschen. Eine einzige heiße ätzende Thräne fand noch den Weg zu meinen Augen, als ich erfuhr, daß der Schreiber jenes Schicksalsbillets, ein junger Wüstling aus altadeligem Hause, Emilien in Kummer und Schande verlassen, und der Schmerz darüber ihrer Mutter ein frühes Grab bereitet habe; doch auch diese Thräne versiegte, und mein Auge wurde wieder trocken, wie mein Herz.

Daß ich in dieser Stimmung zum Seelenhirten, zum gläubigen, glaubenheischenden Verkünder göttlicher Gnade, zum milden, freundlichen Tröster der Betrübten und Leidenden, nicht taugte, das fühlte ich deutlich; darum entsagte ich, wie einst mein Großoheim, der Anwartschaft auf Kanzel und Chorrock, und eilte, den eben zur guten Stunde erscheinenden Antrag eines bemittelten Kaufmannes anzunehmen, welcher für seinen vierzehnjährigen Sohn einen Hofmeister suchte.

Nach sechs Wochen schon verließ ich sein Haus wieder, denn, als einst die glücklichen Eltern meines Eleven, der von ihnen und sämtlichen Verwandten und Bekannten für ein Weltwunder gehalten wurde, zur Mitfeyer seines Trium-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

phes einer unserer mathematischen Lehrstunden beywohnten, hatte ich das Unglück, in gelehrter Zerstreuung statt des bereitliegenden Schwammes den Strickstrumpf der Mama, der ihr im Staunen über des Söhnchens erhabene Anlagen entsunken war, zur Reinigung der Tafel zu verwenden, und dieß Verbrechen war zu schwer, als daß es durch etwas anderes, als augenblickliche Relegirung hätte gesühnt werden können.

Eine zweyte Stelle der Art, die ich bey dem Sohne eines geadelten Kornhändlers erhalten sollte, wurde mir gleich bey der Präsentation abgeschlagen, weil der Papa einem Menschen, welcher der immer mächtiger werdenden Mode zum Trotz sich von der altfränkischen Chaussure nicht trennen mochte, unmöglich genug pli zutrauen konnte, um ein würdiger Gouverneur seines genialen Alexis zu werden. Nicht besser erging es mir bey der dritten, die ich bey dem einzigen Sprößling einer reichen, schon etwas bejahrten Witwe anzutreten im Begriffe stand; in meinen schon lange dienenden seidenen Strümpfen nemlich, den einzigen, die ich dermalen besaß, war beym Ankleiden ein unbemerkter, und folglich auch unverbesserter Defect entstanden, welcher dem schärfern Auge der Ordnungliebenden, der ich eben meine Antrittsvisite machte, nicht entging, und sie zu der Bemerkung leitete, ich scheine ein gelehrter Faselhans zu seyn, der nicht viel auf Ordnung halte, und ein solcher tauge nicht für ihren Sohn, welcher dereinst ein großes Vermögen werde zu verwalten haben, und darum vor Allem zur Wirthlichkeit und Genauigkeit angehalten werden müsse.

Dreyzehntes Capitel.

Meine kleine Baarschaft war nun völlig zu Ende. Mit meinem letzten Thaler in der Tasche wanderte ich an einem freundlichen Sommertage auf ein nahes Dorf, um mich des schönen Nachmittags zu freuen, und in der beschwichtigenden Heiterkeit der ländlichen Natur das schwere Geschäft des Entschlusses abzuthun, der nun gefaßt werden mußte. Rasch schritt ich, der Stadt und ihrem herzbeengenden Treiben einmal entronnen, auf schattigen duftenden Pfaden vorwärts, und der lang entbehrte Genuß freyer reiner Luft und ländlich schöner Umgebung übte bald seinen wohlthätigen Zauber auf mein erstarrtes Herz. Ich wurde heiterer, als ich es seit lange gewesen war; die Hoffnungslosigkeit der Zukunft trat allmälig in den Hintergrund meiner Seele, und die possirlichen Chicanen des Geschickes riefen sogar ein Lächeln auf meinem Gesichte hervor; aber es war nicht mehr das grasse, todkalte Lächeln der Verzweiflung, sondern das heitere ruhige des besonnenen Muthes.

Während ich so mit wehmüthig heiterem Blicke den Himmel in meiner Brust beschaute, an dem nun freylich die Sonne des Glückes untergegangen war, wo aber doch dafür die freundlichen Sterne der Ergebung und des Gottvertrauens heraufgezogen waren, während dem war, von mir unbemerkt, auch über meinem Haupte ein tüchtiges Wetterchen in natura emporgestiegen, und der erwachende Donner, von den Bergen umher vervielfacht, weckte mich aus meinen tiefen Gedanken.

Es war Eile nöthig, um das Dorf zu gewinnen; ich machte mich daher auf die Beine, und erreichte die Schenke gerade, als die ersten schweren Tropfen auf deren nettes rothes Schindeldach niederprasselten. Das heranziehende Unwetter hatte bereits alle städtischen Besucher verjagt, und ich fand mich daher allein in der netten Wirthsstube. Aber ich blieb es nicht lange. Mitten im hef-

tigsten Gußregen nemlich kroch ein langer seltsam gestalteter Wagen, mit zwey dürren Pferdchen bespannt, vor den Thorweg; ich aber trat ans Fenster, um zu sehen, wer denn da angekommen sey.

Als Kind habe ich von der Arche Noahs, die eine kleine Welt umschloß, als Jüngling von dem trojanischen Pferde, in dessen Innerem zehntausend Griechen herbergten, mit billiger Verwunderung gehört und gelesen; aber wie es möglich war, die Anzahl Menschen, die jetzt nach und nach zu Tage kamen, alle in den Plachenwagen zu logiren, das würde noch heutzutage meine Fassungskraft übersteigen, wenn mir nicht dabey später meine eigene Erfahrung zu Hülfe gekommen wäre. Die Stube füllte sich nach und nach mit Ankömmlingen, es kamen deren von Minute zu Minute noch immer mehrere, und der Wagen war noch immer nicht leer. Endlich versiegte doch der Strom; das Heer der Gäste nahm Besitz von sämtlichen Tischen und Bänken, und so klein der Raum war, der sie vorhin beherbergen mußte, so klein schien ihnen jetzt die weite Stube zu werden. Wie Irrwische, oder eigentlich wie Raketen, knatternd und prasselnd flogen sie umher, und während es draußen wie mit Kannen goß, schienen sie herinnen nicht übel Lust zu haben, einen Wettstreit zwischen Bacchus und Jupiter zu veranstalten, denn sie umgaben sich im Nu mit einem Quantum Flüssigkeiten aller Sorten, das wohl hingereicht hätte, den draußen niederrauschenden Platzregen im Duodezformat nachzubilden.

Es waren reisende Komödianten, wie ich bemerkte, eilf an der Zahl; ein lustiges leichtes Völkchen, welches in den Tag hineinlebte, ohne sich viel um den morgenden zu kümmern, und nun, von dem Unwetter auf der Reise ereilt, sich anschickte, die eigentlich erst für den nächsten Marktflecken entworfene Ruhestation hier aufzuschlagen, und die in den letzten Tagen gesammelte Ernte schleunigst wieder in Aussaat zu verwandeln.

Welche Situation vermöchte nicht der Humor zu beleben, welcher stets im Gefolge solcher Leutchen sich befindet? Bald war ich, den die ungewohnte Scene schnell und wirksam ansprach, in ihr lustiges Treiben hineingezogen, und die Neuheit der Sache, unterstützt von einigen Gläsern Wein, die mir aufgenöthigt wurden, verscheuchte bald jede Zurückhaltung. Immer weniger und weniger fand ich an meinen neuen Bekannten auszusetzen, ungeachtet mir anfangs ihr Leichtsinn und ihr frivoles Wesen denn doch ein wenig anstößig geschienen hatten; und zuletzt wurde ich, in Wein und Scherz aufthauend, gar zutraulich genug, ihnen einige Bruchstücke aus meiner Geschichte zum Besten zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Bilder.

(Schluß.)

Diese sündhafte Abgötterey dauerte aber nicht lange; mein Hausherr sorgte für meine baldige Bekehrung. Eben hatte ich den nächsten Vierteljahreszins abgeführt, als ich plötzlich vom Grundgericht einen „Zettel“ erhielt, des Inhalts, das mir das bisher innegehabte Quartier gekündigt, und selbes von mir mit Eintritt des nächstkommenden Quartals zu räumen sey, indem der Hauseigenthümer damit anderweitig verfügen wolle.

Ich war nicht wenig betreten über dieses höchst unerwartete Ereigniß; allein ich zweifelte keinen Augenblick, daß hier nur eine Irrung in Namen

und Wohnungsnummer obwalte; hatte ich doch meines Hausherrn Ehrenwort auf die Unantastbarkeit des restaurirten Quartiers. Eine gegen den Grundwächter hingeworfene Bemerkung dieser Art wurde durch ein ungläubiges und, wie mir schien, etwas hämisches Achselzucken erwiedert, und ich fing daher an, von einigen Bedenklichkeiten heimgesucht zu werden. Doch was quälte ich mich lange mit Zweifeln; ich pochte an der Thüre des Hausregenten an und verlangte ihn zu sprechen. „Er sey nicht zu Hause," lautete die Auskunft, welche ich auf meine wiederholten Sollicitationen erhielt; daher schrieb ich denn an ihn und — ward keiner Antwort gewürdigt. Ich schritt nun zu ernsteren Maßregeln, erbat mir gerichtliche Abwehr dieser indiscreten Brandschatzung; allein da ich Narr genug gewesen war, mir nichts Schriftliches geben zu lassen, konnte auf meine Klage nicht reflectirt werden, obwohl der Beamte seine tiefe Entrüstung über die mir widerfahrene Nichtswürdigkeit bedauernd ausdrückte. Ich wagte noch einen Versuch, den pfundledernen Herrn Paphnuzius andern Sinnes zu machen; doch Alles war umsonst und es blieb bey der Kündigung.

Ich kochte Rache, lief in der ganzen Stadt umher, erzählte auf die derbste, wienerischeste Weise mein Malheur und nagelte den Charakter meines Wehrwolfs recht eigentlich an den Pranger; leider aber war mir damit nicht geholfen; meine Auslagen waren gemacht, meine Börse leer und meine Wohnung so schön, so wunderschön, daß jeder Blick auf dieselbe und jeder Gedanke, sie verlassen zu müssen, mir wie ein zweyschneidiges Schwert durch die Seele fuhr. Wenn ich nur wenigstens Rache, vollgültige Rache hätte haben können!

Ein Paar Tage waren mir unter Groll und Bitterkeit vergangen; da trat eines Morgens ein fremder, schlichter Mann, bürgerlichen Aussehens, aber mit einem besonders ausgeprägten Gesichte von Pfiffigkeit und Schelmerey in mein Zimmer und fragte: ob er hier recht sey, Herrn So und so zu treffen.

„Ich bin, den Sie suchen," fuhr ich ihn an, irgend einen neuen Verdruß erwartend, „wer sind Sie?"

„Ich bin der Quartierverderber," antwortete mein Anonimus mit schlauem Schmunzeln. Erstaunt prallte ich zurück.

„Wer," fuhr ich fort, „wer sagen Sie, daß Sie seyen?"

„Nun, der Quartierverderber."

„Und was ist das für eine — Charge oder Beschäftigung oder — wie Sie's sonst nennen wollen?"

„Das ist der Racheengel der Wohnparteyen, welche von ihren Hausherrn Unbilden zu erleiden haben, die Nemesis schmutziger Hauseigenthümer, die Vehme für alle unbillige Hausherrn und Hausinspectoren — der Freund und Retter — —"

Ich lag dem Manne schon am Halse.

„Rache versprechen Sie mir? Rache an Herrn Paphnuzius?"

„So vollkommen Sie sie nur wünschen können!"

„Sie haben unbeschränkte Vollmacht," jubelte ich, „und Ihr Lohn soll königlich seyn, wenn Sie meine Erwartung nicht täuschen."

„Hab' meine Taxe — verlange nicht mehr!"

„Alles, was Sie wollen; nur Rache, Rache! Verfügen Sie getrost und kehren Sie vor, was Sie nöthig haben — Alles soll nach Ihrem Wunsche gehen!"

„Brauche weiter nichts, als einen Tag, wo das Quartier geräumt ist. Belieben mir den Vorabend Ihres Auszuges zu bestimmen?"

„Wird das nicht zu spät werden?"

Der Mann lächelte verächtlich. „Zwey Stunden genügen dazu," beschloß er dann; wir nahmen Abrede, und er empfahl sich.

Ich sah den Rächer erst am Morgen des vorletzten Tages meines Aufenthaltes in Paphnuzius Hause wieder; er bat mich, ihm beym Wegräumen der Möbel von den Wänden zu helfen, und rieth mir, heute entweder gar nicht oder doch erst spät nach Hause zu kommen und mich im Dunkeln zu Bette zu legen, weil ich mich leicht — schrecken könnte. Ich wählte das Erstere, übergab meinem Helden den Schlüssel und gab für heute eine Gastrolle bey meinem Freunde, war aber so gespannt auf das Wunder des Quartierverderbers, daß ich nicht schlafen konnte. Mit Anbruch des Tages war ich schon unterwegs nach meiner Wohnung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welch ein Anblick erwartete mich da! ich kannte mein Paradies nicht mehr. Von den Wänden schien der Moder zu rauchen, die Malerey sah aus, als ob sie im Rauchfange gefelcht worden wäre, die Anstreicherarbeit glich einem Tiegerfelle und das Ganze bildete den Anblick einer Bierspelunke, die von Tabakqualm und Nässe seit Jahren angefochten worden war; der Wütherich hatte an der ganzen Herrlichkeit in der That kein gutes Haar mehr gelassen. Mir blutete das Herz vor Jammer, aber es hüpfte mir zugleich vor Freude über die gelungene Rache. Der Quartierverderber war seines Namens durch und durch würdig.

„Herr," rief ich ihm entgegen, als er nach einer Weile, schlau lächelnd, eintrat, „wie zum Teufel haben Sie diese Verheerung in solcher Schnelligkeit zu Wege gebracht?"

Mein Held lachte, zog eine kleine Spritze hervor, deutete wohlgefällig darauf und schmunzelte: „Das da, ein Bischen Kienruß und Essig sind meine Waffen. Zwey Gulden die Portion, wenn ich bitten darf."

Ich zahlte mit Freuden und empfehle hiermit den „Quartierverderber" männiglich als einen seiner Sache Gewachsenen. Er hat mich vollständig gerächt und das Entsetzen meines Hausherrn, als er einzog (denn er selbst hatte meine Wohnung für sich wohlfeil appretiren zu lassen gemeint) war mir voller Ersatz für meinen Ärger. Wohl bekomm' ihm die Lection! doch er ist ja todt und so möge sie Anderen zu Nutz und Frommen dienen!

Ein Ausflug von Mainz nach Cöln. — Besuch des Domes. — Gepräge Cöln. — Die Rheinreise.

Mainz, Ende September 1842.

(Schluß.)

Nach dieser Skizze über den Dom komme ich zu dem eigentlichen Reiseausflug. Die Reise von Mainz nach Cöln läßt sich gewissermaßen mit dem Bilde des menschlichen Lebens vergleichen. Von Mainz bis Coblenz ist die frühere und die reifere Jugend repräsentirt; die lachenden Dörfer, sonnigen Fluren und reizenden Hügel entsprechen der Lust und der Wonne der Kindheit; die kühnen Felsen unterhalb Bingen entsprechen den kühnen Aussichten, Hoffnungen und Strebungen des Jünglingsalters. Dann von Coblenz bis Bonn der Ernst des Mannes, strotzende Saatfelder, nichts Üppiges mehr, keine Reben, wenig Lust, um so mehr reelle Thätigkeit. Endlich von Bonn nach Cöln die Kühle und Einförmigkeit des Greisenalters; man wittert in der Natur schon das holländische Phlegma, der Rhein ist dort albern, die Gegend so leer, wie eine Krämerseele. Daraus erklärt sich auch das Verhalten der Reisenden gegen einander. Von Mainz nach Coblenz ist man auf dem Dampfboote nicht sehr aufgelegt, Bekanntschaften zu machen und Conversationen anzuknüpfen; man hat da zu viel zu sehen und zu empfinden; unterhalb Coblenz nähert man sich schon gegenseitig, und jenseits Bonn wird man vertraulich, rückt zusammen, erholt sich im Gespräche von der Langweile in der Natur. — Wir landeten in Cöln inmitten einer interessanten Unterhaltung. Cöln ist eine zwar nicht schöne, wohl aber mächtige und großartige Stadt, der man noch heute ihre einstige, dreyfache Bedeutung als Bundesgenossinn der deutschen Hansa, als freye Reichsstadt und als Sitz eines geistigen Churfürsten ansieht. In den engsten und ödesten Straßen liegen Palläste, Kaufhäuser und Klöster neben armseligen Hütten; und so viel der alten, mächtigen Colonia durch die französischen Revolutionskriege an Reichthümern, Kunstschätzen und an geistlichen Pfründen und Geistlichkeit entzogen wurde, immerhin blieb sie doch eine reiche und gewaltige Stadt, die sich durch ihre außer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ordentliche Gewerbsthätigkeit und ihren Weltverkehr wohl noch einmal zu einer der ersten Städte emporschwingen kann. Am auffallendsten ist dieser moderne Gewerbsglanz außerhalb der Stadt am Rheine wahrzunehmen, wo sich unaufhörlich ein Wald von Masten drängt, wo sich eine seltene Fülle von Waaren aus allen Zonen sammelt, wo sich unaufhaltsam die Lagerhäuser dehnen und wölben, und wo Cölns Geld-Machthaber eine Rührigkeit entfalten, die an die Blüthenzeit Venedigs erinnert. Aber wie sich der Reichthum und der merkantile und Gewerbsgeist beym ersten Blick dem Fremden entgegenstellen, eben so drängen sich auch die Schätze der Kunst, die Cöln in seinen vielen prächtigen Kirchen und Privatsammlungen bewahrt. Der Dom mit seinen unschätzbaren Glasmalereyen bietet der Kunstschätze unendlich viele, eben so die Gereonskirche mit ihrer kühnen und gewaltigen Kuppel, die Peterskirche mit dem unvergleichlichen Rubens'schen Gemälde, des Märtyrertodes Petri, die Kirche des heil. Kunibert mit ihrem berühmten Altar, die wunderschöne Ursulakirche u. s. w. Das Wallraff'sche Museum nicht minder concentrirt eine höchst werthvolle Gemälde- und Antikensammlung, worin besonders die deutsche und niederländische Malerschule reich und würdig repräsentirt sind. Hierher gehört auch das als Kunstwerk unerreichte Panorama mit seinen überraschenden Perspectiven. — So sehr Cöln die Physiognomie des Handels an sich trägt, und so sehr diese Stadt das Gepräge einer vergangenen Größe und eines vergangenen Ruhmes aufweist, so ist doch das Leben daselbst auch den feineren, edleren und moderneren Genüssen nicht fremd. Der Volksschlag ist kernig, ohne im Allgemeinen der modernen Bildung zu ermangeln; man nimmt viel Rührigkeit in Kunst und Literatur wahr, dabey ein aufgewecktes sociales Leben, und viel Prunk, Wohlleben und Üppigkeit in den Familien der Begüterten. Die Begeisterung für die ruhmvolle Vergangenheit der Stadt, das stolze Selbstgefühl, das den Bewohnern für ihre höchste Zierde, für ihren Dom innewohnt, kleidet sie sehr gut, und muß dieselben in den Augen des Fremden sehr hervorheben. Nur die Hefe des Volkes tritt uns von einer unfreundlichen, groben und ausgelassenen Seite entgegen, nur dort scheint der Sittlichkeitsgrad noch sehr tief zu stehen. Das Gasthofleben finde ich in Cöln sehr brillant, selbst üppig; die öffentlichen Plätze und Promenaden sind an Festtagen äußerst belebt und bevölkert, und vorzugsweise ladet das gegenüber liegende, prächtige Deutz mit seinen Gärten und Gasthöfen beständig zur Erheiterung und Erholung von den Mühen und Geschäften des Tages ein.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 11. October zum ersten Male: „O Oskar." Lustspiel in drey Aufzügen, nach Scribe und Duveyrier, von Theodor Hell.

Da das heutige Stück vor kaum vierzehn Tagen in einem hiesigen Vorstadttheater zur Aufführung gekommen und in diesen Blättern bereits nach Verdienst besprochen worden ist, so kann ich mir die Erzählung des Inhaltes füglich ersparen, da meinen Lesern wohl schwerlich mit einer Wiederholung des schon Einmal Gesagten gedient seyn möchte. Auch in Betreff meiner Ansicht habe ich dießmal wenig Neues darzubringen, da ich im Ganzen wie im Einzelnen, und im Lobe wie im Tadel mit dem Ausspruche des damaligen Berichterstatters vollkommen übereinstimme. — Das Stück ist ohne Zweifel unterhaltend, ergötzlich, amüsant, kurz Alles, was man von einem neu-französischen Salon-Lustspiele nur fordern und erwarten darf; das Talent Scribe's und seines dießmaligen Flügeladjutanten Duveyrier hat sich Einmal wieder von der brillantesten Seite bewährt, und in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der That, man muß die Unerschöpflichkeit der Erfindung und der Hülfsmittel bewundern, mit der hier ein an sich magerer Stoff immer neu gewendet und immer neu appretirt wird, so daß man die alten Bestandtheile und den ersten Schnitt gar nicht wieder herauskennt. Es gehört eine ganz eigene Geschicklichkeit dazu, einen ursprünglich schwachen Faden so kunstreich fortzuspinnen, daß er gleichsam unter den Händen erstarkt, und bis zu Ende aushält; diese Geschicklichkeit aber muß man den Franzosen ohne weiteres einräumen, und könnten wir Deutschen uns in allem Übrigen eben so leicht als in diesem Zugeständnisse der dramatischen Suprematie unserer Nachbarn fügen, so hätten wir freylich nichts Besseres zu thun, als unser Lustspielterrain geradezu den französischen Colonisten einzuräumen. Da nun das aber nicht geschehen darf und nicht geschehen wird, so lange wir Deutsche auch nur noch einen Schimmer deutscher Gesinnung bewahren, so bleibt uns, zur Emporbringung unseres Lustspieles, nichts anderes übrig, als daß wir den Franzosen das abzulernen suchen, was sie vor uns voraushaben. Ob sich diese Geschicklichkeit, diese dramatische Modellirkunst ablernen läßt, muß der Erfolg lehren; aber ich meine, dem ernstlichen, verständigen Willen wäre das Ziel nicht unerreichbar. — Daß übrigens das heutige Stück, unbeschadet seiner dramatischen Vorzüge, einen starken Nachgeschmack von Frivolität hinterläßt, wird wohl Niemanden entgehen, der den Gang der Handlung aufmerksam verfolgt hat. Allein Einwendungen der Art sind, schon ihrer nothgedrungenen ewigen Wiederkehr wegen, so unwillkommen, daß ich mich gar nicht weiter in Gefahr begeben und mich mit der bloßen Erwähnung begnügen will. Gegen den Strom schwimmen, dankt Einem heutzutage kein Mensch mehr. — Die Überschrift des Originals: „**Oscar, ou le mari qui trompe sa femme**“ ist wenigstens unaffectirt und natürlich. Im Übrigen ist die Übersetzung gewandt, frisch und lebendig.

Von der Aufführung kann ich nur mit dem größten Lobe sprechen. Die beyden Rollen der jungen Eheleute scheinen für das Fichtner'sche Paar wie eigens geschrieben, so natürlich wußten beyde sich in die ihnen angewiesenen Charaktere zu versetzen; beyden gebührt der Preis einer wirklich vortrefflichen, höchst unterhaltenden Darstellung. Auch Dlle. Neumann war als Kammerjungfer ungemein drollig und ergötzlich; ein wahres Prachtexemplar einer Pariser Soubrette; das „Nichtzuvielthun“ muß als die eine, schöne Hälfte ihrer Darstellung hervorgehoben werden. Hr. Wilhelmi als Onkel malte mit kräftigen, stark wirkenden Farben, und Hr. Weber als Notar entsprach dem Bedarf seiner Aufgabe.

Notizenblatt.

Photographie. Sgr. Rondoni, ein italienischer Künstler, der sich gegenwärtig in Rom aufhält, und in der letztern Zeit anhaltende Studien in der Daguerreotypie gemacht hat, welche einem afrikanischen Baume gleicht, der auf diesem Aste köstliche Früchte, auf jenen auch schon wieder herrliche Blüthen trägt; Sigr. Rondoni also hat es in dieser neuen Kunst, namentlich in der siderischen Photographie zu einer Stufe der Vollkommenheit gebracht, die Staunen erregt — wenn es sich anders bewährt, was von ihm geschrieben wird. Es soll ihm nemlich gelungen seyn, photographische Zeichnungen, die er selbst gemacht hat, auf Steine zu übertragen, und von diesen sonach Abdrücke in beliebiger Anzahl zu machen. Er soll auf diese Art eine Lithographie — des Nebelfleckens im Orion gedruckt haben!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Königinn Victoria kann gegenwärtig mit noch größerer Wahrheit als Kaiser Carl V. ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter," denn es wird fortwährend von derselben beschienen. Blitzt der letzte Abendstrahl auf den Zinnen von Quebeck, so glänzt der goldene Morgenstrahl schon drey Stunden lang auf Port Jackson in Neu-Holland; und während das Tagsgestirn hinter dem Superior-See niedertaucht, strahlt ihr schimmerndes Antlitz schon wieder am Ganges und auf Ceylon, ja eine geraume Weile früher schon im Hafen von Niugpo in China, wo die brittische Flagge weht. 28.

Neue Details über die Liverpooler Feuersbrunst. Nachstehende Details über den zweyten Brand, welcher im laufenden Jahre eine Welthandelsstadt heimgesucht, möge als noch unbekannter Nachtrag zu den bereits kundgegebenen Angaben über diese Katastrophe gelten. Die Feuersbrunst entstand in der Beinbrennerey eines Beindüngerfabrikanten. Dieser Mann hatte eine große Bestellung für die Antilleninsel St. Vincent erhalten, und ließ daher Tag und Nacht unausgesetzt arbeiten. Der Kessel, worin die Beine, bevor sie in die Mühle kommen, des Leimes halber gesotten werden, blieb in später Nachtstunde unverzeihlicherweise bloß der Aufsicht eines Jungen überlassen, und durch irgend eine Veranlassung brach in dieser Siederey das Feuer aus. Der Anblick, den die lichterloh brennenden, in manchen Waarenhäusern 60 bis 70 Schuh hoch aufgestapelten Baumwollenberge (Burning Mountains of Cotton) darboten, wird von den Berichterstattern mit dem Schauspiele verglichen, welches Vulkane unmittelbar nach einer Eruption darbieten. Eine Bude, die obgleich mitten inne zwischen zwey andern gelegen, welche in Rauch aufgingen, seltsamerweise ganz unversehrt blieb, war, wie sich alsbald auswies, mit Guano angefüllt, der in neuester Zeit so bekannt gewordenen und in Schwung gekommenen, aus peruanischen Seevögelunrath bestehenden Düngerart. 1.

Unvorsichtigkeit. In der Gemeinde Celles nahm kürzlich ein Knabe von vierzehn Jahren die Flinte seines Vaters, um Vögel zu schießen. Er trat an eine Hecke des Gartens, zielte und schoß; doch kein Vogel fiel, sondern ein Kind von sechs Jahren, das hinter der Hecke stand und von dem jungen Nimrod nicht bemerkt worden war. 10.

Theater-Bulletin. Im zweyten Theater français wurde „L'héritage du mal," Drama in fünf Acten von dem kürzlich verstorbenen Camille Bernay, mit Achtung aufgenommen. Dasselbe verräth ein schönes, wenn auch noch nicht ausgegornes Talent und wurde gut gespielt.

Ebenda gefiel „Falstaff," Piece in drey Theilen, von den HH. Merice und Vacquerie, eine geschickte Bearbeitung der „lustigen Weiber von Windsor."

Dlle. Taglioni tanzte am 24., 27. und 30. September in Padua; allein am dritten Tage erst erregte sie Enthusiasmus; früher war das Publicum unzufrieden, weil die berühmte Künstlerinn nur in Zwischenacten der Oper mitgewirkt hatte.

Im Apollo-Theater zu Venedig haben die Kinder Viarefi nun auch „L'Elisir d'amore" mit vielem Beyfalle gegeben. Die dortigen Blätter bedauern die armen, kleinen Virtuosen wegen unverhältnißmäßiger Anstrengung ihrer jugendlichen Kräfte und nennen dieß eine Art von „Bethlehemitischem Kindermord" — Ob wohl mit Unrecht? 13.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

206

Sonnabend, den 15. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

„In der That," rief, als ich geendet hatte, der Director, ein kleines, hageres Männchen mit funkelnden Augen und einer glühenden Nase, die ihm in manchen Rollen sehr zu Statten kommen mußte, „in der That, mein junger Freund, Sie sind ein absonderlicher Unglücksvogel, eine ächt tragische Person; das Fatum waltet sichtlich über Ihrem Haupte, und es ist ewig Schade, daß ein Strumpf nicht so ritterbürtig ist, wie ein Dolch oder ein Schwert, sonst ließe sich aus Ihrer Lebensgeschichte das herrlichste Drama fabriciren, welches gewiß bald mein bestes Cassenstück werden sollte. Aber nur Muth, junger Mann! Nichts dauert ewig, als die Ewigkeit, und

„Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag."

Das Schicksal brüskirt Sie nun einmal, und so, dächte ich, wär's das Beste, Sie brüskirten es wieder. Was sind Sie nun gesonnen zu thun?"

Ich entgegnete ihm, daß ich darüber noch keinen Entschluß gefaßt hätte.

„Desto besser," rief er, „desto besser! Vielleicht kommt Ihnen dann mein Vorschlag so gerade gelegen. Auf den Pastor haben Sie Verzicht gethan, die Zukunft bringt Ihnen Nichts, als Noth und Sorgen, wie soll das enden? Frisch! einen Entschluß gefaßt! Die Bande des Vorurtheils muthig abgestreift! Werfen Sie des Lebens Sorgen weg, werden Sie unser Einer. — Sie stutzen? Worüber? dort ewig Noth und Kummer, hier meist Freude und Wohlleben; dort, ein einsames hypochondrisches Daseyn, zwischen alten staubigen Folianten oder schwülstigen modernden Postillen, ein saures Copirmaschinen- oder Präceptorleben, ein kümmerlich, trocken Gericht, mit Verdruß gewürzt und mit Thränen gesalzen; hier ein lustiges, freyes Umherflattern von Städtchen zu Städtchen, von Markt zu Markt, ein ewiges Amüsiren, bald seiner selbst, bald anderer Leute, ein heiteres Künstlerleben, jeder lastenden Sorge entkleidet, und geschmückt mit dem Strahlenglanze der Poesie. Sollte da die Wahl gar so schwierig seyn?"

Ganz unrecht konnte ich dem Manne nicht geben, wenn mich gleich seine Deductionen nicht blendeten. Wohl kannte ich das Loos und das Leben reisender

Schauspieler genug, um zu wissen, daß es, im Widerspruch mit des Directors pomphafter Schilderung, fast Nichts biete, als Noth und Elend; aber waren denn meine Aussichten in die Zukunft nicht schlechter noch, als die meiner lustigen Zechbrüder, die, mochten sie auch manchmal tagelang hungern, dann doch wieder einen frohen Tag hatten, in dem die Erinnerung an das überstandene Elend unterging? War nicht wirklich, wie mein neuer Mäcen ganz richtig bemerkt hatte, die Poesie eine freundliche Sonne auf ihrem Lebenspfade? Und vor Allem, hatte ich nicht vor einer Stunde meinen letzten Thaler in Scheidemünze verwandelt?

„Ich bin der Ihrige," rief ich nach kurzem Besinnen, und schlug in des Directors dargebotene Rechte, und die ganze Gesellschaft sprang auf, und brachte lärmend und jubelnd des neuen Mitgliedes Gesundheit aus.

Vierzehntes Capitel.

So war denn der große Sprung aus der ernsten Laufbahn des künftigen Volkslehrers in die possenhafte Sphäre eines wandernden Histrionen geschehen, ohne mein Zuthun, ohne meinen Willen; so hatten ein Paar Strümpfe eigentlich die große Schicksalsfrage entschieden, ob mein Vaterland einen Cicero oder einen Roscius an mir besitzen sollte.

Mein neuer Freund, der Director, vielleicht die Resultate reiferer Überlegung fürchtend, wollte mich anfangs überreden, einen ächt künstlerischen, d. h. gar keinen Abschied von meinem bisherigen Wohnorte zu nehmen, allein ich erklärte ihm, daß ich den mit ihm eingegangenen Contract nicht ohne Überlegung geschlossen habe, und ihn daher eben so gewissenhaft halten werde, als ich für jetzt fest entschlossen sey, morgen noch meinen Willen zu haben. Ich kehrte also nach einer durchwachten Nacht im ersten Strahl der Morgensonne nach G*** zurück, nachdem verabredet worden war, daß mein Patron bis zum Abende hier in der Schenke meiner Zurückkunft harren sollte. Die wenigen Bücher und sonstigen entbehrlichen Kleinigkeiten meines Besitzthums waren bald in klingende Münze verwandelt, und diese eben sobald in die Hände meines Hauswirthes und meiner anderen kleinen Gläubiger übergegangen. Noch einen Gang zu der Schlummerstätte meines väterlichen Freundes, und der Abschied von G*** war genommen.

Schon am Nachmittage vereinigte ich mich mit meiner Gesellschaft, und bestieg kurz darauf, als Vollstrecker des Dutzends, den harrenden Thespiskarren in der Qualität des ersten Liebhabers und jugendlichen Helden, wofür meine nicht üble Figur und mein klangreiches Organ in den Augen meines Principals mich vollkommen eigneten, der nach ein Paar Probedeclamationen hoch und theuer schwur, ich würde meinen Vorgänger in Kurzem weit zurücklassen, der bisher jenes Fach leidlich genug ausgefüllt habe, in der vorletzten Station aber so unvorsichtig gewesen sey, in die Schlingen dänischer Werber zu fallen, unter deren Flügeln er nunmehr bereits dem wirklichen Helden entgegenreife.

In dem Innern unsers wandernden Kunsttempels herrschte die vollkommenste Preßfreyheit (nemlich im körperlichen Bezuge) und die selbst am hellen Tage darin schwebende Dunkelheit gab die deutlichste Widerlegung des Satzes, daß durch die Preßfreyheit die Aufklärung befördert werde. Außer dieser, gleich beym Einsteigen gemachten wichtigen Bemerkung gewahrte ich auch noch ferner, daß das Fassungsvermögen, welches ich schon bisher so sehr an ihm bewundert

hatte, mir doch erst dem kleinsten Theile nach bekannt gewesen war; denn außer den zwölf Kunstjüngern und Jüngerinnen umschloß er noch einen Pallast, einen englischen Garten mit zwey Fontänen, einen Prunksaal aus dem Mittelalter, eine Todtengruft und eine Bauernstube, welche sämtlich, fest zusammengerollt, die Stelle der fehlenden Wagenkissen ausfüllen mußten. Vorne auf dem ersten Sitze thronte der Director, das hustende Zweygespann lenkend; neben ihm seine Frau, welche ein ziemlich ansehnliches Embonpoint und eine fleißig gebrauchte Tabaksdose hinreichend für die Anstandsdame, Duegna, oder zärtliche Mutter qualificirte. In dieser letztern Eigenschaft führte sie auch die Oberaufsicht über die Reiseküche, weßhalb ein großer Korb, mit allerley Eßwaaren gefüllt, den letzten freyen Platz zu ihrer Rechten einnahm.

Das würdige Paar war das einzige, dessen Plätze bestimmt waren; die übrigen theilten sich in den Rest des Wagens, je nachdem Wahl oder Zufall sie zusammenführten. Mich hatte das Loos in die hinterste Reihe gebracht, zwischen die erste Liebhaberinn und den Intriguant, deren Erstere sehr sorgfältig für meine Unterhaltung sorgte, und jedes Wort mit Blicken und Geberden begleitete, als hielten wir bereits Generalprobe, während des Letztern scharfkantiger Ellenbogen wie eine spitzige Sonde zwischen meinen Rippen herumfuhr, gleichsam schon im Voraus die schicklichste Stelle suchend, wo er vielleicht bald den blinkenden Mordstahl als Mulei Hassan oder Marchese di Sorrento eintauchen sollte. So saß ich da, eingepfercht zwischen „Cabale und Liebe," in der abenteuerlichsten Situation, welche vielleicht je ein **Theologiae Baccalaureus** erlebt hat, und als wir nach fünfstündiger Fahrt in dem Marktflecken X*** ankamen, wo wir einige Vorstellungen geben wollten, konnte ich nicht umhin, mich des arabischen Märchens von den zwey streitenden Bergen zu erinnern, und mir war fast zu Muthe, als sey ich, wie jener persische Prinz, zwischen durch gelaufen, habe aber das rechte Tempo verfehlt.

X*** lag zwar schon über der Grenze, allein dennoch war G*** zu nahe, als daß ich mich bequemt hätte, schon hier, wo ich noch immer leicht erkannt werden konnte, als mitwirkend aufzutreten, selbst wenn ich hätte den Versicherungen des Directors Glauben schenken wollen, der mir zu beweisen strebte, daß ich, unvorbereitet, wie ich sey, gleich heute mein erstes Debut ausführen könne, indem ja doch die Hauptsache nur auf den Souffleur ankäme, und der unsre seine Schuldigkeit kenne und übe. Ich benützte also die wenigen Tage unseres Verweilens, mich mit meiner neuen Sphäre nach allen Richtungen ein wenig vertraut zu machen, und nebstbey die Titelrolle von Shakespeare's „Othello" in mein Gedächtniß aufzunehmen, in welcher ich zu M***, einem Städtchen, sieben Meilen von hier, zum ersten Male die Breter beschreiten sollte.

Nach einer ziemlich ergiebigen Woche, während welcher mein Wagennachbar, der Intriguant, das borstige Haar der X***er Schulzen und Schöppen mehr als Einmal himmelan getrieben, und der Director den leitenden Scepter fast allabendlich mit Hanswursts Pritsche vertauscht hatte, fuhren wir zu M*** ein, und nach geziemend eingeholter Erlaubniß des wohlweisen Rathes baute sich in dem schleunigst von Kartoffeln, Korn und Gemüse gereinigten Schoppen des Schützenmeisters und Gastwirthes „zum silbernen Regenwurm" die prachtvolle Bühne auf; auch verkündeten bereits am zweyten Abende vier riesengroße, von des Directors eigener Hand geschriebene Anschlagzettel zu beyden Seiten

des Thorweges, daß „die rühmlichst bekannte Gesellschaft“ des Theaterentrepreneurs Jeremias Kümmerling ein großes prachtvoll ausgestattetes Trauerspiel von dem, seit mehreren Jahren verstorbenen Shakespeare, unter dem Titel: „Othello, der Mohr von Venedig, oder: Eifersucht und morgenländische Rache, oder der Schauermord um Mitternacht“ werde aufzuführen die Ehre haben.

(Der Schluß folgt.)

Mathias Leopold Schleifer,

k. k. Bergrath in Gmunden.

(Geb. den 9. März 1771, gest. am 26. September 1842.)

Nekrolog.

Von Carl Adam Kaltenbrunner.

Heilig, aber schmerzlich ist die Pflicht,
Eines Freundes Urne zu bekränzen.

Wieder ist Einer der Edelsten Österreich's von uns geschieden! Aus den Reihen der österreichischen Dichter hat der Tod Einen der Vordersten genommen; mein schönes Heimatland Oberösterreich ist durch den Verlust unseres hochverehrten Sängers Schleifer um eine der edelsten Zierden, und ich um einen Freund, einen wahren, warmen, väterlichen Freund ärmer. — Schleifer's Tod wurde in den öffentlichen Blättern bereits angezeigt und einige Notizen aus dem Leben des uns theuren Todten mitgetheilt; die geehrten Leser mögen uns jedoch gestatten, diesen Mann — welcher nicht vergessen werden darf, wenn Österreich seine besten lyrischen Dichter nennt — der allgemeinen Theilnahme näher zu rücken, und jetzt, wo sich das Grab über dem bescheidenen Manne geschlossen, vor der Welt es auszusprechen, wie wir ihn ehrten und liebten, und mit welcher Pietät wir sein Andenken feyern wollen. — Vorerst aber müssen wir die Frage beantworten, wie es komme, daß Schleifer's Name nicht in weiterem Kreise bekannt ward, ja, daß ihn viele Freunde unserer Literatur kaum kennen? — Schleifer lebte stets auf dem Lande, fern von literarischen Kreisen, ferne vom lauten Markte der Journale; die Bahn seines Lebens und Amtsberufes führte ihn stets in einen Winkel der Provinz, wo er, in geistiger Beziehung, fast vereinsamt, ohne alle Anregung blieb, mit Ausnahme derjenigen, wozu ihn die eigene Brust, sein tief innerer poetischer Drang und der Aufenthalt in einer schönen Alpennatur getrieben. — Hiezu kam, trotz seines feurigen Geistes, eine Bescheidenheit, die unsere Zeit kaum mehr zu begreifen vermag. Er war bereits ein Mann von sechzig Jahren, als er die erste kleine Sammlung von Gedichten (Wien, 1830, bey C. Gerold) herausgab, und erst im vorigen Jahre ließ er einen zweyten größeren Band (Wien, 1841, bey C. Haas) erscheinen; nur äußerst selten veröffentlichte er eine seiner Dichtungen in Almanachen und Zeitschriften. Diese Bescheidenheit war so groß, daß ich, der junge Mann, den ergreisten Sänger mehr als einmal zum Heraustreten vor die Welt ermuntern mußte. Schleifer glaubte an keine Anerkennung, namentlich an keine von Wien, und — er hatte vielleicht nicht ganz Unrecht. Schleifer aber geizte nicht nach dem Lorbeer; er glaubte seine keusche Muse zu entweihen, wenn er für sie irgend eine äußere Ehre suchte. Er, den sein poetischer Genius ganz und gar erfüllte, hielt sich immer verborgen, doch hing er mit treuer Liebe an den Freunden, die ihn mit aufrichtiger Theilnahme suchten. — Begabt mit der reichsten Phantasie und der zartesten Empfindung, erfüllt von männlich hohem Geiste und edler Gesinnung, gebildet durch classische Studien, stets getragen von lyrischem Schwunge, überall das Poetische erfassend und ausgerüstet mit der Gabe des schönen und treffenden Wortes, war er Dichter durch und durch, und er würde gewiß das Herrlichste geleistet haben, wenn ihm das Leben eine literarisch günstigere Stellung gegönnt hätte. — Eine

eigenthümliche Erscheinung an ihm war es, daß die Frische seines Geistes, die Glut und Tiefe seiner Gefühle, der Reichthum seiner Phantasie in den Tagen seines höheren Alters eher zu- als abnahm, und daß er seine schönsten Lieder als Greis gesungen. Erst vor zwey Jahren hat er mit aller Kraft eines heiligen Zornes sein „Rheinlied" hinausgedonnert, und noch auf dem Krakenlager schöpfte er aus der unversiegten Quelle dichterischer Jugend. — Stark und klar, wie sein Geist, blieb seine Vaterlandsliebe tief und feurig; glühender, als Schleifer, hat wohl Keiner sein theures Österreich geliebt, reiner und religiöser wohnt der Patriotismus in keiner andern Brust. Seine Gesänge, wie sein ganzes Leben bezeugen es; und obwohl er wußte, daß er deßhalb oft mißverstanden werde, ließ er sich doch zu keiner Zeit hierin inne machen. So war er in Allem ein Mann, fest und gediegen, achtungswerth auch da, wo er irrte. Einer älteren Periode angehörig, fühlte er sich gehoben und beglückt durch die in seiner Seele wohnende Inspiration für die Ideen, denen er sein Denken und sein Leben weihte. Unvergeßlich sind mir die Stunden, wo ich dem hinrauschenden Strome seiner Begeisterung horchte, — wo sein Auge strahlend aufblitzte und die Macht seiner Rede mich ganz mit dem erfüllte, was ihn bewegte, wiewohl ich oft heiß mit ihm gestritten hatte. Sein Vortrag war ausgezeichnet, und unwiderstehlich fühlte sich, wenn er vorlas, das Gemüth ergriffen. Seine persönliche wie seine geistige Nähe übte auf mich einen poetischen Zauber, der erwärmend und beseelend von seinem Innersten ausfloß und auch auf mein Innerstes wirkte. Er wußte angenehm zu erzählen; der gewählte Ausdruck verrieth sogleich den Mann von Bildung, und in früheren Tagen war er, heiter und zartsinnig, im Kreise von Frauen ein liebenswürdiger Gesellschafter. Im socialen Leben zeichnete ihn hohe Humanität aus; von den Seinen genoß er unbegrenzte Liebe. — Sein Lieblingsstudium war Geschichte, in deren Kenntniß er es zur Meisterschaft brachte, — sein Lieblingsspiel das einsame „Grande patience," worin er nach den Berufsgeschäften des Tages eine beruhigende Ausgleichung des bewegten Gemüthes fand. — Schleifer war ein stattlicher Mann; seine Stirne trug das Gepräge wahrer Manneshoheit. Alles Gemeine, so in That als Gesinnung, bekämpfte er mit scharfer Waffe. Kräftig und mit der ganzen Wärme eines Dichters sprach er sich über Alles aus, was ihn interessirte. Seine Individualität unterschied sich von Tausenden, doch mehr durch sein Psychisches als durch Eigenthümlichkeiten seines äußeren Lebens. Bemerkenswerth war nur sein Haß gegen das Tabakrauchen, und er äußerte diesen Groll sogar in manchen Gedichten, z. B. „der Rüssel" auf sarkastische Weise. Streng rechtlich in Allem, was ihm oblag, zählte er zu seinen hervorragendsten Eigenschaften und Vorzügen eine tiefe Frömmigkeit, eine Kraft des Glaubens, wie sie nur ein Calderon besingt. Heiter sah er in seinen schweren, langwierigen Leiden dem Ausgange des irdischen Seyns entgegen, und mit ungebeugtem Geiste dictirte er seinem jüngeren Sohne die Briefe an mich, die er selbst nicht mehr schreiben konnte. In den letzten Monaten wurde sein Leiden qualvoll, und milderte sich nur durch öftere Besinnungslosigkeit; doch dictirte er noch acht Tage vor seinem Tode sein letztes (mir noch nicht mitgetheiltes) Gedicht: „Wie die Sänger scheiden," ohne Zweifel eine Dichtung voll Innigkeit, frommer Duldung und sinniger Gedanken. — Schön, wie seine Poesien, sind seine Briefe, und ich behalte es mir vor, die zur Herausgabe geeigneten seiner Zeit in einem vaterländischen Taschenbuche mitzutheilen. Seit dem Jahre 1830 stand ich mit dem Verewigten im Verkehre der innigsten Freundschaft, und ich bin wohl berechtigt, zu sagen, daß ich den herrlichen Mann kennen gelernt habe. — Von den Literaten Wiens, kannte Schleifer nur Wenige persönlich; dagegen waren ihm Nicolaus Lenau, Ernst Freyherr von Feuchtersleben, Friedrich Fürst von Schwarzenberg und Anton Schurz herzlich befreundet. — Schleifer lebte am schönen Traunsee, an dessen Ufer ihn seine ämtliche Bestimmung, leider aber erst am späten Abend seines Lebens führte. Er gewann den hochromantischen See so lieb, als wäre er ein poetischer Theil seines Daseyns gewesen. Jetzt rauschen die Wellen des Sees an seinem Hügel, — und fürwahr, kein Dichter fände eine schönere Ruhestätte. — Schleifer hinterließ zwey

Söhne und zwey Töchter, die den unersetzlichen Verlust eines liebevollen Vaters beweinen.

Oberösterreich, das seine zweyte Heimat wurde, möge sein Grab ehren! —

Wien, im October 1842.

Der indische Lanzenreiteroberst Skinner.

Oberst Skinner, einer der merkwürdigsten Kriegsmänner des neuen Indiens, dort geraume Zeit hindurch weit und breit berühmt, in jedem Zoll ein Blücher, ist, laut Delhi-Blättern, unlängst auf der Bergfeste Hansi, wo er seit lange schon zu hausen pflegte, mit Tod abgegangen. Die Leiche wurde nach der unfern davon gelegenen großen brittisch-indischen Garnisonsstadt Mirut geführt, und da mit feyerlichem Gepränge zur Erde bestattet.

Folgende Nachrichten über ihn, dessen Tod sonderbarerweise von keinem Londoner Blatte, und um so weniger von irgend einem außerenglischen berichtet worden, und das von ihm errichtete Lanzenreitercorps, dessen Führer er eine lange Reihe von Jahren war, dürften vielen unserer Leser nicht unwillkommen seyn. Die meisten Angaben über beyde hat Capitän Mundy in seinen „Feder- und Pinselskizzen, oder: Tagebuch einer Reise in Indien" mitgetheilt; ihm zunächst Capitän Skinner und Major Archer, dessen wir neuerlichst in einem eigenen Artikel in diesen Blättern gedacht haben. Skinner stammte von einer anglo-indischen Familie ab, die schon zwey bis drey Geschlechtsalter hindurch in Bengalen angesessen. Er war in seiner Jugend Parteygänger von mehr als einem einheimischen Hindu-Fürsten, diente hierauf mit großer Auszeichnung in den Kriegen der Compagnie, die während der Generalstatthalterschaften der Lords Lake und Hastings geführt wurden. Bey der selbst in Europa so berühmt gewordenen Belagerung und Eroberung der indischen Feste Bhurtpore*) (1825), von deren Einnahme damals gewissermaßen das Seyn oder Nicht-Seyn der brittischen Herrschaft in Indien abhing, leistete er mit seiner kühnen Reiterschaar so außerordentliche Dienste, daß ihm zur Belohnung der Bathorden verliehen wurde.

Da das von ihm gestiftete Lanzenreitercorps, welches, einer ausdrücklichen Bestimmung zu Folge, unverbrüchlich seinen Namen als „Oberst Skinner's Reiterschaar" zu führen hat, eine der merkwürdigsten militärischen Schöpfungen dieser Art ist, und Geist wie Charakter des Stifters klar offenbart, so werden einige Angaben darüber hier an ihrem Orte seyn. Die trefflich berittene und unvergleichlich exercirte unregelmäßige Reiterschaar ist mit einer Lanze von außerordentlicher Länge bewehrt, und handhabt dieselbe wie außerdem noch einen Carabiner mit ungemeiner Gewandtheit. Ihre Tracht ist überaus malerisch. Dieselbe besteht aus einer mit schwarzem Rauchwerke verbrämten langen Tunica von rothem Tuche, gesteppten Pantalons von Baumwollenzeuge, langen Stiefeln, und einem Helm von hellgeschliffenem Stahl, der mit einer Aigrette geschmückt, und unterm Kinn mit Kettchen geschnallt ist. Farbe und Schnitt der Officierstunica ist wie bey den Gemeinen, nur tragen sie auf Adjutantenweise querüber eine breite gestickte Schärpe, welche um den Leib mit einem reichen Shawl befestigt ist. Außer der stählernen Aigrette oder Ähre ist der Officiers-

*) Eine treffliche quellengetreue Schilderung dieses Festungskrieges ist, wenn wir nicht irren, vom k. k. Oberstlieutenant Schels in der „österreichischen militärischen Zeitschrift" geliefert worden.

helm noch mit einem kurzen schwarz und weißen Federbusch geschmückt. Ein gleicher Federbusch prangt auf dem Haupte der roth und gelb angeschirrten Rosse, welche einen reichen Sattelschmuck von getriebener Arbeit tragen, und überdieß mit Colliers verziert sind, wovon einige aus blauen Glaskorallen, andere aus in Gold und Silber gefaßten Tigertatzen, andere endlich aus silbernen Schnüren mit Amuleten bestehen. Über den Sattel ist eine reichgestickte und verbrämte Sammtschabrake gebreitet; und vor wie hinter dem Steigbiegelriemen hangen prachtvolle Schauries herab, d. h. Büschel, die aus dem Schweife des Yak oder tibetanischen Hochgebirgsbüffels verfertigt sind. Unter den bey dieser Reiterschaar eingeführten Evolutionen und Manövres, welche gleichsam aus einer Auswahl der kühnsten morgen- und abendländischen Reitereybewegungen bestehen, ist der sogenannte Marattenangriff, eine der interessantesten und anziehendsten zugleich. Die gesamte in Schlachtlinie dicht an einander gedrängte Schaar sprengt zwey Mann hoch im Trabe oder kurzem Galopp gegen den Feind an; in der Nähe desselben angelangt, öffnen sich die Reihen blitzschnell, und jeder Mann, ein wildes Geschrey ausstoßend, faust mit über dem Kopf geschwungenem Säbel heran. Trotz der anscheinenden Unregelmäßigkeit und Zersplittertheit dieser Angriffsweise, steht jedes Pferd auf den Commandoruf: „Halt!“ augenblicklich wie angewurzelt still.

Der Verfasser dieser Mittheilung hat bereits an einem andern Orte auf die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen diesem indischen Lanzenreitercorps, und dem im siebenjährigen Kriege so berühmten und gefürchteten Schaumburg-Lippe-Bückeburgischen Carabiniercorps hingewiesen. Auch dieses wie das Skinner'sche bestand aus einer Schaar der geübtesten und verwegensten Reiter, denen kein Hinderniß unüberwindlich seyn durfte. So war es keinem derselben erlaubt abzusitzen, um einen Schlagbaum zu öffnen, sondern er mußte über ihn hinwegsetzen; beym Exerciren ging es gleich querfeldein wie bey der englischen Kirchthurmjagd, der Graf selbst, wie Skinner, der keckste und gewandteste seiner Schaar, meistens voran. Die Reiter hatten ihre Rosse, die anfangs nur aus schwarzen spanischen Hengsten bestanden, so in der Zucht, daß keines wiehern durfte. Fast möchte es scheinen, als ob einer von jenen adlerkühnen beduinenschnellen Bückeburgischen Reitern dem unsterblichen Dichter bey der Composition des unnachahmlichen Reiterliedes im Wallenstein'schen Lager gesessen, und Jahrzehende später dem indischen Condottiere, welcher Gegenstand vorstehender Notiz, bey seiner Legionsschöpfung zum Muster gedient habe. F. M.

Notizenblatt.

J. L. Pyrker's Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. Unter diesem Titel erscheint gegenwärtig in Leipzig bey B. G. Teubner ein Prachtwerk, welches, seinem Inhalte wie seiner Ausstattung nach, zu den glanzvollsten Erscheinungen im Reiche der Literatur und der Typographie gerechnet werden muß. Der Text des ehrwürdigen deutschen Dichtergreises Pyrker besteht in einer Reihe kurzer, nicht über 6 bis 8 Strophen enthaltender Gedichte, in welchen die Hauptmomente aus dem Leben des Heilandes und seiner Apostel in einfach frommen, von heiliger Weihe durchglühten Worten geschildert werden. Jedem dieser Gedichte ist die bildliche Darstellung des geschilderten Momentes, in einem wunderschönen Stahlstiche beygegeben. Diese Darstellungen, meistens nach alten classischen Bildern von Raphael, Guido Reni, Paul Veronese, Murillo u. A., sind mit einer Meisterschaft ausgeführt, die sie zu Kunstwerken im strengsten Sinne des Wortes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erheben. Der Druck des Textes reiht sich den schönsten Hervorbringungen deutscher Typographie an und kann mit den gepriesensten Leistungen des Auslandes getrost in die Schranken treten; das nemliche gilt von dem Papiere, den Vignetten, Randverzierungen und überhaupt Allem, was zur Ausstattung dieses mit vollem Rechte so genannten Prachtwerkes gehört. Das Ganze wird aus 12 Lieferungen bestehen, deren jede zwey Gedichte und die zwey dazu gehörigen bildlichen Darstellungen enthält. Nach den bisher erschienenen 4 Lieferungen zu urtheilen, läßt sich das ganze Werk der Theilnahme des gesamten deutschen Publicums auf das wärmste empfehlen, zumal da der verhältnißmäßig äußerst billige Preis von 1 fl. C. M. per Lieferung die Anschaffung erleichtert. Wir werden nicht ermangeln, das Erscheinen der zu erwartenden späteren Lieferungen unseren Lesern anzuzeigen. 33.

Der Herzog von Orleans hat noch an Jedem, der das Glück hatte, ihn näher zu kennen, einen Lobredner gefunden, insbesondere aber an Mr. Vincent Duval, der ihm in den ersten zwey Stunden die erste ärztliche Hülfe geleistet hatte. Ohne hier weitläufig anzuführen, was dieser Äskulap im Allgemeinen Loberhebendes über den unglücklichen Prinzen aussagt, bemerken wir hier bloß, was er von den hervortretenden Organen des Schädels, nach Gall's Principien, wahrgenommen haben will. „Er hatte das Organ des Wohlwollens," schreibt er, „der Ehrfurcht, der Willfährigkeit, der Gerechtigkeit, der Hoffnung, des Muthes, wenig Eigenliebe, keine Eitelkeit, keinen gemeinen Hang; die beyden vorherrschenden Eigenschaften waren: das Wohlwollen und der Wille! Der Prinz," fügt er hinzu, „würde auch auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Gesellschaft ein ausgezeichneter Mensch gewesen seyn; solche Naturen sind nie für die Mittelmäßigkeit bestimmt; alle Welt hat über den Unglücklichen das höchste Bedauern ausgesprochen und das ist seine schönste Leichenrede!" 9.

Eisfelder. In dem kürzlich in Paris erschienenen Werke des ruhmwürdigen und unglücklichen Weltumseglers Dumont d'Urville Voyage au Pol Sud. I. Band, Paris 1842, kommt unter andern von den schwimmenden Eisbergen die merkwürdige Stelle vor: Ich und meine Reisegefährten haben der festen Meinung Raum gegeben, daß die sogenannten Eisinseln und Eisberge sich nicht im hohen Meere bilden, und nicht von Eisfeldern herrühren, die man im freyen Meere finden kann; sie haben ihren Ursprung nahe am Lande, wo sie sich durch schwer zu erklärende Ursachen loslösen müssen, um ihre Richtung gegen das hohe Meer zu nehmen und mittelst der, in dortigen Breiten fast immer herrschenden, von Süden kommenden Strömungen nach den wärmern Meeren zu schwimmen. Auf ihrem Wege, wo sie nun die Wärme stets untergräbt, nehmen Volumen und Schwere ziemlich schnell ab, und nur die allerbeträchtlichsten Massen, welche der Wärme längere Zeit widerstehen, und von sehr heftigen Südwinden getrieben werden, können zuweilen ziemlich niedrige Breiten erreichen. So hat man sie etwa hundert Stunden von Tasmania und in der Nähe des Caps der guten Hoffnung angetroffen. 28.

Selbstmord unerhörter Art. Ein Winzer zu Boynes im Loire-Departement in Frankreich schirrte vor Kurzem seinen Gaul an eine Sichel mittelst eines Strickes, dessen beyde Enden er an deren Stiel und an deren Klingenspitze befestigte. Hierauf band er sich selbst an einen vor der Sichelklinge aufgesteckten Pflock, trieb den Gaul mit der Peitsche gegen denselben und — die Guillotinirung durch die Sichelklinge war geschehen! 93.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

207

Montag, den 17. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Schluß.)

Fünfzehntes Capitel.

Der Abend der Vorstellung war hereingebrochen. Vor dem Hause wogte murmelnd die Bevölkerung der guten Stadt. Da war ein Haufen schaulustiger Handwerker um die lockenden Affichen gruppirt, die ein Schriftgelehrter aus ihrer Mitte ihnen in langen Absätzen und mit mancher erläuternden Anmerkung ablas; hier stand ein ehrsamer Bürger, den Sechsbätzner, der Thaliens Heiligthum erschließen sollte, mit den Häuptern seiner Lieben multiplicirend, die auf der Folter der Erwartung das „Seyn oder Nichtseyn" aus seinen Mienen herauszulesen strebten; dort zappelte ein industriöser Schusterjunge, der bey dem Versuche, im strengsten Incognito sich in den Kunsttempel einzuschwärzen, mit seinen Ohren zwischen den Fingern des wachsamen Billeteurs hängen geblieben war; da drängte sich einer der Helden des Abends, geschminkten und bärtigen Angesichts, doch übrigens noch ganz en bourgeois gekleidet, ein seltsames Gemisch des sechzehnten und neunzehnten Jahrhunderts weisend, durch die Haufen der Schaulustigen, um etwa mit dem Cassirer eine kleine Scontrirung vorzunehmen, oder den zu erwartenden Zuspruch geübten Auges zu calculiren. Zwischen durch gingen und kamen Leute mit Tischen und Stühlen, Haudegen und Partisanen, Vorhängen und Teppichen beladen, womit die guten Bürger M***s dem etwas mangelhaften Garderobe- und Requisitenwesen der rühmlichst bekannten Gesellschaft unter die Arme griffen. Nicht minder bunt und lebendig war das Treiben jenseits des mystischen Vorhanges, der, wie der geheimnißvolle Schleyer zu Sais, die wißbegierigen Blicke auffing, womit die Augen der bereits Eingetretenen ihn zu durchbohren strebten, und dessen magisches Interesse durch das bedeutsame Gepolter, welches dahinter zu hören war, nur noch höher gespannt wurde. Dandolo-Kümmerling rannte, seinen Pallast in den Händen, aus einer Ecke des etwas irregulären Scenariums in die andere, und konnte ihm kein Plätzchen finden, weil er hier zu breit und dort zu hoch war; Desdemona jammerte, daß ihr Schminkdöschen gerade bey der Hälfte der zweyten Wange zu Ende gegangen war, und Jago verwünschte sein Gedächtniß, welches von seiner Rolle nichts behalten wollte, als die Stelle: „Thu' nur brav Geld in dei-

nen Beutel.“ Cassio hatte ein blinkendes Fläschchen in der Hand, und schien seine Rolle mit der vierten Scene des dritten Actes beginnen zu wollen, Othello selbst aber saß in einiger Entfernung auf einer Tonne Sauerkraut, und hatte eben mittelst einigen Kienrußes sich den ächtafrikanischen Sonnenbrand auf das Antlitz gezaubert.

Beyläufig gesagt, fühlte ich in dieser mir doch gewiß neuen Situation Nichts von jener Befangenheit, welche die Breter Anfängern einhauchen sollen. War daran die Possirlichkeit des Contrastes zwischen dem erhabenen Schauspiel Shakespeare's und den bettelhaften Vorkehrungen zu dessen Aufführung Schuld, oder ließ jenes behagliche Gefühl der Unkenntlichkeit, welches das Bewußtseyn, daß man eine gute Maske besitze, zu begleiten pflegt, keine Bangigkeit in mir aufkommen; genug, mir kam die ganze Geschichte durchaus nicht anders vor, als wie ein höchst erquicklicher Spaß, den ich mit der guten Stadt M*** mir machen wollte.

Mein Anzug war nun vollendet. Die weiße Tunica, der weiße faltige Mantel stachen scharf und effectreich ab gegen die Ebenholzschwärze des Gesichtes, und mit Hülfe eines zerbrochenen Taschenspiegels überzeugte ich mich, daß ungeachtet meiner Neuheit in Bühnenangelegenheiten, mein Costume dennoch tadellos gerathen sey. Noch fehlte ein Turban, den ich nicht missen konnte; denn mein Haar war blond, und die Gaderobe enthielt für den Augenblick keine schwarze Perücke. Jenes nothwendige Costumestück war in der Verwirrung vergessen worden, und nun, da Gefahr im Verzuge war (denn das verehrungswürdige Publicum stampfte draußen schon mit donnernden Hufen), nun war weit und breit nichts Taugliches zu finden. Dandolo wüthete, wie es einem Schwiegervater gar nicht ziemlich, ob des Eidams fehlendem Hauptschmucke, ich schwankte zwischen Lachen und Verlegenheit, da trat, unter dem rouge sittig erröthend, Desdemona heran, und überreichte mir mit verschämtem Lächeln ein Paar schneeweiße Strümpfe, die sie aus löblicher Vorsicht in Reserve mitgenommen hatte, nun aber in Betracht meiner Verlegenheit auf jede Gefahr hin auslieferte. Das war des Schicksals Finger. Das Zwillingspaar, um den rothen Feß gewunden, und von Desdemona's kunstreicher Hand mit ein paar Stecknadeln befestigt, bildete den stattlichsten Turban von der Welt, und kaum war das Kunstwerk noch eilig mit ein Paar schwankenden Federn geschmückt, die der stolze Haushahn unseres Wirthes trotz allem Widerstreben hatte beysteuern müssen, als der Rathsbothe erschien, und dem Beherrscher der See unverzüglich anzufangen gebot, indem Seine Wohledlen, der gestrenge Herr Bürgermeister, wie auch der gesamte hohe Rath, bereits erschienen seyen.

Der Vorhang rauschte auf, und die Stricke, die ihn zogen, stellten zugleich das Tauwerk der Galeere vor, auf welcher der siegreiche Mohr der Meerebezwingenden Inselstadt zueilte. Außer dem gemalten an der Apothekerthüre am Marktplatze hatte keine Seele in M*** noch einen Mohren gesehen; was Wunder daher, wenn mein Erscheinen solch einen donnernden Applaus erregte, daß von der Erschütterung der Luft ganze Wölkchen Kienruß von meinen tropischen Zügen herabstäubten. Der gleiche Enthusiasmus, womit das kunstsinnige Publicum mein erstes Auftreten begrüßte, hielt während des ganzen Stückes vor; die Leistung war aber auch in der That vortrefflich. Dandolo war ganz einfältiger guter Papa; Desdemona gab das reine unschuldige, liebende Weib mit recht vielem Aufwande von Mühe und Anstrengung. Cassio spielte die bewußte

Becherscene ganz nach der Natur, und Jago hätte von dem aufgebrachten Publicum beynahe Prügel bekommen, so getreu hatte er seine Spitzbubenrolle dargestellt. Von mir selbst schweige ich bescheiden, doch das darf ich anführen, daß ich nach jedem Abgange stürmisch gerufen wurde, der Director mich nach dem Schlusse des zweyten Actes mit wahrer Vaterzärtlichkeit umarmte, und Desdemona mich mit süßen Blicken versicherte, es lasse sich mit mir recht con amore spielen.

So glücklich ging's fort bis zum fünften Acte. Da aber, in der unglücklichen Mordscene, regte mein schwarzer Dämon abermals sein Schlangenhaupt. Die schreckliche Katastrophe, welche Desdemona's jungen Lebensfaden zerreißt, war unter tausend Thränen des sensiblen Publicums vorbereitet; schon blinkte der Mordstahl in meiner Rechten, schon hatte die arme Taube sich heiser gepiept, und mein starker Arm drückte schon die nur schwach noch Ringende nieder, um ihr den Todesstreich zu versetzen — da brach auf einmal wieherndes Gelächter los im ganzen Hause, in das nach und nach die Collegen hinter der Scene, und endlich sogar die halbtodte Desdemona unaufhaltsam einstimmten. Verwirrt hielt ich mit der Execution ein, und blickte um mich her — Himmel! da lag die eine Hälfte meines unglücklichen Surrogatturbans in Lebensgröße am Boden ausgestreckt, die andere aber, von einer verruchten Stecknadel noch immer hartnäckig an der Mütze festgehalten, baumelte lustig umher auf meiner Schulter, und schlug mit dem zierlichen Fußspitzchen die niedlichsten Entrechats. Weithin schleuderte ich Dolch und Feß, Tunica und Mantel, raffte mein Bischen Kleider und Habseligkeiten zusammen, und eilte mit noch geschwärztem Gesichte bey Nacht und Nebel aus den Thoren von M***, welches glücklicherweise keine Mauern hat, ohne nur erst meinen Antheil an der heutigen Einnahme in Anspruch zu nehmen.

Müde und matt kam ich nach drey Tagen wieder in jener Schenke bey G*** an, wo ich damals den fatalen Kothurn angezogen hatte, und kehrte mit dem Frührothe des vierten nach G*** zu meinem alten Hauswirthe zurück, den die Erzählung meiner Abenteuer, und die Erwägung des sichtlichen Unsterns, welcher über meinem Haupte schwebte, menschlich genug machten, um mir bis auf bessere Zeiten die einstweilige freye Benützung meines noch leerstehenden Stübchens, und einen Platz an seinem Tische anzubieten.

Seitdem habe ich sollicitirt und copirt, corrigirt und correpetirt, ganz wie mein seliger Großoheim vor mir, und mein Haar ist grau und meine Stirne ist runzlich geworden, wie die seinige, ohne daß sich weiter etwas ereignet hätte, was der Beachtung des geneigten Lesers werth wäre. Zwar ist seither der mir so unheillvolle Strumpf dem Machtgebote der Göttinn Mode gewichen, allein sein Zauber lebt noch immer fort, und manchmal noch fühle ich, wie er sich regt, als wolle er wieder aufstehen, und von Neuem mich bekriegen. Möchte doch seine finstre Macht nicht auch über diesen Zeilen walten, die ich dir, geduldiger Leser, hiemit abschiednehmend zu Gnaden empfehle.

Die deutschen Naturforscher und Aerzte in Mainz.

Obgleich mehrere gelehrte Gäste, welche die zwanzigste Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte gebildet haben, nun wieder der Heimat zugewandert sind, so kann ich es unmöglich unterlassen, hier einen Rückblick

auf die schönen zehn Tage zu werfen, die sie unter uns verweilten. Ich muß gestehen, ich habe mir diese Versammlung bey weitem nicht so interessant gedacht, als ich sie wirklich fand. Ich dachte, es würden einige hundert finstere Gelehrte hieher kommen, auf Weg und Steg begleitet vom Ernste des schwarzen Fracks, meist tiefsinnigen Forschungen hingegeben, in den Mußestunden sich höchstens einem peripathetischen Spaziergang anvertrauend, und nach Sonnenuntergang alsbald Pantoffeln und Schlafrock an den Leib legend, den bedeutsamen Tag mit einer Tasse Thee beschließend. Allein so war es nicht. Wenn es auch noch deutsche Gelehrte genug vom Schnitte des vorigen Jahrhunderts gibt, so muß man es den Naturforschern zugestehen, daß sie sich am ersten von jener düstern, schwerfälligen Gelehrtenphysiognomie emancipirt haben, wie denn schon ihre Beschäftigung niemals eine Stetigkeit duldet, sondern ein ewiges Auffrischen, Aufleben, Erfahren, Moderniſiren, Fortschreiten fordert. Ich sah unter unseren Gästen alte Gelehrte mit dem Lebensmuthe der Jugend, graue Häupter mit warmen Herzen, deren Blut, beym Anblicke des Schönen, rothe Wellen in das gelehrte Antlitz trieb, denn der Umgang mit der Natur duldet kein Altern, und ihren vertrautesten Freunden schenkt sie ewige Jugend des Geistes. Die Wissenschaft mit dem Leben zu vermählen, eine gegenseitige Durchdringung und Veredlung beyder, das scheint mir nun die wahre und würdige Aufgabe dieses ambulanten Vereins deutscher Naturforscher und Ärzte zu seyn. — Daraus erklärt sich auch, warum sich mehrere gelehrte Gäste hier in Mainz so wohl befanden, und wie ihre Anwesenheit ein wirkliches Fest wurde. Die Naturforscher fanden hier, was sie, jenseits der Schranken ernster Wissenschaft, nur irgend suchten. Sie fanden eine heitere, geisteskräftige Bevölkerung, strebsam, thätig und aufgeklärt, und für alle besseren Eindrücke empfänglich; sie fanden hier eine Gegend, auf der der Segen des Himmels ruht, reizend, fruchtbar, anregend, eine üppige, glänzende Natur; sie fanden hier endlich ein Leben, nicht leidend an vornehmer Aufgeblasenheit, nicht erkaltet durch eine politische Physiognomie, die Gesellschaft nicht unzugänglich durch Prunk und Ceremoniell, Natürlichkeit über Alles, Künsteley und Gespreiztheit tief verhaßt. Wie sollten, von solchen Elementen umgeben, unsere gelehrten Gäste sich nicht ganz besonders behaglich und glücklich gefühlt haben? —

Es wurde übrigens hier auch Alles aufgeboten, um den zahlreichen Fremden den hiesigen Aufenthalt während dieser Festwoche angenehm zu machen. Feste reihten sich an Feste; die zu einem Festsaal umgewandelte Fruchthalle war fast jeden Tag der Schauplatz einer Feyer, bald ernster, bald heiterer Art. Hier fand das große Musikfest der Liedertafel zu Ehren der zwanzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte Statt, ein Musikfest, wobey von 1200 Künstlern Händl's großartiges Oratorium: „Belsazar“ ausgeführt wurde; hier fand auch das Riesendiner von 1300 Gedecken am Eröffnungstage der Sitzungen der deutschen Naturforscher Statt; hier endlich wohnten die Fremden einem der glänzendsten Festbälle bey, der vielleicht je hier veranstaltet worden. — Und wie in der Fruchthalle, so ging's an den übrigen Abenden in den Sälen des „Hofes zum Gutenberg“ her; die Naturforscher traten hier in Berührung mit unserer haute Volée und deren reizenden Töchtern und Frauen, und sie waren entzückt von der feinen und ungezwungenen Socialität, die sich an diesen Abenden in den prachtvollen Räumen geltend machte. — Ferner waren jeden Tag regelmäßige Zusammenkünfte in dem herrlichen Park der „neuen Anlage“ veranstaltet, besonders des Mittags, wo man daselbst den Kaffeh nahm und kleine Concerte im Freyen anhörte. Unsere Naturforscher warfen von dem Plateau aus heitere und behagliche Blicke nach dem Rheinparadies hinunter und stimmten fast immer den Refrain an: „O herrliche, glückselige Rheingegend!“ — Die Quintessenz jedoch aller dieser Erheiterungen bildeten die gemeinschaftlichen Ausflüge per Eisenbahn (nach Frankfurt) und per Dampfschiff nach dem Rheingau und nach Bingen. Die Directionen der Taunusbahn und der Dampfschiffahrt hatten die Gefälligkeit, der zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte ihre Transportmittel gratis zur Verfügung zu stellen, und die Naturforscher haben redlich davon Gebrauch gemacht, und sind oft zu sechshundert an der Zahl von hier auf einen Tag ausgeflogen. Diese kleinen Reisen waren sehr interessant; mir begegnete es unter andern einmal, daß ich in einem

Eisenbahnwaggon mit der Gesellschaft nach Frankfurt fuhr, in welchem Waggon sich Naturforscher aus Paris und Kasan, aus Amsterdam und Danzig, aus Brüssel und Philadelphia befanden, und alle gegenseitig so heiter und gottvergnügt, als hätten sie zehn Jahre, und nicht bloß einige Tage, mit einander verkehrt. Noch glücklicher fühlten sich die Fremden bey den kleinen Ausflügen zu Wasser nach dem Rheingau; die herrliche Gegend erregte und belebte hier schon an und für sich, und wenn die Gäste auf dem Dampfboote aus purer Freude nicht tanzten, so fehlte nicht die Lust dazu, sondern bloß der Raum. Bey einer dieser Fahrten sagte ein Naturforscher aus Pesth zu mir: „Mein Freund, die Eindrücke, die Mainz bey den deutschen Naturforschern zurückläßt, sind so wohlthuender Art, daß wir sicher, ehe ein Decennium vergeht, nach dieser herrlichen Rheinstadt zurückkehren!“ Ich, meiner Seits, zweifle indessen, daß sich letztere Versicherung realisiren wird, denn noch gar viele Städte Deutschlands geizen nach der Ehre, diesen wissenschaftlichen Congreß mit seinen europäischen Celebritäten in ihrer Mitte zu sehen. Doch sind solche Äußerungen immer sehr schmeichelhaft für die Gesamtheit unserer Stadt, namentlich auch für alle diejenigen, die Monate vorher es sich zur angenehmsten Beschäftigung gemacht haben, die schöne Septemberwoche würdig einzuleiten und vorzubereiten, auf daß es eine denkwürdige Zeit werde.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 14. October zum ersten Male: „Die falschen Engländer, oder: die unterbrochene Verlobung.“ Locale Posse in drey Aufzügen von E. Breier, mit Musik vom Capellmeister A. Müller (zu des Letzteren Benefice).

Seit Langem hat kein Stück eine so entschieden mißfällige Aufnahme gefunden. Ich schicke diese Thatsache voraus, um nicht durch eine strenge Kritik auf den gänzlichen Unwerth der Neuigkeit eingehen zu müssen, die eine solche Mühe wahrlich nicht verlohnen würde. Herzlich zu bedauern ist es, daß eine so trostlose Erfahrung, wie sie der heutige Abend brachte, gerade Hrn. Breier treffen mußte, einen jungen Schriftsteller, der in einem andern Fache Verdienstvolles, ja Treffliches leistete, welches selbst von dem mißgünstigen Auslande mit den Acclamationen des Beyfalls aufgenommen wurde. Es ließe sich über die Gründe dieses Fiasco, welcher unverkennbar dem Verfasser zur Last geht, ein Langes und Breites deduciren; allein beym Facit würde es doch auf die Wahrnehmung hinauslaufen, daß Hr. Eduard Breier für die locale Posse keinen Beruf habe, und sich von einer Wirksamkeit zurückziehen müsse, die seiner höheren Schriftstellernatur nimmermehr zusagen wird. Ich kann ihm daher zu der heutigen Calamität, wie bitter sie ihn auch betroffen haben mag, nur Glück wünschen und die dringende Bitte an ihn stellen, sich dem Versuch im komischen Genre ein für alle Male zu entschlagen, für welches er weder die Erfindung noch die Gewalt über Dialog und sonstige Ausführung mitbringt. Wenn ja unser Dichter schon das Bedürfniß zu dramatischen Arbeiten und Freude daran verspürt, so halte er sich an ein, seiner bewährten Anlage verwandtes Wirken im ernsten Genre, das so bitterlich brach liegt, und wo daher nicht so viele und so nahe liegende Vergleichungen in die Schranken gefordert werden. — Was mir noch sonst, rücksichtlich des heutigen Spectakels, auf dem Herzen liegt, will ich besser unterdrücken. Stbe.

Eine seltsame Hochzeit.

Wir haben aus dem neuen Reisewerke Catlin's am obern Missouri in den nordamerikanischen Indianerländern, schon ein Paar Auszüge in diesen Blättern

niedergelegt. Hier folgt eine neue Skizze aus einem größern Bericht, von der wir hoffen, daß der Leser ein gleiches Interesse, wie wir, daran nehmen werde.

Der achtzehnjährige Sohn eines Häuptlings der Sioux-Indianer wurde von seinem Vater Shu-de-gacha großjährig und selbstständig erklärt, und zu diesem Ende mit Allem feyerlich ausgestattet, was er seinem Range gemäß zur freyen Existenz bedurfte. Der emancipirte Sohn, ein schöner, rüstiger, und man kann wohl sagen: in seinen Verhältnissen geistvoller Jüngling, wollte sich nun auch beweiben, aber seinen ihm zur Wohnung angewiesenen Wigwam nicht bloß mit Einer, sondern, wie es ihm erlaubt war, mit vier Frauen bevölkern. Die Art und Weise, wie er dieses that, dürfte kein ähnliches Beyspiel dieser Art haben; denn er nahm die vier Weiber zur selben Stunde — wie wir hören werden. Er ging ein Paar Wochen vor seiner viertheiligen Hochzeit zu einem benachbarten Stammhäuptling und freyte, d. h., handelte um dessen Tochter. Der Kaufpreis für das Mädchen bestand in zwey Pferden, einer Flinte und einigen Pfunden Tabak. Er setzte als Hochzeitstermin einen bestimmten Tag fest, und ließ sich von seinem künftigen Schwiegervater angeloben, daß er von dieser verabredeten Heirath vorläufig Niemanden etwas sage.

Wie es der spitzfindige Freyer mit diesem gemacht hat, so machte er es in den drey nächstfolgenden Tagen noch mit drey andern benachbarten Stammhäuptlingen, welche Väter von hübschen Töchtern waren.

Die Väter kamen mit ihren bräutlichen Töchtern am Morgen des festgesetzten Tages zusammen. Der Bräutigam hieß sie Alle freundlich willkommen, und ließ durch seine Freunde und Sclaven die ausbedungenen Geschenke oder vielmehr Kaufpreise, herbeybringen. Hierauf nahm der Bräutigam zwey Pferde beym Zügel, und Flinte und Tabak in die andere Hand, ging zu dem erstgenannten Vater und sagte: „Lasset uns gewissenhaft erfüllen, was wir uns wechselseitig zugesagt haben — hier sind meine Gaben, gebt mir Eure Tochter zum Weib.“ Der Häuptling nahm die Geschenke, und übergab dem Jüngling die Tochter. Als das die übrigen Väter und Bräute sahen, so stutzten sie, und erhoben ein lautes Murren, weil sie sich für gehöhnt und betrogen hielten. Der junge Häuptling aber begütigte sie, reichte einem Jeden freundlich die Hand, übergab einem Jeden zwey hübsche Pferde mit Flinte und Tabak, und begehrte dafür die Tochter, wie es ausbedungen war. Keiner der Väter weigerte sich, seine Tochter auszufolgen, und Hr. Catlin, der am folgenden Tage in die Wohnung des jungen Ehemanns kam, versichert: daß die vier niedlichen Weibchen recht bescheiden, harmonisch und wohlgemuth um den Kamin gereiht waren, und sich trefflich in die Pflichten und Freuden des ehelichen Lebens schickten. Ferner sagt er noch, daß sich der junge Häuptling durch diese schlaue Heirath in das größte Ansehen bey seinem Volke versetzt habe; denn der Schritt wurde ihm als eine geistvolle Großthat angerechnet, und Alles rief ihm huldigend seinen vielbedeutenden Namen zu: Hongs-ka-de, d. h. großmächtiger Häuptling!

J. M—r.

Notizenblatt.

Bordeaurer Weinhandel ehemals und jetzt. Einem so eben im Druck erschienenen Berichte an das Generalconseil des Girondedepartements über die Ursachen der so außerordentlich gedrückten Lage des Weinbaues und Weinhandels dieser die köstlichsten Weine von Frankreich erzeugenden Landschaften, entnehmen wir nachstehende überraschende Angaben: Vor 1790 hatte der Bordeaurer Weinhan-

del einen ungeheuern Aufschwung genommen. Die Handelsbücher unserer ältesten Häuser, die mit größter Sorgfalt von Vater auf Sohn vererbt worden sind, und die Flurbücher unserer Gauen besagen untrüglich, daß vor 1787 unsere Ausfuhr sich über 100,000 Tonnen Wein (abgesehen von Cognac, Essig u. s. f.) belief. Sie zeigen ferner, daß zwischen 12—1400 Kauffahrer aus dem europäischen Norden einen großen Theil davon als Austausch für ihre Landeserzeugnisse verluden. Es war ein äußerst einträglicher Verkehr, denn wir verschifften Jahr aus Jahr ein gegen 40,000 Tonnen unserer Weine nach Hamburg, Lübeck und Bremen, 18,000 nach England, 15,000 nach Preußen, und überdieß 6000 nach Danzig, 12,000 nach Rußland, 7000 nach Schweden u. s. f. Jetzt beläuft sich die Ausfuhr kaum auf ein Viertheil jenes ehemaligen Tonnenbetrages, nemlich nicht ganz auf 25,000 Tonnen. — Die Schuld am Verfall des Bordeaurer Weinverkehrs wird dem französischen Prohibitivsystem oder, was ungefähr dasselbe ist, dem Hochzollsystem beygemessen, welches diejenigen Länder, die einst so treffliche Kunden der Winzer der Gironde waren, zur Ergreifung von Repressalien genöthigt hat. 3.

Anwendung der Daguerreotypie auf die scenische Kunst. Das einer noch gewaltigeren Entwicklung entgegenreifende Vermögen der Daguerreotypie zur Auffassung und Abbildung der bewegten Natur und des reichen, vollen Menschenlebens, ist von dem Londoner Photographen oder Kalographen Claudet auf das Ballet der dortigen italienischen Oper angewendet worden. Gestalt und Antlitz, Mienen- und Geberdenspiel, all der reiche, bunte Wechsel reizender Stellungen und Bewegungen der großen Tänzerinnen des Tages werden in Reihen anziehender daguerreotypischer Bilder abconterfeyt. Da erblickt man die wunderliebliche Cerrito im Moment, wo sie „im Colibrisluge“ von Desplaces gefangen wird, und folgt ihr dann durch den ganzen Reigen kunstreich-zierlicher Schritte und Tritte ihres Elfentanzes; dort die ihrem anmuthreichen Vorbilde mit ungemeinem Erfolge nacheifernde Guy Stephan, die erste englische Bühnentänzerinn von Bedeutung. Marie Taglioni und Fanny Elsler werden zunächst an die Reihe kommen; dann Charlotte Grisi, die beyden Fitzjames und die ganze Schaar der Tänzerinnen zweyten Ranges. Die gleichmäßige Anwendung der Daguerreotypie auf die mimisch-plastische Parthie der dramaturgischen Kunst überhaupt ergibt sich von selbst. 3.

Rauchwaarenhandel auf dem Weltmarkte. Manchem von unsern Lesern dürfte es interessant seyn, den neuesten Stand des Rauchwaarenhandels auf dem Londoner Weltmarkte zu erfahren. Wir theilen daher folgende kurze Angaben darüber mit: Bey der neuerlichst von Seite der Hudsonsbaigesellschaft und wie gewöhnlich in jedem Früh- und Spätjahre veranstalteten großen Rauchwaarenversteigerung zeigte sich eine auffallende Flauheit im Begehr von Biberfellen. Von etwas über 23,000 Stücken, welche aus den vereinigten Staaten eingeführt worden waren, gingen nur gegen 1000 ab, und zwar zu einem 20 bis 25 Procent niedrigeren Preise. Rakuhn- oder Waschbärenfelle dagegen, welche überhaupt einen Hauptartikel des Londoner Rauchwaarenhandels bilden, hatten bedeutend angezogen. Nächst diesen waren Fuchs- und amerikanische Wieselfelle, von diesen besonders die dunklern Sorten, ungemein gesucht und gingen zu ausnehmend hohen Preisen ab. 1.

Der Vulkan zu Hawaii. Ein überaus interessantes Schreiben des Dr. H. Storer, datirt von Honolusu auf Oahu den 24. October 1840 an Professor Sillimans gerichtet, macht von dem genannten gigantischen Feuerspeyer und

Krater die folgende Beschreibung: „Es ist eine ungeheuere Grube, tausend Fuß tief und sechs englische Meilen im Umfange mit perpendiculären Wänden, ausgenommen an einer Stelle, wo sie durch einen tiefen Abhang erreicht wird, und das Ganze dieses großen Kessels voll von kochender, blasenwerfender, sprudelnder Lava. Die Oberfläche in einem Augenblicke schwarz wie Tinte, und im folgenden Ströme und Pfuhle und Auswürfe von blutrother Flüssigkeit zeigend, die bisweilen bis zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß geschleudert ward und mit einem unbeschreiblich schreckenerregenden, plötzlichen Platschen zurückfiel. Der Anblick des Ganzen war hölisch — keine Bezeichnung kann es ausdrücken. Bey Nacht ist es über alle Beschreibung großartig. Das häufige Aufblitzen, die zischenden und unterirdischen tief schallenden Explosionen erinnerten mich an eine große Stadt in Flammen, wo Pulvermagazine und Minen fortwährend platzen. Der Vesuv ist im Vergleiche mit diesem Vulcane zahm. Kurz vor meinem Besuche war die Lava an einer neuen Stelle ausgebrochen, etwa 6 englische Meilen nordöstlich von dem Krater, und floß gegen die See herab in einem Strome, der 40 englische Meilen lang und von Einer bis sieben Meilen breit war. Ich sah das Leuchten in einer Entfernung von hundert englischen Meilen! Sie erreichte das Meer in fünf Tagen, warf drey Hügel auf von 120 bis 250 Fuß Höhe, drang in einer Breite von dreyviertel englischen Meilen 2000 Fuß über die alte Uferlinie ins Meer vor, und erhitzte das Wasser zu beyden Seiten bis auf 50 englische Meilen weit so sehr, daß die Fische myriadenweise todtgebrüht am Ufer angehäuft wurden. Ihr Einfall ins Meer war von furchtbarem Zischen begleitet und von Detonationen, wie die Salven schwerer Artillerie, welche zu Hilo, zwanzig Meilen entfernt, gehört wurden ꝛc.“ 28.

Langes Hungerleiden der Thiere. Während der Mensch nach 4 bis 6 Tagen ein Raub des qualvollsten Todes ist, wenn er binnen dieser kurzen Zeit keine Speise als Opfergabe auf den Altar seines größten Despoten d. i. des Magens legt, und in der Regel noch früher verschmachtet, wenn er keine Flüssigkeit über seine Zunge bringt, gibt es Thiere, welche Wochen und Monden lang ohne alle Nahrung bestehen können. So hat es die Naturkunde nach den neuesten Beobachtungen als ausgemacht angenommen: daß das Krokodil und der Kaiman 2 Monden, der Scorpion 3, der Bär 6 (?), das Kamäleon 8 und die Vyper 10 Monate ohne alle Nahrung, und ohne Nachtheil für ihre Gesundheit auszuhalten vermögen. 9.

Theater-Bulletin. Die italienische Oper ist mit „**Lucia di Lammermoor**“ eröffnet worden, welche Oper wieder glänzend aufgenommen wurde. Die erste Neuigkeit soll „**Linda di Chamounix**“ seyn; Donizetti, welcher sich in Paris befindet, wird sie, wie hier, einstudieren und dirigiren.

Dlle. Rachel hat, nach einer kürzlich gemachten Berechnung, in 165 Vorstellungen 1,260,000 Franken eingetragen!!

In den **Folies dramatiques** gefiel „**L'homme aux trois culottes**,“ Vaudeville in drey Acten von Paul de Kock, nicht sonderlich.

Die **Delassements-comiques** brachten „**Miss Anna**,“ Vaudeville in drey Acten von weil. Théaulon und de Courcy; „**La Duperron**“ von den HH. Commerson und Devins; „**L'art de rentrer dans son bien**“ und „**Les Pages sous Louis XV.**“ Sämtliche Novitäten fanden eine günstige Aufnahme; das letzte dieser Stücke ist für jene Theater zu empfehlen, wo die Mädchenregimenter an der Tagesordnung sind. 20.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

208

Dienstag, den 18. October 1842.

Geschichte eines Menschen, der nicht Nein sagen konnte.

In Folge angeborner Gutmüthigkeit war der Knabe Henry Durham nur zu oft das Opfer derjenigen seiner Schulcameraden und Spielgefährten, die listiger und minder gewissenhaft als er, ihn bey jeder Gelegenheit benützten und bevortheilten. Freylich gewann ihm das den Ruf, der beste Junge von der Welt zu seyn, und wer ihn kannte, hatte ihn lieb. Aber solches Lob und solche Auszeichnung werden bisweilen theuer erkauft.

Derselbe gutmüthige Mensch, der Henry Durham als Knabe gewesen, war er in seinem dreyundzwanzigsten Jahre, wo er, durch den Tod seines Vaters Besitzer eines bedeutenden Vermögens, im April 1838 von einer Reise nach England zurückkam. Tags nach seiner Landung in London begegnete er einem der gedachten Schulcameraden, George Lacy. „Ach, bester Durham," rief dieser, „Sie hier? Wie gehts? Ich hörte, Sie wären auf dem Continent."

„Von wo ich gestern Abends zurückgekehrt bin," antwortete Durham.

„Das ist schön, herrlich, und gerade zur rechten Zeit, zur Saison. Sie finden eine ganze Menge alter Bekannte, und müssen mir erlauben, Sie in unseren Clubb einzuführen."

„Herzlichsten Dank, lieber George, aber ich bleibe nicht in London, passire nur durch nach der Heimat."

„Wahrhaftig, immer noch der Alte! Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie die Absicht haben, sich in die Einsamkeit zu begraben, während jeder vernünftige Mensch, der fünf Pfund in der Tasche hat, nach London kommt."

„Ich muß, es verlangt mich, meine Mutter zu sehen. Vielleicht wissen Sie nicht, daß ich zwey Jahre abwesend war?"

„Und nun muttersiech, he, alter Junge? Jedenfalls müssen Sie morgen mein Gast seyn. Sie finden zwey oder drey exquisite Bursche, mit denen ich Sie schlechterdings bekannt machen muß. Gordon hat auch zugesagt; Sie kennen ja Gordon. Und Monkton, der auch. Wird es Sie nicht freuen, Monkton wieder zu sehen?"

„Aber, lieber George, in Wahrheit, ich kann nicht bleiben. Vor fünf Minuten erst habe ich einen Brief an meine Mutter zur Post gegeben, worin

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ich ihr meine Ankunft für morgen gemeldet, und täuschen kann ich sie unmöglich."

„Recht schön und gut, lieber Henry, das werden Sie mir aber einräumen, daß, wenn man sich zwey Jahre nicht gesehen, ein Tag später keinen Unterschied macht, und macht er einen, so ist's zum Vortheil des Wiedersehens. Also nicht länger geweigert, Durham. Sie behalten Zeit genug für Ihre Mutter; mit zwey Zeilen ist der Täuschung vorgebeugt. Und erfährt Monkton, daß Sie hier waren, und nicht bleiben wollten, er verziehe Ihnen das nimmermehr."

„Monkton? Was für ein Monkton? Kann ich mich doch auf einen Monkton gar nicht besinnen."

„Nicht besinnen auf Monkton? Ey, Henry, was ist aus Ihrem Gedächtnisse geworden? Sind Sie nicht in Winchester beysammen gewesen? Sein drittes Wort sind Sie, und hundertmal hat er mir erzählt, was für ein seelenguter Mensch Sie wären."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich."

„So gehen wir auf der Stelle in den Cocosbaum, gleich nebenan. Monkton stand eben am Fenster. Nichts in der Welt mag ich lieber, als wenn zwey alte Freunde sich das erste Mal wiedersehen."

„Wahrhaftig, George, ich kann nicht. Ich bin auf dem Wege zu meiner Mutter Bruder, Sir Gilbet Wray. Ich schickte diesen Morgen zu ihm, ob er mich um drey Uhr sehen könne, weil ich morgen in aller Frühe abreisen müsse. Er ließ ja sagen, und so habe ich keine fünf Minuten übrig."

„Nicht fünf, aber eine, und die müssen Sie dem alten Freunde schenken."

Durham ging mit Lacy in den Cocosbaum, und als er und Monkton sich erblickten, war es deutlich, daß sie einander nicht erkannten. Später fand sich allerdings, daß sie einmal in Winchester zusammengetroffen. Monkton erinnerte sich, daß er Durham um ein paar Flaschen Champagner geprellt, und Durham hatte davon ebenfalls eine dunkle Erinnerung. Unter solchen Umständen war das Vergnügen des Wiedersehens sehr mäßig. Aber Beyde schüttelten sich die Hände, bewillkommten sich aufs Freundschaftlichste, und waren, mit einem Worte, so gefällig, die Erfreuten zu spielen, die Lacy in ihnen erwartete. „Und können Sie's glauben, Monkton," rief Lacy, „dieser junge Mann will uns entwischen, will morgen, statt mein Gast zu seyn, in aller Frühe fort nach Lincolnshire."

„Ey, Narrenspossen," versetzte Monkton, „nach Lincolnshire jetzt, wo Jedermann in London ist? Was, beym zehnten Wunder der Welt, könnte Sie nach Lincolnshire locken?"

„Ich wünsche meine Mutter zu sehen," antwortete Durham, „das ist Eins, und ein Zweytes sind Geschäfte."

„Zugestanden, lieber Henry," fiel Lacy ein, „zugestanden aber auch, daß Mutter und Geschäfte einen Tag warten können. Also bleibt es dabey, wir essen morgen zusammen, und Sie reisen Donnerstags. Und nun, Monkton, unsere Parthie Billard. Wir können keine passendere Zeit finden."

„Sehr wahr," erwiederte Monkton, „aber wer soll Schiedsrichter seyn? Der Marqueur ist vor einer halben Stunde krank geworden."

„Immerhin," sagte Lacy, „Durham thut uns den Gefallen."

„Herzlich gern, wenn ich nicht augenblicklich fort müßte," bemerkte Durham.

„Fort müßte?“ wiederholte Lacy, „und wohin? Zu Ihrem alten Oheim, dem Sir Gilbert Wray? Nun, dem kann's wahrhaftig ganz gleich gelten, ob Sie jetzt kommen, oder in einer Stunde. Der sitzt, meines Wissens, in seinem Lehnstuhle am Podagra fest. Den treffen Sie also zu Hause, Sie mögen kommen, wann Sie wollen. Welche Farbe, Monkton, roth oder weiß? Und sehen Sie, Durham, Monkton und ich bilden uns Beyde ein, jeder der bessere Spieler zu seyn, und wollen deßhalb zehn Parthien um fünfhundert Pfund spielen. Sie müssen natürlich wetten. Auf wen halten Sie, auf Monkton, oder auf mich? Hundert Pfund!“

Durham hatte nicht die geringste Lust weder zum Wetten, noch zum Schiedsrichteramte. Es trieb ihn wirklich fort zum Oheim, wenn auch, was ihn trieb, nicht sowohl die Sehnsucht nach dem Oheim und die Anmeldung, als der Umstand war, daß der Oheim eine schöne Mündel hatte, die Durham in Paris kennen gelernt, und deren Reize einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Dennoch blieb er, markirte das Spiel, wettete hundert Pfund auf Lacy, verlor, und als er zum Oheim kam, hielt Sir Gilbert Mittagsruhe, und hatte streng befohlen, nicht gestört zu werden. Indessen härmte sich Durham deßhalb weiter nicht. Er hatte sich bereden lassen, die Abreise zu verschieben, hatte Lacy's Einladung angenommen, und konnte daher morgen den Besuch wiederholen. Das that er auch zu einer Stunde, die er dem alten Herrn gelegen glaubte: — „So, mein sauberer Herr Neffe,“ rief Sir Gilbert dem Eintretenden zu, „erst verschiebe ich mein Mittagsessen anderthalb Stunden, um es Ihnen bequem zu machen, und dann, statt Ihre Obliegenheit zu erfüllen, amüsiren Sie sich mit der Function eines Marqueurs.“

„Das war rein zufällig, liebster Oheim, glauben Sie mir, rein zufällig. Ich wünschte nichts sehnlicher, als Ihnen zur bestimmten Stunde aufzuwarten. Aber der Marqueur war eben krank worden und —“

Durham stockte. Er begegnete dem zürnenden Blicke des Oheims und fühlte die Schwäche seiner Entschuldigung. „Nun weiter,“ sagte Sir Gilbert, „weiter, war es Ihr Beruf, den Marqueur zu vertreten?“

„Das nicht, das allerdings nicht,“ versetzte Durham, „aber ich war zufällig mit zwey Freunden, die eine Wette ausspielen wollten, und sie baten mich so dringend, bey ihnen zu bleiben, und als Schiedsrichter zu markiren, daß ich mich überreden ließ. Darf ich indeß fragen, Sir Gilbert, wie Sie das erfahren haben?“

„Sehr einfach. Ich hatte meine Mündel, Miß L'Estrange und deren Bruder, den Oberst L'Estrange, bitten lassen, gegen drey Uhr vorzusprechen. Es war mir, als hätte ich gehört, daß Sie Fanny in Paris gesehen, und ich hielt es nicht für unmöglich, daß Sie sich freuen würden, die Bekanntschaft zu erneuern und nebenbey den Bruder kennen zu lernen. Da wars nun auch zufällig, daß er im Cocosbaume die Zeitungen las, als Sie dort eintraten, und er Ihren Namen hörte. Wie er dann mit seiner Schwester zu mir kam, sagte er mir von Ihrer außerordentlich anständigen Abhaltung.“

Durham glühte, halb vor Scham, halb vor Ärger, und verwünschte Lacy und Monkton und das Billard in den tiefsten Abgrund des Meeres. Nicht ohne Anstrengung sagte er endlich: „Es thut mir ungemein leid,“ und damit versicherte er die reinste Wahrheit, „ich würde mich glücklich geschätzt haben, Miß L'Estrange und deren Bruder zu sehen. Darf ich vielleicht noch hoffen?“

„Heute keinenfalls," antwortete Sir Gilbert, „Beyde haben diesen Morgen London auf mehrere Wochen verlassen."

Da das nicht zu ändern war, tröstete sich Durham mit dem Entschlusse, in einigen Wochen nach London zurückzukehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Naturforscher und Aerzte in Mainz.

(Schluß.)

Wollte ich Ihnen nun eine Übersicht der Arbeiten der deutschen Naturforscher geben, sowohl in den Generalversammlungen (deren drey im Laufe von acht Tagen Statt fanden) wie der Sectionen, deren sich dießmal acht gebildet hatten, die jeden Tag, jede in einem besondern Salon, eine Sitzung hielten, — ich sage, wollte ich Ihnen über dieses Alles referiren, so würde ich einen ungeheuern Raum Ihrer Blätter in Anspruch nehmen müssen. Ich beschränke mich also auf Folgendes: Die Generalversammlungen fanden Statt in dem eigens zu diesem Zwecke für 30,000 fl. hergestellten Aula-Saal des ehemaligen churfürstlichen Residenzschlosses, ein Saal, der wohl jetzt seines Gleichen in Deutschland sucht, sowohl was äußere Pracht als was den Reichthum der historischen Erinnerungen betrifft, die sich an diesen Saal knüpfen. Dieser Sitzungssaal nahm bey jeder Generalversammlung wenigstens achthundert Besucher auf, die ganz behaglich auf den numerirten Bänken Platz fanden; die Damen, welche den Versammlungen beywohnten, mußten auf den Gallerien untergebracht werden, hatten aber von oben herab einen um so reizendern und erbaulicheren Anblick. In jeder Generalversammlung wurden wenigstens fünf größere wissenschaftliche Vorträge, meist von den ersten Kennern der deutschen Wissenschaft, gehalten; da sprachen unter andern ein Fischer v. Waldheim aus Moskau, ein Hofrath Martius aus München, ein Geheimrath Harleß aus Bonn, ein Hofrath Kastner aus Erlangen, ein Professor Leukard aus Freyburg, ein Dr. Vogt aus Neuchatel, ein Professor Plegge aus Giesen, ein Geheimrath Stiebel aus Frankfurt u. s. w. Außer den wissenschaftlichen Vorträgen kamen auch Discussionen vor, in welchen eigentlich am meisten Scharfsinn, Wissen und Gelehrsamkeit documentirt wurde. Wichtig war namentlich auch die zweyte Generalversammlung, wo ein Deputirter aus Straßburg auf der Tribune erschien, und die Versammlung, im Namen des gelehrten Frankreichs, auf das Freundlichste zum Gelehrtencongreß einlud, der Anfangs October in Straßburg abgehalten wird. Ebenso erschienen in dieser Versammlung die Deputirten von der Akademie zu Livorno (Hr. Dr. Meyer) und begrüßte die zwanzigste Versammlung der deutschen Naturforscher im Namen der Akademie, indem er bey dieser Gelegenheit aus einander setzte, wie seit der Wiederbelebung der Wissenschaft und Künste Italien und Germanien stets Hand in Hand gegangen seyen. Sehr interessant war ferner jene Generalversammlung, wo die Wahl des nächsten Versammlungsortes vorgenommen wurde. Sie wissen, daß Grätz in Österreich zum nächsten Versammlungsort bestimmt wurde. Grätz hatte förmlich durch eine Deputation um diese Ehre gebeten, ebenso Bremen. Daß Grätz siegte, verdankt es vielleicht einzig der gerade Statt gehabten Anwesenheit Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann in Mainz, dieses erhabenen Fürsten, der sich bey den Militärfesten, welche diesen Herbst am Rhein Statt hatten, durch einige patriotische Äußerungen so sehr die Liebe aller Rheinländer erworben hatte, daß man ihn innig verehrte. Da nun Erzherzog Johann in Grätz residirt, so glaubte man aus Hochachtung für den vielverehrten Fürsten die nächste Versammlung nach Grätz verlegen und Bremen zurücksetzen zu müssen für ein späteres Jahr. Dennoch war die Discussion über die Wahl des Versammlungsortes sehr lebhaft, und die wissenschaftlichen und materiellen Vorzüge der beyden Städte wurden bey dieser Gelegenheit ins klare Licht gesetzt. Zu Geschäftsführern der nächsten Versammlung wurden die Professoren Schrötter und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Langer aus Grätz gewählt, die gerade bey der hiesigen Versammlung zugegen waren. — Die Eröffnungs- und Schlußfeyerlichkeit der Sitzungen waren ernster Art, und bey dieser Gelegenheit bewährte sich unser talentvoller Medicinalrath Gröser, der diesjährige erste Geschäftsführer, als gewandter, kenntnißvoller und geisteskräftiger Mann, ganz befähigt, einen so wichtigen Congreß zu leiten und ihm zu präsidiren. Dieses sprach auch Hr. Hofrath Mansfeld aus Braunschweig aus, als er im Namen der Gesellschaft die Dankrede hielt, eine sehr gediegene Rede, die für Mainz um so schmeichelhafter war, als er wahr und umsichtig den Standpunct angab, von wo aus die Leistungen der Stadt Mainz, gegenüber den deutschen Naturforschern, gewürdigt werden mußten, Leistungen, die um so bemerkenswerther seyen, als Mainz weder Residenz- noch Universitätsstadt sey, sondern eine durch Industrie und Gewerbe, so wie durch ernstes Streben im Bereiche der Wissenschaften und Künste selbstständig aufblühende Stadt, die sich aus sich selbst zu einer der ersten deutschen Städte emporentwickele. — So endete eine Versammlung, die, sowohl in Hinsicht ihrer Bestrebungen wie ihrer Resultate, zu den merkwürdigsten und denkwürdigsten gehört, welche seit zwanzig Jahren im Norden und im Süden Deutschlands gehalten wurden, und ich darf hinzufügen, daß Mainz seinen alten Ruhm der Hospitalität und Socialität bey dieser Gelegenheit auf das Schönste bewährt hat!

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 16. October zum dritten Male: „Die Hammerschmiedinn aus Steyermark.“ Locale Posse in zwey Aufzügen, vom Verfasser der Parodie: „Noch ein Kobold,“ mit Musik vom Capellmeister Suppé.

Eine junge, reiche Hammerschmiedinn, der Trauer um einen ungeliebten, greisen Gatten müde, kömmt heirathslustig nach Wien, macht die Bekanntschaft eines Stutzers, will ihn heirathen, nachdem er sie, wie sie glaubt, aus den Flammen gerettet und sein gutes Herz bewährt hat; allein zum Glück öffnet ihr ein Holzhändler aus Bayern die Augen, sie prüft ihres Anbethers Eigennutz und Werthlosigkeit, beglückt ihren wahren Retter, den „allgemeinen Familiengeschäftsbesorger (!)“ Warl und — beschenkt den Lumpen, welchen der Holzhändler zu einem honetten Menschen zu machen verspricht. — Die Neuigkeit ist eben keine der bedeutenden Arbeiten des thätigen Verfassers; allein sie besitzt doch eine Art von Handlung und von Tendenz, deren Einkleidung freylich ein Bischen von alt gebackener Form scheint; wenigstens kann man sie doch „ein Stück“ nennen, und das verdient jedenfalls Anerkennung. Wunderlich ist es, daß die Wiener gar so — fatale Rollen spielen und die Ehrbarkeit durchaus von Fremden repräsentirt wird; man kann den Verfasser in keinem Falle der Parteylichkeit für seine Landsleute beschuldigen. Übrigens hat der verdienstvolle Autor in seiner stark markirenden Weise die Farbe tüchtig aufgetragen; im Dialog und in den Couplets, aber Lobenswürdiges geleistet, so daß der auffallend große Beyfall, welcher die Novität erhielt, nicht ohne einige Rechtfertigung blieb. — Von der Aufführung läßt sich Gutes berichten; Mad. Jäger, als Hammerschmiede debütirend, bewegte sich vollkommen und mit verdientem Glück in ihrer Sphäre, die HH. Feuchtinger, Wimmer, Buel, Arbesser und Mad. Klein unterstützten sie bestens und so findet das glänzende Resultat auch von dieser Seite seine Erklärung. Die Musik des Hrn. Suppé ist wieder für ein Localstück wenig geeignet, zeigte aber neuerdings das Talent des Componisten für die Buffa. — Der Vorrufungen waren sehr viele.

Stöe.

Eine baskische Leichenfeyer.

Ein französischer Botaniker, der unlängst die Kette der Pyrenäen durchstreifte, kam zu dem baskischen Dorfe Irisarry, wo man eben Anstalt traf, eine Frau, die zu einer der ansehnlichsten Familien dieses Ortes gehörte, feyerlich zur Erde zu bestatten. Zu diesem Trauerdienste waren 300 Personen geladen, und der Berichterstatter sagt (im „Echo du monde savant“ Nr. 19): „Ihr hättet nur sehen sollen, wie eilfertig diese Menge von Leichengästen auf allen Wegen und Stegen bey Irisarry zusammenströmten; die Weiber hatten ihre Köpfe dicht in schwarze Tücher und die Männer sich ganz in ihre dunkelfarbigen Mäntel eingehüllt. In dem Hause, wo die Todte aufgebahrt lag, herrschte die größte Thätigkeit, es handelte sich um das große Festmahl, welches auf die Leichenbestattung folgte — und das unstreitig der einzig starke Magnet für alle die 300 Personen war, die man nur den Kleidern nach Leidtragende nennen konnte. Zu dem besagten Festmahle hatte in gewisser Hinsicht das ganze Dorf beygesteuert, d. h. man hatte von allen Seiten Tische, Stühle, Gedecke, Schüssel und Teller, kurz Alles zusammen geholt, was zur Anrichtung eines großartigen Gelages nothwendig war.“

„Kaum war der Leichnam aus dem Hause, als sogleich Alles ein ganz anderes Aussehen annahm; selbst das Zimmer, in welchem die todte Frau gelegen war, wurde in einen Festsaal, d. i. in ein Speiseappartement umgewandelt; 20 Diener waren zur Aufwartung bestimmt, und die Gegenstände, welche bey dieser Gelegenheit aufgetischt und mit weiblichem Appetit verzehrt wurden, waren buchstäblich folgende: 1 Kalb, 4 Hammel, 50 Kilogramme Rindfleisch, 80 Hühner, 12 Laib Käse, 2 Barriques Wein (jede Barrique zu 280 Litres), Vieles andere ungerechnet, z. B. Brot.“

„Alle die Gäste, welche während des Leichenzuges, gleich den bezahlten Klageweibern der alten Römer, geweint, gesenfzt, geschluchzt und geheult haben, als wären ihre Herzen von dem brennendsten Schmerzen durchglüht und zerrissen, überließen sich bey dem Leichenmahle einer zügellosen Lustbarkeit, und thaten ihre Freude durch den lautesten Jubel kund. Einige blickten nur zu oft und zu tief in den schäumenden Becher; Andere befreundeten sich unter dem Epheulaube des Bacchus, und riefen den Gott Hymnen herbey, ja, sie verabredeten neben dem Grabe einer zerrissenen Ehe eine neue Heirath, um wieder gut zu machen, was die Natur verdorben hatte. Bey der Rückkehr nach Hause, die spät am Abend erfolgte, wurde mit baskischem Geschrey — das einen eigenthümlich starken Nachdruck hat — das Echo aus dem tiefen Schlummer geweckt, und da fast Jeder vielmehr taumelte, als er ging, so hatten die Stöcke einen schweren Dienst, um die trunkenen Pilger aufrecht zu erhalten.

J. M—r.

Notizenblatt.

M. Platon von Tschichatscheff, ein russischer Officier, befand sich in den Jahren 1839 und 1840 bey jener kriegerischen Expedition, welche sein Vaterland gegen Khiva unternommen hat. Wir wissen, wie feindselig damals die veränderliche Witterung dem russischen Heere mitgespielt, wie Viele sie auf das Krankenlager und in das Grab gebracht hat. M. Tschichatscheff überstand alle diese Unbilden, Anstrengungen und Gefahren ohne einigen Nachtheil; das Thermometer fiel einmal

auf den 43. Grad unter Null, und stieg nach Verlauf mehrerer Wochen wieder auf 46 Grad Wärme, so daß der Abstand der höchsten und niedersten Temperatur 89 Grad betrug — und unser abgehärtete Sohn des Mars ist gesund geblieben. Gegenwärtig befindet er sich auf einer wissenschaftlichen Reise im Westen von Europa, und bestieg mit Hrn. Franqueville und vier andern Begleitern am 20. July 1842 den Pic de Nethon, eine der höchsten Spitzen der Pyrenäen, welche bisher noch von keinem menschlichen Fuße betreten worden war. Er schickte hierüber kürzlich der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris einen umständlichen Bericht ein, wo er am Schlusse beyfügt: „Auf dem Rücken des gigantischen Berges trafen wir einen Felsenstrom, der ein krystallhelles Wasser und nur 1½ Grad Wärme hatte. Ich beeilte mich, meine ermüdeten Glieder zu stärken, und warf mich in diese kalte Flut, welche zwar anfangs bey den erweiterten Poren des Leibes abschreckend und empfindlich, bald darauf aber höchst erquickend und wohlthätig war. Das Ergötzlichste bey der Sache war mir die Überraschung und Besorgniß meiner Begleiter, die mir Gicht und Tod prophezeyten — indeß war ich nachmals der Einzige, der sich stark und völlig gesund fühlte.“ 28.

Zur französischen Briefpoststatistik. Einem officiellen Ausweis zu Folge, welcher kürzlich von der französischen Oberpostverwaltung veröffentlicht worden ist, hat die Zahl der Briefe, welche durch dieselbe seit dem Jahre 1820 befördert worden sind, auf folgende progressive Weise zugenommen. In runden Summen angegeben, belief sich dieselbe 1821 auf 45⅓ Mill.; 1830 bereits auf beynahe 64 Mill.; 1832 schon auf nahe an 67 Mill.; 1833 auf 78 Mill.; 1837 auf 83⅓ Mill.; 1838 auf 87½ Mill.; 1839 auf 89⅓ Mill.; 1840 auf 91⅓ Mill.; 1841 auf 97 Mill., und Ende des laufenden Jahres 1842 dürfte nach der Gebahrung innerhalb der ersten Hälfte desselben zu schließen, wo die Zahl der beförderten Briefe über 55 Millionen betragen hat, sich die Summe der Briefe eher über als unter 100 Mill. belaufen! Die Summe der täglich in Paris ausgegebenen Postbriefe beläuft sich durchschnittlich auf 81,000, wovon gegen 44,000 um sieben Uhr Morgens, an 13,000 um halb zehn, ungefähr 6000 um Mittag, etwa 7000 um zwey Uhr, vielleicht 5000 um vier, und nahe bey 6000 um sechs Uhr ausgegeben werden. Davon kommen 61,000 aus dem Auslande, aus den Provinzen und aus der Umgegend, und 20,000 aus der Hauptstadt selbst. 1.

Neue Londoner Omnibus. Wir haben kürzlich in diesen Blättern über einige wesentliche Verbesserungen berichtet, die von einer Pariser Omnibusunternehmung bey ihren Wägen eingeführt worden sind. Separat- oder Sperrsitze anstatt der üblichen offenen Langsitze, Mannshöhe der Wagendecke, und innere Beleuchtung zur Nachtzeit, gehören zu den Hauptverbesserungen derselben. Von einer Londoner Omnibusunternehmung, deren Wägen zwischen Islington und Chelsea fahren, ist nun neuerlichst folgende sinnreiche Vorrichtung an denselben bewerkstelligt worden, mittelst deren aller Unterschleif von Seiten der Kutscher durch Unterschlagung von Passagiergeldern hinfüro sogleich an Tag kommt. Diese Vorrichtung besteht in einer kleinen messingenen Büchse, die auf der linken Seite des Schlages angebracht ist, und worin sich drey mit Ziffern bezeichnete Trommeln befinden. Die erste enthält die Zahlen von 1 bis 9, die zweyte die von 10 bis 99, die dritte die von 100 bis 900. In der Gegend des Einsteigschlages sind eiserne Drähte dergestalt angebracht, daß der einsteigende Passagier sie drücken muß; hiedurch wird eine messingene Röhre, in Bewegung gesetzt, die unter der Decke angebracht ist, mit den Drähten in Verbindung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steht, und gleich einem Schlägel auf die Trommeln einwirkt. Jeder Einsteigende wird hiedurch nach der Reihe mit seiner Nummer angemerkt, so daß die Direction bey jedem Tagesrechnungsschluß genau wissen kann, wie Viele im Laufe des Tages gefahren sind. Wodurch verhindert wird, daß die Drähte nur bey diesem Anlaß berührt werden, ist nicht angegeben. 1.

Eine englische Fahnenweihe. Zu Portsmouth fand unlängst die in England, wo Schiffstaufen so häufig vorkommen, äußerst seltene Ceremonie einer Fahnenweihe Statt. Aus allen Gegenden weit und breit umher waren Zuschauer und Zuschauerinnen herbeygeströmt, dem ungewöhnlichen Schauspiele beyzuwohnen. Es war das sechzehnte Linieninfanterieregiment, welches sich bey Blenheim, Oudenarde, Malplaquet, Dettingen und Fontenoy ausgezeichnet, aber merkwürdigerweise den ganzen viertelhundertjährigen großen Krieg hindurch kein einziges Schlachtfeld betreten hatte, dem die Fahnenweihe galt. Nachdem die neue Fahne in der Mitte des vom Regiment gebildeten Dreyeckes von einem Geistlichen eingesegnet worden war, empfingen zwey Fahnenjunker, beyde Brüder, dieselbe kniend aus den Händen der Generalinn, Lady Packenham, welche bey deren Überreichung dem Regimente eine kurze Lobrede hielt. Ihr Gemahl trat dann vor und haranguirte den Oberstlieutenant, welcher in Abwesenheit des Obersten, Lord Beeresford, das Regiment befehligte. Er hob in seiner Anrede den Vortheil hervor, welcher die übliche Bezeichnung der Regimenter nach Zahlen darbietet. „ . . . Das Regiment stirbt nicht! ließe sich in Folge dessen mit Fug und Recht sagen: seine Glieder mögen auf der Wahlstatt durch die feindlichen Kartätschen hingemäht, in tropischen Himmelsstrichen durch Seuchen gelichtet werden; seine „Zahl" bleibt unversehrt, und mittelst dieses Leitfadens können wir jeglichem Regimente durch das Irrgewinde seiner mannigfaltigen Geschicke folgen . . ." — „Mehr als ein halbes Jahrhundert sey nun verflossen," äußerte der commandirende Oberstlieutenant in seiner Gegenrede, „seitdem diesem alten Regimente zum letzten Male das gute Geschick beschieden war, einem Feinde auf der Wahlstatt die Stirne zu bieten. Diesen ganzen langen kämpfe- und schlachtenreichen Zeitraum hindurch, während welchem so vielen brittischen Regimentern die Gelegenheit Ehre und Ruhm zu ernten, beschieden gewesen, habe das sechzehnte „ungenannt" in thatenloser Dunkelheit hinbringen müssen, und merkwürdigerweise seyen eben heute, wo er dieß spreche, dreyundsechzig Jahre seit jenem denkwürdigen Tage verflossen, wo das Regiment seine Waffen auf dem Glacis von „Baton Rouge" niederlegte!" 3.

Uhrenbetrieb in Frankreich. Besançon, welches der eigentliche Sitz der französischen Uhrenfabrication ist, hat im Jahre 1841 nicht weniger als 5000 goldene, und 45,000 silberne verfertigt. In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahres sind 3000 goldene und 23,000 silberne in den Handel gekommen, worin sich also noch eine verhältnißmäßige Zunahme von der Industrie erblicken läßt. 28.

Eine seltsame Vergiftung. Ein Kind ging unlängst zu einem Apotheker in Cahors und kaufte Pillen, die es verzehrt. Die Pillen waren vergiftet (sagt das „Echo du monde savant") und das arme Kind starb — als Selbstmörder. Der Apother wird vor die Zuchtpolizey gerufen und zu 300 Franken Strafe verurtheilt. 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

209

Donnerstag, den 20. October 1842.

Geschichte eines Menschen, der nicht Nein sagen konnte.

(Fortsetzung.)

Lacy's Diner in Clarendon's Hotel dauerte bis spät in die Nacht, und Durham, der bey freyer Wahl sich immer für ein geregeltes Leben entschied, empfand am Morgen so unangenehme Folgen des genossenen Übermaßes (man nennt sie Katzenjammer), daß, als sein Diener ihn zur Abreise weckte, er ihm herrisch befahl, „sich zu packen," den Kopf auf die andere Seite legte, und lieber die Reise für den laufenden Tag unterlassen wollte. Erst gegen Abend ging er aus, begegnete seinen Freunden, fand deren Bemerkung, daß er Lacy Revanche schuldig sey, sehr richtig, und dinirte mit der gestrigen Gesellschaft bey einem berühmten französischen Restaurant. Tags nachher stand die Revanche an Monkton, dann an Gordon, dann an einem Vierten, dann an einem Fünften. Durham konnte sich nicht losmachen; es wäre effective Beleidigung gewesen.

So reihte sich Tag an Tag, bis aus dem Einen zehn geworden, wobey indeß Durham seiner Mutter täglich meldete, daß er nächsten Morgen bestimmt abreisen werde. Endlich war die Reihe des Revanchirens vorüber; Durham reiste, und erfuhr bey seiner Ankunft, welche Unruhe nicht bloß, sondern auch welch unangenehme Täuschung er seiner Mutter verursacht. Die Rückkehr des geliebten Sohnes zu feyern, hatte Mistreß Durham Nah und Fern zu einem Balle geladen, und weder Kosten noch Mühe gescheut, ihrer Einladung Ehre zu machen. Der Ball war glänzender und großartiger gewesen, als seit Jahren einer in der Umgegend; aber die Abwesenheit der Hauptperson hatte natürlich Abbruch gethan, und die Unruhe der halb geängsteten, halb verdrießlichen Mutter, die den fragenden Gästen das Außenbleiben des Sohnes nicht zu erklären wußte, den heitern Abend mit einer Wolke überzogen. Das Maß von Durham's Ärger wurde voll, als er gesprächsweise hörte, daß Miß L'Estrange und deren Bruder einen Verwandten in Yorkshire, bey dem sie auf Besuch gewesen, zum Balle begleitet, und zwey Nächte unter seinem eigenen Dache verweilt hätten. Da riß ihm die Geduld. „Aber in aller Welt, Mutter," rief er, „warum schrieben Sie mir nicht, sagten mir nicht, daß Sie einen Ball geben wollten."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Aus zwey sehr einleuchtenden Gründen," erwiederte Mistreß Durham, „einmal, lieber Henry, sollte der Ball eine Überraschung für dich seyn, und „beytens dünkte es mich zwecklos, an Jemand zu schreiben, den ich stündlich auf der Landstraße vermuthen mußte."

Henry beschied sich, daß alle Schuld ihn allein treffe, und er durch seine thörichte Gutmüthigkeit das kleinere Vergnügen dem größern geopfert. „Das soll mir eine Lehre, eine unvergeßliche Warnung seyn," sagte er zu sich selbst, und beschloß, hinfüro nicht andern Leuten, sondern seinen eigenen Ideen zu folgen — ein Vorsatz, der unter allen Vorsätzen der leichteste auszuführen scheint. Es gibt jedoch Menschen, und Henry Durham war einer derselben, für die es eine herkulische Arbeit ist, dem eigenen Willen zu folgen, und weil das in der That ohne starken moralischen Entschluß, ja ohne Übung und kräftige Anstrengung nicht möglich, so bedarf es meist nur eines geringen Anstoßes, eines leisen Zweifels, um in die frühere Schwachheit zurückzufallen.

So geschah es Durham. Nach Verlauf von vielleicht acht Tagen überraschte ihn ein Jugendfreund, Sir Philipp Miles. „Ich habe einen Umweg gemacht, lieber Durham," sagte er, „weil Sie mich zum Doncaster Wettrennen begleiten, und es sich eine Zeitlang bey mir in Heron court gefallen lassen sollen."

„Unmöglich," versetzte Durham; „rein unmöglich. Ich muß Mitte nächster Woche in London seyn. Meine Mutter hat es erst gestern ihrem Bruder, Sir Gilbert, geschrieben. Außerdem ist der Oheim unwohl, und wünscht mich in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen."

„Begreife, guter Durham, begreife," lächelte Sir Philipp, „aber ein oder zwey Tage können gewiß nicht in Betracht kommen. Schreiben Sie Ihrem Oheim, und melden Sie sich für Sonnabend Abend."

Durham schwieg. Das Doncaster Wettrennen hätte er gerne gesehen; die Geschäftsbesprechung mit dem Oheim konnte recht füglich einen oder zwey Tage anstehen, und vor nächsten Sonnabend, das wußte er, wollten Miß L'Estrange und ihr Bruder nicht in London seyn. Dennoch weigerte er sich, bis der Andere erwähnte, daß seine Lieblingsstute Ellen um den Becher wettlaufen, es ihm die ganze Freude verderben würde, wenn Durham nicht das Rennen sähe, und er nebenbey in Betreff eines Hausbaues auf den Rath des in derley Dingen bewanderten Freundes mit Gewißheit gezählt habe. Da gestand sich Durham, daß, ohne Ursache consequent zu seyn, Starrsinn heiße, und der Jugendfreund ein Recht habe, wegen grundloser Verweigerung einer Bitte ihm böse zu seyn. Also gab er nach, und begleitete Sir Philipp nach Heron court zum Wettrennen.

„Liebster Durham," sagte Sir Philipp am Morgen des Wettrennens, „Sie thun mir den Gefallen, meine Cousine Louise auf die Bahn zu fahren; ich habe Ihnen mein Curricle bestellt."

„Aber, liebster Miles," antwortete Durham, „Sie wissen, ich wünschte zu reiten. Ein Wettrennen gilt mir keinen Pfifferling, wenn ich nicht nachreiten kann. Und außerdem haben Sie Miß Miles versprochen, selbst sie zu fahren."

„Das habe ich allerdings," erwiederte Sir Philipp, „doch Cousins und Cousinen nehmen das nicht so genau. Dazu kommt, ich muß pünctlich auf der Bahn seyn, und weiß schon, wenn ich fort will, ist Louise nicht fertig; sie ist niemals fertig. Das Nachreiten sollen Sie deßhalb keineswegs ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

büßen, liebster Durham; ich schicke ein Pferd für Sie voraus, und sobald Sie auf dem Stand sind, schwingen Sie sich in den Sattel."

Durham konnte nicht nein sagen, und hätte es doch so gerne gesagt. Abgesehen, daß er sich auf das Reiten gefreut, war es ihm aus besonderen Gründen unangenehm, Miß Miles zu fahren. Miß Miles war zwar arm, aber weder häßlich, noch ungebildet. Im Gegentheil, sie konnte hübsch heißen, und die Welt behauptete, was auch Durham zu seiner Warnung gehört, daß sie und ihre Mutter auf den Zweck der Verheirathung trefflich zu manövriren verständen. In letzterer Beziehung fürchtete Durham freylich nur die Möglichkeit eines „Geredes." In seinem Herzen herrschte Fanny L'Estrange. Was war indeß zu thun? Durham mußte Miß Miles fahren, und sie widerlegte die Verleumdung von ihrem Niemalsfertigseyn dadurch, daß sie kaum eine Minute auf sich warten ließ. Schon das versöhnte Durham einigermaßen, und als er mit seiner Begleiterinn zur rechten Zeit auf der Rennbahn eintraf, und das vorausgesendete Pferd erblickte, war er in der Freude seines Herzens so artig, Miß Miles sein Bedauern zu äußern, daß er sie verlassen müsse. Miß Miles hatte keine Antwort. Wie er aber anhielt, dem Reitknecht die Zügel zuwarf, und sich erhob, legte Miß Miles ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Wenn Sie nicht bey mir bleiben wollen, Durham, so bitten Sie eine befreundete Familie, mich in ihren Wagen aufzunehmen; nur lassen Sie mich nicht allein."

Wenig fehlte, der weiche Laut des aus dunklem Auge ihn vertrauensvoll anblickenden Mädchens hätte Durham sofort von seinem Vorhaben abgebracht. Er schwankte, aber er wollte standhaft seyn. „Ich sehe keine Familie, die ich kenne," sagte er, nachdem er in jeder Richtung umhergeblickt. — „Ich fürchte, Sie werden mich allein lassen müssen, Durham," erwiederte Miß Miles. Eine tiefe Wehmuth zitterte in ihrer Stimme, und es war unstreitig nur das Gefühl des Dankes, das durch die Thräne in ihrem Auge leuchtete, als Durham sie versicherte, daß er lieber nichts vom Wettrennen sehen, als sie allein lassen wolle. Auch bekam er von Ersterem sehr wenig zu sehen.

Ohne wegen seiner Ritterlichkeit mit sich unzufrieden zu seyn, faßte er doch am nächsten Morgen den festen Vorsatz, heute auf keine Weise das Vergnügen des Wettrennens zu verlieren, zumal heute der Haupttag war, wo es den Preis des Bechers galt. Gerüstet mit der feinsten Ausrede, falls ihn Philipp wieder ersuchen sollte, Miß Miles zu fahren, ging er zum Frühstücke. Aber Sir Philipp war bereits fort auf die Rennbahn. Sein Interesse am heutigen Tage hatte ihn zu frühem Aufbruch veranlaßt. Durham war mit seinem weitern Plane schnell fertig. Unmittelbar nach dem Frühstücke wollte er — der Gefahr trotzend, Anstoß zu geben — in aller Stille sein Pferd besteigen, und dem Hauswirthe folgen. Der Himmel weiß aber, wie es kam, — wenigstens wußte Durham nicht, wie es gekommen war — ehe er den Frühstückstisch verließ, hatte er sein Pferd dem jungen Miles abgetreten, und sich bereit erklärt, Miß Miles zu fahren. Indessen hatte er aber ausdrücklich bedungen, daß Miles das Pferd nur bis auf die Rennbahn reiten, und dann an Durham's Statt den Platz neben seiner Schwester einnehmen solle. Der junge Miles fand es aber viel plaisanter, zu Pferde als neben seiner Schwester zu sitzen, und der Becher war verloren und gewonnen, und das Tages-

rennen ziemlich vorüber, ehe er Durham's Curricle entdecken konnte. „Auf mein Wort, Durham," lautete die Entschuldigung; „ich bin die Bahn hin- und zurückgeritten, und habe mich die ganze Zeit nach Ihnen umgesehen." Hin- und zurückgeritten war Miles allerdings, nur hatte er sich, statt nach Durham, nach den Rennpferden umgesehen.

(Der Schluß folgt.)

Aehrenlese auf alten Feldern.

I. Das Lächerliche.

Solutos qui captat risus hominum
famamque dicacis, hunc tu caveto.
Horatius.

Das Lächerliche gleicht dem Erhabenen darin, daß beydes gleich schwierig zu definiren ist.

Extreme berühren sich. Sollte daher nicht auch in dem Umfange des Lächerlichen und des Erhabenen irgend ein Punct ausfindig zu machen seyn, in welchem diese entgegengesetzten Qualificationen sich berühren? Wer will zum Beyspiele entscheiden, ob Diogenes lächerlich oder erhaben war?

Oftmals werden im wirklichen Leben und in jenem Luftreiche, wo die Einbildungskraft vorherrscht, Kühnheiten begangen, welche lächerlich werden, sobald sie aufhören erhaben zu seyn.

Der Ursprung des Lächerlichen datirt sich vom Anbeginne der Welt her. Die Satyre ist älter als die Ode. Die Griechen besaßen einen Archilochus und einen Hipponax, bevor sie einen Pindar hatten.

Den Begriff des Lächerlichen richtig wiedergeben zu wollen, dürfte eben so schwierig seyn, als dessen physischen Ausdruck (das Lachen) zu definiren. Man müßte fürs Erste die Art des Gefühles ergründen, welches ein lächerlicher Mensch oder eine lächerliche Handlung in uns hervorbringen: ein Gefühl, welches weder dem Hasse, noch der Verachtung, noch dem Mitleide ähnelt, und für welches man bis jetzt noch keinen genau bezeichnenden Ausdruck gefunden hat.

Duclos meint, das Lächerliche bestehe darin: gegen die Meinung oder Mode eines Landes zu verstoßen. Diese Erklärung mag in Bezug auf das rein Localläcerliche (wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen) vollkommen richtig seyn. Jedwedes Land, jedwede Stadt, jedwede Cotterie hat indeß ihre aparte Meinung und Mode. Dasselbe, was in Paris gegen diese beyden Autoritäten Sünde ist, kann zu Petersburg ganz vernünftig scheinen; was im St. James-Parke most fashionable ist, kann zu Madrid für abgeschmackt gelten. Von welcher Meinung und Mode spricht daher Duclos? In seinem Sinne wäre das Lächerliche vollkommen relativ und bedingt; es gibt jedoch ganz gewiß absolut lächerliche Dinge, welche an jedem Orte und zu jeder Zeit sich als solche fühlbar machen.

Unter den französischen Moralisten sind Labruyère und Larochefoucault auf einen und denselben Gedanken verfallen. „Man macht sich nie so lächerlich durch die Eigenschaften, die man wirklich besitzt, als durch jene, die man sich das Ansehen gibt zu besitzen," sagt Letzterer. Labruyère gibt dieselbe Idee mit andern Worten: „Man ist niemals so lächerlich durch die Fehler, die man wirklich besitzt, als durch jene, die man verbirgt, oder durch jene, die man affectirt."

Man macht lächerlich, man wird lächerlich gemacht; es ist dieß ein ewiger Kampf unter den Menschen. Niemand ist gepanzert und Niemand bleibt unangegriffen. Den Helden schützen seine Lorbeern so wenig, als den Bettler seine Lumpen (ja, diese schirmen ihren Mann bey weitem besser). Einen Köcher besitzt Jedermann, Niemand einen Schild.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Philosophen behaupten: „Wenn dir Menschen vorkommen, an denen du nichts Lächerliches findest, so ist dieß bloß ein Zeichen, daß du nicht sorgfältig suchtest.“ Aber wo ist der Unglückliche, der keinen Feind hätte? Und wo ist der Mann, der an seinem Feinde nichts Lächerliches entdeckt? Vergebens sucht selbst der Weise ein Bollwerk für seine Person; er wird Blößen zeigen und dem Geschosse seiner Neider nicht entgehen. Aber Philosophie ist ihm der himmlische Balsam, der den Schmerz seiner Wunde lindert.

Die Furcht, sich lächerlich zu machen, gleicht der Gespensterfurcht: sie existirt nur für jene, welche daran glauben. Leuten, welche Andere lächerlich machen wollen, begegnet man am besten durch gute Laune, zuweilen auch durch Gleichgültigkeit und stille Verachtung. Die Pfeile der Mexicaner durchdrangen eiserne Rüstungen; wollene Röcke, die man gegen sie als Schirm brauchte, vereitelten ihre Wirkung.

Alle diese sogenannten Lächerlichmacher, **ces petits donneurs de ridicules**, von denen die Gesellschaft wimmelt — hätten sie sich nicht dem mühseligen Geschäfte unterzogen, Andere lächerlich machen zu wollen, so würden sie selbst die jämmerlichsten Figuren abgegeben haben. Sie gleichen jenen Verbrechern, welche Henker wurden, um das eigene Leben zu fristen; denn die Furcht, lächerlich zu werden, erstickt mehr Talente und gute Eigenschaften, als sie Fehler zu verbessern im Stande ist.

Beyträge zur Characteristik Napoleons.

Folgende Zeilen sind kurze Auszüge aus verschiedenen französischen Journalen, von denen gegenwärtig nur wenige Exemplare, vielleicht gar keine, in Deutschland existiren dürften. Wir halten jede fernere Bemerkung für überflüssig, und erlauben uns bloß noch, auf das Datum der verschiedenen Absätze aufmerksam zu machen, da sich einige dieser Zeilen dem Leser von heutzutage als in Erfüllung gegangene Prophezeyungen darstellen werden.

(Jänner 1798.) Man gebe sich doch nicht so viele Mühe, um zu errathen, was aus Buonaparte werden wird. Das Publicum hielt ihn bisher für einen General, für einen Eroberer, vielleicht für einen Diplomaten, sicherlich für einen ehrgeizigen Kopf, und ich glaube, daß er selbst die nemliche Meinung von sich hägt; aber Garat, sein College im „Institut de France,“ hat es uns und ihm erklärt, welches sein eigentlicher Charakter sey: „Buonaparte ist ein Philosoph, der Einen Augenblick an der Spitze von Armeen gestanden hat.“

(Februar 1798.) Seit dem Bestehen der Republik gab es keinen General wie Buonaparte, der im Besitz von so vielen Mitteln gewesen wäre, um sich der Revolution zu bemächtigen, und sie nach seiner Willkür zu leiten und zu enden.

(October 1799.) Was Buonaparte betrifft, so kann man überhaupt nicht verkennen, daß sein bisheriges Leben einige jener Züge enthielt, welche gewöhnlich Männer zu characterisiren pflegen, die für große Dinge geschaffen sind.

(October 1799.) Es fällt wohl Niemanden ein, behaupten zu wollen, daß Buonaparte kein ungewöhnlicher Mann sey; aber ich bin der Ansicht, daß sein Ruf als Feldherr eine Art von Blendwerk ist. Wird er nur ein einziges Mal förmlich geschlagen, so ist es um seinen Ruhm geschehen, der in Syrien ohnedem so sehr gelitten hat. Daß man von diesem Manne so allgemein mit Bewunderung spricht, kann Niemand befremden, denn das Glück hat ihn auf ungewöhnliche Weise begünstigt und ausgezeichnet, obschon er auch den Mangel kennen lernte, und erst bey den Unru-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hen, welche vor vier Jahren (October 1795) in Paris Statt fanden, Gelegenheit hatte, sich durch seine Dienste gegen die Pariser ein Recht auf die Erkenntlichkeit der Revolutionairs zu erwerben. Er hatte schon früher in einiger Beziehung mit Barras gestanden, und erhielt nun von diesem einen Empfehlungsbrief an Matthieu, Commissär in den zwey Departements der Gironde und der Charente. Er wünschte, Secretär dieses Mannes zu werden. Der mißgestaltete Matthieu fertigte ihn ganz kurz mit den Worten ab: »Ich kann Sie nicht brauchen.« Als Buonaparte später nach Italien gesendet wurde, verließ er Paris mit 50 Louisd'or in der Tasche, die er von einem Freunde geborgt hatte.

(November 1799.) Buonaparte heißt der dritte Consul der französischen Republik. Sein Charakter ist wenig bekannt. Schweigsam und zurückhaltend wie er ist, läßt er sich schwer durchschauen, und bietet dem Beobachter keine Anhaltspuncte dar. Man kennt seine Talente als Krieger; was er aber als Staatsmann leisten wird, ist bis jetzt Geheimniß. Man erinnert sich seiner weisen Mäßigung in Italien, — seiner trefflichen Rathschläge und Ermahnungen an die Genueser, als er diese ihrer eigenen Leitung überließ, — seiner Achtung für die Religion, — und des ehrfurchtsvollen Tones, mit welchem er an den obersten Hirten der Kirche schrieb. Man weiß, daß er sich emporschwingen will, daß er sich einen Ruf schaffen will, daß er gleich Cäsar seinem Glücke vertraut, daß seine bisherigen Erfolge dieses Vertrauen einigermaßen rechtfertigen, und daß sein Name von keinem Flecken des Jacobinismus verdunkelt ist. Sieger in Italien, Negociateur des Friedens mit Österreich, Eroberer Egyptens, und überall vom Glück begünstigt und mit Huldigungen überhäuft, bedurfte es nur noch eines solchen Zusammentreffens von Umständen, wie die jetzigen, um ihn über seine bisherige, verhältnißmäßig obscure Stellung zu erheben, — und es wäre ein offenbares Verkennen seines Charakters und der obenerwähnten Umstände, wenn man hätte glauben wollen, er sey nur deßhalb so plötzlich aus Egypten zurückgekehrt, um in Frankreich die Rolle eines dem Directorium untergeordneten Generals wieder fortzuspielen.

(November 1799.) Buonaparte gelangt als Consul an das Ruder der Geschäfte, und zwar meist durch seine Reputation als Soldat. Es fehlt freylich nicht an Leuten, welche der Meinung sind, daß er einen großen Theil dieser Reputation den unter ihm dienenden Generalen, der Tapferkeit der Truppen, und den zahllosen Fehlern verdanke, die der Feind begangen. Es wird ferner auch behauptet, — und mit Recht, wie wir fürchten, — daß er mit dem Leben seiner Leute wenig haushälterisch war. Allein die unbegrenzte Ergebenheit seiner Generale, und das blinde Vertrauen seiner Soldaten, welche ihn keinen Augenblick noch verlassen haben, bezeugen, daß er größtentheils wohl selbst der Schöpfer seines Glückes gewesen sey. Ein Mann, der vor vier Jahren noch gänzlich unbekannt war, und der heute schon stark genug ist, um sich, trotz Parteyen und Leidenschaften, der Revolution zu bemächtigen, — ein solcher Mann muß auch außerhalb des Schlachtfeldes Talent, Charakterstärke und politischen Tact entwickelt haben.

(December 1799.) Glänzende Siege haben für Buonaparte den Weg zur höchsten Machtstufe gebahnt; aber die Franzosen werden sich einstens, wenn er gesunken seyn wird (denn er wird sich eben so wenig halten können, als all' seine Vorgänger) befragen, welchen Nutzen ihnen seine Siege gebracht. Sie werden sich einst fragen, ob einige Dutzend Statuen und Gemälde hinreichenden Ersatz gewähren, für die Tausende von Menschen, die man jenseits der Alpen geopfert hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(December 1799.) Wir wagen es zu behaupten, daß Buonaparte stark genug seyn wird, sich selbst einen Thron zu erbauen, wenn es ihm gelingt, sich nur fünf Jahre lang als Consul am Staatsruder zu erhalten. Wer wird es dann wagen ihm die Krone streitig zu machen? Und wird nicht die Armee in unisono ausrufen: „Vive le Roi!"

Notizenblatt.

K. K. Hofburgtheater. Am 17. October: Iffland's fünfactiges Lustspiel: „Leichter Sinn," neu in die Scene gesetzt. Seit einiger Zeit beginnt das k. k. Hofburgtheater uns für den Mangel tüchtiger, neuer Werke im Fache des Lustspiels durch in Scenesetzung älterer Stücke von Kotzebue, Iffland ꝛc. zu entschädigen. Man kann immerhin annehmen, daß das Publicum dabey in Beziehung auf den moralischen Eindruck der Bühne gewinnt, und in Beziehung auf Unterhaltung nichts verliert, wenngleich das Bedauern sich wiederholt aussprechen muß, daß das Gewesene uns die frische, blühende Gegenwart, die Übersetzung aus der Vergangenheit den frohen Pulsschlag des Lebens und des Wirkens ersetzen muß! — Immerhin wird diese Auskunft bey der Leitung einer Bühe zu empfehlen seyn, welche alles Unwürdige, alles Halbe und Mangelhafte ausschließend, gleichsam die Blume des deutschen Bühnengeschmacks repräsentiren soll. Man ist dabey immer sicher das Gute zu wählen, ohne es erst aus einigen hundert eingereichten Werken unter eigener Verantwortung herausfinden zu müssen. Für die Schauspieler kann kaum ein glücklicherer Schritt gethan werden. Eben in den Werken älterer Meister, eben in dem älteren deutschen Lußspiel mit seinen glorreichen Traditionen finden diese den besten Maßstab für ihre Mängel und die täglich mehr überhandnehmende Zerrissenheit des Ensembles, die Verschiedenheit der Ansichten und der Schulen, die sich auf der deutschen Bühne, wie sie jetzt ist, schonungslos neben einander geltend machen. Haben wir bloß zu wählen zwischen den Schatten der Gegenwart und der Vergangenheit, so ziehen wir die Vergangenheit unbedingt vor — bleibt uns bloß die Wahl zwischen den Übertreibungen des neueren, in Fetzen zerrissenen Dialogs und des älteren, schwerfälligen, der seinen Satz immer vollendete, wenn er auch lang ist, so stimmen wir für den älteren — kann uns die Bühne nicht mit guten Werken erfreuen, die aus dem Geiste der Gegenwart hervorgehen, so wollen wir uns zu der berühmten Whistparthie der alten Herren setzen und gelassen zusehen, wie bald Iffland und bald Schröder, bald Jünger und bald Kotzebue einen trick macht. — Von der Darstellung der heutigen Reprise ist zu melden, daß Dlle. Enghaus, Mad. Brede und die HH. Korn, Marr, Herzfeld und Wilhelmi redlich bemüht waren, uns die gute, alte Zeit möglichst zurückzuzaubern. —m—

Merkwürdige Meererschütterung. Nachrichten aus der ostindischen Insel Banda melden, daß man dort vom 23. bis 26. November 1841 seltsame Phänomene beobachtet habe. Während nemlich am 23. November eine erstickende Hitze mit völliger Windstille eintrat, erfolgte bald darauf ein Erdbeben, welches 50 bis 60 Secunden anhielt. Diese Erschütterungen wiederholten sich, und wurden am 26., wo sie 2 Minuten lang anhielten, am stärksten und bedrohlichsten. Nicht lange darnach bemerkte man, daß das Meer unruhig zu werden anfange, und bey einen heftigen Wellenschlag ein Getöse verursache, das dem Rauschen eines heftigen Platzre-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gens ähnlich war. Selbst die Schiffe am Ufer waren in großer Gefahr, von dem ungestümen Wogendrange zertrümmert zu werden. Es war die Zeit der Ebbe, und doch stieg die See 9 Fuß über die gewöhnliche Höhe; hier thürmten sich ungeheuere Berge von Wellen empor, dort öffneten sich Abgründe, als sollten die Schlünde der Hölle sichtbar werden, zugleich senkten sich die Wolken eben so tief herab, als sich die brausenden Wogen zu ihnen empor hoben, und entwickelten ein Schauspiel, das drey Viertelstunden lang dauerte, und jeden Zeugen mit einem eigenthümlichen Grauen erfüllte. 28.

Riesenananas. Bey der Ausstellung der Gartencultur-producte im Louvre erhielten drey vom Baron Rothschild eingesandte Ananas den Preis; einige Tage früher hatte er deren zwey, welche noch größer waren, nach Frankfurt abgeschickt. Eine dieser Früchte, von der Gattung „Providencia," hatte 63 Centimeter Umfang und 30 Höhe — eine Größe, die noch nicht erreicht worden seyn soll. Man wünscht allgemein, daß es dem geschickten Gärtner des modernen Crösus, Hrn. Bergmann, öfters gestattet seyn möchte, die Wunder seiner Treibhäuser in Boulogne zur öffentlichen Nacheiferung auszustellen. 22.

Weiberverkauf. Ein solcher hat dieser Tage zu Wogan in England auf dem öffentlichen Marktplatze Statt gefunden; die beyden Gatten waren aus einer benachbarten Gemeinde dahin gekommen, das Weib hatte die gewöhnliche Toilette mit dem Stricke um den Hals. Der Abnehmer dieses raren Artikels bezahlte dafür 26 Schillinge (ungefähr 13 fl. C. M.) 10.

Modebericht.

Die plötzlich eingetretene Kälte hat veranlaßt, daß viele Mäntel vom vorigen Jahre hervorgeholt wurden; ungeachtet aller Veränderungen, welche die Mode vorgenommen hat, scheint es doch, daß der Sammtkragen in seiner Herrschaft bleiben werde. Warum man ihn jetzt camail anstatt mantel espagnol nennt, weiß Niemand; der Sache nach bedeuten beyde Benennungen ein und dasselbe Kleidungsstück. Im Winter werden diese Camails eine Garnitur von Marder oder Hermelin erhalten. Das letztgenannte Pelzwerk wird auch als Pelerine und Garnitur auf Sammtüberröcken, Wilshouras u. dgl. erscheinen.

Mäntel von Cashmir, mit Hermelin gefüttert, welche ringsumher und an beyden bis an die Kniehöhe gespalteten Seiten mit Hermelin passepolirt sind, dürften als etwas Ausgezeichnetes gelten; in einigen der bedeutendsten Modemagazine sieht man schon einzelne Exemplare davon.

Müffe von Hermelin und Zobel finden sich ebenfalls bereits ein; sie sind etwas kleiner und an beyden Seiten durch breite, weiße Atlasbänder geschlossen. 6.

Modebild XXXXII.

Kleid von Gros de Tour mit Zwirnspitzen geziert. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

(Derselbe hat die Ehre hiemit anzuzeigen, daß er vor einigen Tagen von Paris hier angekommen ist.)

Haube von Tull Illusion mit Rosen. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

210

Freytag, den 21. October 1842.

Geschichte eines Menschen, der nicht Nein sagen konnte.

(Schluß.)

Inzwischen bewunderten sämtliche Bewohner von Heron-court Henry's ausnehmende Gutmüthigkeit, und Miß Miles und deren Mutter nannten ihn den liebenswürdigsten jungen Mann von der Welt. Auch rühmte man einhellig seine Aufmerksamkeit für die arme Miß Miles, die bisher oft vernachlässigt worden war, und so fiel bey allen Gelegenheiten bald Miß Miles allein, bald sie und ihre Mutter Durham zu. Freylich war diesem daran durchaus nichts gelegen. Aber er konnte nicht Nein sagen, konnte keine Bitte verweigern, nicht einmal unterlassen, was man von ihm zu erwarten schien. Wenn dem gemäß Miß Miles heute mit ihm fuhr, morgen beym Diner neben ihm saß, und übermorgen auf dem Balle ausschließend mit ihm tanzte, so mußte das auffallen, mußte zuletzt Jedermann glauben und sagen, Miß Miles habe endlich einen Fang gethan, und Mutter und Bruder trugen möglichst Sorge, durch Winke und Andeutungen das Gerücht zu unterstützen. Eigentlich thaten sie mehr; sie gaben Durham zu verstehen, daß sie ihm ernstliche Absichten zutrauten, und so oft er vom Weggehen sprach, protestirte die ganze Familie, den Baronet inbegriffen, und bestürmte ihn so unabweisbar, bis zu einer bestimmten Zeit zu bleiben, bis zu dem und dem Balle, bis zu dem und dem Schauspiele, bis zu dem und dem Picknick, daß nach Verlauf eines Monats Durham noch in Heron-court und mit Louise Miles stillschweigend verlobt war. Förmlich um sie geworben hatte er nicht, aber bergen konnte er sich eben so wenig, daß die Familie seine Werbung stündlich erwartete, daß in den Augen der Welt die Sache richtig war, und daß, so weit äußerer Schein ging, die Familie zu ihrer Erwartung, die Welt zu ihrer Vermuthung ein Recht habe.

Während dieser Krisis erhielt Durham eines Morgens beym Spazierenreiten einen Brief aus London, der ihn an das Todbett seines Oheims rief, und um augenblicklichen Aufbruch bat. Da zufällig Niemand bey ihm war, der sich seiner Abreise widersetzte, schlug er sofort die Straße nach London ein, und hatte die nächste Poststation erreicht, ehe die Manövrirerinnen in Heron-court von dieser energischen Maßregel etwas erfuhren. Er selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber, einmal auf der Landstraße, fühlte sich so frey, als sey er in ein bezaubertes Schloß gebannt gewesen, und durch die Hülfe einer wohlthätigen Fee befreyt worden.

In London angekommen, eilte er ohne Verzug zum Oheim, und hörte, daß derselbe nicht bloß wiederholt nach ihm gefragt, sondern daß auch vermuthlich in Folge der durch sein Außenbleiben verursachten Aufregung, dessen Zustand sich wesentlich verschlimmert habe. Für den Augenblick befand der Kranke sich zwar besser, doch zweifelten die Ärzte an seiner Genesung. Alles dieß, verbunden mit der Nachricht, daß Miß L'Estrange und deren Bruder den Oheim unermüdlich gepflegt, machte Durham mit sich selbst im höchsten Grade unzufrieden. Er bedauerte die Unruhe, in die er den Oheim versetzt, ärgerte sich, so viel von Miß L'Estrange's Gesellschaft verloren zu haben, fürchtete den widrigen Eindruck, den sein Wankelmuth auf sie und ihren Bruder gemacht, und schauderte bey dem Gedanken an sein verdrießliches Verhältniß zu Miß Miles. Mit mühsam errungener Fassung trat er bey Sir Gilbert ein, und suchte sich zu entschuldigen. „Lassen Sie das," unterbrach ihn der Oheim, „meine Stunden sind wahrscheinlich gezählt; ich habe daher keine Zeit, über Vergangenes zu zürnen; ich wünsche mit Ihnen von Zukünftigem zu reden; doch das Eine muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie sich nicht abgewöhnen, den Worten des ersten besten Narren oder Schuftes, der Ihnen in den Wurf kommt, Gehör zu geben, Sie einst Ursache haben werden, es schwer zu bereuen. Wovon ich nun mit Ihnen zu reden wünsche — und das unter der Bedingung, daß Sie nicht schwach genug sind, Ihre eigenen Pläne meinen Wünschen oder den Wünschen anderer Leute nachzusetzen — haben Sie ein Heirathsengagement?"

„Nein, Oheim," anworte Durham, und da er nie um Miß Miles geworben, und seit er aus **Heron-court** entwischt, auch die Hoffnung nährte, es nie thun zu müssen, glaubte er sich zu diesem Nein berechtigt.

„Aber ein Herzensattachement?" fragte der Oheim.

„Ja, das habe ich."

„Und zu wem, wenn ich fragen darf?"

„Dürfte ich Ihres Beyfall mich versichert halten, Sir Gilbert?" sagte Durham zögernd.

„Kümmern Sie sich nicht um meinen Beyfall; reden Sie frisch von der Leber; meine Meinung sollen Sie dann hören."

„Gut, Oheim, so verhehle ich Ihnen nicht, daß ich gewagt habe, meine Augen auf Ihre Mündel, auf Miß L'Estrange zu werfen."

Sir Gilbert's Stirn erheiterte sich; lächelnd sagte er: „Recht schön, mein junger Herr; glauben Sie denn aber, daß auch Miß L'Estrange ihre Augen auf Sie geworfen hat?"

„Als wir in Paris waren," erwiederte Durham, „gab ich mich der Hoffnung hin, Miß L'Estrange nicht unangenehm zu seyn. Doch bin ich seitdem so unglücklich gewesen, sie nicht wieder zu sehen, und —"

„Unglücklich? Sagen Sie, einfältig und unbesonnen, und wäre sie Ihnen inzwischen entgangen, so wäre das genau, was Sie verdient haben. Aber die Mädchen sind nur zu gute Geschöpfe, gute Narren, die mehr verzeihen, als sie sollten. Miß L'Estrange und der Oberst werden heute bey mir speisen. Ich kann nicht zur Tafel kommen. Also nehmen Sie meinen Platz ein,

und merken Sie sich's, Herr Neffe, lassen Sie sich die Gelegenheit nicht wieder entschlüpfen, die Sache muß richtig werden, ehe ich die Augen schließe."

Wie glücklich wäre Durham gewesen, wären nicht Heron-court und Louise Miles gespensterähnlich ihm entgegen getreten! Wie verwünschte er die Schwäche, die ihn nach dort geführt, die tägliche Schwäche, die ihn festgehalten und verstrickt! Dann richtete er sich auf. „Es war das letzte Mal!" rief er laut, „von nun an folge ich meinem eigenen Sinne. Noch heute werbe ich um Fanny L'Estrange, und kann es seyn, heirathe ich sie morgen. Der Oheim wünscht es; er soll seinen Wunsch erfüllt sehen, bevor ihm der Tod die Augen schließt. Und bin ich einmal verheirathet, kann Louise Miles mir keinenfalls etwas anhaben."

Durham that, was Menschen seines Charakters gewöhnlich thun. Sie fassen einen raschen Entschluß, während sie noch die Folgen ihrer Schwachheit schmerzlich empfinden, und überstürzen die Ausführung. Die Miles sollten Durham nicht ein zweytes Mal packen, ihn nicht ein zweytes Mal in ihre Gewalt bekommen! Also warf er jeden Gedanken an Louise und ihre Ansprüche von sich, und drängte die gewonnene Braut zu schnellster Verbindung. Sir Gilbert unterstützte ihn, und Rücksichten auf den Krankheitszustand des alten Herrn bewirkten die Einwilligung der Braut und ihres Bruders.

Der Hochzeitsmorgen kam, und Henry Durham wollte eben in den Wagen steigen, der ihn zur Braut, mit ihr zum Altar führen sollte, als ee eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Er wandte sich — Lionel Miles stand vor ihm. Sein Herzblut stockte, seine Gestalt bebte, sein Gesicht erbleichte. Durham war kein Feigling, aber das Gewissen schlug ihm. Er war verlockt, wider seinen Willen umgarnt worden. Konnte ihn das vor der Welt, vor sich selbst entschuldigen? — Dann sah er sich ergriffen im Momente des Entschlüpfens aus einem Verhältnisse, das er zwar nicht ausdrücklich, aber doch schweigend gutgeheißen, erkannte sich wortbrüchig an einem Versprechen, das er zwar nicht dem Ohr, aber doch der Hoffnung gegeben, und verachtete sich, wie er fühlte, daß die Welt ihn verachten werde. Das trieb ihn zur Verzweiflung, und auf die Anrede Miles': „Sie werden blaß, mein Herr; mein Erscheinen ist Ihnen unerwartet," hob Durham den Fuß vom Wagentritte und antwortete kalt: „Ich stehe zu Diensten." Damit gingen Beyde ins Haus auf Durham's Zimmer.

„Ich komme, Sie zu fragen," hob Miles an.

„Was ich nicht beantworten werde," fiel Durham ein, „ich habe nur Eine Erklärung; hier ist sie." Er öffnete ein Pistolenkästchen, schob es Miles zu und sagte: „Laden Sie selbst, für sich und mich, wenn Ihnen das Genugthung dünkt."

„Erlauben Sie nur einige Worte," entgegnete Miles, sichtlich überrascht.

„Sie sind unnütz," rief Durham, „ich wiederhole, daß ich keine andere Erklärung gebe, keine geben will. Ich biete Ihnen Genugthuung. Mögen Sie sie nicht, so verlassen Sie mein Haus."

Das war zu viel. Miles ladete die eine, Durham die andere Pistole. Sie stellten Stühle, sich dahinter. Miles sollte drey zählen, dann Beyde gleichzeitig feuern. Keiner zielte, Beyde wurden getroffen, Miles leicht in die Schulter, Durham zum Tode in die Brust. Zwey schmerzliche Athemzüge, und er hatte aufgehört zu seyn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Später ergab sich, daß Miles nach London gekommen war, Durham wegen des, seine Vermählung betreffenden Gerüchts freundschaftlich zu befragen. Er floh auf den Continent; Fanny L'Estrange trauerte lange und tief um den Geliebten, die Todeskunde kürzte des Oheims Leben! in Schmerz und Einsamkeit verbrachte Henry's Mutter den Rest ihrer Tage, und Alles das geschah, weil Durham nicht die Kraft besessen, das Wörtchen Nein zu sagen.

Aehrenlese auf alten Feldern.

II. Der bon ton.

Die Chinesen besitzen ein Gesetzbuch über den bon ton, welches, wie uns der Abbé de Mercy versichert, mehr als dreytausend Hauptpuncte enthält. Die geringfügigsten Kleinigkeiten, zum Exempel die Art und Weise, wie man grüßen, wie man Besuche machen und selbe empfangen soll, wie Geschenke zu überreichen, Briefe zu schreiben, Reunionen zu veranstalten sind ꝛc., werden darin vorgeschrieben. Diese Bestimmungen haben Gesetzeskraft, und Niemand wagt es, sie zu übertreten; auch besteht zu Pecking ein eigener Gerichtshof, dessen Hauptaugenmerk es ist, über deren genaue Befolgung zu wachen.

Wenn wir indeß die vielen Bücher und Broschüren in Erwägung ziehen, welche über diesen Gegenstand sowohl in Europa als in Amerika bis jetzt veröffentlicht wurden, so dringt sich uns die Bemerkung auf, daß wir auf gutem Wege sind, mit den Chinesen in dieser Hinsicht rivalisiren zu können.

In Frankreich ist eine der vorzüglichsten Maximen die folgende: „Trachtet für mehr zu gelten, als Ihr wirklich seyd; und coûte qui coûte, macht Euch bemerkbar, auf daß von Euch gesprochen werde."

„Um vollkommen guten Ton zu besitzen," äußert der Engländer Johnson, „sollen Eure Manieren von der Profession, die Ihr ausübt, durchaus keinen Anstrich haben. Es muß im Gegentheile eine allgemeine Eleganz über Euer Wesen verbreitet seyn. Man muß lange mit Euch conversiren können, ohne aus Eurem Gespräche herauszufinden, welcher Classe Ihr angehört."

Wenn die Leute auf der Straße stehen bleiben, und Euch nachsehen, so ist dieß ein Zeichen, daß Ihr nicht gut gekleidet seyd.

Eure Garderobe verfehlt gleichfalls den Zweck, sobald selbe ausschließlich (und ohne Rücksicht auf Eure Persönlichkeit) die Aufmerksamkeit des Publicums erregt. Kleidung und Mann darf nie von einander zu trennen seyn; sonst seyd Ihr nur wandernde Auslagekasten der Handwerksleute, die für Euch arbeiten.

Verwendet besondere Sorgfalt auf die Wäsche. „Großen Wechsel, feine Leinwand, und, wo möglich, auf dem Lande gewaschen" (country-washing) pflegte der unsterbliche Monarch von Bath, Brummel, zu sagen.

„Begegnet Ihr einem parvenu oder irgend Jemand, dessen Stolz Ihr demüthigen wollt, so grüßt ihn auf äußerst herablassende Weise. Oder noch besser: wartet, bis er grüßt, und stellt Euch sodann erstaunt, wobey Ihr etwa ausrufen könnt: „Ach! Herr von N. N.!"

Als eine allgemeine Regel gilt: „Habt Ihr besonders schöne Zähne, so könnt Ihr bey der Verbeugung lächeln, ohne irgend etwas zu sprechen. Begegnet Ihr Jemanden, mit dem Ihr Euch überworfen habt, so wäre es arger Verstoß gegen den bon ton, ihn nicht zu grüßen. Habt jedoch wohl Acht, daß Euer Gruß so höflich als möglich ausfalle."

Eine zweyte allgemeine Regel: „Gewöhnt Euch die Conversationen unter freyem Himmel ab, besonders mit Bezug auf Eisenbahn- oder Dampfbootbekanntschaften. Machen diese Letzteren Miene, Euch ansprechen zu wollen, dann ist es an der Zeit den Stecher zu gebrauchen und auszurufen: „Um Verzeihung, ich habe nicht die Ehre!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Begegnet Ihr einer Dame von Eurer Bekanntschaft, so zögert mit dem Gruße, bis Ihr seht, daß sie Euch bereits entgegenlächelt (ausgenommen Ihr steht auf sehr vertraulichem Fuße mit ihr). Die Ursache ist diese: Wenn Ihr der Erste grüßt, so könnte es ihr vielleicht einfallen, Euch nicht kennen zu wollen — eine Situation, aus welcher ein Gentleman sich schwerlich mit Ehren herausziehen dürfte. Grüßt hingegen die Dame zuerst, so seyd Ihr als Mann verpflichtet, ebenfalls zu grüßen, und jedweder Fatalität ist dadurch begegnet."

„Trefft Ihr einen Freund auf der Straße, in einem Kaffehhause, Theater oder überhaupt an einem öffentlichen Orte, so nennt ihn ja nicht bey seinem Familiennamen; thut es wenigstens nicht so laut, daß die Nebenstehenden es hören. Leute von gutem Ton und richtigem Tact lieben es nicht als ein Herr von Mayer oder Herr von Schmidt gleichsam „vorgezeigt" zu werden, und die Blicke der neugierigen Menge auf sich zu ziehen, welches jedesmal die unausbleibliche Folge davon ist."

Fragt deßgleichen niemals mit lauter Stimme: „Wie geht es Ihrer Frau? Oder Ihrem Manne? Ihrer Mutter, Schwägerinn oder Großmutter? Sondern: Wie befindet sich Herr von N. N.? oder Frau von N. N.?" — — —

Lemberger Briefe.

Lemberg, im September 1842.

Ich will die seit meinem letzten Schreiben in schneller Folge erschienenen, interessanten Theaternovitäten für den nächsten Brief zurücklegen und Ihren Lesern über das, was so gewöhnlich Literatur genannt wird, einen andeutenden Überblick geben. Die polnische Literatur ist rührig und fördert hierorts vorzugsweise die nationale Philologie, und in den Zeitschriften vaterländische Geschichte und Belletristik. Wir haben fünf polnische Zeitschriften: 1. **Gazeta Lwowska** (Lemberger Zeitung), gegründet im Jahre 1811, Eigenthum der Kratter'schen Erben, welche mit der Amts- und Intelligenzbeylage dreymal in der Woche erscheint. Damit ist seit 1817 ein literarisches Wochenblatt: **Rozmaitosci** verbunden. Redacteur ist der durch sein erfolgreiches aufopferndes Streben zur Emporbringung des polnischen Theaters, und seine Übersetzung Schiller'scher Dramen rühmlichst bekannte J. N. Kaminski. 2. **Dziennik mód paryzkich** (Pariser Modenjournal), gegründet im Jahre 1839, erscheint monatlich in zwey Nummern mit zwey lithographirten Modebildern und ist belletristischen Inhaltes. Eigenthümer ist Hr. Thomas Kulczycki, Redacteur Hr. A. Bielowski. 3. **Lwowianin**, eine Monatschrift belletristischen, historischen und kritischen Inhaltes, wohl die ausgezeichnetste der hiesigen Zeitschriften, wenn ihre Kritik auch manchmal zu weit geht. Redacteur ist Hr. Ludwig Zielinski, eigentlicher Leiter aber der geistvolle Michalewicz, Professor der polnischen Sprache und Literatur. 4. Ein ökonomisches Wochenblatt **Przewodnik rolniczo przemystowy**, gegründet 1838 und redegirt von T. W. Kochanski, und endlich 5. gibt das Ossolinski'sche literarische Nationalinstitut eine Vierteljahrschrift für Geschichte und Geschichtsforschung heraus, welche unter dem Titel **Biblioteka zakladu naukowego imienia Ossolinskich**, mit der Unterbrechung vom Jahre 1835—1841 seit 1828 erscheint und einen Schatz meist inedirter historischer Nachrichten enthält. Redacteur ist der jeweilige Director des Institutes, einer Anstalt, der ich nächstens einen eigenen Aufsatz zu widmen gedenke. — An deutschen Zeitschriften besitzen wir, seit die „Galizia" zur Ruhe gegangen, bloß die Lemberger Zeitung mit einem Beyblatte „Leseblätter." M. E.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pferderennen in Cabul.

Die Pferderennen sind nicht bloß in der eigentlichen Heimat des edelsten Thieres dieser Art, sondern auch in Persien, Afghanistan und im nördlichen Indien eine Lieblingsunterhaltung der Großen und Reichen des Landes; doch werden sie nicht überall auf gleiche Weise abgehalten. Nach Sir Alexander Burnes Versicherung gewähren die Pferderennen in Cabul wegen der eigenthümlichen Art, mit der sie dort gewöhnlich Statt finden, eine nicht geringe Ergötzlichkeit selbst für den Fremden, namentlich für den Engländer, und es dürften nicht mehr viele Jahre vergehen, so wird dieser Pferdelauf auch auf der brittischen Insel einheimisch. Das Wettrennen ist eigentlich ein fortgesetztes Jagen von 40 und 50 Meilen, wobey man sich wohl für die Ankunft ein gewisses Ziel bestimmt, aber keinen Weg angibt, wornach also jeder Theilnehmer den kürzesten sucht, und dabey wenig beachtet, ob er auf Bäche, Flüsse, Sümpfe, Wälder und Felsen stoßen werde. Hat sich eine Wettgesellschaft von etwa zwanzig Köpfen zusammen gefunden, so wird auf gegebenes Zeichen ausgeritten, und jeder Theilhaber am Preise begleitet zu Pferde seinen Renner mehrere Meilen weit — bis er ihm aus den Augen entschwindet. Es läßt sich wohl erachten, daß es bey dieser Belustigung außerordentlich lebhaft und mitunter auch ungestüm zugehen mag, um so mehr, als sich jedesmal ungemein viele schaulustige Gäste einfinden, und das sowohl an dem Platze, wo die Pferde auslaufen, als auch am Ziele, wohin Zeugen vorausgeschickt werden, welche die Ankunft der Renner mit großem Aufsehen bekannt machen. Mit diesen Zeugen geht auch ein Preisrichter voraus.

Damit die Pferde diese große Anstrengung um so leichter auszuhalten vermögen, werden sie schon ein Paar Wochen früher täglich eingeübt, und bey jedem folgenden Ritt durch eine größere Strecke getrieben. Von zwanzig Pferden, welche um den Preis ringen, gelangen selten mehr als zwey Drittheile an das Ziel, und manch ein Reiter ist schon in einem Flusse oder Morast samt seinem Renner verunglückt. Burnes erzählt, daß während seines Aufenthaltes in Cabul ein sehr wohlbegüterter Mann und enthusiastischer Liebhaber solcher Pferderennen folgende Preise ausgesetzt habe: Der erste und lockendste war ein allerliebstes Mädchen, nur wußte der Berichterstatter nicht anzugeben, ob dieses Prämium eine **Haryarah** oder eine **Chitrali** war — denn diese Mädchenracen streiten sich um den Vorzug der Schönheit und Grazie, und zieren die indischen Pagoden wie die indischen Harems. Den zweyten Preis machten fünfzig wohlgenährte Schafe aus; der dritte Preis (laßt uns Männer nur immer erröthen) war ein Knabe, ein männliches Individuum, das dem Schafe nachgesetzt ward. Der vierte Preis war ein schönes, schnellfüßiges Pferd; der fünfte ein Kamehl; der sechste eine Kuh — der siebente eine Melone, dort ein ziemlich verächtliches Ding, das aber nur mehr zum Hohne des Gewinnes als Preis ausgesetzt worden war.

28.

Notizenblatt.

Ein Londoner Winkelsensal. Eine Prellerey, welche von einem Londoner Winkelsensal durch Vorspiegelung einer sogenannten „Seifenblasengesellschaft“ an einem Einfaltspinsel verübt worden, wurde unlängst gerichtlich anhängig gemacht, und erregte ungemeines Gelächter. Besagter „Stockbroker,“ William geheißen, wußte einem gewissen R. Hopkins 250 Actien einer angeblichen Gesellschaft: „die

Nordwest-Baumwollen-Compagnie" mit Namen, anzuhängen, und zwar was das Possirlichste dabey ist, die Actie per 4 Pence oder 10 fr. C. M. Der Tropf, welcher sich solchergestalt prellen ließ, nahm auch die Vorspiegelung, daß die Actien sothaner Gesellschaft binnen vierzehn Tagen auf 8 Pence hinaufgehen würden, für baare Münze an, wie nicht minder die Angabe, je länger er dieselben an sich behalte, je höher würden sie hinaufkommen. Richter: Was ist das für eine Actiengesellschaft, und wo hält sie sich auf? Verklagter: Ich weiß nichts von selber. Auf den Wunsch von Käufern habe ich von ihr wie von andern Gesellschaften Actien veräußert. Richter: Wenn diese Gesellschaft nicht vorhanden, haben Sie mithin unter falschen Angaben Geld erschlichen. Verklagter: Ich bin bloß ein Unterhändler, und brauche mich um das Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn irgend einer Actiengesellschaft nicht zu kümmern. Richter: Sie müssen aber doch nothwendig wissen, von wem die Scheine ausgestellt worden sind. Verklagter nannte nun ein Börsenindividuum; von Seiten des Gerichtes wurde nach demselben auf die Börse geschickt; der Bericht des zurückgekehrten Gerichtsdieners lautete, accompagnirt vom schallenden Gelächter des ganzen Auditoriums dahin, sothanes Börsenindividuum habe sich bereits vor länger als eilf Monaten von einem Kay zu Brighton ins Wasser gestürzt. Richter: Wie kann Verklagter so unverschämt seyn, mich nach einen Individuum schicken zu lassen, welches schon seit Jahr und Tag ertrunken ist? Verklagter: Dieß hab' ich nicht gewußt; es war mir wohl zu Ohren gekommen, daß er sich ins Wasser gestürzt, keineswegs aber, daß er richtig ertrunken ist. (Lautgellendes Gelächter, das löbliche Gericht beißt sich in die Lippen, um nicht mitzulachen.) Richter: Es ist unglaublich, wie weit dermalen die Schwindeley getrieben wird! Also einen andern Gewährsmann als einen schon vor Jahr und Tag Ertrunkenen wissen Sie nicht anzugeben? Wie konnten Sie sich überhaupt mit dem Verkauf solchen Zeuges befassen? Verklagter: Ich kaufte 800 Actien von der Londoner und Westminster Bank, dermalen eine der ersten im Reiche, zu 4 Pence das Stück. Richter: Gut, wann wollen Sie den Kläger bezahlen. Verklagter: Wenn er mir die Actien übergeben will, von denen, wie ich selber sagen muß, ich keine große Meinung hege, so werde ich selbe verkaufen, sobald sie eine Prämie erlangen. (Lautes Gelächter.) Richter: Ich sehe, in dieser Sache ist nichts auszurichten. Leichtgläubige Thoren lassen sich haufenweise kostspielige Bären aufheften, und werden immer wieder von andern abgelöst. Es thut mir, Kläger, vom Herzen um Ihre 4 Pf. St. 3 Pence leid, doch dieses Gericht kann Ihnen nicht wieder zu selben verhelfen, und mögen Sie durch Schaden klug werden. — Kläger überzählt mit einer wahren Schafsmiene unter dem Lachen und Kichern der Anwesenden die ihm zurückgestellten „Nordwest-Baumwollencompagnie-Actien" mit einer Sorgfalt, als ob es lauter Tausendpfundnoten wären, und empfahl sich mit einem Stoßseufzer. F. M.

Ein neues Eldorado. Die Goldminen in Nord-Carolina nehmen (laut amerikanischen Blättern) an Umfang und Bedeutung fortwährend zu, und ihre jährliche Ausbeute soll schon fünf Millionen (!) Dollars betragen. Kein Schacht geht vor der Hand tiefer, als 150 Fuß. Der größte Theil der Besitzer des Grundes und Bodens wendet gar keine Maschine an, und beschränkt sich auf Graben, Aufwühlen und Waschen der Erde. Einige Reiche haben indeß Dampf- und Wassermühlen, um das Erz zu pochen, und auch Schmelzhütten. Sehr merkwürdig ist hierbey der Umstand, daß man bey dem Graben oftmals auf alte Schachte, Maschinen und Werkzeuge stößt, welche von einem früheren Menschenstamme beym Bearbeiten dieser Bergwerke gebraucht worden sind, lange ehe noch ein Europäer einen Fuß auf jenes Festland ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setzt hatte. Darunter sind so ausgezeichnete Schmelztiegel gefunden worden, daß versichert wird, sie seyen um zwey- und dreymal dauerhafter, als es selbst die hessischen sind. 28.

Der einst weltberühmte Cockerill, oder vielmehr seine großartig begründete Anstalt lebt zu Seraing aufs Neue wieder auf, und zwar mit einer Thätigkeit und Regsamkeit, daß die Industrie kaum ein ähnliches Bild, wohl aber die Natur — in einem Bienenkorbe — hat. Man begann die Arbeit mit einem Betriebscapital von 2 Millionen Franken, und sogleich haben gegen 2000 rüstige Arbeiter in den Werkstätten sowohl als auch in den Kohlengruben Beschäftigung gefunden. Wenn die Bestellungen in dem Maße zunehmen, heißt es, als sie seit der Begründung des Etablissements angefangen haben, so dürfte Seraing in kurzer Zeit die erste Esse Vulkans werden. 9.

Pferdebrot. Ein Franzose aus Caen, Namens M. Torstain, hat, dem „Moniteur industriel“ zu Folge, eine Art Brot aus Kartoffeln gebacken, welches sich als ein sehr gedeihliches Futter für die Pferde bewähren soll. Die Ackerbaugesellschaft zu Caen hat dieses Kartoffelbrot einer Prüfung unterzogen, und gefunden, daß es wohlfeiler als jedes andere Futter zu stehen komme, und übrigens seinem Zwecke so vollkommen, wie die beste Nahrung für die Pferde, entspreche. 9.

Alter der Thiere. Ein neuerer Zoolog sagt: Das längste Lebensalter hat unstreitig der Wallfisch, denn er kann 1000 Jahre alt werden — und unsers Wissens gibt auch der große Cuvier diese Möglichkeit zu. Er ist indeß kein eigentlicher Fisch, sondern ein Wasser-Säugethier. Von den Land-Säugethieren erreicht der Elephant das höchste Alter, denn er kann 400 Jahre alt werden. W. von Schlegel gibt ihm eine ähnliche Lebensperiode, und von dem Elephanten Ajax genannt, welchen Alexander der Große dem indischen Könige Porus weggenommen und sodann mit der Inschrift frey gelassen hatte: Alexander, des Jupiter Ammon Sohn, hat den Ajax der Sonne geweiht — von diesem Gigantenthiere, sage ich, ist es bekannt, daß es 350 Jahre nach seiner Loslassung eingefangen worden ist. Schwäne und Pelikane sollen 2 bis 300 Jahre leben; daß aber der Rabe ein so hohes Alter erreicht, wie schon die Griechen angegeben haben, scheint nach neuern Beobachtungen ungegründet, denn der Rabe, der Papagey, der Geyer und noch mehrere andere Arten von Vögeln erreichen selten ein Säculum. In Wien ist einmal ein Adler 104 Jahre alt geworden. Viele Schlangen, namentlich die Boa Constrictor, ferner Schildkröten und Crocodile nebst den Alligatoren (Kaimans) erlangen gewöhnlich ein sehr hohes Alter, ja sie können gegen 200 Jahre lang leben. Die reißenden Thiere, als Löwen und Tiger ꝛc. können ein Lebensalter von 50, 60 und sogar 70 Jahre erlangen, dagegen leben der Bär und Wolf selten über 20 bis 25 Jahre. Ein ähnliches Alter erreichen auch viele zahme Thiere, als der Hund und die Katze; die Schweine werden oft 30, die Rinder 40 und 50 Jahre, das Pferd aber nur 25 bis 30 Jahre alt. Von einen einzigen ist es bekannt, daß es 62 Jahre alt geworden ist. Länger lebt wieder das Kamehl, das Rennthier und wohl auch der Hirsch. Das Nashorn wird selten über 20 Jahre alt. Den Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen gibt man nur eine Lebensdauer von 6 bis 8, den Mäusen, Ratten, Wieseln ꝛc. von 4 bis 6 Jahre u. s. w. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

211

Sonnabend, den 22. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

Eveline von K*** begleitete als Hofdame ihre Prinzessinn nach *** wo diese ihre Gebieterinn an den Erbprinzen von *** vermählt werden sollte. Ohne im Besitze einer ausgezeichneten Schönheit zu seyn, hatte Eveline eine angenehme Persönlichkeit und besonders jenen edlen Anstand, der die Herzen mehr als Schönheit fesselt. So flößte sie dem Grafen von Eschborn, der Kammerherr an demselben Hofe war, eine lebhafte Leidenschaft ein. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem philosophischen Geiste wußte er sich doch dem steifen Hofzwange und allen Lasten und Beschwerden seiner Charge zu unterwerfen. Er hegte die Überzeugung, daß der Mensch in jedem Stande die Pflichten der Menschheit ausüben und seinen Verstand ausbilden könne. Dieß reichte hin, ihn mit seinem Loose zufrieden zu machen. Er widerstand den Eindrücken nicht, welche die Reize und der Charakter Evelinens auf ihn machten; er liebte von ganzem Herzen und war so glücklich, sich der aufrichtigsten Gegenliebe zu erfreuen. Der Dienst an den größeren und kleineren deutschen Höfen war zu damaliger Zeit so abgemessen, so methodisch, daß ein Mann in seinem Amte eine Art von unbeseelter Maschine war. Man sah nichts als die Charge und die Decoration, der Mann selbst war nichts und man bemerkte ihn nicht. Diese Umstände waren den beyden Liebenden günstig. Bey Hofe und während des Dienstes mußte man sie für zwey Wesen halten, die einander gleichgültig, fast ganz fremd und mit den Verrichtungen ihres Amtes beschäftigt waren, dessen Einförmigkeit und Langweiligkeit nicht wenig dazu beytrug, ihnen ein kaltes und gleichgültiges Ansehen zu geben. Die Stunden, welche sie entbunden von diesem Zwange verlebten, wurden ihnen dadurch desto süßer. Sie liebten sich und hatten sich einander nun genug kennen gelernt, um überzeugt zu seyn, daß sie glücklich mit einander leben würden; allein ihr Glück und Auskommen hing ganz von ihren Stellen ab, mit denen sich die Ehe durchaus nicht verbinden ließ. Sich heirathen, den Hof verlassen und von allem Unterhalt entblößt seyn war fast nur Eines. Sie schlossen also während der Abwesenheit des Fürsten, der oft auf Reisen war, eine heimliche Ehe. So lebten sie mehrere Monate und genossen alle die Seligkeit, die sich nur der vorstellen kann, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal liebte, und seine Liebe verheimlichen mußte vor den Augen der neidischen Welt.

Unglücklicherweise hatte Eveline dem jüngeren Bruder des Erbprinzen gefallen. Die Hoffeste, die Promenaden und Jagdparthien wurden so eingerichtet, daß er Gelegenheit bekam, ihr öfters zu begegnen, mit ihr zu sprechen und sich zu erklären. Die Lage der Gräfinn von Eschborn gab ihr ein furchtsames verlegenes Ansehen, das der Fürst als die Wirkung der Empfindungen betrachtete, die er ihr eingeflößt. Eines Tages trat er in ihr Zimmer. Er fing an sich zu erklären, als Frau von Eschborn ihm zu Füßen fiel und ihre heimliche Vermählung gestand. — Dem Grafen und seiner Gemahlinn ward bald darauf angedeutet, den Hof zu verlassen. — Er hatte eine Schwester, die in Frankfurt lebte und zu dieser nahmen sie ihre erste Zuflucht. Das Vermögen des Grafen war unbedeutend, sie entschlossen sich also, auf ein Landhaus oder vielmehr in eine Meierey zu ziehen, die der Graf einige Meilen von *** besaß. Hier richteten sie sich ein wie Philosophen, und lebten wie glückliche Leute. Doch dieses Glück dauerte nur kurze Zeit; die Gräfinn gebar eine Tochter, die ihr das Leben kostete. Sie hatte verlangt, daß ihre Tochter in der Taufe den Namen Alma bekommen sollte. Der Graf von Eschborn, den das Unglück ganz zu Boden gedrückt hatte, beschloß sein Leben in der Einsamkeit zuzubringen, lebte fast wie ein Bauer, und widmete sich der Erziehung seines Kindes. Der Wechsel menschlicher Dinge erlaubte es jedoch nicht, seinen Vorsatz durchzuführen. Der Krieg von 1756 nahm seinen Anfang und er konnte sich nicht überwinden, allein in seiner Hütte ruhig zu bleiben, da die Kriegsflamme ganz Deutschland fast in Brand zu setzen drohte. Er wollte dem Könige von Preußen seine Dienste anbieten und war nur bedacht, seine Tochter so unterzubringen, daß er ihretwegen ruhig seyn könne.

In einem Dorfe, eine halbe Meile von seinem ländlichen Besitze, lebte ein Prediger, den er schon seit längerer Zeit kannte. Er war ein rechtschaffener Geistlicher, hatte eine Frau, aber keine Kinder. Dieses würdige Paar vereinigte alle Tugenden seines Standes, nur die nicht, in Frieden beysammen zu leben. Sie waren gut, wohlthätig, menschenfreundlich, wurden von den Einwohnern des Kirchspiels geliebt und geschätzt; sobald sie aber allein beysammen waren, lagen sie im immerwährenden Streite, der bisweilen sehr lebhaft wurde. Eine andere Sonderbarkeit des Pfarrers bestand darin, daß er eine ganz außerordentliche Vorliebe für die biblische Geschichte hatte. Bey allen möglichen Vorfällen, die ihm begegneten, suchte er darin nach einem ähnlichen Beyspiele und wendete alle Begebenheiten, die ihm zu Ohren kamen, darauf an. Wenn ihm seine Frau widersprach und zankte, so tröstete er sich damit, daß es den Patriarchen nicht besser gegangen wäre. Er hatte früher vielleicht nicht ohne Grund einige Anfälle von Eifersucht gehabt, die Lecture der Propheten hatte ihn jedesmal wieder besänftigt. Niemals las er die Geschichte Abrahams, ohne seiner lieben Hälfte den Vorschlag zu thun, eine Magd zu nehmen; allein seine Einkünfte ließen einen solchen Aufwand nicht zu. Ein günstiger Umstand stellte jedoch den Frieden bisweilen wieder unter ihnen her. Der Herr Pfarrer war nemlich ein Schmecker und die Frau Predigerinn eine gute Köchinn. Die Mahlzeiten wurden gewöhnlich in ziemlich gutem Vernehmen gehalten, vorzüglich wenn sie gut und reichlich waren. Wie gesagt, beyde Eheleute waren gute Personen, ihre Herzen waren gut, nur ihre Köpfe eigensinnig und widerspenstig.

Der Graf, der sie nur von Seiten ihrer schätzbaren Eigenschaften kannte, glaubte, er könne nicht besser fahren, als wenn er ihnen den Gegenstand seiner Zärtlichkeit anvertraute. Er that ihnen den Vorschlag, seine Tochter mit der Amme, die immer bey ihr bleiben sollte, zu sich zu nehmen. Der Pfarrer erholte sich in seiner Bibel Rath; seine Frau aber nahm den Vorschlag an, ehe er zu einer festen Entschließung kommen konnte. Sie versprachen für das Kind zu sorgen, als wenn sie Vater und Mutter desselben wären. Der Graf setzte ein Jahrgeld für das Kind aus, das ihre Fürsorge noch mehr versicherte. Er gab ihnen auch ein Kästchen, das alle Papiere enthielt, die seiner Tochter nützlich seyn konnten. Seiner Schwester, der er das Kind anvertraut hätte, wenn sie nicht eben mit der Prinzessinn von Soubise nach Paris gegangen wäre, gab er Nachricht von seinem Plane und den getroffenen Einrichtungen, machte dann sein ganzes übriges Vermögen, das ungefähr 15.000 fl. betrug, zusammen, übergab es einem Banquier in Frankfurt, und reiste nach Preußen. Er ward vom Könige sehr gnädig aufgenommen, wurde Major bey einem Husarenregimente und trat bald seinen Feldzug an. In der Schlacht bey Lowositz wurde er tödtlich verwundet. Ehe er starb, schrieb er an den Pfarrer, empfahl ihm seine Tochter, meldete ihm, daß sein Testament in dem Kästchen befindlich sey, das er ihm zugestellt, und daß er ihn und eine Magistratsperson in Cassel zu Vormündern seiner Tochter ernannt habe. Weiter bat er den Pfarrer und seine Frau, seine Tochter so lange bey sich zu behalten, bis seine Schwester für ihre Erziehung sorgen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lehrjahre eines „Rechtsfreundes."

Ein Bruchstück.

Vor vielen Jahren, das heißt vor ungefähr einem halben Jahrhunderte, war Dick Scrubb ein hoffnungsloser, mißgestalteter Knirps in einem der Waisenhäuser zu London. Vergangenen Monat jedoch wurden seine sterblichen Überreste aus einem glänzenden Hotel derselben Stadt mit größtem Pompe nach seinem Landsitze abgeführt, und dort in die Familiengruft gesenkt! Dessenungeachtet war es nicht vielleicht ein anderer, sondern genau noch derselbe Dick Scrubb; oder er war es wenigstens bis zu jenem fatalen Augenblicke gewesen, der durch Schicksalsbeschluß sein letzter seyn sollte.

Herrn Scrubb's „Leben" — sein „Leben und Wirken" vielleicht — ist ein Buch, welches erst nach Jahresfrist erscheinen dürfte, und es soll bloß eine Episode aus demselben in gegenwärtigen Zeilen veröffentlicht werden. Wir beabsichtigen einen doppelten Endzweck; wir wollen nemlich erstens dem künftigen Biographen einige Anhaltspuncte liefern, und zweytens das Modell eines „Rechtsfreundes" an dem sinnigen Auge des Publicums vorüberführen.

Sobald unser lieber Dick die Kinderschuhe des obenerwähnten Waisenhauses ausgetreten hatte, suchte die betreffende Autorität ihre Bürde sobald als möglich los zu werden, und placirte unseren Helden zu diesem Ende in der Schreibstube eines jungen Advocaten in der Nachbarschaft. Herr Richard Winks erklärte mit feyerlicher Stimme, daß philanthropische Gefühle und pures Mitleid ihn bewogen hätten, solch einen Jungen in sein Etablissement aufzunehmen — aber um die Wahrheit zu gestehen, so hatte gerade die ausgezeichnet häßliche Physiognomie des Jünglings den günstigsten Eindruck auf ihn hervorgebracht, da er aus diesem Individuum mit der Zeit nicht nur einen Solicitator, sondern auch einen Hausknecht und Packesel — und zwar einen wohlfeilen zu machen hoffte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In die ersten praktischen Vorkenntnisse einer Kanzley wurde Dick daher eingeweiht; d. h. er kehrte die Stube aus, räumte auf den Schreibtischen zusammen, und heizte den Ofen, wenn der Principal, was jedoch selten geschah, seine Erlaubniß dazu gab. Es gelang dem aufstrebenden Genie in kurzer Frist eine höhere Stufe zu erklimmen und mit der Zeit verschwand auch das höchst unmodische Waisenhauscostume von seinem Körper. Fürs erste bekam die famöse Pelzmütze ihre Entlassung, und Dick trug von nun an einen wirklichen Filzhut auf seinem Kopfe. Das Erstaunen der Nachbarsleute vergrößerte sich jedoch in dem Maße, als sie bemerkten, daß Tag um Tag auch in seinen übrigen Kleidungsstücken eine radicale Reform vor sich gehe.

Dergleichen Neuerungen waren die Resultate eines kleinen Gehaltes, den Herr Winks ihm bewilligt hatte. Gleich einem zweyten Hannibal drang Scrubb nun unaufhaltsam vorwärts auf seiner begonnenen Bahn, und mit siebzehn Jahren war er bereits wirklicher Copist, in voller Activität, wenn gleich auf halben Sold gesetzt. Er besuchte wöchentlich zweymal die Schenke, woselbst er sich in ein ruhiges Winkelchen zurückzog, und den kleinen Geschäftsleuten zuhorchte, welche bey dem Bierkruge über Politik ꝛc. verhandelten; bey welcher Gelegenheit er den Unterschied zwischen Whig und Tory, und andere wichtige Dinge kennen lernte. Nach einem weiteren Jahre, während welchem er in Bezug auf Garderobe, Jurisprudenz und Politik die entschiedensten Fortschritte machte, zeigte er sich an öffentlichen Orten schon mit größerem Selbstvertrauen. Im Gasthause nahm er ohne Umstände an demselben Tische Platz, wo die respectablen Bürgersmänner saßen, und sprach seine politischen Meinungen ohne ferneren Rückhalt aus — so daß diejenigen, welche sich erinnerten, Dick als einen Bewohner des Waisenhauses gekannt zu haben, vor seinen Talenten bedeutenden Respect zu nähren anfingen, und die Bemerkung äußerten: „daß Gelehrsamkeit eine schöne Sache, und Armuth keine Schande sey.“

Herr Scrubb hätte sich ohne Zweifel schmackhaftere und kostspieligere Getränke erlauben können als jenes gemeine Bier, hätte nicht die Sorge für sein Äußeres ihm so bedeutende Auslagen verursacht. In dieser Hinsicht war er jedoch sehr scrupulös. Nicht als ob er geckenhaft — im Gegentheil, er war höchst anständig gekleidet, und die Clienten des Herrn Winks erklärten in unisono: daß der Schreiber in demselben Grade Gentleman sey, als der Principal selbst.

Einen ähnlichen günstigen Eindruck machte unser junge Mann auch im „goldenen Ochsen,“ woselbst er sein Nachtmahl einzunehmen pflegte. Und als er eines Abends mit glänzender Beredsamkeit über die Politik des Tages gesprochen, und zu Jedermanns Zufriedenheit bewiesen hatte, daß die Regierung Abgabe und Steuer in England gänzlich aufheben könnte, indem sie selbe von den Colonien für die Ehre ihrer Verbindung mit dem Mutterlande entrichten ließe — machten die Gäste die Bemerkung, daß die Wirthinn, eine junge lebhafte Witwe, mit der größten Aufmerksamkeit und Bewunderung dem angehenden Cicero zugehorcht habe. Und als die Anwesenden die Asche aus ihren letzten Pfeifen geklopft, und sich zurückgezogen hatten, machten sie die weitere Bemerkung, daß der junge Politicus sich nicht zurückziehe. Man flüsterte sich des andern Tages sogar in die Ohren, daß er noch volle zwey Stunden daselbst verblieben sey, und mit der Wirthinn Punsch getrunken und eifrige Gespräche geführt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

Baillot.

Sie wissen bereits aus den Tageblättern, daß einer der größten und ältesten Violinisten, Hr. Baillot, gestorben ist. Der Mann war zu bescheiden; sein Ver-

dienst ist im Publicum nie gehörig gewürdigt worden; er war der ächte Typus des Künstlers in der höchsten Bedeutung des Wortes. Die Natur hatte ihm eine Organisation verliehen, in welcher sich Anmuth zur Kraft gesellte. Er stammte aus guter Familie, und erhielt eine liberale Erziehung, welcher er einen gebildeten, tüchtigen Verstand und unerschütterliche moralische Überzeugungen verdankte. Als Baillot auf die Welt kam, waren die musikalischen Kenntnisse bey weitem nicht so verbreitet wie heut zu Tage. Die Musik war gewissermaßen eine heilige Sprache, und bey der geringen Anzahl der Adepten war auf bedeutenden pecuniären Gewinn nicht wohl zu zählen. Nur wer einen besondern Beruf in sich fühlte, nur wer den Gott in sich trug, betrat die exceptionelle Laufbahn. Er war anfangs zur Magistratur bestimmt, und hatte bloß aus Liebhaberey Musik getrieben. Während der Stürme der Revolution hatte er Kriegsdienste genommen, später war er ins Finanzfach übergetreten; allein das Glück, das seine ersten künstlerischen Versuche gemacht hatten, der Beyfall eines gewählten Publicums und Viotti's Freundschaft bestimmten ihn, sich gänzlich der Kunst zu widmen, für die ihn die Natur geschaffen hatte. Sein unnachahmliches Talent glänzte besonders in seinen Quatuorsoiréen. Das große Publicum wußte davon nichts; es versammelte sich da ein auserwählter Kreis seiner eifrigsten Bewunderer, die fast alle seine Freunde geworden waren. Hier übte Baillot eine wahre Souveränetät aus. Kaum hatte er sich an sein Pult gesetzt, wo die Meisterwerke von Haydn, Mozart, Beethoven aufgeschlagen waren, so nahm der so eben noch so schüchterne blöde Mann plötzlich etwas Imponirendes, Herrschendes an; sein edles Antlitz strahlte von Freude und Bewunderung; er fühlte sich glücklich in seiner Stärke. Sein Bogen belebte die Tonstücke, über welche ein halbes Jahrhundert weggegangen war, es war, als wenn sie so eben noch glühend heiß aus der Brust der großen Meister kämen. Baillot vereinigte Eigenschaften, die sich einander auszuschließen scheinen, muthwillige Komik und Tiefe, inniges Gefühl und naive Grazie. Das Sichgehenlassen artete bey ihm nie in Nachlässigkeit aus, noch das Komische ins Triviale, so wie das Edle, Großartige nie zum Bombast anschwoll; er hatte in Allem das richtige Maß, ein harmonisches Verhältniß, welches das eigenthümliche Gepräge seines Talentes ist. Dieses wußte er aber auch hoch zu halten! Nie verschwendete er es an gewöhnliche Tageserscheinungen, nur den Meistern weihte er seinen Bogen.

Paganini hat ihn einen Augenblick verdunkelt, die jungen Leute zumal haben sich durch die Gaukelkünste jenes Virtuosen blenden lassen, der übrigens deren nicht bedurft hätte; wir wollen uns hier in keine Parallele einlassen. Der Strom ging über Baillot hinweg, der nach wie vor, als einer der ersten Violinvirtuosen dasteht, welche je erschienen, und als der Stifter der neuern französischen Schule: alle Künstler, die seit vierzig Jahren auf diesem Instrumente geglänzt, verdanken ihm einen Theil ihres Ruhmes; die Methode, die er unter dem Titel: „L'Art de Violon" herausgegeben hat, ist von großem Werthe in technischer Hinsicht, und zugleich ein gutgeschriebenes Buch. In Gesellschaft war Baillot schüchtern, er war theils selbst empfindlich, theils fürchtete er bey seiner angebornen Gutmüthigkeit Andere zu verletzen. Die Musik war seine Lieblingssprache, es war ein schmerzlicher Augenblick für ihn, als ihn die Krankheit zwang, seinem Instrumente zu entsagen. Baillot starb mit der heitern Ergebung eines rechtlichen Mannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das neue Kreuz und der neue Adler des Stephansthurms.

Jahrhunderte werden im Fluge der Zeit vorüberrauschen, Geschlechter werden entstehen und vergehen, bevor wieder eine solche Feyerlichkeit, wie die am 20. October in der St. Stephanskirche, Statt finden wird. An diesem Tage wurde das Kreuz und der Doppeladler, welche die Spitze des renovirten Stephansthurmes zieren sollen, feyerlich eingesegnet. Die altehrwürdige Kirche war zu diesem Zwecke mit Teppichen, Kronleuchtern, Blumenguirlanden und anderen Ornamenten aufs festlichste ausgeschmückt, und von allen Seiten strömte eine große Menschenmenge herbey, um Augenzeuge der seltenen Feyerlichkeit zu seyn. Die Kirche spendete ihren Segen über ein menschliches Werk, das dazu bestimmt ist, als Zierde des ehrwürdigen Doms zu dienen und den gegenwärtigen und noch vielen kommenden Geschlechtern als heilbringendes Symbol vorzuleuchten. — Um 10 Uhr marschirte das stattliche Bürgermilitär, von allen Waffengattungen, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen auf, um in- und außerhalb der Kirche den Dienst zu versehen. Um 11 Uhr begann das von Sr. fürstlichen Gnaden dem Hrn. Fürst Erzbischof von Wien, Eduard Milde, abgehaltene feyerliche Hochamt, nach welchem das solemnelle Tedeum von Haydn angestimmt wurde. Nach vollendetem Kirchendienst verfügte sich der feyerliche Zug aus der Kirche hinaus auf den vor derselben befindlichen Arbeitsplatz, wo, auf einem mit einen reichverzierten Kissen bedeckten Tische, Adler und Kreuz, mit Blumengewinden umgeben, ausgebreitet lagen und wo die Ceremonie der Einsegnung vor sich ging. Nach Beendigung derselben richteten sich alle Blicke auf den Stephansthurm, wo hinauf Adler und Kreuz gezogen werden sollten. Es war in demselben Monat, am 3. October 1433, als, nach Vollendung des Thurmbaues, der Adler und das Kreuz von dem Baumeister Hans Buchsbaum auf die Thurmspitze gesetzt wurde. Heute wiederholte sich, nach so vielen Jahrhunderten, dieselbe Festlichkeit vor unsern erstaunten Blicken. Der Aufzug begann um halb ein Uhr, und nach Verlauf von drey viertel Stunden war die centnerschwere Last auf dem letzten Gerüste der Thurmspitze glücklich angelangt. Die Leute, die auf der schwindlichten Höhe mit dieser Arbeit beschäftigt waren, brachen nun in Jubelrufe aus, die von den Zuschauern unten auf dem Platze theilnehmend erwiedert wurden. Einer der Arbeitsleute stieg auf einer freystehenden Leiter hinauf, bis an die Fahnenstange, wo er sich an die Stange anklammernd, die Fahne abnahm, sie mit Vivatgeschrey um sich schwenkte, und so wie in freyen Lüften zu schweben schien. Ein Gefühl der Angst und der Beklemmung ergriff jeden Zuschauer, bis der kühne, muthige Steiger auf dem Gerüste wohlbehalten wieder angekommen war, und von dem versammelten Volke mit fröhlichem Zujauchzen begrüßt wurde. Überhaupt bewunderten Alle die Kühnheit der Arbeitsleute, die über die Brüstungen der Gerüste sich weit hinausbiegen mußten, um mit den Händen das Seil, an dem die schwere Last hing, zu dirigiren. Von unten gesehen, nahmen sich die Arbeitsleute wie Kindergruppen aus, die sich oben mit einem Spielwerk beschäftigten. Alles ging so ordnungsmäßig und leicht von Statten, als ob nur ein Ziegelstein hinaufgezogen würde. Während der Arbeit des Hinaufziehens wurde unten auf dem Stephansplatze und oben auf der dritten Gallerie des Thurmgerüstes von den an beyden Orten aufgestellten Musikchören abwechselnd gespielt, was die Festlichkeit sehr zweckmäßig erhöhte. Der Tag erinnerte lebhaft an den der totalen Sonnenfinsterniß, am verflossenen 8. July, an welchen alle Augen gegen Himmel gerichtet waren, um ein Phänomen des allmächtigen Schöpfers mit Staunen und Ehrfurcht zu bewundern. Dießmal erhoben sich alle Blicke gegen den Stephansthurm, um ein menschliches Werk zu betrach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten, das zu seiner erhabenen Bestimmung so kunstmäßig und mit so vielem Fleiße vollendet wurde; und so erlebten wir in demselben Jahre zwey merkwürdige Begebenheiten, die nur in dem spätesten Laufe der Zeiten, nicht für uns, sondern für die entfernteste Nachkommenschaft, einst sich wieder erneuern werden. N. Fürst.

Notizenblatt.

Der königl. bayrische Hofcapellmeister Franz Lachner befindet sich seit einigen Tagen in unserer Hauptstadt, um seine in München mit großem Beyfalle aufgenommene, in diesen Blättern bereits ausführlich besprochene Oper: „Catharina Cornaro," in Scene zu setzen, und die Proben so wie die erste Aufführung derselben persönlich zu leiten. Für die Freunde deutscher Musik bereitet sich demnach eine interessante Erscheinung vor. 33.

Francilla Pixis. Die rühmlichst bekannte Sängerinn setzt ihr Gastspiel in Pesth mit dem günstigsten Erfolge fort. Sie war die Veranlassung, daß kürzlich der „Kerker von Edimburgh" von Federico Ricci zur Aufführung kam, eine Oper, welche vor zwey Jahren in Wien gegeben wurde, und durch die treffliche Darstellerinn der Wahnsinnigen, Sgra. Gabussi, gefiel. Wir wollen hier nicht über den Werth der Musik urtheilen, sondern uns nur mit den Leistungen unseres, mit vollem Rechte gefeyerten Gastes befassen. Schon die erste Nummer mußte sie wiederholen, ebenso wurde unter einem wahren Beyfallssturme das „Wiegenlied" des zweyten Actes zur Wiederholung verlangt. Trefflich war die Auffassung und Durchführung des Charakters, und viele Augen wurden naß, als sie die zum Tode Verurtheilte aufhält und zu trösten versucht, ja selbst unter den Mitspielenden sah man Antheil und Rührung, — gewiß der schönste Beweis von Wahrheit und Ausdruck im Vortrage der Künstlerinn. Es ist kaum möglich, die Rolle der Geisteskranken mit mehr Wahrheit und dabey reizender, das Gemüth versöhnender und zarter darzustellen. Außer dem Schmelz der Stimme, der Grazie des Vortrages, der Leidenschaft, wo sie hin gehört, sah man ein in allen denkbaren Nuancen auf das feinste durchgebildetes Spiel, welches auch für den Strengsten nichts zu wünschen übrig ließ. Welch ein seltenes, vielseitiges Talent besitzt diese junge Künstlerinn, und wie sehr muß in Jedem, der sie sieht, der Wunsch entstehen, sie in Paris oder Wien bey der italienischen Oper, für die sie wohl am geeignetsten seyn dürfte, am passenden Platze zu sehen. Mag auch ein oder das andere obscure Blatt, aus was immer für Gründen, gegen die junge Künstlerinn Partey ergreifen: bey allen Unbefangenen, die sie hörten, läßt sie einen unauslöschlichen Eindruck zurück, und jeder sachverständige und billige Beurtheiler wird ihr gerne das ihr gebührende größte Lob spenden. F.

Wenn es doch wahr wäre! Ja, wenn es doch wahr wäre, was kürzlich mehrere Londoner Blätter in Betreff des Bisses toller Hunde und seiner Heilung veröffentlicht haben, wovon besonders in der jüngsten Zeit so viel perorirt und geschrieben worden ist. Sie machen ein Schreiben des berühmten Londoner Lehrers der Veterinärkunde, Dr. Ainslie, bekannt, worin es unter Andern heißt: „Meine Vorgänger, die Herren Blaine und Youatt, ebenso wie ich selbst, sind von tollen Hunden gebissen worden — und doch noch am Leben! Wir haben Hunderte von Unglücklichen behandelt, die von wüthenden Hunden gebissen worden sind, und Keiner von diesen ist gestorben. Die Verhütung besteht in Folgendem: Wird eine Person gebissen, so muß sie, so schnell als möglich, den gebissenen Theil gut auswaschen und

reinigen, aber nicht das Wuthgift aus der Wunde saugen, wie es nur zu häufig geschieht, denn Ansteckung kann sehr leicht durch eine hautlose Stelle an den Lippen Statt finden. Ist die Bißwunde oberflächlich und gerissen, so nehme man mit einer Scheere die Wundränder weg, und betupfe sodann die ganze Wunde durchaus recht tüchtig mit Höllenstein (mit salpetersaurem Silber). Ist die Wunde nur gestochen, wie es in manchen Fällen dadurch ist, daß der Zahn des Thieres tief in Haut und Fleisch eindrang, so muß der Stift des Höllensteines sorgfältig zugespitzt werden, damit er bis auf den Boden der Wunde eindringe. Nöthigen Falls hat man die Wunde weiter zu schneiden, als sie ist, nur muß man mit dem Messer sehr behutsam umgehen, damit durch dasselbe nicht das Gift auf frische Wundflächen verpflanzt werde. Das salpetersaure Silber zerstört die Oberfläche der Wunde vollständig und neutralisirt das Gift, welches mit der zerstörten Oberfläche weggelangt, ohne daß die absorbirenden Gefäße darauf wirken, und wenn es tüchtig auf den afficirten Theil angewendet wird, kann sich der Patient für völlig gesichert halten. 9.

Der Pic von Teneriffa, welchen kürzlich auch Prinz Adelbert von Preußen auf seiner Reise nach Brasilien erstiegen hatte, wurde ein paar Jahre früher von dem französischen Gelehrten Mr. Couvent, dem Freunde und Begleiter des Weltumseglers Dumont d'Urville, erklettert und folgendermaßen kurz beschrieben: „Als wir am Fuße der zuckerhutähnlichen Kuppe, welche den Namen Piton führt, angekommen waren, kletterten wir noch eine Stunde über Asche und Lavasteine, und erreichten endlich das ersehnte Ziel, den höchsten Punct des monstruösen Vulkans. Der rauchende Krater zeigte sich unseren Augen, wie eine hohle schwefelige Halbkugel, bedeckt mit Resten von Bimsstein und Steinen etwa 400 Metres breit und 100 tief. Das Thermometer, welches am Morgen 10 Uhr im Schatten 5 Grad hatte, zerbrach, als es an einer Stelle, aus welcher schwefelige Dämpfe hervordrangen, auf den Boden gesetzt wurde. Auf den Rändern und in dem Krater sind eine Menge Rauchöffnungen, durch welche der Schwefel hervorkommt, der die Basis des Gipfels bildet. Die Gewalt, mit welcher die Dämpfe hervordringen, ist groß genug, um Detonationen zu veranlassen. Die Hitze des Bodens ist so, daß es unmöglich ist, die Füße auch nur einige Augenblicke lang darauf ruhen zu lassen." 28.

Theater-Bulletin. Im Odéon erhielt „La Soeur de la Reine," historisches Drama in fünf Acten von den HH. Molé, Gentilhomme und Doce, eine günstige Aufnahme. Dasselbe ist voll dramatischer Scenen, welche nur selten die Anfängerschaft des Autors verrathen. Johanna von Neapel erscheint als Heldinn des Stückes.

Die Italiener setzten ihre Vorstellungen mit „Sonnambula" fort, worin Mario einen vollen Succeß hatte; in dieser Parthie soll er Rubini nicht vermissen lassen. — Als nächste Neuigkeit erwartet man „Corrado di Altamura" und „Linda di Chamounix."

Im Cirque olympique bereitet man ein Schaustück „Prince Eugène et l'Impératrice Josephine" vor, das alles bisher Gesehene übertreffen soll. Einstweilen macht diese Unternehmung mit der Reprise der „Pillules du Diable" glänzende Geschäfte.

Es ist kürzlich ein neues Theater, „Théâtre Beaumarchais" genannt, eröffnet worden; „La fille du Diable" von den HH. Souvestre und Banderburk gefiel daselbst. 32.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

212

Montag, den 24. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma brachte die ersten zwölf Jahre ihres Lebens nach der Vorschrift ihres Vaters zu. Ihr Verstand und Gemüth entwickelten sich auf die vortheilhafteste Weise. Der Pfarrer und seine Frau bewunderten und liebten das Kind. Oft wurde Alma zwar der Gegenstand einiger Zwistigkeiten, durch ihre Schmeicheley wußte sie aber bald wieder Beyde zu befriedigen. Ihre Gestalt war reizend, sie hatte die schönsten blauen Augen, eine blühende Gesichtsfarbe, eine weiße zarte Haut. Von ihrer Mutter hatte sie die edle ruhige Miene, welche die Engländerinnen characterisirt; ihr Blick aber hatte etwas so Sanftes, daß er Jedermann für sie interessirte. Fräulein von Eschborn, ihre Tante, kam mit der Prinzessinn von Soubise nach Deutschland zurück, da aber gewisse Umstände ihr nicht erlaubten, bey ihr zu bleiben, so ging sie nach Frankfurt, ihre frühere einsame Lebensweise wieder fortzusetzen. Ihr Vermögen war klein, ja, sie war fast arm, dennoch entschloß sie sich auf der Stelle, ihre Nichte zu sich zu nehmen, sie wie ihre Tochter zu erziehen, und alle Kenntnisse, die sie in Paris erworben, auf ihre Erziehung zu verwenden. Mit ihrem natürlichen Verstande verband sie noch angenehme Talente: sie zeichnete, verstand Musik und verschiedene Sprachen, und machte es sich zum Vergnügen, in allem diesen ihre Nichte zu unterweisen.

So brachten sie acht Jahre zusammen zu in dem glücklichen Verhältnisse zweyer Wesen, die durch Übereinstimmung des Geistes und Herzens mit einander innig verbunden sind. Alma hatte die besten Anlagen für alle Arten von Kenntnissen und weiblichen Geschicklichkeiten. Sie besaß ein gutes Gedächtniß, eine reizende Stimme, Grazie, Geschmack und ein vortreffliches Herz. Ihre Tante wurde durch den guten Erfolg für ihre Mühe reichlich belohnt. Außer dem Hause hatten sie keinen gemeinschaftlichen Umgang, ihre Bekanntschaft schränkte sich auf sehr wenige Personen ein. Eine Streitsache, in die das Fräulein verwickelt wurde, machte sie mit dem Baron von Mornhof bekannt, und brachte eine gewisse freundschaftliche Verbindung unter ihnen hervor. Dieser Baron ehatte inen Sohn von einnehmendem Wesen und liebenswürdigem Charakter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hatte bisweilen Gelegenheit gehabt, Alma zu sehen und faßte eine glühende Leidenschaft für sie; auch sie war nicht unempfindlich gegen ihn. Fräulein von Eschborn bemerkte es bald, und sprach mit ihrer Nichte, wie mit einer Freundinn davon. Sie stellte ihr alle unangenehmen Folgen vor, die daraus entständen, wenn man den Bewegungen seines Herzens zu geschwind nachgebe, sie verlangte von ihr, daß sie dieselben besonders im gegenwärtigen Falle ganz unterdrücken müsse.

Der junge Mornhof hatte sehr wenig Vermögen und Alma gar nichts. Die Familie des Barons war dabey sehr stolz. Der Vater bemerkte die Neigung seines Sohnes zur jungen Eschborn und verbot ihm, sie ferner zu sehen oder sich je die geringste Rechnung auf sie zu machen.

Alma und Mornhof sahen sich indeß doch, zwar nur selten, nur auf kurze Zeit; allein ihre Liebe ward dadurch nur stärker. Ihre Gefühle hatten alle Kraft, alle Lebhaftigkeit der ersten Liebe. Alma vertraute ihrer Tante Alles, sie zeigte ihr das Innerste ihres Herzens mit der Offenheit und Gutmüthigkeit, die der Hauptzug ihres Charakters war, und die in ihrem Alter so selten ist. Sie verließ sich auf die Rathschläge, die man ihr gab, und befolgte sie pünctlich. Allein jetzt trat ein Umstand ein, der die Lage unserer Alma sehr bedenklich machte; ihre Tante wurde von einer Krankheit befallen, die sie nach kurzer Zeit ins Grab brachte. Die Verzweiflung über diesen Verlust ließ die arme Alma in den ersten Augenblicken nicht alle Unannehmlichkeiten ihrer Lage übersehen. Ganz allein, in einem Alter von zwanzig Jahren, ohne Verbindungen, ohne Verwandtschaft, ohne Vermögen, das Herz von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Vernunft mißbilligte — es gibt Augenblicke, in welchen die Seele auf dem Puncte ist, unter der Last von drückendem Jammer, Elend und Besorgnissen zu unterliegen, und eine Stütze sucht, an die sie sich halten könne. Ist es das Herz, das ihr eine solche zeigt, so überläßt sie sich ihr ganz und ohne Rückhalt. Alma war stark genug, eine Weile zu widerstehen. Sie liebte, hatte aber ihre Neigung der Tugend und Vernunft unterworfen. Mornhof, dessen Gesinnungen sich auf den Befehl seines Vaters nicht geändert hatten, und dessen Liebe täglich unbezwinglicher wurde, hatte sich auch die Tante geneigt zu machen gewußt, und ihre Freundschaft erworben. Er besuchte sie einmal während ihrer Krankheit, und ergriff diese Gelegenheit, einen feyerlichen Schwur in ihre Hände niederzulegen, daß er ihre Nichte ewig lieben und alle möglichen Mittel anwenden werde, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinigen. Er schwor, nie eine andere als sie zu lieben. Die Tante stellte ihm die Unmöglichkeit vor, seine Schwüre zu erfüllen, und ließ sich von ihm das Versprechen geben, nichts gegen den Willen seiner Eltern und das Glück ihrer Nichte zu unternehmen. Alma, die mit strömenden Augen Zeuge dieses Auftrittes, gestand, daß sie den Baron liebe, versprach aber zugleich, daß sie die Befehle und Ermahnungen ihrer Tante ihr ganzes Leben lang befolgen wolle. Fräulein von Eschborn nahm diese Schwüre und Versprechungen mit gerührtem Herzen an, und gab einige Augenblicke nachher ihren Geist auf.

Während ihrer Krankheit hatte sie darauf gedacht, ihrer Nichte eine Stelle in einem adeligen Stifte zu verschaffen und auch wirklich einige Schritte gethan; der Tod aber ließ ihr nicht Zeit, diese Pläne durchzusetzen, und ihr Testament, das Alma zur Erbinn ihres Vermögens machte, hatte nicht für ihre künftige Lebensweise gesorgt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mornhof konnte die traurige Lage, in der Alma sich befand, nicht ertragen. Er nahm sich vor, sie zu ändern, es koste was es wolle. Er wollte seine Schwüre trotz aller Hindernisse erfüllen. Alma setzte sich dagegen. Sie untersagte ihm anfangs in Briefen, sie zu besuchen; hierauf gestattete sie ihm noch einmal, vor ihr zu erscheinen, nur um ihm zu sagen, daß durchaus gegenseitige Entsagung und Trennung nothwendig sey. Sie benachrichtigte ihn, daß sie zu ihrem Vormunde auf das Land ziehen und eine ihren Vermögensumständen angemessene Lebensart führen werde. Sie bestand so fest auf ihrem Entschluß, daß Mornhof genöthigt war nachzugeben, und sich ohne die geringste Hoffnung, doch mit der Gewißheit, ewig geliebt zu werden, zu entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lehrjahre eines „Rechtsfreundes."

(Fortsetzung.)

Alles was man jedoch mit Bestimmtheit erfuhr, war, daß Herr Scrubb nach jenem denkwürdigen Abende nicht mehr mit den wässerigen Getränken sich begnügte, welche ihn früher zu seinen politischen Discursen begeistert hatten. Im Gegentheile: wenn er sich Bier geben ließ, so war es das älteste und stärkste — unmittelbar auf sein Souper pflegten ein paar Gläser Punsch, von den eigenen Händen der Wirthinn bereitet, zu folgen — den ganzen Abend saß Dick nahe beym Kamine im Lehnsessel (ein Platz, den der Küster vor dieser Epoche monopolisirt hatte) — streckte die Füße von sich, widersprach Herrn Hickson, dem reichen Malzhändler, in seinen Theorien über Zölle und Korngesetze, brachte minder angesehene Gäste gänzlich zum Schweigen, und that Alles dieß mit der Miene eines Mannes, der sich wenigstens für eben so wichtig hält, als — irgend einer von den Anwesenden.

Scherze und Anspielungen über die plötzliche Freyheit seiner Manieren waren an der Tagesordnung, mußten jedoch in Kurzem wieder aufhören. Dick schien nun einmal entschlossen, es gänzlich zu vergessen, daß er einstens im Waisenhausgewande figurirt habe, und seine Mitmenschen vergaßen es folglich ebenfalls. Man nannte ihn, wenigstens in seiner Gegenwart, nicht mehr Dick, sondern allgemein Herr Orlando.

Aber kein General ist ein Held in den Augen seines Kammerdieners, und kein Schreiber ist ein Gentleman in den Augen seines Herrn. Der Advocat, Herr Winks, der selten in eine Schenke kam, und dem die Popularität seines Schreibers ein Geheimniß geblieben war, erinnerte sich bloß, daß er selben vor einigen Jahren aus einer Wohlthätigkeitsanstalt genommen, ihn erzogen, ernährt und gekleidet, zu einem Menschen und schließlich zu einem Schreiber gemacht habe. Er betrachtete ihn daher noch immer für gänzlich abhängig von ihm, eben so wie zu jener Zeit, als er die Waisenhauspelzmütze auf seinem struppichten Kopfe trug. Er hielt mit einem Worte den Schreiber nicht minder für sein Privateigenthum, als den Gaul, auf dem er Morgens und Abends von seinem Landhause nach der Stadt ritt.

Man denke sich daher seine Überraschung, als Herr Scrubb eines Tages in die Kanzley und an den Schreibtisch seines Principals trat, wo er nach einem geheimnißvollen Verbeugen und Räuspern die Absicht eröffnete, seinen Sitz auf einem zerrissenen Stuhle in dem Bureau des Herrn Winks aufzugeben. Herr Winks war wie vom Donner gerührt. Während Dick die Länge seiner Dienstzeit und die Kenntnisse, welche er unter Anleitung seines gütigen Lehrers erworben hatte, als Vorrede voranschickte, erwartete der würdige Advocat nichts anderes, als daß er um Vermehrung des Salairs angegangen werden würde — und er fand folglich kein einziges vernünftiges Wort zu seiner Disposition, als Dick mit nachstehender, unerwarteter Äußerung seine Rede beendigte: „und folglich habe ich beschlossen, meinen Platz in dero Kanzley zu

resigniren, und fortan die Geschäfte auf eigene Rechnung zu betreiben!" Es kam Herrn Winks gerade so vor, als ob ein Schiffsjunge zum Admiral gegangen wäre und erklärt hätte, er wolle künftighin Eroberer werden, und das Commando der Flotte übernehmen.

Dick benützte die grenzenlose Verblüffung seines Zuhörers, um mit Selbstgefälligkeit und Gleichmuth fortzufahren: „Er habe eine Gelegenheit ersehen, in der Welt emporzukommen, und es wäre Sünde, wenn er selbe nicht benütze — er habe die nöthigen Schritte bereits gethan, und hoffe in Bälde das Befugniß zu einem Etablissement zu erhalten. In der Zwischenzeit wolle er die Geschäfte unter dem Namen der Herren Nisi und Comp. führen — und er hoffe, auf Herrn Winks Privatfreundschaft rechnen zu können, wenn gleich sie im öffentlichen Leben Nebenbuhler seyn sollten."

Die Wuth des Herrn Winks kam endlich zum Ausbruche, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß kein Gentleman hätte fürder zuhören können, wie Herr Scrubb sich ausdrückte. Ein großer, schwarzer Fleck an der Thüre bezeichnete durch mehrere Monate die Entleerung eines Tintenfasses, welches eigentlich das Haupt des selbst emancipirten Schreibers zum Ziele gehabt hatte, als dieser die Stube verließ. Der Ärger und die Entrüstung des Herrn Winks wurden im Verlaufe der nemlichen Woche zum zweyten Male angeregt, als nemlich der Rapport einlief, daß in derselben Straße und unfern seiner eigenen Behausung eine Kupfertafel von bedeutendem Umfange aufgestellt worden, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stehe: „Kanzley des Orlando Scrubb."

Die Nachbarn staunten ob solcher Ereignisse, und erlaubten sich die unzweydeutigsten Anspielungen auf das Verhältniß zwischen dem jungen Advocaten und der Witwe. Aber weder sie noch Herr Winks waren im Stande, Herrn Scrubb in seinen Geschäften zu beirren, oder seinen Namen von der Kupfertafel hinwegzubringen, dessen ellenlange vergoldete Buchstaben in den Strahlen der Sonne fröhlich erglänzten. Das Schlimmste für Herrn Winks war jedoch, daß Orlando, wohlbekannt mit dessen Clienten und Connexionen, sich dieselben anzueignen suchte. Fürchterlich war der Krieg, der zwischen den beyden Rechtsfreunden geführt wurde, und während der Ältere sich beklagte, daß Orlando ein frecher Wildschütze sey, der in demselben Gehäge zu jagen versuche, wo er früher als gemeiner Treiber verwendet worden — declamirte Herr Orlando von verfolgter Unschuld, da ihn sein gewesener Principal, uneingedenk der geleisteten guten Dienste, täglich und stündlich zu ruiniren suche.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 21. October zum ersten Male: „Rococo-Benefice" des Hrn. Grois, Quodlibet in zwey Abtheilungen, mit einem Vorspiele.

Das Vorspiel war von Hrn. Kaiser, welcher aber, wie der Spaßvogel von Anschlagzettel höchst schalkhaft bemerkte, „auch nicht genannt seyn wollte." Hr. N. N. ist darin in Verlegenheit um ein Benefícestück; da kömmt sein Bedienter, bringt drey Marionetten und es wird beschlossen, daß diese spielen sollen. Punctum. — Das hierauf folgende Quodlibet brachte Scenen aus „Paurel," „Wer wird Amtmann?" „die beyden Nachtwandler," „der gefühlvolle Kerkermeister" u. A.; — mit Ausnahme der letztgenannten, einst so beliebten und wirklich vorzüglichen Parodie, welche heute mißfiel (vermuthlich, weil über ihr Original Gras gewachsen ist), fanden alle Piecen eine leidliche, oder doch nicht ungünstige Aufnahme; dennoch eclatirte die Unzufriedenheit des Publicums am Schlusse wieder auf unzweydeutige Weise. — Es ist wohl niemals gut, den Anschlagzettel zum Träger des Witzes zu machen; das verleitet zu Erwartungen übergroßer Ergötzlichkeit und wenn die hinterdrein fehlt, macht sich die Zuschauerschaft auf eigene Faust einen „Jux." Das ge-

schah denn auch heute; aber nachdem ich dem Spectakel eine Weile mit zugesehen hatte, fand ich keinen Beruf, das Ende desselben vollends abzuwarten, kann also über den gänzlichen Schluß der heutigen Vorstellung nichts weiter berichten. S.

Kreuz und Adler.

Eine locale Erinnerung.

Seit dem 20. d. M. prangt unser ehrwürdiger St. Stephansthurm wieder mit seiner altherkömmlichen, nur in verjüngter Gestalt neubelebten Zierde, dem Adler und dem Kreuze. Diese bedeutungsvollen Symbole waren schon früher durch einige Zeit in der Umgebung des Domes aufgestellt gewesen und hatten die Aufmerksamkeit zahlreicher Schaulustigen auf sich gezogen. Der feyerliche Act ihrer Einweihung aber ward erst am obengenannten Tage und zwar mit jener Würde und Weihe vollzogen, welche alle Veranstaltungen unseres hochverehrten und verdienstvollen Bürgermeisters, Hrn. Regierungsrath Czapka, adelt; hierauf fand die Erhebung jener Verzierungen zu ihrem erhabenen Standpuncte in eben so sinnreicher als überraschender Weise Statt, und als Hr. Zimmermeister Fellner den Adler mit dem Kreuz in kühnem Schwunge zum Kreisen brachte, da mochte wohl Manchen ein frommer Schauer durchrieseln, wenn er dachte, wie unter diesen heiligen Zeichen schon so viele Jahrhunderte segensreich über die Hauptstadt und über Österreich hingegangen seyn, und zu diesem Gedanken gesellte sich auch gewiß das Gebeth Aller, daß Kreuz und Adler durch alle kommenden Jahrhunderte segenbringend walten möchten zur Ehre Gottes, zum Ruhm unserer Fürsten und zum Heile des Vaterlandes!

Eine würdige Nachfeyer dieses schönen Festes war dem darauf folgenden Tage, dem 21. d. M. vorbehalten. All die ausgezeichneten Künstler und wackern Männer, welche sich um den Reparaturbau des Thurmes unserer Kathedrale Verdienste gesammelt hatten, waren, auf Veranlassung des Herrn Bürgermeisters, eingeladen worden, sich gegen 12 Uhr Mittags im Saale des löblichen Magistrates einzufinden. Als Alle versammelt waren, thaten sich die Thüren der stattlichen Berathungslocalität der genannten Stadtbehörde auf und die Geladenen, nebst einer Anzahl von Honoratioren und Beamten des Magistrats, wurden in den Saal eingelassen, wo sich das Rathsgremium in pleno zeigte und Hr. Regierungsrath Czapka nachstehende Rede hielt, in welcher jedem der Betheiligten sein specieller Antheil an dem Verdienste des Gelingens treffend zuerkannt wird. Die mir gütigst gestattete Mittheilung dieses Vortrages überhebt mich zugleich der Aufzählung der Namen jener Braven, welche sich, durch ihre Mitwirkung an dem denkwürdigen Wiederaufbau des St. Stephansthurmes, ein besseres Monument gestiftet haben, als es ihnen diese Zeilen zu verschaffen im Stande sind:

„Die allgemein bekannte, stets zunehmende Neigung des über 600 Jahre stehenden alten Stephansthurmes, und die hervortretende Schadhaftigkeit desselben, machte in den Jahren 1839 und 1840 seine theilweise Abtragung auf zehn Klafter nothwendig.

Nicht ohne Anmahnung von Wehmuth wurde die Abtragung des Thurmes im Publicum aufgenommen, weil derselbe als Zeugenschaft so vieler vorübergegangener, höchst wichtiger Ereignisse lieb geworden, und zugleich das größte Denkmal alter Baukunst gewährte.

Die von Sr. Majestät bey diesem Anlasse niedergesetzte Baucommission verfolgte, sobald sie die Gebrechen des alten Thurmes erforscht hatte, mit fester Be-

harrlichkeit den Plan zum Wiederaufbau, und entwickelte schon dabey insbesondere im Jahre 1842 eine, wo anders kaum gekannte Energie und Schnelligkeit, so daß derselbe mit der gestern Statt gefundenen höchst feyerlichen Einweihung und Aufsetzung des Kreuzes vollendet, nun als der höchste in Deutschland, der Kaiserstadt wiedergegeben wurde.

Dieses den Bewohnern Wiens und ihrer Bürgerschaft höchst erfreuliche Ereigniß erfüllt den sie vertretenden Magistrat mit dem innigsten Wunsche, alle ausgezeichneten Leistungen, und jede besondere Mitwirkung bey der gelungenen Herstellung dieses großartigen, ehrfurchtgebietenden Bauwerkes öffentlich anzuerkennen.

Man muß vor Allem der hohen Baucommission, dem Vereine so würdiger Kunst- und Baukenner, dankbar seyn, daß sie den Gedanken festhielten und ausführten, den Thurm uns in seiner alten Bauart wiederzugeben.

Sie, Herr Hofbaurath *), dessen Kunstsinn die Residenzstadt Wien schon so manche ausgezeichnete Bauten verdankt, haben dabey insbesondere das Verdienst, den Plan zu diesem großartigen Bau und auch jenen zu dem sinnreichen Eisengerippe entworfen zu haben, welches, gelungen ausgeführt, aus der Werkstätte des allgemein rühmlich bekannten Hrn. Mechaniker Pollinger hervorgegangen ist.

Herr Architekt Baumgartner haben dabey auf eine ausgezeichnete Weise das Vertrauen gerechtfertigt, in Folge dessen Ihnen von den hohen Oberbehörden und der Baucommission die gewiß höchst verantwortliche und Umsicht erheischende Leitung dieses Baues ehrenvoll übertragen wurde.

Sie, Herr Kreiszeichner Braun, haben die unmittelbare Aufsicht und Überwachung des Baues besorgt, und hiebey nebst unermüdetem Eifer, praktische Sachkenntniß und Umsicht bewährt.

Sie, Herr Jacob Fellner, haben das nothwendige Gerüst auf eine höchst einfache und volle Sicherheit gewährende, überhaupt auf eine solche Art ausgeführt, daß es in Beziehung auf seine Construction sowohl als Dauerhaftigkeit die allgemeine Bewunderung angesprochen hat. Sie haben insbesondere auch dadurch, daß Sie selbst die Aufsetznng des k. k. Adlers und des Kreuzes auf sich nahmen, allen persönlichen Muth und Entschlossenheit an den Tag gelegt.

Sie, Herr Diettrich, haben als Bildhauer und Sie, Herr Prandtner, als Steinmetzmeister im Einklange mit dem Bestandenen, den Steinaufbau, die großartigen Verzierungen und Sie, Herr Diettrich, insbesondere das Modell zu der, größerer Leichtigkeit und Solidität wegen, statt aus Stein aus Kupfer bewerkstelligten Thurmrose mit der größten Vollkommenheit ausgeführt.

Gleichwie Sie, Herr Oberst, durch die kunstvolle Ausführung der Thurmrose, des k. k. Adlers und des Kreuzes sich vorzüglich hervorgethan haben.

Sie, meine Herren, haben überhaupt im Vereine, nach Ihrer Stellung und Ihrem Berufe, durch Ihre Wissenschaft, Kenntnisse und Erfahrungen, durch Umsicht und aufopfernde Thätigkeit zur gelungenen Vollendung des Ganzen mit Auszeichnung gewirkt, und dabey den Beweis geliefert, wie sehr Sie alle selbst von dem allgemeinen Interesse an der Wiederherstellung dieses ehrwürdigen Denkmals beseelt waren.

Der Magistrat findet sich demnach höchst angenehm aufgefordert, Ihnen, Herr Hofbaurath und Herr Architekt Baumgartner, in Würdigung Ihrer bey diesem Anlasse um die Stadt sich begründeten Verdienste, das Ehrenbürgerrecht dieser Hauptstadt mit allen anklebenden Rechten und Befugnissen;

---

*) Professor Sprenger.

Ihnen Herr Jacob Fellner zur Erinnerung an diesen, allen Wienern unvergeßlichen Zeitmoment und als Merkmal der Anerkennung Ihres sonstigen lobenswerthen Bürgersinnes die große goldene Salvatormedaille;

Ihnen Herr Kreiszeichner Braun, Ihnen Herr Prandtner und Herr Oberst die kleine goldene Salvatormedaille als ein Denkzeichen Ihrer bewiesenen Leistungen; Ihnen, Herr Pollinger und Herr Diettrich aber, in Berücksichtigung Ihrer sinnreich ausgeführten Arbeiten und Ihres bewährten Kunstsinnes, das Bürgerrecht dieser Hauptstadt mit allen demselben zukommenden Vorzügen taxfrey zu verleihen, und es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, in Vertretung des Magistrats und der Bürgerschaft, Ihnen, meine Herren, diese verdiente Auszeichnung öffentlich aussprechen zu können, in welcher Beziehung die Diplome und Decrete nachfolgen werden.

Nach Würdigung dieser ausgezeichneten Verdienste kann man auch die Leistungen des Poliers Höller nicht übergehen, der durch persönliche Aufopferung, bey jedem Wechsel der Witterung, seine schwierigen Verpflichtungen zur Zufriedenheit seines Herrn erfüllt, und dadurch dem vorgesetzten Zwecke förderlich nachgestrebt hat.

Diese persönlichen Bemühungen würdigend, hielt sich der Magistrat veranlaßt, Ihnen, mein lieber Höller, durch die Verleihung der silbernen Salvatormedaille nebst Beygabe von 10 Ducaten seine Zufriedenheit mit Ihren Leistungen zu erkennen zu geben."

Nach Beendigung dieses Vortrages übergab der Herr Bürgermeister eigenhändig die Medaillen und richtete an jeden der so schön Überraschten einige verbindliche, geist- und gemüthvolle Worte, wornach die Versammlung sich auflöste. Gewiß ging Jeder mit der innigen Überzeugung hinweg, daß, wo dem Verdienste eine so warme Anerkennung gezollt wird, wo eine weise Stadtbehörde, geleitet von einem für alles Gute und Schöne so glühend empfänglichen Chef, den Moment der Vollendung auch zum Momente der Belohnung werden läßt, stets das Schöne und Gute wachsen und gedeihen und sich wuchernd ausbreiten müsse zur Bestätigung der alten Devise:

Aller Ehren Ist Österreich Voll!

Glückliches Wien! Über Dir schlägt ein mächtiger Kaiseradler die schirmenden Fittige, drüber hin träufelt das Kreuz des Mittlers Segensthau auf Dich herab — mögest Du ewig also grünen und blühen unter dem Adler und unter dem Kreuze!

E. Straube.

Notizenblatt.

Petrificirte Menschenknochen. Es ist allgemein bekannt, daß man die vorgeblichen antediluvianischen Überreste von Menschen, welche man hie und da entweder einzeln, oder mit verschiedenen Thierknochen gemengt aufgefunden, nicht ohne Grund in Zweifel gezogen, und in der neuesten Zeit noch bestritten habe, daß das wirklich menschliche Reliquien aus vorsündflutlicher Ära seyen, welche man dafür ausgegeben hatte. Nun schwächt Dr. Lund aufs Neue diesen Zweifel. Dieser verdienstvolle Gelehrte hat bereits einen großen Theil des gigantischen Brasiliens durchwandert, und vornehmlich die Provinz Minas Geraes, welche für den Geologen und Antiquar eine unerschöpfliche Schatzkammer ist, zur Arena seiner Forschungen gemacht. Er hat mehr als 200 Höhlen untersucht, und darin eine Unzahl von Thier-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerippen aller Art, zu öfternmalen aber auch versteinerte Knochen gefunden, welche nach seiner Behauptung die untrüglichsten Merkmale an sich tragen, daß sie wahrhaft menschliche Überreste seyen, und aus derselben Zeit stammen, welcher die übrigen Thierknochen angehören, d. h. der vornoachischen Weltperiode. Diese menschlichen Gerippe haben überdieß noch das Eigenthümliche, daß sie, wenn sie aus einander gebrochen werden, einen metallischen Glanz von sich geben. Auf diese Art wäre ein neuer Beweis geliefert, daß Amerika wirklich schon vor der Sündflut von Menschen bewohnt gewesen sey. Einen ähnlichen Beweis lieferten wir (der Leser wird sich wohl noch erinnern), als wir im vorigen Jahre aus einer amerikanischen Zeitung berichtet haben, daß man in den vereinigten Staaten ein Mammouth ausgegraben, und bey dieser Gelegenheit an vorgefundenen Waffen und Kohlen ꝛc. unzweydeutig erkannt hatte, daß dieses Riesenthier in einen Sumpf gejagt, darin halb versunken, und in dieser ohnmächtigen Lage von Menschen getödtet worden sey. J. M—r.

Burrows-Insel. Der Weg von Neu-Holland nach dem Manillen- oder Luzons-Archipel ist bereits schon so oft und in so verschiedenartigen Richtungen befahren worden, daß es kaum mehr wahrscheinlich war, es könne sich in diesem Meere auch nur ein Inselchen befinden, das noch nicht entdeckt und auf den Karten bemerkt worden wäre. Dennoch erfahren wir jetzt durch englische Zeitungen, daß das brittische Schiff „The Pearth," welches erst kürzlich von einer weiten Fahrt zurückgekehrt ist, am 24. September 1841 unter dem 21. Gr. 59 M. südlicher Länge und 168. Gr. 30 M. westlicher Breite eine ziemlich große, waldbewachsene Insel entdeckt habe, welcher man den Namen Burrows-Island gab. 28.

Indische Witwen. In Calcutta hat sich ein Verein gebildet, dessen Zweck und Streben dahin geht, die hindostanischen Witwen wieder mit Männern zu versorgen. Wenn sich nemlich eine Witwe nicht entschließen konnte, sich mit dem Leichnam ihres Gemahls lebendig verbrennen zu lassen, so ward sie wenig mehr geachtet, und fand auch deßhalb durchaus keinen Mann mehr, weil man sie keiner aufrichtigen und treuen Liebe für fähig hielt. Dem zu Folge läßt sich nicht in Abrede stellen, daß jener Verein vielfach sehr Verdienstliches stiften könne. 9.

Schöne That eines Armen. Die Stadt Prouilly in Frankreich ist unlängst ein Raub der Flammen geworden. Das Elend der Einwohner war verhältnißmäßig nicht geringer als das der Hamburger oder Steyrer im ersten Stadium der Noth und Hülflosigkeit. Ein Invalide ging am zweyten Tage nach dem Brande dahin, um sein Schärflein den Dürftigen selber einzuhändigen. Nachdem er nun einige Silberstücke, d. i. seine ganze Habe mildthätig vertheilt hatte, und weggehen wollte, kniete noch ein armer Mann, ein Vater von fünf unmündigen Kindern, vor ihm nieder, und bat ihn um eine milde Spende, da er mit den Seinigen auf dem Puncte stände, zu verhungern, ehe in den nächsten Tagen Hülfe von Seite der Regierung käme. Der Invalid suchte wohl in all seinen Säcken nach, fand aber nichts mehr als ein Stück Brot, das er einem Kinde des Bittstellers reichte, und blickte mit Thränen im Auge traurig vor sich hin, zum ersten Male vielleicht beklagend, daß er selber arm sey. Da fiel sein Auge auf ein Bild, das an einem alten Baume hing, und mit den Worten: „Ich weiß, was ich zu thun habe, der heil. Martinus dort lehrt es mich; wie er sich seines Mantels für die Armen entblößt hatte, so will ich es thun," zog er seinen Oberrock aus, reichte ihn dem Hülfsbedürftigen, und eilte schnell von dannen. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

213

Dienstag, den 25. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma hatte sich vorgenommen, den letzten Willen ihres Vaters zu befolgen und sich zu dem Pfarrer zu begeben. Sie traf deßhalb alle nöthigen Anstalten, schrieb an den alten Baron, und bat ihn, sie in den Maßregeln, die sie wegen der kleinen Erbschaft ihrer Tante zu nehmen habe, durch sein Ansehen zu unterstützen. Der Baron, dem es äußerst angenehm war, daß sie Frankfurt verlassen, und sich aus der Gegend begeben wolle, that ihr allen möglichen Vorschub. Nach Verlauf von wenig Wochen sah sie sich wieder in ihrem ersten Aufenthalte eingerichtet. Der Prediger und seine Frau kannten sich vor Vergnügen nicht, ihre liebe Pflegetochter wieder bey sich zu sehen. Diese Freude aber machte anfangs ihre Streitigkeiten nur desto heftiger; die böse Laune der guten Leute hatte mit den Jahren sehr zugenommen. Das, was Alma sonst wenig Kummer machte, war jetzt Ursache, daß sie öfter und lebhafter an das dachte, was sie in Frankfurt zurückgelassen hatte. Ihr ruhiger Charakter wußte aber Alles mit Sanftmuth zu ertragen; die Fehler der Personen, mit denen sie lebte, betrachtete sie bloß als Gelegenheiten, sich in Geduld und Verträglichkeit zu üben. Vorzüglich widmete sie sich der Ökonomie. Das geringe Vermögen, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte, war noch überdieß durch verdrüßliche Vorfälle sehr vermindert worden. Bey dem Banquier in Frankfurt standen nicht mehr als 10,000 fl.; das kleine Gütchen bey Kassel war vernachlässigt und fast ganz verfallen. Sie beschloß, wenn sie mündig geworden, sich dort niederzulassen, und bat den Prediger, an ihren andern Vormund in Kassel zu schreiben, daß Anstalten gemacht würden, das Haus auszubessern und Alles, was zu Grunde gegangen war, wieder anzuschaffen. Sehr oft erhielt sie Briefe von Mornhof, die sie selten beantwortete und immer nur in der Absicht, ihn zu ermahnen, alle Hoffnungen aufzugeben.

Mornhof kam zu dem Prediger, Alma ließ sich nicht sehen. Er ergab sich in ihren Willen und ließ ein Billet zurück, worin er ihr schwor, sie ewig zu lieben, sie möchte auch noch so grausam gegen ihn seyn. Alma, gerührt von seiner Standhaftigkeit und Bescheidenheit, antwortete ihm, sie liebe ihn und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werde ihn ewig lieben, allein es sey höchst unnütz, Pläne zu entwerfen, die nie ausgeführt werden könnten. „Nie," sagte sie, „soll meine Liebe zu Ihnen Ihren Angehörigen Verdruß machen." Mornhof kam einige Tage darauf wieder. Dießmal erhielt er die Erlaubniß, sie in Gegenwart des Pfarrers und seiner Frau zu sehen. Diese Leute aber fürchteten den alten Baron und erklärten, sie würden seinem Sohne keinen Besuch mehr gestatten. Dieß war für Alma ein neuer Beweggrund, sich seinen Besuchen zu widersetzen, da sie mehreren Personen nachtheilig werden könnten. So verflossen zwey Jahre, in denen sie sich oft schrieben, wenig sahen, aber immer mit gleicher Treue liebten. Mornhof, voll Verzweiflung, keine Änderung in seinem Schicksale wahrzunehmen, von seinem Vater bestürmt, ein reiches Mädchen zu heirathen, entschloß sich unter den Truppen, die der Landgraf von Hessen dem Könige von England während des amerikanischen Krieges überließ, Dienste zu nehmen. Sein Vater konnte sich nicht dagegen setzen. Fast alle seine Freunde hatten sich eifrig bemüht, unter die Zahl derselben aufgenommen zu werden. Er suchte darum nach und sagte Alma nichts von seiner Entschließung, bis er die Erlaubniß erhalten hatte. Sie zerfloß in Thränen als sie es hörte, doch suchte sie ihn nicht von seinem Vorsatz abzubringen, sie äußerte vielmehr ihre Zufriedenheit über seinen Ehrgeiz sich hervorzuthun, und dieselbe Laufbahn mit seinen übrigen Landsleuten zu betreten, die in ein so entferntes Land im Dienste ihres Herrn die Waffen trügen. Er beschäftigte sich mit den Anstalten zur Reise und eilte, in seiner neuen Uniform, vor Alma zu erscheinen. Sie sah ihn nicht anders, als mit der größten Bewegung. Nach Amerika zu gehen, so vielen Gefahren Trotz zu bieten, war eine furchtbare Idee; sie dachte nicht ohne Schrecken und Schauder daran, und ward von der heftigen Unruhe krank. Deßungeachtet verheimlichte sie Mornhof alle ihre Leiden, und da sie ihn zum letzten Male sah, bewaffnete sie sich mit all dem Muthe, den der Gedanke an den Ruhm des Geliebten ihr einflößte. Ohne ihre Seele durch allzu zärtliche Klagen zu entnerven, hielt sie seinen letzten Abschied mit einer Standhaftigkeit aus, die geschickt war, auch ihm sich mitzutheilen. Der Pfarrer und seine Frau waren immer bey ihren Zusammenkünften gegenwärtig gewesen, sie waren es auch in diesem letzten Augenblicke. Mornhof ergriff im Feuer der Leidenschaft und Zärtlichkeit eine Bibel, öffnete sie, ließ sich vor Alma auf die Knie nieder, legte die Hand auf die Bibel und schwor, er werde nie einer Andern, als ihr angehören, er verbinde sich mit ihr auf ewig. Hierauf nahm er Alma's Hand, legte sie auch auf die Bibel und bat sie, seine Schwüre anzunehmen und zu billigen. „Ja, Mornhof," sagte sie, „ich werde nie eines Andern seyn, ich werde nie aufhören, Sie zu lieben. Sie aber — wählen Sie eine Andere, wenn Sie hoffen, glücklicher durch sie zu werden!"

Mornhof bat den Pfarrer, ihren Schwur zu segnen; dieser weigerte sich zwar sie zu trauen; aber er verbarg ihnen nicht seinen heißen Wunsch, daß sie mit der Zeit ein Paar werden möchten. Mornhof drückte Alma die Hand, badete sie in Thränen und entfernte sich unter einem Stillschweigen, das den ganzen Zustand seiner Seele ausdrückte.

Alma war nach Mornhof's Abreise noch lange krank. Sie bekam sehr oft Briefe von ihm. Alle sagten ihr, daß sie noch immer geliebt werde, und daß die Reise glücklich sey. Sie waren endlich bey Neu-York gelandet. Nach der Schlacht bey Trenton meldete er ihr, sein Hauptmann sey getödtet worden, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er selbst habe eine Wunde im Gesichte bekommen. „Ach!“ sagte er, „vielleicht werden Sie mich nicht wieder erkennen. Die Beschwerden des Krieges und der Wunden werden mich verändert haben, und Sie, anbethungswürdige Alma, werden Sie es nicht auch seyn? Wird eine zweyjährige Abwesenheit nicht vielleicht meinem Schicksale nachtheilig seyn? Sagen Sie mir, was ich zu erwarten habe. Ihr Ausspruch soll entschieden, ob ich den Tod aufsuchen, oder die Hoffnung nähren soll, nach meiner Zurückkunft mein Leben, mein Schicksal mit Ihnen zu theilen. Nichts soll mich hindern der Ihrige zu seyn, ich habe es geschworen und ich schwöre es noch einmal.“ Alma benetzte diesen Brief reichlich mit Thränen; auch sie schwor, nie einem Andern anzugehören. „Und bin ich nicht die Seinige?“ rief sie aus. „Wir haben uns auf das Heiligste geschworen, daß Eines des Andern seyn soll; ich bin Mornhof's Gattinn, und die Ursache, daß er sich in Gefahren stürzt und sein Leben wagt! Schon jetzt hätte ich das Recht ihm zu folgen.“ Ihre Einbildungskraft wurde durch diese Empfindung noch höher gespannt; sie folgte ihm im Geiste über die Meere, sie begleitete ihren Geliebten durch Wüsten und durch die Gefahren der Schlacht, sie verband seine Wunden und theilte seine Arbeit und Mühe. Bey der Unmöglichkeit, dem Hange ihres Herzens zu folgen, that sie wenigstens ein Gelübde: Mornhof's Rückkehr in der Einsamkeit zu erwarten, in einer gänzlichen Eingezogenheit zu leben, ihre Tage und Stunden dem Andenken an ihn zu widmen, und sich mit seiner Rückkunft und dem Glücke, das auf diese folgen sollte, zu beschäftigen. Sie schrieb einen Brief, worin sie zwar nicht Alles sagte, was sie dachte, aber auch genug, um Mornhof von aller Treue und Beständigkeit, deren ihre zärtliche und edelmüthige Seele fähig war, zu überzeugen. Dieser Brief ging verloren, und seit jenem letzten Briefe erhielt sie auch von Mornhof keinen mehr. Sie erfuhr nicht einmal, daß er zur Armee des Generals Bourgoyne gestoßen war. Die Neuigkeiten, die sie so begierig in öffentlichen Blättern aufsuchte, meldeten ihr nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letztes Ziel.

Des Mondes Licht zum einzigen Geleit
Ging ich durch tiefe Waldeseinsamkeit;
Der Nachtwind spielte mir um Stirn und Haar,
Ein Gruß des Friedens, süß und wunderbar.
Kein Vogel sang, doch sandten Baum und Strauch
Den Duft empor als stillen Opferhauch

Wo er hervorbricht aus dem Felsgeröll,
Da sank ich nieder an dem klaren Quell,
Sein labend Naß schöpft' ich mit hohler Hand,
Und netzte meiner heißen Lippen Rand
Und träumerisch rief ich: „o mir wäre gut,
Den Tod zu trinken aus der frischen Flut!“

Im Leben war ich immerdar allein,
Drum will ich auch im Sterben einsam seyn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kein feuchter Blick, der frommes Mitleid lügt,
Kein Seufzer, der mit Liebesschein betrügt,
Kein gleißend Menschenwort soll mich umweh'n,
Wenn meine Seele will von hinnen geh'n!

O diese einsam schöne Stätte hier,
So recht gemacht zum Sterben dünkt sie mir!
Sanft nähm' mich auf das weiche Blumenried,
Es sänge mir der Quell mein Schlummerlied,
Die Sterne leuchteten am Himmelszelt
Wie Fackeln um den Sarkophag gesteckt.

Und Niemand wüßte von der Menschenschaar
Was wohl das Schicksal der Verschollnen war.
Manch albern Mährlein würde aufgetischt,
Manch alte Lüge wieder aufgefrischt;
Doch ihres Hasses frevelhaft Gericht,
Es störte mich in meiner Ruhe nicht. —

Weh mir, daß noch mein Weg zum Grab nicht frey!
Ein ernstes Bild zieht streng an mir vorbey
Und ruft: „Geht auch dein Sehnen nach dem Tod,
Denk' daß das Leben Pflicht, die ich gebot!"
Sie sey erfüllt! doch heischt sie einst nichts mehr,
Zu süßem Sterben eil' ich dann hieher!

Betty Paoli.

Die Lehrjahre eines „Rechtsfreundes."

(Schluß.)

Ein ganzes Jahr verfloß auf diese Weise, als plötzlich die Herren Somebody, ausgezeichnete Bierbräuer und Malzdörrer zu London, bankerott wurden. Der Zufall hatte gewollt, daß die Herren Somebody das Haus der Witwe mit Bier versehen hatten, und daß Herr Orlando durch den Einfluß einer gewissen dritten Person zum Rechtsanwalte in dieser Angelegenheit aufgestellt wurde.

Die gerichtliche Abhandlung eines Fallissements war zu jener Zeit ein bey weitem brillanteres und einträglicheres Geschäft, als dieß heutzutage der Fall ist, und obendrein hatten die benannten Bierbrauer keinen gewöhnlichen Bankerott gemacht. Herr Winks war natürlich außer sich vor Wuth, und das Waisenhaus, die Pelzmütze, die verfolgte Unschuld ꝛc. ꝛc., wurden zum hundertsten Male wieder auf das Tapet gebracht. Scrubb jedoch besaß eine dicke Haut, und dergleichen Angriffe konnten ihn nicht aus der Contenance bringen; ja es geschah sogar, daß er eines Morgens zum Erstaunen der ganzen Nachbarschaft sich nach der Kanzley des Herrn Winks verfügte, woselbst er anfrug, ob der Herr Principal nicht zugegen sey.

Als die erste Überraschung vorüber war, nahm Herr Scrubb das Wort: „Ich gestehe," hub er an, „daß mein bisheriges Betragen gegen Sie unbillig, vielleicht sogar ungerecht genannt werden könnte."

„Ungerecht?" fiel Herr Winks zornig ein. „Habe ich Sie nicht als einen ungebildeten, ungewaschenen Jungen aus dem Hospitale weggenommen? Habe ich Sie nicht gehalten wie mein eigen Kind? Verdanken Sie mir nicht Alles, was Sie sind und was Sie haben? und gerade, als ich Sie hätte brau-

chen können, verließen Sie mein Haus, und bemühten sich seither tagtäglich, mir meine Kunden abwendig zu machen und mich zu ruiniren! Gehen Sie! Sie sind der Undankbarste, der Gewissenloseste —"

„Nein, nein!" rief Orlando mit fester Stimme und blitzenden Augen, „ich bin keineswegs undankbar! Ich wünsche Ihnen zu beweisen, daß ich keinen Augenblick vergessen habe, was ich Ihnen schulde. Ich wünsche mit Ihnen Friede zu machen, und bin in der Absicht gekommen —"

„Was können Sie mir zu sagen haben?" unterbrach Herr Winks zum zweyten Male. „Ich will nichts hören. Sie können durchaus keine Entschuldigung vorbringen, die ich annehmen werde."

„Nicht meine Worte, meine Thaten sollen für mich sprechen. Es wird bereits zu Ihrer Kenntniß gelangt seyn, daß mir die wichtige causa eines Bankerottes übertragen ist, welchen die Herrn Somebody —"

„Ich weiß — die Bräuer," rief Herr Winks mit Bitterkeit, „und ich zweifle nicht, daß Sie Ihre Tausende dabey herauspressen werden, wo ein Anderer sich mit bloßen Hunderten begnügen würde!"

„Gut, mein Herr! Von eben dieser Anliegenheit bin ich gekommen, mit Ihnen zu sprechen. Die Firma ist bedeutend; die Summen, um die es sich hier handelt, enorm. Ich besitze noch wenig Geschäftserfahrung, und fühle mich kaum fähig, diese Commission bis ans Ende zu führen. Ich bin ferners auch nicht besonders reich, und könnte dabey in größere Unkosten verwickelt werden, als mir lieb ist. — Nun also meine Friedensvorschläge, und der Beweis, daß ich kein Undankbarer bin. Diese wichtige Commission will ich an Sie abtreten. Ich bringe dieses Opfer, um mir Ihre werthe Freundschaft zu erwerben. Vergüten Sie mir meine bisher gehabten Auslagen an baarem Gelde, und ich substituire Ihren Namen für den meinen, und übergebe Ihnen die bezüglichen Documente. Nun? Bin ich noch undankbar?"

Herr Winks rieb seine Augen und zupfte an seiner Nase, um sich zu überzeugen, ob er denn auch wirklich wache. Sobald er aber diese freudige Gewißheit erlangt hatte, stürzte er in die geöffneten Arme des Herrn Scrubb, indem er gerührt ausrief: „Orlando, mein lieber Junge, ich habe Euch Unrecht gethan! In der That! Ihr beherberget edle Gefühle im Busen, und wisset für empfangene Wohlthaten erkenntlich zu seyn! Fortan sind wir Freunde fürs ganze Leben!" Und während diese Worte gesprochen wurden, schien es mehr als wahrscheinlich, daß Herr Winks eine oder mehrere Thränen vergießen würde.

Eine halbe Stunde reichte hin, um den Vertrag zwischen den beyden Anwälten abzuschließen. Herr Richard Winks übernahm die Papiere, welche auf das Fallissement sich bezogen, und Herr Scrubb empfing dagegen von seinem Freunde die Summe von 260 Pfund Sterling, als Vergütung für seine bereits gehabten, und gehörig ausgewiesenen Unkosten.

Die Herren Somebody standen vor ihrem Bankerott in dem Rufe enorm reicher Leute, und man hatte fest geglaubt, daß sie ihren Gläubigern wenigstens 75 Percent bezahlen würden. Ihr zweyter Advocat entdeckte jedoch in Bälde, was der Erste, Herr Orlando Scrubb, schon früher entdeckt hatte. Das Geheimniß war in Wirklichkeit überraschend — unglaublich — nemlich, daß das vorhandene Eigenthum der Bankerottirer kaum hinreichen würde, um die Gerichtskosten zu ersetzen, und daß Herr Orlando die Leichtgläubigkeit seines Freundes benützt hatte, um seine schon für verloren gehaltenen Geldauslagen wieder hereinzubringen! Und Herr Winks war gleich einem Tölpel in diese Falle gegangen, und hatte dem uneigennützigen aufopferndem Freunde die 260 Pfund Sterling richtig ausbezahlt! —

Der Leser wird uns ohne Schwierigkeit beypflichten, wenn wir zum Schlusse noch behaupten, daß mehr als ein halbes Jahrhundert verfloß, bis diese zwey Advocaten wieder ein Wort zusammen sprachen! —

Wie aber Herr Scrubb auf diese und auf ähnliche Weise zu immer ausgebreiteteren Geschäften gelangte, wie er nach und nach zum steinreichen Manne, zum Besitzer von Stadt- und Landhäusern wurde, das müssen wir natürlich seinem künftigen Biographen zu erzählen überlassen, da wir uns nur mit dem Beginn seiner Laufbahn, gleichsam mit dem Aufgang dieses leuchtenden Gestirnes zu befassen die Absicht hatten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung zu Nr. 211.)

Cherubini.

Baillot erinnert uns an einen kürzlich verstorbenen Meister, der seit undenklichen Zeiten dem größern Publicum eben so bekannt ist als dem wissenschaftlichen Kenner; ich meine Cherubini. Ich will hier keineswegs versuchen, seine Biographie zu schreiben; ein solches Werk würde die Geschichte der Musik selbst seit einem halben Jahrhundert umfassen. Ich will bloß einige Momente aus seinem Leben hervorheben, die sich zum Theil an die Gegenwart knüpfen, und den Künstler oder den Menschen characterisiren. Cherubini und Lesueur schufen das lyrische Drama im Theater **Feydau**. Diesem machte damals das Theater **Favart** die Concurrenz: der „Gefangene von **Della Maria**“ sicherte ihm eine Zeit lang den Vorzug, bis Berton's „**Montano et Stephanie**“ im **Feydau** erschien; hierauf gab Cherubini seine „**Deux Journées.**“ Indessen ruinirten sich beyde Theater durch diese Rivalität. **Feydau** hatte seit acht Jahren alle Abend ein volles Haus gehabt, nicht ein Stück war durchgefallen, die Verwaltung wurde mit der größten Ordnung geführt, und dennoch war **Feydau** seinem Sturze nah, wie auch **Favart**. Die Regierung legte sich ins Mittel; beyde Bühnen wurden mit einander verschmolzen, unter dem Namen **Opéra comique**; die Benennungen **Favart** und **Feydau** hörten auf, obgleich sie sich noch lange im Publicum erhalten haben. Damals gingen die Chöre, welche eine Zierde des Theaters **Feydau** gewesen, zur großen Oper über; daher kommt es, daß Stücke, wie „**La Caverne,**“ „**Lodoiska,**“ „**Télémaque,**“ „**Medée**“ so früh vom Repertoire verschwanden; sie konnten ohne die Chöre nicht gegeben werden. Diesem Übelstande ist bis jetzt noch nicht abgeholfen worden; bey der Reprise der „**Deux Journées**“ von Cherubini hat er sich deutlich gezeigt. Von dieser Zeit an verschwand das lyrische Drama; die komische Oper behielt die Oberhand. Aber durch eine seltsame Laune des Schicksals ging der Erfinder selbst dabey zu Grunde: „**Della Maria**“ versuchte mehrmals sein Glück mit „**L'oncle valet,**“ fiel durch, und starb kurz darauf im Elend. Cherubini gab hierauf seine große Oper: „**Les Abencerrages,**“ ein Werk voll Schönheiten vom ersten Range; allein das bey alldem wenig Aufsehen machte. Die einzelnen Stücke wurden in reichen Häusern aufgeführt; man nahm sie mit einer Begeisterung auf, worin sich die Opposition gegen das Kaiserreich aussprach, welche damals im Stillen um sich griff. Napoleon liebte unsern Künstler nicht; aber er hat ihn nie verfolgt, wie man ausgeschrien. Cherubini war stolz, hartnäckig und absprechend; er ließ sich auf keine Discussion ein. Napoleon war eben nicht sehr nachgiebig, aber er discutirte; der Souverän wollte sich dem dictatorischen Urtheile des Künstlers nicht fügen, somit hatte man sich weiter nichts mehr zu sagen. — Cherubini behielt indeß seine Stelle als Inspecteur am Conservatoire; denn Napoleon verschmähte es, seine verletzte Eigenliebe an einem Manne zu rächen, dessen Talent er schätzte. Cherubini's Opern wurden aber nicht mehr aufgeführt, und die mit seinem Amte verbundenen Emolumente reichten nicht hin, aus eigenen Kräften etwas zu thun. Damals begab sich Cherubini nach Wien, wo er seine Oper „**Fanisca**“ aufführen ließ; das Jahr **1814** kam endlich, und Cherubini's Schicksal nahm eine günstigere Wendung. Ein gewisser Martini theilte mit Lesueur die Direction der königlichen Capelle; Cheru-

bini hatte die Anwartschaft auf Lesueur's Stelle. Nach der zweyten Restauration suchte Martini sich seines Collegen Lesueur zu entledigen. Er ging zu Cherubini, und gab ihm zu verstehen, es hinge nur von ihm ab, sein College bey der königlichen Capelle zu werden. „Ist Herr Lesueur todt?“ fragte Cherubini in jenem trockenen Tone, der keine Antwort zuließ. Diese Antwort lief wie ein elektrischer Schlag durch die Künstlerwelt, selbst Lesueur's Feinde liefen zu Cherubini, und ließen sich bey ihm einschreiben, um ihm für sein edles Benehmen zu danken.

Einige Monate darauf starb Martini, der eigentlich Martin hieß, und von Geburt ein Elsasser war. Nach seinem Tode erhielt Cherubini die Oberintendantur der königlichen Capelle, die er bis 1830 mit Lesueur gemeinschaftlich führte. Im Vorbeygehen müssen wir bemerken, daß Lesueur, nachdem er seine Oper: „Der Tod Adams“ geschrieben, sich ausschließlich der religiösen Musik widmete; er hat eine Menge Oratorien hinterlassen, die für Werke von erstem Range gelten, und dessen ungeachtet in Vergessenheit gerathen sind. Heutzutage kann nur das Theater den Ruhm des Tonsetzers dauerhaft begründen. Seit 1830 ist die königliche Hauscapelle aufgelöst, zum großen Leidwesen der Künstler und Kunstfreunde. Es existirt gegenwärtig nichts Ähnliches mehr in Frankreich. Vierzig ausgewählte Stimmen trugen hier die herrlichen Schöpfungen zweyer großer Meister vor, und wurden durch ein eben so treffliches Orchester unterstützt. Im Jahre 1815 ging mit dem Conservatoire eine Veränderung vor, die eben nicht sehr günstig war. Über dem Haupteingange löschte man das Wort Conservatoire aus, und schrieb dahin: **Ecole royale.** Die Verwaltung wurde dem Intendanten der **Menus plaisirs** zugetheilt, das Directorium hörte auf. Der Intendant, ein Hr. de la Ferte, war übrigens ein sanfter, gutmüthiger Mann, der sich beliebt machte. Später wurde das Conservatoire von den **Menus plaisirs** getrennt und unter die Direction der **Beaux Arts** gestellt, welche Hr. Sosthene de la Rochefoucault unter sich hatte. Um diese Zeit (1822) wurde Cherubini zum Director ernannt, neben ihm glänzten als Inspectoren Lesueur, Berton und Paër. Hrn. Sosthene de la Rochefoucault verdankt man zwey wichtige Maßregeln: er rehabilitirte das Conservatoire, und brachte die beste italienische Sängertruppe zusammen, die man bis dahin gehört, und vielleicht je wird zu hören bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Sonst und Jetzt. Der große Gelehrte Casaubon wurde eines Tages gefragt, warum er beym Schreiben zittere, und nicht auch bey andern Verrichtungen, wozu er seiner Hände bedurfte? Er gab zur Antwort: Allerdings zittere ich bloß bey meinen gelehrten Arbeiten, weil ich in beständiger Furcht bin, daß das, was ich schreibe, der scharfe Kritiker Joseph Scaliger lesen und beurtheilen möchte. Der italienische Homer, der Sänger des befreyten Jerusalem, der große Torquato Tasso besaß die Tugend der Bescheidenheit im Übermaße; denn während man schon anfing, ihn gleichsam zu apotheosiren, glaubte er sich mit seiner Muse noch verachtet, und schrieb deßhalb an einen seiner Freunde: **Non posso negare, che io mi doglio oltramisura di esser stato tanto disprezzato dal mondo, quanto non è altro scrittore di questo secolo.** Der herrliche Socrates, die

erste und hellste Leuchte alles höhern Wissens, hat auf die Frage: warum er seine Gedanken nicht niederschreibe, die würdige Antwort gegeben: „Er achte das, was er schreiben könnte, nicht des Papieres werth“ — und bey einer andern Gelegenheit äußerte er wieder: „er wisse im Grunde nicht mehr als das, daß er nichts wisse!“ — Wir überlassen es hier unsern Lesern, die Selbstschätzung dieser Männer in Parallele zu stellen mit dem Eigendünkel unserer Scribenten, und fügen als Beleg nur das Factum bey, daß kürzlich der Verfasser von höchst mittelmäßigen Gedichten und Novelletten in der Vorrede gesagt: „Die Dichtkunst ist im Krebsgang begriffen, mein Bemühen war nicht bloß sie aufzuhalten, sondern mindestens um Einen Schritt vorwärts zu bringen.“ 9.

Völlerey und Strafe. Wie uns das „Cabinet de Lecture“ Nr. 53 berichtet, lebt zu Gavrelles im Departement Pas de Calais ein Mann, der unsinniger Weise seinen Ruhm darin sucht, der größte Säufer des Landes zu seyn. Wenn er früh am Morgen aufsteht, so ist sein einziges Treiben die baldige Befriedigung seines übermäßigen Durstes, und wenn er auch den ganzen Tag über wacker getrunken hatte, so erklärte er doch am Abende gewöhnlich, daß er heute vor Durst kaum werde einschlafen können. Vor einiger Zeit kündigte er den Bewohnern seines Ortes an, daß er von seinem Talente zu trinken, eine probemäßige Vorstellung geben werde. Dem zu Folge fing er seine große Production damit an, daß er ein Glas Öhl trank, in der Meinung, daß ihn die nachfolgenden geistigen Flüssigkeiten nicht trunken machen würden. Auf dieses Öhl schüttete er allgemach achtzehn Gläser Branntwein, sechs Bouteillen Wein und weiß der Himmel wie viele Flaschen Bier, und erklärte im Verlaufe dieses bacchantischen Tages mit stammelnder Zunge: „Wäre das Meer nicht eitel bitteres Wasser, ich würde die Lippen am Ufer ansetzen, und es bis auf den Grund in mich einschlürfen!“ Gegen Abend wankte er mühvoll nach Hause, und obwohl sein Weib an diesem Festtage auch nichts weniger als nüchtern blieb, so hatte sie doch noch ihre Zunge so weit in ihrer Gewalt, dem berauschten Manne die bittersten Vorwürfe über seine Unmäßigkeit zu machen. Unter Kneifen und Zanken schlummerte das saubere Ehepaar ein, und träumte von den Genüssen des seligen Tages. — Um diese nächtliche Zeit ritten einige Kürassiere, welche von Bréhières kamen, an diesem Hause vorüber, und hielten plötzlich an, da sie große feurige Dampfwolken aus dem Innern aufsteigen sahen. Sie sprengten das Hausthor und die Zimmerthüre und retteten, was da noch zu retten war. Beyde Eheleute waren nemlich in der größten Gefahr, von dem Brande verzehrt zu werden, der in ihrem Schlafzimmer entstanden war, weil sie das Licht oder das Feuer nicht verwahrt hatten. Während nun die Einen jener wackern Soldaten das tobende Element zu löschen bemüht waren, haben die Andern jene Gefährdeten aus dem Brande gerettet. Die Frau war am Leibe wenig beschädigt, der Mann aber hatte sich dergestalt verbrannt, daß er wohl kaum zu retten seyn wird. 9.

Brotlose Kunst. Der berühmte amerikanische Taucher Smith schleuderte sich von der Höhe der Sunderlandsbrücke, d. i. aus einer Höhe von 110 Fuß, in die Wellen und konnte kaum mehr ans Ufer gelangen, denn er hatte sich im Innern ein Blutgefäß zersprengt, und wurde so krank, daß man ihm sogleich zur Ader lassen, und ihn sofort in ein Hospital tragen mußte, wo er gegenwärtig noch bedenklich darnieder liegt. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

211

Donnerstag, den 27. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma führte den Plan aus, den sie entworfen hatte. Sobald sie ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, rechnete sie mit ihren Vormündern ab und zog auf ihr Gütchen, das sie nun in vollkommen gutem Zustande antraf. Sie war sehr glücklich, da sie ihrer Neigung folgen und Mornhof's Rückkehr in dieser ländlichen Einsamkeit abwarten konnte. Ihre Wohnung war von einigen Bauernhütten umgeben, die Lage aber reizend. Das Haus lag weit von der Hauptstraße entfernt, ein einziger Weg führte darauf hin. Vor dem Hause war ein ziemlich großer Hof im ländlichen Geschmacke mit vier bis fünf alten Bäumen bepflanzt, die ihn fast gänzlich beschatteten. Das Haus war klein, zwey Stockwerke hoch, die zwey kleine Quartiere bildeten, die Scheunen und Ställe waren hinten angebaut. An diese stieß ein kleiner Gemüsegarten und dann trat man in einen großen Baumgarten, der unregelmäßig mit schönen Fruchtbäumen aller Art bepflanzt war. Am Ende des Gartens floß ein kleiner Bach vorüber, über den eine Brücke in ein kleines Hölzchen führte, worin man die schönsten Gruppen und Parthien fand.

Alma traf alle Anordnungen und Einrichtungen, die diesen Aufenthalt vollkommen angenehm machten. Gleich bey ihrer Ankunft nahm sie eine Bauernfamilie, die sie nach ihren Bedürfnissen ausgesucht hatte, in ihr Haus auf. Diese bestand aus Mann und Frau nebst zwey jungen Töchtern. Kühe und Ziegen versorgten sie beständig mit Milch und weideten das ganze Jahr in dem Baumgarten, wo das Gras niemals gemäht wurde. Der Mann, Namens Martin, baute den Garten an, sorgte für die Früchte und Holz und holte aus dem nächsten Flecken die Lebensmittel. Das älteste Mädchen brauchte Alma zur Bedienung, die jüngere half ihrer Mutter in der Küche und hütete die kleine Herde. Alma's Zimmer waren einfach und mit Geschmack eingerichtet; sie hatte hier Alles zusammen, was zu ihrem Zeitvertreib und zur Übung ihrer Geschicklichkeit dienen konnte: Bücher, Instrumente, Modelle zu Zeichnungen u. dgl. Sie war zufrieden mit ihrer Einrichtung, und ihre Wünsche wären nicht jenseits des Baches hinübergegangen, hätte es kein Amerika und dort keinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geliebten Mornhof gegeben. Das Andenken an ihn, der Gedanke, einmal sein Glück zu machen, machte ihr Alles interessant. Eine jährliche Rente von ungefähr 400 fl. war mehr als hinreichend, ihre sämtlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Das war ihre ganze Habe, womit sie dennoch auch ihren Dienern ein bequemes Leben verschaffte. Aber auch ohnedieß wären sie schon durch die Art, wie sie von ihr behandelt wurden, glücklich genug gewesen. Mornhof gehörte in alle ihre Pläne, überall hatte sie seine Stelle bezeichnet; alle ihre Hoffnungen beschränkten sich darauf ihn zurückkommen zu sehen, und mit ihm diese einfache und friedliche Wohnung zu theilen. Allein seit langer Zeit hatte sie keine Briefe bekommen. Sie glaubte, die große Entfernung sey Ursache, und dieser Kummer störte den Frieden ihrer Seele. Man erhielt unterdessen Nachrichten genug von den hessischen Truppen und machte alle erhaltenen Briefe bekannt. Der Pfarrer, ihr ehemaliger Vormund und Pflegevater, machte sich's zum Geschäfte, diese Nachrichten so vollständig als möglich einzuziehen und Alma mitzutheilen. So erfuhr sie, daß Mornhof sich sehr hervorgethan habe, daß er zum Major befördert worden, und daß die Winterquartiere in Philadelphia wären. Alma brachte ihr Leben ruhig hin in einer tiefen Einsamkeit und Einförmigkeit, die aber nichts weniger als Langeweile war. Indeß wurden im zweyten Feldzuge die Briefe seltener, man erhielt sie mit mehr Schwierigkeit, und Alma bekam gar keine mehr. Im dritten Jahre erreichte ihre Unruhe den höchsten Gipfel; sie brauchte den Pfarrer oft, um etwas von Mornhof zu erfahren, sie schickte ihn sogar nach Kassel, bey den Ministern des Landgrafen Erkundigungen einzuziehen. Alles, was man erfahren konnte, war, der Major wäre in Neuyork und würde noch lange dort bleiben. Alma war unglücklich, so gut sie auch Alles eingerichtet hatte, um es nicht zu werden. Ihr Unglück kam über den Ocean herüber aus Amerika oder vielmehr — aus ihrem Herzen, das dort den Gegenstand seiner Wünsche suchte. Ihr Leben war voll Ruhe, ihre Seele dagegen voll Unruhe und Qual. Der Schmerz der Abwesenheit vergiftete jeden Genuß des Augenblickes, sie störte in dem Aschenhaufen ihres Liebesglückes, um sich an den Erinnerungsfunken zu erfreuen.

Eines Tages ging sie traurig in ihrem Baumgarten spazieren und sah auf der Straße einen Mann, der Mühe hatte zu gehen, er stützte sich auf einen Stab und schien verkrüppelt zu seyn. Er hatte eine elende zerrissene Montur an. Sie nahete sich dem Busche ihn zu betrachten und fragte ihn aus Mitleid, wo er herkomme. Ehe er aber noch antworten kann, dringt sie in ihn, in ihr Haus zu treten. Der Soldat dankt ihr und sagt, daß er aus Amerika komme. Bey diesem Worte schlägt Alma's Herz hoch; sie wagt es nicht von Mornhof zu sprechen, und doch entschlüpfte ihr sein Name. Der Soldat erzählt, derselbe sey in der Schlacht bey Trenton verwundet worden, dann zu der Armee des General Bourgoyne gekommen, in dem Gefechte bey Saratoga habe er einen Schuß in der Brust erhalten, doch habe er die Gefangenen in Boston erreicht, sey in die Stadt geschafft worden, habe sich seitdem da aufgehalten und werde in Kurzem nach Europa zurückkehren. Alma hörte kaum diese letzten Worte, ihre Unruhe war außerordentlich, kaum konnte sie sich anfrecht erhalten, ihre Füße versagten ihr den Dienst. Der Soldat erschrickt und ruft nach Hülfe. Martin und seine Frau eilen herbey, der Soldat folgt ihnen. So wie er im Hause angekommen war, wiederholte sie zitternd ihre Frage. Der Soldat erzählt weiter, daß er den Major Mornhof fast ganz von seinen Wunden geheilt gesehen

habe, er selbst sey bey dem Rückzuge von Philadelphia verwundet worden. Alma that alle Fragen an ihn, welche die lebhafteste und zärtlichste Theilnahme nur eingeben kann, der Soldat mußte es noch einmal wiederholen, daß er den Major mit eigenen Augen gesehen habe. Von seiner Wunde wußte er nicht ganz bestimmte Nachricht zu geben; doch versicherte er, gegen das Ende des Herbstes würde er mit noch vielen andern Verwundeten und Gefangenen nach Europa zurückkommen. Alma wollte ihn da behalten, um ihn noch weiter auszufragen, er eilte aber seine Familie wieder zu sehen; doch ließ sie ihn nicht eher fort, als bis sie ihm alle Sorgfalt, alle Liebkosungen und alles Gute, das in ihren Kräften stand, erwiesen hatte. Mornhof verwundet und krank in Amerika! Das war ein schrecklicher Gedanke, den sie richt ertragen konnte. Sie dachte sich ihn, wie er von Wilden geraubt und zu Tode gemartert würde; die Nächte brachte sie in Thränen zu. Sie ließ den Pfarrer kommen, beschwor ihn nach Frankfurt zu gehen, und ließ sich bey der Familie von Mornhof nach Allem erkundigen, was man von ihm wisse. Der gute Pfarrer brachte die Nachricht, der alte Baron wäre seit einigen Monaten todt, seines Sohnes wegen wäre man in großer Besorgniß. Er bestätigte die Nachricht von dem Unglücke, das ihm begegnet sey; man sagte dort auch, man erwarte ihn gegen Ende des Herbstes. Alma verlangte noch zuverlässigere Nachrichten. Sie beredete den Pfarrer zum zweyten Male nach Kassel zu gehen, und sich genau beym Kriegscollegium nach Allem zu erkundigen, was Mornhof beträfe, nach seiner Lage. seiner Zurückkunft, der Zeit, dem Orte und dem Augenblicke seiner Ausschiffung. Er kam mit der Bestätigung dessen zurück, was man schon wußte. Die Wunde kam von einer Kugel her, die ihm gerade durch die Brust gegangen, und ihn auf eine Weile zum Dienste unfähig machte; seine gänzliche Wiederherstellnng abzuwarten, werde er nach Europa zurückkommen. Er werde einen Transport Verwundeter und Gefangener mit sich bringen, die zu Anfang Octobers von Neu-York abgehen, und zu Ende Novembers in Portsmouth eintreffen würden.

Alma voll Angst und Besorgniß über das Schicksal ihres Geliebten, konnte seine Ankunft im Vaterlande nicht geduldig erwarten. Gern wäre sie nach Amerika geflogen. Unaufhörlich schwebte er ihr vor Augen, als wenn er eben in England ankäme, krank, verwundet, sterbend vielleicht von dem Ungemach der Reise, ohne Hülfe, ohne eine Person zu haben, die ihn liebte, die ihn sorgfältig pflegte. Sie sah ihn mitten unter den übrigen Kranken und Verwundeten liegen, diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen. Sie entschloß sich nach Portsmouth zu gehen und die Ankunft der Schiffe zu erwarten, die den Transport bringen sollten; sie wollte ihn in ihren Armen empfangen. Sie machte sich dieß sogar zur Schuldigkeit; sie hatten sich im Angesichte des Himmels geschworen, Eines des Andern zu seyn, ihr Schicksal zu verbinden und das Glück und Unglück des Lebens zu theilen. Ihre Seele war zufrieden, den Anfang mit dem Unglücke zu machen. Sie konnte sich nicht entschließen, ruhig abzuwarten, daß man ihr den Tod oder die Genesung Mornhof's meldete; sie hatte oft gesagt, er ist mein Gatte. Auch in diesem Augenblicke war sie noch davon überzeugt. Ihr Herz, ihre Tugend, ihre Religion stimmten ein, den Entschluß auszuführen, den diese Idee in ihr hervorgerufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung.)

Das führt uns zur italienischen Oper, die ihre Vorstellungen mit „Lucia“ wieder eröffnet. Man hatte anfangs „Linda di Chamounix“ in Vorschlag gebracht, allein die Direction hat es nicht gewagt, den Erfolg des ersten Abends einem hier noch unbekannten Werke anzuvertrauen. Das Pariser Publicum ist das gutmüthigste, humanste und höflichste von der Welt, zumal im Théâtre italien, wo sich die Elite der höchsten Classen versammelt, aber es hat nun einmal eine eigene Art, aufzufassen und zu fühlen; auf den Kunstwerth kommt es nicht immer an. Eine Niaiserie, ein Verstoß gegen den Geschmack kann es aufbringen, eine Neuerung, auch die geringste, macht es stutzig. Die Herren und Damen sind eitel, und fürchten sich durch ihr Urtheil zu compromittiren. Was hundertmal beklatscht worden, kann man in aller Sicherheit wieder beklatschen. Die beliebtesten Sänger haben aber dennoch eine solche Furcht vor dem hiesigen Parterre, daß sie, wenn sie bey der ersten Vorstellung der Saison auftreten, in der Regel schlecht singen, wenigstens im Anfange. Man hatte sich Hoffnung auf Rubini gemacht, der keineswegs in dem Alter steht, wo es Zeit ist, daß der Künstler sich zurückziehe. Tamburini und Lablache sind älter und denken nicht daran. Rubini steht in der vollen Kraft, und seine Gesangmittel haben nicht im mindesten gelitten. Die Direction des italienischen Theaters steht, glaube ich, noch mit ihm in Unterhandlungen; bisher sind sie an einer Eigenheit des Sängers gescheitert. Er hat sich nemlich in den Kopf gesetzt, er müsse Mitglied der Ehrenlegion werden. Es ist wahr, daß fast alle Tonsetzer von einigem Rufe und Werth das rothe Bändchen tragen, aber nicht ein Bühnenkünstler. Es ist so eine eigene Sache. Die Sänger und Schauspieler haben zwar heutzutage eine ganz andere sociale Stellung, wie vor diesem, in Paris zumal herrscht zwischen den Gebildeten eine ziemliche Gleichheit. Indeß würde ein Schauspieler mit dem Ehrenkreuze im Knopfloche eine Anomalie seyn. Napoleon selbst wagte es nicht, die öffentliche Meinung in diesem Puncte zu verletzen. Zwar decorirte er den berühmten Crescentini, allein bey diesem Versuche blieb es. Sogar Talma, sein Liebling und früher sein Freund, der einst gegen ihn den Wunsch äußerte, das Zeichen der Tapfern zu tragen, erhielt das Ehrenkreuz nicht. Rubini, so hoch er auch als Sänger steht, und wir wissen wirklich nicht, wer höher stünde, kann sich mit Talma trösten, um so mehr, da er ein Ausländer ist. Es heißt nunmehr, Rubini werde nach Rußland gehen. Indeß hat die Saison, wie gesagt, mit der „Lucia“ angefangen; am Dienstag ist sie zum zweyten Male gegeben worden, und morgen ist die „Sonnambula.“ Donizetti ist angelangt, und „Linda di Chamounix“ wird nächstens erwartet. Das Personale ist dasselbe wie voriges Jahr und hinlänglich bekannt.

Die komische Oper hat eine Operette in einem Acte „Le conseil des Dix“ gegeben. Der bekannte Potier sagte zu dem Verfasser des Melodrams: „Die grausamen Brüder, oder: der Familienhaß bis ins dritte Glied,“ — „Faullenzer, daß du aus einem solchen Titel nur drey Acte gesponnen!“ Dasselbe könnte man dem Verfasser des „Raths der Zehn“ sagen; mit dem „Rathe der Zehn“ ließen sich wenigstens fünf Acte machen, wie Shakespeare im „Othello,“ und nach ihm Ducis, in dessen Bearbeitung des englischen Trauerspiels das schreckliche Gericht sehr energisch characterisirt ist.

La mort frappe sans bruit, le sang coule en silence
Et les bourreaux sont prêts, quand le soupçon commence.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Verfasser der Operette haben natürlich mit einem solchen Gerichte nichts zu schaffen. Die Zehne sind Frauenzimmer, die ein junger Franzose hintergangen hat, welche sich in rothe Talare hüllen, eine schwarzsammtne Larve vorbinden, den Verbrecher vor sich bescheiden, und ihn zum Beil verdammen. Wir brauchen das Unwahrscheinliche einer solchen Intrigue nicht erst hervorzuheben; sie ist dabey auf dem Theater unverständlich, weil Vieles zum Verstehen Nöthige gesungen wird. Es wäre überhaupt den Operntextfabrikanten zu rathen, Alles, was zur Verständniß der Handlung unumgänglich nothwendig ist, im Dialog oder Recitativ mitzutheilen: im Gesange verwischen sich die Worte und der Sinn immer mehr oder weniger. Die Musik ist leicht, niedlich, aber doch mitunter gar gehaltlos. Der kleine Act wird eine Zeitlang als sogenanntes **Lever de Rideau** benützt werden. Es wird eine neue Oper von Adam einstudirt: Titel und Sujet sind mir leider entfallen. Der „**Domino noir**," der „**Pré aux Clercs**," „**Les Diamans de la Couronne**," „**Le Code noir**" reichen einstweilen aus; „**Richard Coenr de Lion**," „**Jeannot et Colin**," „**Le petit Chaperon rouge**" werden auch immer mit Vergnügen gesehen. Die komische Oper macht gute Geschäfte, und deßwegen ist die Rede, dann ein drittes lyrisches Theater zu errichten; die Concurrenz verdirbt hier gleich Alles; kommt das Project zu Stande, so gehen alle drey zu Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

„Czaar und Zimmermann."

Komische Oper in drey Aufzügen von Lortzing.

Beym Franzosen steckt die komische Oper im Buche, beym Italiener in der Gurgel, beym Deutschen im Orchester. Der flüchtige Franzose skizzirt zum Gedichte etwas Gesang, der lebhafte Italiener skizzirt zum Gesange etwas Gedicht, und nur der gesetzte Deutsche setzt ein Buch — wie er das Libretto nennt — des Langen und Breiten in Musik, wobey er nebenher von Marpurg's „Fugenlehre" träumt, und von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und der Himmel weiß, wovon noch. Ich behaupte, der Gedanke bloß „Ewigkeitsopern" schaffen zu wollen, hat mit den Verfall der deutschen Theatermusik herbeygeführt. Man verwechselt in Deutschland das Theater gar zu häufig mit einem Hörsaale der Kunstphilosophie, und bedenkt nicht, daß zeitbeliebte Unterhaltungsweise von jeher eine seiner wesentlichsten Grundstützen ausgemacht habe. Das „Sichgehenlassen" wollen unsere deutschen Theatercomponisten noch immer nicht weg haben, und sie könnten es und sollten es, zum wenigsten im heiteren Style. Vor absoluten Verunglimpfungen der Muse würde sie dabey die Ehrlichkeit und das Studium — das Knochenmark jedes wahrhaften deutschen Künstlers — gewiß hinlänglich schützen.

Warum componirt man so wenig komische Opern? Ist es etwa nicht besser im Kleinen Gutes, als im Großen Schlechtes zu schaffen? Im Mittelalter nannte man Poesie die „fröhliche Wissenschaft." Musik die „fröhliche Kunst." Beynahe müssen heutzutage diese Schwesterkünste um einige Bissen gesunden Spaßes ins Ausland betteln gehen. Als ob der Scherz nicht auch eine herrliche Gabe Gottes wäre; als ob Hiller, Dittersdorf u. A. nicht auch ihr Reislein gebrochen hätten aus dem deutschen Lorberhaine und das „**ridendo castigare mores**" Unehre brächte. Mit diesem abonnirten Schmerze in unsern musikalischen Dramen erschöpft man de-

ren Bestimmung noch lange nicht. Hat doch die Erschütterung selbst zwey Ausgänge: die Seele und das — Zwerchfell. Wen hat es aber gedrängt, beydes in seinen Zauberkreis zu ziehen; wer hat eben den Scherz und den Ernst zugleich verschönt, daß fort und fort das Herz schwelgen möchte in diesen tönenden Lebensbildern? Das größte dramatische Genie, das wir besitzen — Mozart! —

Lortzing, das ist eben so ein Mann, den die Gegenwart braucht. Einmal schon wegen des speciellen Mangels an guten Buffo-Componisten, dann auch wegen des Beyspiels, daß Flüssigkeit, guter Muth und Talent auch in Deutschland zum Glücke führen können. Leicht vorüberrauschendes Vergnügen will nun schon die Zeit gar zu häufig. Lortzing ist's, der gerade so viel Geschicklichkeit und so wenig Unsterblichkeitsdünkel besitzt, als zur kunstanständigen Befriedigung dieses Bedürfnisses nothwendig. Die Werke, die er in diesem Sinne für die Zeit schafft, „Czaar und Zimmermann" — „die beyden Schützen" — „Caramo" — „Hanns Sachs" — „Casanova" sind so gefällig, verständig und zeitgemäß gehalten, daß Publicum und Autor ob ihrer heitern Verbindung sich nur freuen können, ohne eben der Kunst ein Achselzucken deßhalb abzunöthigen.

Sein Styl ist der eines Volkscomponisten im edleren Sinne. Eine gewisse freundliche Herzlichkeit, wo es auf das Gemüth, lebhafte, oft pikante Darstellung, wo es auf die Komik abgesehen ist, bezeichnen ihn. Seine Kunst bietet ihm alle Mittel dar, die zum Gefallen führen, doch bedient er sich ihrer mit Anstand und vernünftiger Ökonomie. Man sieht es Lortzing an, er plaudert nicht Alles aus, was er weiß; da, wo es nicht hingehört, schon gar nicht; und das ist eine Tugend, die Wenige besitzen. Wo es einschlagen soll, da schlägt es bey derley Kunstindividualitäten nur um so kräftiger ein, und darauf kommt es ja, wie bekannt, in der Theorie des Effectes zumeist an.

Wenn wir die Erfindung neuer Gedanken, die Originalität der Gestaltung nicht in die vordere Reihe der Eigenschaften dieses Componisten stellen, so darf dieses der anziehenden Frische seiner Gesangstücke keinen Eintrag thun. Lortzing ist darum doch nie verlegen um Melodien, es sey nun für den Gesang selbst, oder für dessen Umspielung im Orchester, und kennt überhaupt keine andere Schwierigkeit als die, nicht leicht zu seyn oder es doch zu scheinen. Mit liebenswürdiger Nonchalance greift er daher wohl auch zuweilen über den Rhein oder über die Alpen, holt sich da und dort ein holdes Sangliedchen herbey, und musicirt darunter wohlgemuth fort, daß Sänger und Publicum ihre Freude daran haben. Es ist eben die französische Manier, auf welche man Müllner's Vers in der „Onkeley" anwenden könnte:

„In Frankreich blüht die Kunst
Die schwere — leicht zu leben"

leicht zu componiren, nach unserer Leseart. —

Das Incognito des großen Czaars, während seines Aufenthaltes auf der Schiffswerfte zu Sardam, ist mehrfach und allezeit glücklich für das Drama ausgebeutet worden. Die Verwechslung desselben mit einem wirklichen Zimmergesellen, der ebenfalls Peter heißt und Russe ist, die komischen Conflicte, die sich aus dem Hinzutritte mehrerer aus politischen Gründen agirenden Personen entwickeln, gehoben durch ein episodisches Liebesverhältniß zwischen Peter und Maria, Nichte des Bürgermeisters, der als Muster geckenhaften Weisheitsdünkels das eigentliche Agens des Spaßes ist, bilden den Inhalt dieses amusanten Singspieles, das bey größerer Gedrängtheit der Prosa, und mancher musikalischen Scene, z. B. gleich der im zweyten Acte, die das schön gesetzte Männer-Sextett enthält, noch gewinnen würde.

Man muß es Lortzing zur Ehre nachsagen, daß er das Komische, Gemüthliche und Neckische, das in diesem Drama enthalten, glücklich in Töne zu bringen, den handelnden Personen etwas Characteristisches beyzulegen gewußt hat, ohne dem gefälligen, natürlichen Flusse der Musik dadurch Abbruch zu thun. Am gelungensten scheint mir der Bürgermeister gezeichnet. Im Czaar tritt sowohl dem Buche als der Composition nach mehr die lyrische Seite hervor. Seine erste Arie hat einen zu unbestimmten, seine zweyte — als Lied allerdings einschmeichelnd — einen gar zu weichlichen Charakter. Ich denke, der Componist hätte gut daran gethan, in der Behandlung dieser Hauptperson eine größere Bedeutsamkeit durchschimmern zu lassen. Überhaupt räume ich im ganzen Werke dem Mehrstimmigen, das sich aus einer lebendigeren Situation oder aus dem dramatischen Fortgang entwickelt, das musikalische Übergewicht ein. Das Vermögen des Componisten steigert sich hier oft zum recht wirksamen Ausdrucke, ohne jedoch, wie wir es bey anderen Tonsetzern erfahren, in das ernstere Gebiet der großen Oper überzugreifen.

Den Ausführenden wird für Spiel und Gesang dankbar vorgearbeitet. Auf das Erstere baute man hier keine großen Hoffnungen, weil es bekannt, daß dieser Theil am hiesigen Hoftheater der schwächere; ja daß schon die einfache Prosa den meisten Sängern viel zu schaffen mache. Um so mehr durfte man vom Gesange fordern. Von dieser Seite geschah denn auch das Bessere, wenn gleich auch nicht völlig das, was diese Oper an Feinheit und Grazie des Vortrages fordert. Die Besetzung war folgende: Czaar — Hr. Schober, Peter Iwanow — Hr. Erl, Maria — Dlle. Lutzer (die im Spiel die übrigen Mitbeschäftigten entschieden übertraf), Chateauneuf — Hr. Pfister, Witwe Brown — Mad. Lach, Lefort und Syndham — die HH. Becker und Koch. In der äußerst dankbaren Buffoparthie des von Bett erschien als neuengagirtes Mitglied Hr. Langenhaun. Dieser Darsteller, obwohl nicht ohne Stimme und Beweglichkeit, schien uns doch nicht ganz geeignet, den hohen, komischen Pathos zu verwirklichen, an welchem dieser Blasebalg von Narrenweisheit und Krähwinkeljustiz laborirt.

Demnach versäume Niemand, der die heitere Gattung liebt, diese freundliche, anziehende, mit Recht beliebte und verbreitete Oper kennen zu lernen.

Noch einen oder zwey Lortzinge in Deutschland, die Federn tüchtig in Bewegung gesetzt, und die Bestellungen nach Paris und Mailand würden um Einiges nachlassen. Lust und Vertrauen zu deutschen Scherzen fänden sich in unsern Theatern wieder ein, und endlich setzten deutsche Würde der fremden Frivolität den Fuß auf den halbentblößten Leib. Nur müßten, wie gesagt, einige talentbegabte Componisten sterblich seyn wollen, und der Zeit dienen, wie sie es will; ausgenommen, es wäre zufällig Einer darunter, der die wahre Ewigkeit in sich brennen fühlte. Nun freylich, der allein schreibe ihre Flammenzüge, wie er es will, und Deutschland wird ihn ehren, ob seines erhabenen Stolzes, als seiner Edelsten Einen. Carl Kunt.

Notizenblatt.

Die Tänzerinn, Dlle. Celeste hat in den vereinten Staaten eine Aufnahme gefunden, welche diejenige, die der „**divine Fanny**“ dort zu Theil geworden, fast in Schatten stellen zu wollen scheint. Für ein zehnwöchentliches Engagement sind ihr zu New-York sogleich 15,000 Dollars (30,000 fl. M.) angetragen worden. Bey ihrem ersten Auftritte dort war der sogenannte „**dress circle**“ ganz mit Damen im höchsten Putze besetzt, eine theatralische Ehren- und Gunstbezeigung, die, wie der Londoner „**Globe**“ bemerkt, nur in Amerika Brauch ist. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

J. Tennant's Modelle urweltlicher Thierformen. J. Tennant zu London, Verfertiger mineralogischer, geologischer, petrefactischer u. s. f. Modelle in Holz, hat kürzlich eine Sammlung von Holzmodellen aller derjenigen urweltlichen Thiere zu Stande gebracht, welche von dem berühmten Owen, einem der größten jetztlebenden Fossilzoologen, in dem letzten „Raport of the Brittish Association" beschrieben worden sind. Derselbe hat ferner eine Reihe von geologischen Holzmodellen verfertigt, deren Erfindung von dem bekannten brittischen Geologen T. Sopwith herrührt. Durch diese Modelle werden die Beschaffenheit der Stretifications und Schichtungen, der Verlauf der Erzadern und Flötze plastisch anschaulich gemacht. Eben dort ist seit Kurzem auch eine Reihe von Hauer- und Gebeinmodellen des Iguanodon zu sehen, einer vorweltlichen Thierart, welche von Mantell in seinem neuerlich erschienenen Werke: „Die Wunder der Geologie" beschrieben worden ist. F. M.

Ein Butterregen in Irland. Ein gewisser James Scanlan, der sich Secretär der „Dumanwayer Mäßigkeitsgesellschaft" nennt, berichtet in einer der neuesten Nummern des „Cork Examiner," daß es in der Nähe von Dumanway seit dem 14. September allnächtlich Butter regnet, und ungefähr ein Morgen Landes damit bedeckt gefunden wird. Die Bauern (heißt es weiter) aus der ganzen Nachbarschaft kommen alle Morgen mit Schalen herbey, um diese „ätherische Butter" zu sammeln, die sie als eine panaceische Salbe betrachten, welche wirklich schon seltsame Curen bewirkt haben soll. qz.

Modebericht.

Die Pelze und großen Hermelinkrägen sind schon sehr zahlreich und mit der unfreundlichen Witterung werden sie täglich häufiger; auch Müffe erscheinen bereits, werden aber von der Mode noch ignorirt. Dafür behaupten die Mäntel eine allgemeine Herrschaft, besonders scheint einer von neuer Form, der venetianische Mantel, zu einem großen Erfolge berufen; auch die Camails haben sich dergestalt ausgedehnt und an Umfang gewonnen, daß man sie füglich als Mäntel, wenigstens als Crispines betrachten kann. Die ausgezeichnetsten sind von Sammt, mit Crepine charnirt und eine Garnitur von Chenillenfransen am Saume unten und an dem kleinen Kragen.

In Sammt scheinen für diesen Winter die hellen Farben die getragensten zu werden, als lichtgrün, himmelblau, aschfarbig u. dgl.; für die Hüte dürfte es bey den dunklen Nuancen sein Bewenden haben.

Unter den Winterblumen dürften grüne Scabiosen, purpurrothe Dahlien, schwarz und feuerfarbener Mohn auf Atlas- und Sammthüten ausgezeichnet seyn; eben so alle Gattungen von Federn.

Eine empfehlenswerthe Mode für die strenge Saison sind die Überröcke von Drap, welche aber von den Herrenschneidern gemacht werden müssen. Letztere bereiten auch allerliebste Paletots von Drap oder Sammt für Damen, welche noch reiten wollen. 6.

Modebild XXXXIII.

Ein Kleid von gestreiftem Seidenstoffe nach neuester Pariser Art, mit Schnürmacherarbeit geziert. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Die Coiffure, nach der neuesten, sehr beliebten Pariser Mode, ist von Hrn. Th. Zeipelt, bürgl. Damenfriseur, am Graben, Trattnerhof, Nr. 618, im zweyten Hofe, vierte Stiege.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitschr. No 214.
den 27 October 1842.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

215

Freytag, den 28. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma war eine von den Frauen, die Alles, wozu sie sich einmal bestimmt haben, fest im Auge behalten, und die bey einer tiefen Empfindung mit Muth und Geschicklichkeit an den Mitteln zur Ausführung ihrer Pläne zu arbeiten verstehen. Sobald sie sich fest vorgenommen hatte nach Portsmouth zu gehen, beschäftigte sie sich mit nichts als mit den nöthigen Anstalten zur Reise. Sie wollte noch vor der Mitte Novembers dort seyn, um ja den Augenblick der Ankunft nicht zu versäumen.

Sie schrieb sogleich an den Banquier in Frankfurt, um ihre Gelder ausgezahlt zu bekommen, und verlangte, daß er die Summe in einen Wechsel auf einen Londoner Kaufmann verwandeln sollte. Martin ward zu ihrem Reisegefährten bestimmt. Er wurde wie ein Bauer gekleidet und sollte ihr nicht von der Seite kommen. Auch sie richtete ihre Reisekleider verhältnißmäßig darnach ein. Ein Hut, der über das Gesicht hereingeschlagen war, bedeckte ihr Gesicht und machte sie vollends unkenntlich. Dem Pfarrer that sie den Vorschlag, sie bis nach Hamburg zu begleiten. Dieser ergriff das Anerbieten mit dem größten Vergnügen, da ihm beyfiel, das ein Knecht Abrahams die Rebekka zum Isaak geführt habe. Er sagte sogar, er wolle so gut wie der Prophet Jonas zur See gehen und freute sich sehr darauf, seiner Alma einen Beweis seiner Liebe und seines Muthes zu geben. Die Aufsicht über ihr Haus vertraute Alma Martins Frau an, nahm ein Kästchen mit Mornhof's Briefen und andern Papieren, die ihr nützlich seyn konnten, mit, und so reisten sie alle drey nach Hamburg ab.

Martin sorgte als ein treuer Diener für seine Gebieterinn und ihre Equipage, ohne sich zu bekümmern, wohin der Weg ihn führe. Der Pfarrer, dem es bisweilen einfiel, daß das Pöckelfleisch in Hamburg vortrefflich wäre, beklagte sich unterwegs über die schlechten Wirthshäuser. Alma aber glaubte in dem Wagen, der ihr nie schnell genug ging, vor Unruhe und Ungeduld zu vergehen. Bey ihrer Ankunft in Hamburg flog sie in den Hafen, um sich zu erkundigen, ob bald ein Schiff nach England abgehe. Sie war so glück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich, eines zu finden, das den folgenden Tag unter Segel gehen wollte. Sie machte in der größten Geschwindigkeit ihre Anstalten, nahm einen Platz für sich und Martin; ihre größte Sorge war, der Wind möchte nicht stark genug seyn. Der Pfarrer wollte sich aus Liebe zu seiner Pflegetochter mit einschiffen, allein die Seekrankheit ergriff ihn trotz aller Erinnerungen an einen Jonas und Paulus so heftig, gleich beym Eintritte ins Schiff, daß er glaubte, der böse Feind bemächtige sich seiner. Man mußte ihn in einer Schaluppe zurück ans Land bringen. Alma machte sich mit ihrem Martin in einen Winkel, verbarg sich vor der ganzen Equipage und wußte sich den Blicken und der Neugier der übrigen Passagiere zu entziehen. Die See mochte ihr noch so viele Unbequemlichkeiten verursachen, so dachte sie doch dabey nur an das, was der kranke Mornhof auf einer so weiten Reise hatte ausstehen müssen. In den Augenblicken, wo sie mehr Stärke fühlte, suchte sie englisch zu sprechen, und sich an das zu erinnern, was sie von ihrer Tante gelernt hatte. Sie hatte sich mit dieser Sprache vorzüglich viele Mühe gegeben, weil ihre Mutter eine Brittinn gewesen war. Die Überfahrt war ziemlich glücklich. Das Schiff langte den siebenten Tag zu Harwich an. Von da ging sie mit der Post nach Portsmouth, wo sie sich in ein Bürgerhaus einmiethete und Nachrichten von den deutschen Truppen einzog, die von Amerika kamen und dahin abgingen. Man nannte ihr einen Commissionär, der vorzüglich mit ihren Geschäften zu thun habe. Sie erfuhr von ihm, daß der Major Mornhof wirklich nach Europa zurückkomme, daß er schon auf der See sey und gegen Ende Novembers in Portmouth eintreffen müsse. Sie bezog ein Haus, das die Aussicht aufs Meer hatte, und nur von Frauenzimmern bewohnt wurde. Ihre beständige Beschäftigung war, das Auge auf die Fluten zu richten, mit allen Matrosen zu sprechen und sich nach Allem zu erkundigen, was die Überfahrt von Amerika nach Europa betrifft. Bey früher Tageszeit ging sie mit Martin ans Ufer und kam gleich wieder dahin zurück, wenn sie es auf kurze Zeit verlassen hatte. Mitten in ihrer Unruhe und Ungeduld erfuhr sie ein großes Unglück: Martin, der brave Martin, ihr treuer Begleiter und Hüter, ward krank, und sie hatte den Schmerz, ihn sterben zu sehen.

Endlich gab man das Signal, daß verschiedene Schiffe ankämen; man rief, es wäre der amerikanische Transport. Das Volk lief herbey, ihn landen zu sehen. Alma brannte vor Ungeduld. Die Schiffe konnten denselben Tag nicht einlaufen, sie mußten die Flut des folgenden Tages abwarten. Die Sonne war noch tief unter dem Horizonte und Alma schon lange am Ufer. Unterdessen landeten die Schiffe, man fing an, Mannschaft auszuschiffen. Diejenigen, die ihre Gesundheit und Stärke erhalten hatten, stiegen mit Freuden aus, sie liefen und zerstreuten sich in der Stadt. Alma verschlingt alle Vorübergehenden mit den Augen, sie erkennt Niemand. Bisweilen glaubt sie, das Klima, der Krieg, die See könne die Züge verändert haben, vielleicht habe sie sie gar vergessen; sie bemüht sich, sie auf den Gesichtern derer wieder zu erkennen, die über ihre glückliche Ankunft das meiste Vergnügen bezeigen — doch Alles entwischt ihr, Niemand achtet auf sie, Niemand erkennt sie. Nun kamen die Kranken, die Verwundeten; einige können kaum gehen, andere werden von Matrosen unterstützt und gehen mit schwachen und wankenden Schritten einher. Ihr Herz bewegt sich bey diesem Anblicke. Nun kommt die Reihe an die Verwundeten, die man trägt. Sie sucht zwischen den Armen der Personen, die sie tragen, hin-

durch ihre Züge zu unterscheiden, — sie erkennt nichts, bisweilen zittert sie, ihn in diesem oder jenem Elenden zu erkennen. Doch jetzt kommt ein Verwundeter, der von mehreren Leuten getragen wird. Man drängt sich um ihn herum, man hört, es sey ein Officier — ein Major; sie nähert sich in der größten Bewegung, sie erblickt sterbende, festgeschlossene Augen, eine Magerkeit, eine Todtenblässe, daß man glauben sollte, es sey ein Todter und kein Sterbender. Sie wollte, wie sie nahe zu ihm kam, den Namen Mornhof aussprechen, er starb auf ihren Lippen; sie wollte den Namen Alma aussprechen und fiel in Ohnmacht. Weiber kamen ihr zu Hülfe. Ihr edles ausgezeichnetes Ansehen, das auch durch ihre Reisekleider hindurchblickte, fiel Allen auf, die sie sahen. Bald kam sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, riß sich aus den Armen der Personen los, die für sie gesorgt hatten, und flog auf Mornhof zu. Er war schon in einem Hause. Alma überlegte, es könne gefährlich werden, wenn sie sich ihm in seinem jetzigen Zustand von Schwäche zeigen wollte. Sie wagt es nicht, sich zu nähern: sie geht nicht in sein Zimmer, sie bleibt an der Thüre, verschlingt ihn mit ihren Blicken; ihre Thränen hindern sie ganz deutlich zu sehen. Sie hört den Arzt sagen, es habe keine Gefahr, sein Zustand wäre nur die Folge der Wunden und der Anstrengungen der Reise, er brauche Ruhe, Stille. Sie wußte sich's nun selbst Dank, daß sie sich nicht zu erkennen gegeben hatte. Nun sorgt sie für Alles im Hause, wo er wohnt; sie gibt allen Personen, die ihn bedient hatten, Geld, gibt seine Speisen an, und geht nur in ihre Wohnung eine Ruhe zu suchen, die sie entfernt von dem Geliebten doch nicht finden kann. Den Tag darauf kommt sie wieder und fährt in ihrer Sorge für ihn fort, ohne sich zu erkennen zu geben. Man kann nicht begreifen, was das für ein Frauenzimmer sey, die so viel für einen Mann thut, dem sie sich nicht zu nähern wagt.

Mornhof hatte vor seiner Einschiffung nach Amerika in Portsmouth Schulden gemacht, ohne sie bezahlen zu können und versprochen, seine Gläubiger bey seiner Rückkunft zu befriedigen. Seine Equipirung und auch das Spiel hatten ihm vielen Aufwand verursacht. So wie seine Gläubiger seine Ankunft und seine Genesung erfuhren, beschlossen sie, sich bezahlt zu machen und im Nothfall auf seine Equipage Arrest zu legen. Alma erfuhr ihr Vorhaben bald; sie fürchtete, ein Verdruß der Art möchte das Übel des Kranken vermehren und ihm wohl gar den Tod zuziehen. Sie hielt die Gläubiger zurück, gab ihnen ihre Wechsel, verpfändete ihre Effecten, sagte für Alles gut, und fühlte sich dadurch belohnt genug, daß sie ihm diese Sorge erspart habe. Endlich am sechsten Tage hörte sie den Arzt sagen, der Kranke befinde sich wohl, er habe wieder Kräfte genug und könne das Lager verlassen. Sie geht nach Hause, schreibt folgendes Billet, um eine zu heftige Überraschung zu vermeiden: „Alma, Ihre Alma ist nahe bey Ihnen. In einem Augenblicke werden Sie sie sehen. Ihr Herz hat Sie niemals verlassen."

Sie selbst folgte dem Billete gleich nach. Sie näherte sich Mornhof mit klopfendem Herzen und in größter Bewegung. Sie kann nicht sprechen, stammelt ein Paar Worte; er erblaßt, erröthet, weiß nicht, was er vorbringen soll. Alma fürchtet noch für ihn. Sie nähert sich, ergreift eine von seinen Händen, Thränen fließen aus ihren Augen, ohne daß eines von ihnen ein einziges Wort, sagen kann.

(Der Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzählung aus dem Frühlingsgarten des persischen Dichters Dschami.

Als die Abassiden zum Chalifate gelangt waren und Alles, was der Familie der Ommiaden angehörte, mit glühender Rache verfolgten, tödteten und vom Angesichte der Erde wegzutilgen sich bemühten, hatte der Ommiade Ibrahim ben Suleiman ben Abdulmalek ben Mervan sein Heil in der Flucht gesucht und sich vor ihren Mörderhänden verborgen. Als er eines Tages in Gedanken über sein trauriges Geschick versunken auf dem flachen Dache eines einsamen Hauses, welches gegen die Wüste hin gelegen, saß, gewahrte er, daß sich eine Menge Volkes, von schwarzen Fahnen, dem Abzeichen der Abassiden, angeführt, aus Kufa herausdrängte und es fuhr ihm durch die Seele, daß dieser Zug wohl ihm gelten könne, und die Männer ihn zu suchen kämen. Er faßte schnell den Entschluß, den ihm die Furcht eingab, vertauschte seine Kleider mit ärmlicheren, verließ das Haus und entkam glücklich in dieser Verkleidung nach Kufa; da er jedoch daselbst ganz unbekannt war, keinen Gastfreund und Niemanden kannte, bey dem er sich hätte verbergen können, so beschloß er einen Fremden um Obdach zu bitten. Als er durch die Straßen ging, gelangte er an ein stattliches Haus, dessen Thor offen stand und im Hofe erblickte er einen schönen jungen Mann zu Pferde, den Diener und Sclaven umgaben. Er näherte sich ihm und sprach, mit flehender Geberde, den Selam. Der vornehme Reiter wandte sich, dadurch aufmerksam gemacht, zu ihm und erkundigte sich, wer er sey und worin er ihm helfen könne, worauf ihm Ibrahim erwiederte: „O Herr, ein Fremdling bin ich, ein Flüchtiger, dem seine Feinde auf den Fersen folgen und ihn tödten, wenn du ihn nicht rettest und aufnimmst in dein gastlich Haus.“ Der Herr des Hauses fühlte Erbarmen mit ihm und sprach: „Fern sey es von mir, daß ich einem Verfolgten den Weg der Rettung vertrete;“ und er nahm Ibrahim in sein Haus auf, ließ ihm eine Kammer neben seinen eigenen Gemächern anweisen, und ihn mit Speise und Kleidung reichlich versehen.

So hatte Ibrahim sich einige Zeit verborgen gehalten und war ein Freund des Hauses geworden; Niemand forschte seinen nähern Verhältnissen nach, und niemals wurde der Punct berührt, was ihn eigentlich zur Flucht getrieben; eben so wollte auch Ibrahim nicht durch neugierige Fragen lästig fallen. Da er jedoch schon lange bemerkt hatte, daß sein Wohlthäter jeden Tag um eine bestimmte Stunde mit Gefolge aus dem Hause ritt und Abends mit sichtbaren Zeichen der Betrübniß im Gesichte wiederkehrte, so reizte dieser Umstand seine Neugierde im hohen Grade; er hätte nur zu gerne gewußt, welches Geschäft ihn so regelmäßig hinausziehen konnte, wenn er nur in Trauer versenkt davon heimkehrte; er ergriff daher eines Abends die im Gespräche sich darbietende Gelegenheit und hub an: „Mein Wohlthäter, ich sehe dich Tag für Tag ausreiten und langsam, nachdenkend und betrübt wieder heimkehren; sag mir, wohin du gehst, welches Geschäft dich hinaustreibt, und ob ich dir nicht vielleicht dabey behülflich seyn kann.“

Jenes Blick verdunkelte sich bey diesen Worten Ibrahims. „So höre,“ sprach er, indem sich ein ungewohnter Ernst über seine edlen Züge breitete, „ich suche den Mörder meines Vaters; ich weiß, daß er sich in Kufa versteckt aufhält; jeden Tag treibt mich die Hoffnung ihn zu finden und Rache für meinen getödteten Vater von ihm zu fordern, hinaus und läßt mir keine Ruhe; jeden Tag kehre ich betrübt zurück, das theure Blut, das um Rache schreyt, nicht mit Blut gesühnt zu haben. Wo soll ich ihn finden, ihn, Ibrahim ben Soleiman, den Mörder meines Vaters!“

So sprach der Gastfreund; aber Ibrahims Zunge lähmte der Schreck, sein Verhängniß hatte ihn in das Haus dessen geführt, der nach seinem Blute lechzte, nach seinem Tode Verlangen trug. Diese Grausamkeit des Schicksals, das seine Leiden nur zu verzögern schien, um ihn größeren aufzubehalten, erfüllte ihn mit tiefem Lebensekel, und er, der den Tod feig floh, als er ihn noch in der Ferne sah, wollte ihm muthig entgegentreten, als er ihm nahe war. Sein Entschluß war gefaßt. Er fragte den Gastfreund um seinen und seines Vaters Namen, und als diese zusammentrafen, sprach er entschlossen: „Höre,

ich will dir die Mühe, deinem Feinde in Zukunft fruchtlos nachzuspüren, ersparen, denn ich bin Ibrahim ben Soleiman, fordre von mir deines Vaters Blut."

Jener erblaßte bis in die Lippen; stumm starrte er ihn an, und aus den Augen zuckte wilde Glut; dann senkte er das Haupt nachdenkend zu Boden. Lange schwieg er, dann zog er seinen Dolch aus dem Gürtel, nahm den Säbel von der Seite und übergab sie einem Diener und sprach: „Ich bin meiner selbst nicht sicher, so lange ich Waffen auf mir trage;" und zu Ibrahim sich wendend sprach er: „Geh in Frieden, deine That liegt ohnedieß so schwer auf dir, daß sie dich bald dorthin treiben wird, wo jetzt mein Vater ist; er möge dein Blut von dir begehren; den Schutz, den ich dir, dem Flüchtlinge, gewährte, kann ich nicht in Feindschaft umwandeln, dir, dem ich die Milch der Liebe bot, nicht jetzt das Gift des Hasses reichen. Steh auf, geh, eile, denn ich bin meiner selbst nicht sicher und Gott behüte, daß ich dir Übles anthue." Dann ließ er ihn ein Pferd besteigen, ihn mit Geld und Reisevorrath versehen; jener aber eilte von hinnen und beschloß seine Tage in Einsamkeit. —S.—

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung.)

Auf den heißen Sommer ist ein früher Herbst gefolgt, mit Regen oder eiskaltem Ostwinde. Ich weiß nicht, ob das so zu geschehen pflegt, daß nach einem schönen Sommer so häßliches Herbstwetter folgt; ich gebe mich wenig mit Meteorologie ab; es ist eine wetterwendische Wissenschaft, die der erste beste Wind über den Haufen weht. Den Theatern kommt das sehr zu Statten; sie hatten alle Mühe, sich gegen 30 Grad Wärme aufrecht zu erhalten; eines ist sogar dabey umgekommen. Auf der Affiche des Vaudeville-Theaters steht seit vier Jahren: **Relâche pour réparations dans l'intréieur de la salle.** Allerdings erheischt die Anstalt eine Reparatur, denn sie ist ganz ruinirt. Hr. Trubert, der Director, hat fallirt; er war im Grunde nur der Stellvertreter oder Cessionär der Gesellschaft Dutacq und Comp. Diese ist auf Betreiben der Acteurs gerichtlich belangt worden, und nun ebenfalls in Fallimentszustand erklärt. Man ist allgemein darüber erstaunt; das Vaudeville hatte noch kurz zuvor den brillanten Succeß der „**Mémoires du Diable**" gehabt, eins der ergötzlichsten und geistreichsten Stücke, die ich seit langer Zeit gesehen, obgleich das Sujet selbst an großen Unwahrscheinlichkeiten leidet; allein auf dem Theater scheint man eine ganz andere Wahrheit zu haben als im Leben. Das Vaudeville ist sehr gut gelegen, nach dem Börseplatz zwischen der **Rue Vivienne** und der **Rue neuve Vivienne,** welche die Communication zwischen dem Boulevard und dem **Palais royal** bilden; außer dem **Palais royal** hat kein Theater eine so günstige Lage. Unter den Acteurs sind Arnal, **Le Peintre jeune,** Felix, Dlle. Brohan, welche zu den ausgezeichnetsten Bühnentalenten zu Paris gehören. Man kann sich daher nicht erklären, wie es Hr. Trubert angefangen, um Bankerott zu werden. Es scheint, daß es ihm an Fähigkeit zu seinem Amte fehlt; die kleinen Blätter machen sich längst über ihn lustig, und bürden ihm Albernheiten auf; der muthwillige **Tam-Tam** hatte es besonders auf ihn abgesehen: er theilte Gedichte von ihm an Hrn. Victor Hugo mit, wie sie allenfalls eine Küchenmagd schreiben würde. Man kann den kleinen Blättern nicht trauen; sie üben zu oft eine persönliche Rache. Unterdessen bleibt das Theater geschlossen: die Künstler gerathen in Verlegenheit, das dienende Personal verarmt, und das Publicum gewöhnt sich allmälig daran, den Weg nach dem **Palais royal** oder nach den **Variétés** zu nehmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die **Variétés** geben auch nichts Neues von Belang, den Sommer über haben sie sich durch die englischen Harlekinaden gehalten, eine Reihe grotesk-phantastischer Scenen, mit Verwandlungen und Hexereyen, im Geschmacke der Teufelspillen oder „**Pillules du Diable**“ im **Cirque olympique**. Die Komik in den englischen Stücken ist ziemlich gemeiner Art; es regnet Maulschellen, Püffe und Fußtritte. Man merkt, daß Harlekin und Pantalon aus dem Lande des Borens, der Hahnen- und Rattenkämpfe kommen. Zu den Hauptkunststücken gehört, daß dem Pantalon beym Rasiren der Kopf abgeschnitten wird, ein andermal wird der ganze Kerl in einem Kasten oder Koffer durchgesägt. Das Ergötzlichste ist ein Lied, welches der Clown Mathews mit zwey kolossalen Hähnen singt, die zum Refrain krähen. Im Ganzen Grimassen und Prügel statt lustiger Einfälle, Grobheit statt Muthwillen, widernatürliche Verrenkungen des Körpers, wie sie die Springer und Äquilibristen in den **Champs élysées** zu Markte bringen; weiter haben wir in den englischen Stücken nichts finden können; der Harlekin selbst, Hr. Howel, ist ein flinker, gutgewachsener Bursche, der mit der Leichtigkeit des Vogels dahinschwebt, und durch die Fensterscheiben entschwindet wie ein Geist. Odry und Vernet spielen jetzt wieder in dem bekannten Stücke „**Melle. Gibou**“ und „**Mad. Pochet**“ und „**Les saltimbanques**;“ aber wohl nur auf kurze Zeit. Auch „**Le Père de la Débutante**“ ist wieder in die Scene gegangen. Man überschätzt unseres Erachtens diese Posse; es ist mehr satyrische Bosheit darin als ächte Komik. Zur Komik gehört vor Allem ein treues Gemüth: Molière war der beste Mensch; man braucht nur sein Porträt anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Seine Frau machte ihn unglücklich: Eifersucht quälte ihn, und zwar leider aus zu guten Gründen, und dennoch wie gutmüthig ist der Spott, den er mit dem unglücklichen Ehemann treibt.

Im **Palais royal** ist die Déjazet wieder erschienen, ihre Tochter ist in „**Frétillon mariée**“ aufgetreten. Das einzige neue Stück ist „**L'omelette fantastique**,“ eine Posse, die für Ravel geschrieben worden; die Pointe besteht darin, daß ihm die Omelette immer an der Nase oder vielmehr am Munde vorbeyfährt, so oft er sich niedersetzt, um sie zu verzehren. Ravel ist ein Komiker, der an Levassor's Stelle getreten; Letzterer spielte bekanntlich im **Théâtre des Variétés**; Ravel übertreibt nicht, ist ruhig, bringt Einem das Lachen nicht auf, wie zuweilen Levassor, aber hat doch im Ganzen seinen Ruf noch nicht fest genug begründet.

Am vortheilhaftesten hat er sich in „**Le Marquis de Létorière**“ qualificirt. Über „**Du haut en bas**“ glauben wir bereits berichtet zu haben, es wird noch immer mit gleichem Beyfalle gegeben. Lemenil und Alcide Toussez sind zwey höchst ergötzliche Figuren. Wie denn hier dermaßen eine solche Fülle von vortrefflichen Bühnentalenten — in dieser Sphäre — anzutreffen ist, wie sie wohl an keinem Orte der Welt angetroffen wird. So ist in „**Paris la nuit**“ ein Schauspieler Matis, dessen Name uns ganz unbekannt war; wir sahen ihn zum ersten Male in diesem Stücke, wo er Guichard, einen Bauer aus der Normandie, machte, der seinem Neffen nachspürt. Uns dünkt diese Rolle eine wahrhaft humoristische Schöpfung, wenigstens wie sie der Schauspieler auffaßt. Im Ganzen ist das Drama weit natürlicher gehalten wie früher; die Franzosen kommen immer mehr von der Übertreibung zurück; dieß hängt allerdings mit der Stimmung im Lande zusammen: die Aufregung der politischen Begebenheiten hat lange Zeit hindurch die Gemüther in einer krankhaften Spannung erhalten, welche natürlich in die Kunst übergehen mußte. Heutzutage herrscht völlige Windstille.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„La Salpétrière“ in der Gaîté ist zwar dem Sujet nach eine Erinnerung an die Blut- und Schreckensperiode; allein auch hier ist eine ruhigere Haltung. Man wird zwar ins Narrenhaus geführt, denn La Salpétrière ist zum Theil eine Zufluchtsstätte für Geisteskranke weiblichen Geschlechts; allein die Dichter haben zum Glück das Sujet nur obenhin behandelt; man konnte im Irrenhaus eine Poesie finden, welche wahnsinnig machen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Auszeichnung. Nachträglich zu unserer Mittheilung über die, von dem löblichen Stadtmagistrate vorgenommene Belohnung der, um den Wiederaufbau des St. Stephansthurms verdienten Männer, ist zu bemerken, daß am 25. d. M. auch noch Hr. Joseph Kühn, Beamter der k. k. n. ö. Baudirection, und Hr. Michael Lorenz, bürgl. Vergolder, mit der goldenen Salvatormedaille, als Erinnerungsdenkmal an ihre lobenswürdige Mitwirkung, betheilt worden sind. Ersterer hatte seit 1839 durch Aufnahme des Thurmes, durch vielfältige technische Erhebungen, auf deren Grundlage die Entwürfe zur Ausführung bewirkt wurden, so wie durch Beaufsichtigung des Baues zu dem Werke beygetragen; Letzterer sich, durch die Vergoldung des Knopfes, k. k. Adlers und Kreuzes in seltener Vollkommenheit hervorgethan, eine Arbeit, die wegen ihrer großen Flächen nahmhafte Schwierigkeiten darbot. — So werde denn auch der Namen dieser Wackeren in der Ehrenchronik Wiens nicht vergessen! S.

Kurze Dauer der Wilkie'schen Bilder. Einem gehaltvollen, umfangreichen Aufsatz über des berühmten englischen Malers Wilkie verschiedene Style und Werke, welcher kürzlich in einer Londoner Monatschrift erschienen, entnehmen wir folgende merkwürdige Angabe: Die Hälfte von den Bildern Wilkie's, welcher, unumwunden gesagt, in technischer Beziehung nicht gewissenhaft und auf die Dauer seiner Gemälde bedacht genug zu Werke ging, ist bereits von der Trockenfäule (dry-rot) ergriffen, und manche davon werden noch vor deren Besitzern in Staub zerfallen. Um Effect oder Leichtigkeit zuwegezubringen, bediente er sich bey seinen letztern Bildern eines Weiß, das sie vergiftet, das auf ihre Constitution gewissermaßen wie Arsenikpulver wirkt. Das berühmte Gemälde: „Die Chelsea-Invaliden,“ welches 1822 gemalt, eine Gruppe von alten zerschossenen Invaliden beyder Dienste vorstellt, die der Vorlesung des Bulletins über die Schlacht von Waterloo horchen, wird durch die kalkartige Substanz, der es seinen ungemeinen Glanzton verdankt, über kurz oder lang wie verbrannt werden. „Nicht zu Hause,“ ein Bild erst vor 9 Jahren gemalt, ist bereits halb verdorben und seinem Untergange nahe. 3.

Tapferkeit und Treue der hindustanischen Sipahis. Einem detailreichen und interessanten Schreiben eines brittischen Officiers bey einem bengalischen Sipahiregimente, welches unter General Nott in Afghanistan operirt, entnehmen wir folgende nicht unwichtige Schlußstelle: „Sie wissen, welche lange Reihe von Jahren ich schon Sipahitruppen befehlige; um so zuverlässiger wird Ihnen meine Angabe erscheinen, wenn ich Ihnen bey meiner Ehre versichere, daß sich die Sipahis oder eingebornen Hindutruppen in diesem fern von ihrer hindostanischen Heimat geführten so gefahren- und beschwerdenreichen afghanischen Kriege, worin von den schlauen Afghanen der Glaube mit ins Spiel gebracht wurde, aufs Tapferste, Beharrlichste und zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleicherzeit mit einer Treue gegen ihre Beherrscher betragen haben, als nur jemals brittische Truppen gegen Alt-England an Tag gelegt. Wir haben innerhalb der letztverflossenen vier Jahre vollauf an Treffen und Märschen gehabt, so daß die Sipahitruppen nunmehr so wohlgemuth und kaltblütig ins Feuer gehen, als wenn es ein Morgenexercitium gälte. Bey der Rückkehr dieser Truppe nach Hindostan wird sich noch eine andere hocherspriessliche Wirkung dieses Krieges herausstellen. Sie wissen, welche Gräuel Nadir-Schah und andere Wütheriche, welche Einfälle in Hindostan bewerkstelligten, allda verübt haben, so daß der Hindu allüberall in Indien vor dem bloßen afghanischen Namen zitterte. Das Blatt hat sich nun gewendet, und die Dinge haben sich ganz anders gestaltet. Unsere Sipahis haben den Afghanen, ihren einstigen Drängern, nun in seinem eigenen Lande die Stirne geboten und sie meist ohne Beyhülfe der europäischen Truppen, die wenigen brittischen Officiere, von denen sie angeführt wurden, ausgenommen, bey jedem Anlaß (?!) tüchtig gedroschen. In den meisten Fällen machten sie so wenig Umstände mit ihnen, daß sie sie, wenn die Muskette ungeladen und ohne Bayonnet war, mit dem Kolben niederschlugen." F. M.

Pferderennen auf Malta. Die Insel Malta ist auch in dieser Hinsicht ein integrirender Theil von Großbritannien, daß man dort mit einer ähnlichen Manie, wie in England, aber auf eine ganz andere, eigenthümliche Weise, die Schnelligkeit der Pferde und die Gewandtheit der Reiter auf die Probe stellt, und dabey den vollen Becher der Lustbarkeit leidenschaftlich und in großen Zügen trinkt. Das Haymarket dieses Englands ist gewöhnlich die kleine Stadt Citta Vecchia, wo im Monat Juny stets eine bunte Menge von Pferdeliebhabern, Wettlustigen, Schausüchtigen, Müßiggängern, Gauklern, Spielern ꝛc. zusammenströmt, und unter Einem die Feyer der olympischen und isthmischen Spiele begeht. Die hier verwendeten Renner sind kleine, unansehnliche Berberpferde, und nichts weniger als Schnellläufer, doch werden sie barbarisch gewaltsam verhalten, ihr Äußerstes zu thun, denn die Jockeys, welche ohne Sattel auf ihren Rücken sitzen, sind mit Ahlen bewaffnet, und stacheln die armen Thiere fast ohne Unterlaß, so, daß fast jeder Schritt oder Sprung mit neuen Blutstropfen aus ziemlich tiefen Wunden bezeichnet wird. Dabey erheben die wüthenden, ungebärdigen Reiter solch ein tumultuarisches Geschrey, daß man an das **Cimbricus ululatus** oder an eine ungestüme Hunnenschlacht erinnert wird, und der Besorgniß Raum geben muß, daß jeder Renner früher sich verblutet oder ein Bein bricht, ehe er das vorgesteckte Ziel erreicht. Während ein schnellfüßiger Araber eine Stunde Weges in 6 bis 7 Minuten durchfliegt, braucht solch ein Berberpferd fast dreymal so viel Zeit, und hat es die Rennbahn durchlaufen, so ist es von der wilden Jagd und Anstrengung so erschöpft, daß es für viele Tage, ja für Wochen zu irgend einem Dienste unbrauchbar wird. Ein Verein zur Verhütung der Thierquälerey wäre auf dieser Insel besonders am rechten Platze. 28.

Theater-Bulletin. Im zweyten **Théâtre français** gefiel „**Les droits d'Auteur,**" Lustspiel in einem Acte in Versen, von Hrn. Barriere, welches sehr witzig, aber zu arm an Handlung ist.

Die **Folies dramatiques** reussirten mit dem Vaudeville in einem Acte von Hrn. Delaporte „**Un ménage de Garçon.**"

Das neue oder doch neubenannte **Théâtre Beaumarchais** brachte „**Brigitte,**" Drama in drey Acten, das aber wenig taugt, und sich nur durch die gute Darstellung erhalten kann. 46.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

216

Sonnabend, den 29. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Schluß.)

In demselben Augenblicke hört man ein Geräusch im Hause, ein Frauenzimmer meldet sich und fragt nach dem Major von Mornhof. Sie tritt herein, nähert sich ihm mit Lebhaftigkeit, freut sich, ihn wieder zu sehen, umarmt ihn, nennt ihn ihren lieben Mann, wendet darauf ihre Blicke auf Alma und scheint erstaunt, verwundert, ein Frauenzimmer in einer so vertrauten Stellung bey ihrem Manne zu finden.

Alma wußte voll Erstaunen und Bestürzung nicht, ob sie ihren Augen, ihren Ohren trauen sollte? Sie wußte kaum, was um sie vorging, doch war ihr, als sagte man mit einem ziemlich verächtlichen Tone: „Mein Kind, Sie hat hier nichts zu schaffen; Sie wird wohlthun, wenn Sie geht," und so führte man sie vor die Thüre. Sie blieb unbeweglich, erstaunt, versteinert stehen. Alle Besonnenheit verließ sie. Die Wirthinn des Hauses, die Zeuge von dem Allen gewesen war, was Alma für den Major gethan hatte, kam zu ihr, wollte sie trösten, ließ ihr aber doch ihren Argwohn merken. Sie stellte ihr vor, ein rechtschaffenes Mädchen dürfe nicht den Mann einer Andern verführen. Das Entsetzen gibt Alma neue Kräfte, sie kehrt in ihre Wohnung zurück. Qual und Schrecken herrscht in ihrer Seele. Sie wollte nichts begreifen, nichts glauben, sie ging in der schrecklichsten Bewegung auf und ab, brachte den ganzen Tag zu, ohne zu essen oder zu trinken, ohne ein Wort zu sprechen. Auch da sie wieder zu sich kommt, kann sie nicht glauben, daß Mornhof sie verlassen habe, ohne ihr den geringsten Beweis seines Andenkens zu geben. Die Nacht bringt sie in tödtlicher Beklemmung zu.

Am Morgen schreibt sie ihm: „Mornhof, ist es möglich, daß Alma nichts mehr in Ihren Augen ist? Sagen Sie mir's kurz, bestimmt." Zur Antwort brachte man ihr die Nachricht, Mornhof und seine Frau wären mit früher Tageszeit weiter gereist. Die Wirthinn kam und bestätigte dieß. Sie erzählte ihr weiter, daß er seit mehr als einem Jahre eine reiche Witwe in Neuyork geheirathet habe. Mann und Frau hätten die Reise nicht auf Einem Schiffe machen können, weil auf Mornhof's Schiffe zu viele Soldaten und Kranke gewesen. Die Frauen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hätte man in ein anderes Schiff vom Transport gethan, das auf seinem Wege Hindernisse gefunden und darum zurückgeblieben wäre. Die Gläubiger, die Alma zu befriedigen versprochen hatte, kamen nun auch, bemächtigten sich alles dessen, was sie fortbringen konnten, und ließen ihr nichts als ihr Kästchen, nachdem sie sich vorher gewiß überzeugt hatten, daß es weiter nichts mehr enthalte, als für sie ganz unnütze Papiere. Weiber und neugierige Nachbarn vereinigten sich mit diesen grausamen Männern. Während dieses Auftrittes hörte sie mehrmals sagen, man müsse solche Geschöpfe, die anderer Frauen Männer verführen, züchtigen. Zugleich kündigte man ihr an, daß man sie nicht länger im Hause behalten werde, sie könne sich nach einem andern Quartier umsehen, oder lieber mit andern liederlichen Dirnen gehen, die man nach Amerika schicke. Dieß traf ihre Seele zu gewaltig, sie gab Zeichen von Verzweiflung und Verwirrung von sich; sie ergriff ihr Kästchen, nahm den ersten Weg, den sie fand, und ging oder lief vielmehr fünf Stunden lang, ohne inne zu halten. Endlich setzte sie sich auf einen Stein und legte das Kästchen neben sich. Sie ruhte eine Stunde aus, den Kopf auf ihre Hände gestützt, ohne ihre Stellung zu ändern. Nach Verlauf dieser Zeit erwachte sie aus einem schreckhaften Traume, ließ ihr Kästchen zurück, und ging noch zwey Stunden weiter. Mit Einbruch der Nacht kam sie zu einer Scheune und fiel auf ein wenig Stroh, das sie vor der Thüre fand. Hier lag sie wie todt und brachte die Nacht zu.

Am folgenden Morgen machte sie sich wieder auf den Weg und legte noch drey Meilen zurück. Endlich sank sie, von Mattigkeit und Hunger überwältigt, ohne Kraft und Bewegung nieder. Die Leute aus einem nahe gelegenen Hause kamen ihr zu Hülfe und da sie sie in diesem Zustande von Schwäche und Ermattung fanden, glaubten sie, sie wäre im Begriffe, den Geist aufzugeben. Indeß trug man sie ins Haus und leistete ihr Beystand. Sie kam wieder zu sich und ließ mit gänzlicher Gleichgültigkeit Alles mit sich vornehmen, was Mitleid den guten Leuten eingab. Sie antwortete ein paar Worte, aus denen man schloß, sie müsse eine Ausländerinn seyn. Ihre edle duldende Miene nahm Jedermann für sie ein. Die schlechte Beschaffenheit ihrer Kleider und die Verwirrung, die sich in ihren Augen kund gab, machten, daß man sie für wahnsinnig hielt. Zwey Tage brachte sie bey den Landleuten zu, die sie aufgenommen hatten. Am Morgen des dritten Tages verließ sie das Haus, und setzte ihren Weg fort. In Allem, was sie that, lag etwas so Edles und Großes, dem sich Niemand zu widersetzen wagte. Man ließ sie also mit eben der Gefälligkeit wieder gehen, mit der man sie aufgenommen hatte. Sie ging zwey Stunden, ohne sich aufzuhalten, kam auf ein Fruchtfeld und gewahrte eine Art von Schuppen, wo man die Früchte bey übler Witterung hinschafft, und der jetzt leer und verlassen war. Er bestand aus Bretern, die gegen Bäume gelehnt und von einigen schlechten Pfeilern gestützt waren. Die Wände waren übel verwahrt und verbunden. Auf der Erde lag noch ein wenig Stroh. Sie trat hinein und setzte sich auf den Stamm eines Baumes, der an der Wand lag. Einen Augenblick darauf betrachtete sie diese Hütte mit Wohlgefallen, untersuchte sie aufmerksam, zog sich dann in einen Winkel und blieb, halb auf der Erde liegend, einige Stunden in dieser Stellung. Endlich ward sie von Schäfern entdeckt, die ihre Herde in der Nähe weideten; sie näherten sich ihr; thaten einige Fragen an sie und da sie keine Antwort bekamen, liefen sie ins Dorf und erzählten, es wäre draußen eine außerordentliche Frauensperson, die sich in dem Schuppen verkrochen habe. Einige

Weiber kamen herbey; Alma schien ihnen sehr schwach und abgemattet, sie brachten ihr Brot und Milch. Sie aß davon, antwortete aber auf keine ihrer Fragen. Nur wenn man ihr sagte, sie möchte ins Dorf kommen, man wolle sie in ein Haus unterbringen, sagte sie unter Thränen, das wäre ihr Haus, hier wolle sie wohnen. Sie wendete sich um, legte den Kopf auf einen Stein und fiel in einen tiefen Schlaf. Aus ihrer Tracht und ihrem Anstande vermutheten die Bauern, sie werde bald von vornehmen Leuten aufgesucht und zurückgeholt werden; sie ließen sie daher in Ruhe und begnügten sich, ihr ein wenig Stroh und einige schlechte Decken zu bringen.

Den folgenden Tag gab man ihr wieder Milch und Brot, das sie annahm und mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit verzehrte, die Jedermann in Erstaunen setzte. Man erfuhr es bald in der ganzen Gegend, daß ein unbekanntes Frauenzimmer sich in den Schuppen geflüchtet und Lust zu haben scheine, darin zu bleiben. Einige verachteten sie, Andere kamen aus Neugierde, noch Andere, die mitleidiger waren, wollten für sie sorgen und sie zu sich nehmen. Man bot ihr alle mögliche Unterstützung an. Sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen, sie möchte kein anderes Haus und brauche ganz und gar nichts. Der Ton ihrer Stimme war so rührend, ihr Betragen so anständig, daß man sie für eine Person von Stande hielt. Die Neugierde ließ nicht ab, sich mit dieser seltsamen Person zu beschäftigen, man konnte nicht glauben, daß sie ganz allein und von allen Menschen verlassen seyn könne. Man beobachtete sie, man belauschte sie bey Nacht, man hörte sie seufzen und klagen, übrigens war sie ruhig und still. Gegen Sonne, Kälte und Regen schien sie ganz unempfindlich zu seyn. Nach Verlauf von einigen Tagen wagte sie sich bis in das benachbarte Dorf, wo sie die Bauern auf eine so freundlich rührende Art grüßte, daß man sie liebgewann und bedauerte. Sie fand Vergnügen daran, sich mit den Kindern zu unterhalten, übrigens beantwortete sie alle Fragen mit Ja und Nein. Endlich gewöhnte man sich sie zu sehen und ließ sie in Frieden.

Nach einigen Wochen schien sie stärkere Beweise von Wahnsinn zu geben; sie brachte ganze Stunden zu, den Flug der Vögel zu beobachten, sie streckte die Arme aus, als wenn sie ihnen folgen wollte. Drauf fing sie an zu laufen und fiel dann in einen Graben oder über Steine. Oft verwundete sie sich, ohne daß es schien, als achtete sie darauf. Sie bemühte sich auch, auf Bäume zu klimmen. Einmal brachte sie den ganzen Tag auf dem Dache ihres Schuppens zu, die Augen gegen Himmel gekehrt. Nun glaubten die Leute im Dorfe, ihr Verstand sey ganz zerrüttet. Man verlangte vom Hospital zu Bristol, daß sie aufgehoben und in Verwahrung genommen werden sollte. Dieß geschah auch wirklich; sie ließ sich ergreifen und fortführen; als sie sah, daß man sie in eine Stube zwischen vier Mauern einschließen wollte, überließ sie sich anfangs der Verzweiflung, zerfloß in Thränen und bat, daß man sie gehen lassen möchte. Endlich aber beruhigte sie sich, brachte den Winter ruhig in diesem Armenhause zu, und beym Beginne des Frühlings hauchte sie sanft und ruhig ihre Seele aus. Sie starb am gebrochenen Herzen.

Erzählung aus dem Frühlingsgarten des persischen Dichters Dschami.

Abdullah ben Dschafar war wegen seiner Freygebigkeit berühmt und im ganzen Morgenlande bekannt; er selbst wußte dieß und that sich nicht

wenig darauf zu gute, für freygebig zu gelten, ja er glaubte, daß ihn Niemand an Großmuth übertreffen könne. Da fügte es sich, daß er einmal ohne Begleitung eine Reise nach einer Provinz des Landes, welche er noch nicht kannte, unternahm. Nachdem er eines Tages während der ersten Morgenstunde tüchtig geritten war, kam er zu einem dichten Palmenwäldchen, dessen Schatten ihn zur Ruhe und Schutz zu suchen vor den Sonnenstrahlen, die schon sengend niederbrannten, einlud. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Strauch, langte Mundvorrath aus seinem Reisesacke und streckte sich behaglich neben einer Quelle hin, die kühl und voll emporrieselte. Der Hüter des Wäldchens, der ein schwarzer Sclave war, trat zu ihm und hieß ihn willkommen; er trug in einem Körbchen drey Brote und wollte eben, indem er mit Abdullah ein Gespräch anknüpfte und sich zu ihm niedersetzte, anfangen, dieselben zu verzehren, als ein Hund athemlos herbeygelaufen kam und vor den beyden Ruhenden stehen blieb. Der Schwarze holte aus dem Korbe eines seiner Brote hervor und warf es dem Hunde vor, welcher es gierig verschlang, dann folgte das zweyte und endlich das dritte letzte, welches der Hund ebenfalls hastig auffraß. „Nun," begann Abdullah, „sein Hunger wäre gestillt, aber sag mir jetzt, womit du deinen befriedigen wirst, da ich aus den Anstalten, die du machtest, ehe der Hund kam, merkte, daß du eben nicht an Appetitlosigkeit leidest; sag mir, was ist deine tägliche Nahrung?" — „Die drey Brote, die du gesehen hast," erwiederte der Sclave. „Und was wirst du also heute essen," fragte jener. „Ich werde fasten," war die Antwort. „Und warum hast du also diese Brote nicht lieber für dich selbst verwendet, statt sie dem gefräßigen Hunde vorzuwerfen," fuhr Abdullah fort. Jener aber stand auf und sprach: „Dieser Hund kömmt von weit her, er ist ein Fremder in diesem Lande, er ist hungrig und durstig und fern sey es von mir, ihn mit trockenem Maule fortlaufen und sich dabey denken zu lassen: „dieser Schwarze kennt das Gastrecht nicht."

Abdullah aber schwieg und sprach bey sich selbst: „Jedermann sagt mir, ich sey freygebig und man macht mir wohl gar meine Großmuth zum Vorwurfe; diesem schwarzen Sclaven gegenüber bin ich aber filzig und knickerisch, und wenn ich die Hälfte meiner Schätze hingebe, sie wiegen nicht die drey Brote auf, die er dem armen Hunde hinwarf." Dann kaufte er den Sclaven und das Palmenwäldchen, ließ jenen frey und schenkte ihm dieses, und wenn man ihm seine Großmuth vorwarf, erzählte er diese Geschichte. —S.—

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 25. October, neu in die Scene gesetzt: „Othello." Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Shakespeare.

Die Wiederaufnahme des Shakespeare'schen Meisterwerkes kann von den wahren Freunden der dramatischen Kunst nur als eine dankenswerthe Maßregel unserer Bühnenverwaltung begrüßt werden; zwiefach dankenswerth in einer Zeit, wo das nicht allezeit sehr reinliche Wasser von der Seine immer höher zu steigen und alles Bessere immer mehr hinwegzuschwemmen droht. Es ist möglich, daß Stücke dieses Schlages, und zumal Stücke dieses Alters, nicht allen Gattungen von Theaterbesuchern gleich willkommen sind; allein dieß würde an der Sache, die gewiß eine gute ist, nichts ändern, ja vielmehr zeigen, wie dringend das Bedürfniß einer Reaction gegen die überhand nehmende Verflachung und Frivolität des Geschmackes sey. — Über den Werth und die Größe des Shakespeare'schen Meisterwerkes wäre es überflüssig, sich des Weiteren zu ergehen. Wer da weiß, was er an seinem Shakespeare hat, der braucht nicht erst auf die Schätze, die vor ihm ausgebreitet liegen, hingewiesen zu werden; wer es nicht weiß, wem Shakespeare's Licht überhaupt nicht aufgegangen ist im Geist und im Gemüthe, den werden auch die beredtesten Entwickelungen nicht zu ihm hinfüh-

ren. Ich beschränke mich also in dem Nachstehenden lediglich auf die Vorstellung des heutigen Abends und freue mich, über eine im Ganzen höchst gelungene, des Wiener Burgtheaters würdige Aufführung berichten zu können. Hr. Löwe, der zum ersten Male den Othello gab, hat der Reihe seiner schönen Kunstleistungen eine neue, an vielen Stellen wahrhaft vortreffliche hinzugefügt; besonders war es die zweyte Hälfte der Rolle, in welcher sich sein glänzendes Darstellungstalent und zugleich sein verständiges, geistvolles Eingehen in die Meinung des Dichters bewährten. In Betreff der ersten Hälfte und mancher Einzelnheiten seines Spieles glaube ich mich zu einigen Bemerkungen berechtigt, die, wenn auch kein anderes Verdienst, doch das der Erfahrung, des Erlebten für sich haben, und schon deßhalb einem Bühnenkünstler nicht unwillkommen seyn werden, der über seine Kunst nachzudenken und Materialien für sein Studium zu sammeln gewohnt ist. Ich habe das Glück gehabt, die Shakespeare'schen Stücke (wenigstens alle darstellbaren) zu einer Zeit in London aufführen zu sehen, wo noch die beyden Nationaltheater existirten (was man jetzt, obwohl die Häuser noch stehen, nicht mehr sagen kann), zu einer Zeit, wo das classische Drama der Engländer noch eine Zufluchtsstätte fand, und von würdigen, an Geist und Talent hochbegabten Repräsentanten vertreten war. Damals hatte die englische Tragödie noch einen Kean (Vater) Young, Macready und Kemble, die Shakespeare's Charaktere zum Entzücken und zur Bewunderung ihrer Zeitgenossen verwirklichten; damals gab es ein Nationaltheater der Britten, und der Wetteifer zweyer, an Kräften und an Willen gleich gerüsteter Institute brachte Kunstschöpfungen hervor, von denen die Folgezeit kaum eine Ahnung mehr hatte. Ich bin weit entfernt, die englische Darstellweise im Allgemeinen und namentlich in der Tragödie, als höchstes und allein gültiges Muster anzupreisen; manches davon ist mir als wenig nachahmenswerth erschienen, und nur Talente wie die obengenannten durften sich erlauben, was von Andern als geradezu unerträglich herauskam. Trotz dem allen aber und trotz der Mittelmäßigkeit, mit der die Nebenrollen meistens behandelt wurden, muß ich dennoch nach meiner innersten Überzeugung bekennen, daß ich (mit Ausnahme Ludwig Devrient's in seiner Blüthe) in Shakespeare'schen Charakteren nie etwas Vollendeteres gesehen habe als Kean's „Othello," „Richard III.," „Shylock;" Young's „Jago" und „Hamlet;" Macready's „Macbeth" und Kemble's „Romeo." — Von allen diesen, mir ewig unvergeßlichen Darstellungen war vielleicht die vollkommenste der Othello Kean's zugleich mit Young's Jago, ein Genuß ganz eigenthümlicher Art, dem ich in meinem theatralischen Erlebnissen keinen zweyten an die Seite zu setzen finde. Kean's Darstellungsweise im Othello mag meinen Bemerkungen als Anhaltspunct und Gewährleistung dienen. Zuerst finde ich, daß Hr. Löwe den Othello von vornherein zu jugendlich, zu heiter, fast möchte ich sagen: zu gemüthlich und jovial genommen habe. Ich begreife, wie unser Künstler darauf verfallen ist, nemlich in der wohlberechneten Absicht, durch die spätere leidenschaftliche Ertwickelung des Charakters einen desto wirksameren Gegensatz hervorzubringen und sich so den Übergang, die Steigerung zu erleichtern. Allein ich glaube nicht, daß dieß die Meinung des Dichters war. Ruhig, ernst, gelassen, fern von aller Heftigkeit soll Othello allerdings vom Anfange herein auftreten, allein es soll die Ruhe eines Vulkans vor dem Ausbruche seyn, drohend, bang, auch im Schweigen Unheil verkündend. Über der ganzen phantastischen Existenz dieses afrikanischen Führers der Venetianer liegt ein trübes, mystisches, melancholisches Dunkel verbreitet, das in Haltung, Stimme und Geberde sich kund geben muß, und eben in seiner Stille den kommenden Sturm ahnen läßt. Heitere, gemüthlich joviale Menschen sind so entsetzlichen Ausbrüchen von Leiden-

schaft schwerlich ausgesetzt; bey finstern, brütenden, verschlossenen sind sie um so natürlicher. Selbst Othello's Freude, beym Wiedersehen seiner Frau auf Cypern, hat einen trüben, melancholischen Anstrich, denn er meint: wie süß es jetzt zu sterben seyn müsse im Augenblicke der höchsten Seligkeit. So gab, so markirte von vornherein Kean seinen Othello, und es scheint mir, daß er hierin vollkommen recht gedacht und recht empfunden hat. Eben so in der ersten Scene mit Jago, wo dieser im Allgemeinen etwas andeutet, und Othello selbst noch kaum versteht, was damit gemeint ist. Erst mit den Worten Jago's: **beware, mylord, of jeatonsy** (ich citire aus dem Original, nicht aus alberner Ostentation, sondern weil ich die Übersetzung nicht habe) fällt dem langsam Vorbereiteten die Binde von den Augen. Diese Worte sind gleichsam das Schlagwort für den Charakter des Othello, wie der Name eines Übels, dem Kranken zum ersten Male ausgesprochen, ihm die ganze Gefahr seines Zustandes verräth. Kean bezeichnete diesen Wendepunct ganz bestimmt und ausdrücklich, was, nach meiner Ansicht, sehr tief gedacht war. — Die wunderschöne Stelle im dritten Acte: **O now, for ever, farewell the tranquil mind etc.** sprach Hr. Löwe, gewiß nicht ohne Absicht wie auch nicht ohne Wirkung, auf dem Ruhebette ausgestreckt, gleichsam erschöpft und abgespannt, doch mit leidenschaftlichem Schmerze. Kean sprach die Stelle stehend, mit tiefinnerster Wehmuth und mit beynahe von Thränen erstickter Stimme, obwohl Kean sonst wahrhaftig nicht zum Weinerlichen inclinirte; ja gegen den Schluß der Rede, wo er die Hände über dem Kopfe faltete, beging er sogar den argen theatralischen Verstoß, daß er sich umwandte und den Zuschauern den Rücken zeigte. Das letztere möchte ich keineswegs als nachahmenswerthe Übung empfehlen, aber ich kann es nicht verbergen, daß der ganze Ton des Künstlers, die Bewegung mit den Händen, sein Umwenden, kurz die ganze Stelle durch ihre unaussprechliche Wahrheit und Innigkeit einen beynahe zauberhaften, unwiderstehlichen, mir durch so viele Jahre unvergeßlichen Eindruck hervorbrachte. — Von der Mitte des dritten Actes bis zum Schlusse des ganzen Stückes war Hrn. Löwe's Spiel in allen Beziehungen tadellos, ja an vielen Stellen vortrefflich, meisterhaft. Die Scene, wo er die vermeintliche Zubringerinn Emilie ablohnt, dann wie er Ludovico empfängt, endlich die letzte Scene im fünften Acte, das Alles mußte auch den strengsten Beurtheiler befriedigen, ja in tiefster Seele erfreuen. Nur gegen die Ermordungsscene, d. h. gegen die Art, wie die Ermordung bewerkstelligt wird, habe ich einen wohlgemeinten Zweifel vorzubringen. Ich weiß nicht, wie die Anweisung für den Darsteller in der Übersetzung lautet, aber im Originale heißt es (**he smothers her**) d. h. er erstickt sie. Daran hält man sich auch in England und Kean verrichtete (noch obendrein von dem Vorhang halb bedeckt) das gräuliche Geschäft mit dem Polster, jedoch dergestalt und so schnell, daß der Zuschauer kaum etwas davon zu sehen bekam. Hr. Löwe, natürlich nach der in der Übersetzung angedeuteten Vorschrift, löste sich die Leibbinde ab, um mit dieser das Strafamt zu vollziehen, eine Vorbereitung, die an sich schon schauerlich, den moralischen Schrecken des Augenblickes noch durch einen materiellen Zusatz steigern mußte. Der Übelstand indessen ist so leicht zu beseitigen, daß es wohl nur dieses Winkes bedarf, um Etwas, dem Zuschauer Peinliches und vom Dichter nicht Verlangtes zu entfernen. — Um Alles zu sagen, was ich in Betreff dieser Darstellung auf dem Herzen habe, muß ich meine Bemerkungen mit einer freylich prosaischen und reinpraktischen, aber darum nicht ganz verwerflichen, beschließen. Mir scheint, daß Hr. Löwe, wohl aus Ungewohnheit mit der Manipulation, sein Gesicht zu schwarz gefärbt hat. Für den Effect ist dadurch wenig gewonnen, aber das Mienenspiel, dieser wichtige Gehülfe, ja oft Aushelfer des mimischen Künstlers, verliert unbedingt dabey,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da auf solchem Grunde die feineren Nuancen und Bezeichnungen wohl kaum sichtbar werden können. Doch auch in diesem Puncte ist leicht abzuhelfen, und ein Künstler, wie Löwe, dem es ein so würdiger Ernst mit der Sache ist, wird gewiß nichts unberücksichtigt lassen, was seiner trefflichen Darstellung auch nur im Entferntesten frommen und förderlich werden kann.

Da die übrige Besetzung des Stückes in den Hauptsachen die nemliche war, die sie bisher gewesen, so brauche ich nur noch hinzuzusetzen, daß Hr. La Roche den Jago mit jener consequenten, selbstbewußten Sicherheit gab, welche die Leistungen dieses ausgezeichneten Darstellers vorzugsweise characterisirt. Die Auffassung La Roche's unterschied sich von der meines obengenannten englischen Gewährsmannes Young dadurch, daß dieser mit mehr Feinheit, Gewandtheit und einschmeichelnder Wohldienerey den leichtgläubigen Mohren umstrickt; jener dagegen mit einer gewissen derben, trotzigen Kälte die Überlegenheit des berechnenden Verstandes über die arglose Kurzsichtigkeit seines Opfers geltend macht. Beyde Lesearten vertragen sich, je nach der Individualität der Darsteller, mit der Absicht des Dichters; sie standhaft und folgerecht durchzuführen, macht das künstlerische Verdienst des einen oder des andern, und Hr. La Roche hat sich dieses Verdienst in hohem Grade erworben. Mad. Rettich gab die Desdemona mit großer, oft ergreifender Innigkeit des Gefühles und wirkte besonders in den ersten Acten durch die absichtslose Wahrheit ihres Spieles; nur glaube ich, daß die letzte Scene des vierten Actes, wo Desdemona sich zum Zubettegehen anschickt, durch eine etwas weniger tragische und pathetische Färbung noch besser mit dem einfachen, nichts ahnenden, beynahe bis zur Beschränktheit arglosen Gemüthe Desdemonens zusammen gestimmt hätte. Hr. Weber gab sich, wie dieß überhaupt von seinen neueren Leistungen gerühmt werden muß, mit seinem Cassio alle Mühe und würde seiner Aufgabe vollkommen genügt haben, wenn er eine gewisse Schwerfälligkeit hätte besiegen können, die sich mit dem vom Dichter beabsichtigten Charakter des Cassio nicht wohl verträgt. F. W.

Notizenblatt.

Neuestes über die Hörweite des Schalles. Der berühmte englische Physiker Reid, unter andern Erfinder eines neuen Ventilationssystems, welches bereits in der ganzen brittischen Staatsmarine und in öffentlichen Gebäuden aller Art mit dem ausgezeichnetsten Erfolge angewendet wird, hat in seinen anziehenden Vorträgen, die er in Exeter-Hall über diesen in allgemein-gesundheitlicher Beziehung so hochwichtigen Gegenstand hält, kürzlich folgende Angabe mitgetheilt: Die Gewalt, womit sich der Schall durch die Atmosphäre fortpflanzt, ist bekanntlich sehr groß; minder bekannt sind folgende Details: In stiller Luft kann die einzelne menschliche Stimme meilenweit vernommen werden, und ein Fall ist urkundlich, wo eine solche zu Gibraltar aus einer Ferne von 10 engl. Meilen, also über 2 deutsche gehört wurde. An stillen Abenden kann eine solche in unserem Lande (England) öfter 2 bis 3 Meilen weit vernommen werden. Der Ruf der Wasserleute ist öfter mehrere Meilen weit deutlich gehört worden. Der schrille Ruf des Fischers, der bekanntlich aus einem langgedehnten musikalischen Laut besteht, kann fünf Meilen weit vernommen werden. Zu Edimburgh in Schottland hört man öfter die Stimmen der Fischer von dem fünf Meilen weit gelegenen Inchkeith-Eilande herüber. Der Apell, die Reveille und der Zapfenstreich auf der Edimburgher Citadelle sind öfter 20 Meilen weit

vernommen worden. Einer positiven Versicherung des Admirals Stothard zu Folge wird der Knall eines Geschützes zur See dann und wann 300 (engl.) Meilen weit vernommen, und der Admiral selber weiß sich eines Falles zu erinnern, wo er einen ganzen Tag hindurch das Krachen einzelner Geschütze hörte, welche in einer Stückgießerey erprobt wurden, die 300 Meilen von der Stelle entfernt war, wo er sich eben mit seinem Geschwader befand. 3.

Bernsteinfischerey. Auch zu Groß-Schömbeck unweit Zedenick an der Ostsee hat man unter den günstigsten Auspicien Bernstein zu fischen angefangen. Die Erträgnisse beliefen sich seit dem letzten Winter auf 700 Pf. Das Merkwürdigste bey der Sache sind die ungewöhnlich großen Stücke, die man da gefunden hat, denn eine beträchtliche Anzahl derselben wog je 3, 4 und sogar 5 Pfunde. 9.

Ein erbauliches Wiedersehen. Am 15. laufenden Octobermonats wurde ein gewisser Claude Giniez, der, seiner Angabe nach, schon ein tiefer Sechziger, wegen Landstreichens vor das Pariser Zuchtpolizeygericht gestellt. Auf die übliche Frage: ob er keine Anverwandten habe, die für seine Unterkunft sorgen, und hiedurch seiner Verurtheilung als Landstreicher vorbeugen könnten, erwiederte er: „Was Anverwandte, spreche mir Einer von Anverwandten! Als ich ein junger Bursche war, hatte ich einen Vetter, seines Handwerkes ein Kunstschreiner, der, anstatt mir sein Gewerbe zu lehren, mir das Trinken beybrachte. Ein anderer Vetter, der Soldat war, ging kurz, nachdem ich mich verehelicht, mit meinem Weibe und obendrein mit allen meinen Sparpfennigen durch.“ Der arme Teufel wurde laut der Vorschrift des Gesetzes wegen erwiesenen Landstreichens zu vierundzwanzigstündiger Einsperrung verurtheilt, jedoch mit dem tröstlichen Beysatze, daß er nach überstandener Strafe auf Lebenszeit in das Versorgungshaus nach St. Denis kommen solle. Eben als er von den Schranken abtrat, sichtlich voll dankbaren Vergnügens über ein Urtheil, kraft dessen er auf Lebenszeit mit Obdach und Nahrung versorgt worden, wurde der Name Catherine Gaillard aufgerufen, und ein altes, in Lumpen gehülltes Weib wurde wegen gleichen Vergehens herbeygeführt. Er stutzt, faßt sie scharf ins Auge, und im Beyseyn des Gerichts und des zahlreichen Auditoriums entspinnt sich zwischen beyden Notabilitäten folgender Dialog: „Entschuldigen Sie, Madame, sind Sie diejenige, deren Name eben gerufen worden ist?“ — „Ja, ich bin's.“ — „Es ist mein Weib,“ ruft er, „das mir vor 35 Jahren davongelaufen ist! Bis du's wirklich (zu ihr gewendet), du, die einst so frisch wie ein Apfel war und ein Haar schwarz wie Agat hatte?“ — „Und bist du, alter Landstreicher, denn richtig mein Mann?“ — „Ja, dein Mann, den du in Stich ließest, um mit seinem Vetter durchzugehen.“ — „Es war ein herzloser Schuft,“ versetzte die Alte mit kleinlauter Stimme, „bey dem es Tag für Tag unbarmherzige Schläge setzte, und der mir zuletzt Alles nahm und mich sitzen ließ.“ — „Und was ist aus dem Gredin geworden?“ — „Er ist auf dem Felde der Ehre bey Eylau gestorben.“ Diese gegenseitigen Herzensergießungen hätten, wer weiß, wie lange noch ganz ungenirt fortgedauert, wenn der Präsident des Tribunals das Colloquium nicht unterbrochen hätte, um das seine mit der interessanten Eulalia zu beginnen. — Das Possirlichste bey der Sache ist, daß über sie dieselbe Sentenz wie über ihn gefällt worden, so daß das liebe Paar nach einer Trennung von 35 Jahren den Rest seines Lebens unter demselben Dache und in denselben Umständen hinbringen wird. 1.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

217

Montag, den 31. October 1842.

Sheridan Knowles und die „Rose von Arragonien."

Sheridan Knowles hat die englische Bühne mit einem neuen Trauerspiele, die „Rose von Arragonien," beschenkt. Ich habe der ersten Vorstellung im kleinen Haymarket beygewohnt und mehrere Tage nachher das Stück ein zweytes Mal gesehen, jedoch absichtlich nicht sogleich darüber geschrieben. Es dünkt mir immer und ohne Ausnahme eine gewaltige Verlockung zur Ungerechtigkeit nach beyden Seiten hin, aus dem Theater ans Schreibepult zu eilen, und da den Kiel oder die Stahlfeder fliegen zu lassen. Ist man eingenommen, schreibt der Kiel zu weich; ist man verletzt, schneidet der Stahl zu tief. Es gibt Berichterstatter für Journale, die der Preßbengel zu einer gewissen Gleichgültigkeit zusammengeschraubt hat, und die mit eben so viel Ruhe und Gewissen von einem Drama erzählen, das durchgefallen, als von einem Menschen, der aus dem dritten Stockwerke eines namhaft gemachten Hauses nicht herabgefallen ist. Aber selbst diese kalten, ruhigen Federn bekennen bisweilen, daß sie in der Aufregung des Momentes geschrieben, und corrigiren die begangene Ungerechtigkeit, wie ich sagte, nach beyden Seiten hin. Also erspare ich mir die Correctur und stelle mich mit meinem Urtheile ins Reine, ehe ich die Feder ansetze. Schraubt mich doch auch kein Preßbengel. Meine persönliche Bekanntschaft mit Knowles hat mit seinen Schöpfungen nichts zu thun. Ich trenne den Werkmeister vom Werke. Aber auch hinter seinem Rücken sage ich Knowles nach, daß er unter den neuern Dramatikern mir sehr lieb ist. Er hat seinen Styl nach den besten Mustern der alten Schule gebildet — wohlbemerkt, seinen Styl. Die volle poetische Ader, die in seinen Dichtungen pulsirt, ist sein alleiniges Eigenthum. Ferner hat er den großen Meistern vergangener Tage die schwere Kunst abgesehen, Charaktere zu zeichnen. Die Kunst ist schwer, das Mittel leicht. Man braucht nur mit offenen, hellen Augen um sich zu schauen und man macht die wichtige Entdeckung, daß von den Tausenden, die sich drängen und schupfen, um durchs Leben zu kommen, nicht zwey äußerlich wie innerlich einander vollkommen ähnlich sind. Diese Wahrheit haben die Alten benutzt und darin thut Knowles es ihnen nach. Die Folge bleibt nicht aus. Seine Stücke kennen keine Wiederholung, haben nicht à la Raupach stehende Figuren. Das ist Eins. Ein Zweytes und Drittes ist, keine seiner Personen verwirrt oder ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dunkelt die andere, kein Riese wirft seinen breiten Schatten auf Pygmäen, jede Gestalt erscheint im angemessenen Verhältnisse und der daraus entstehende Contrast bildet eine Harmonie, die sogleich zerreißt, wenn Sie auch nur eine untergeordnete Gestalt streichen. Mit Einem Worte, Knowles macht es wie Shakespeare, er copirt die Natur, formt seine Charaktere nach den Abspiegelungen des menschlichen Geistes, die bald schwach, bald stark sind, schreibt nicht für eine gewisse Zeit oder einen bestimmten Ort, sondern bemüht sich, Bilder aufzustellen, die ihre Farbe nicht ändern, und Motive zu ergründen, die in jedem Jahrhunderte und unter jedem Himmelsstriche dieselben gewesen sind, vermuthlich immer bleiben werden. Warum er demungeachtet kein Shakespeare ist? — Vielleicht wird sich das offenbaren, „wenn die Todten auferstehen.“ Und nun zu seiner „arragonischen Rose.“ Gleich unseren Parlamentsrednern sage ich in Bescheidenheit: ich will und kann mir kein Gesamturtheil anmaßen, aber so viel steht fest, die „Rose von Arragonien“ ist eine der lieblichsten Blumen in Knowles reichem Phantasiegarten.

Der Schauplatz liegt in Spanien. Personen: der König von Arragonien, sein Sohn Alonzo, drey Höflinge, ein Henker, der Landmann Ruphino, dessen Sohn Alasco und Tochter Olivia, Almagro und ein halbes Dutzend Andere. Alonzo veröffentlicht seine heimliche Vermählung mit Olivia. Der König scheint schweigend sie zu genehmigen, beschließt aber den Bund zu trennen und überträgt seinem Sohne den Oberbefehl über das im Felde stehende Heer. Er scheidet von Olivia, deren Schmerz in die schönen Worte ausströmt:

„Why have not those, alas! who have one heart
In love, one heart in every other thing?
Then it would be cleaving all: No rending! — No
Dividing! — Severing so wide apart,
Hope sickens at the thought to meet again.

Kaum ist Alonzo gegangen, so beruft der König seine Räthe. Der eheliche Bund wird für null erklärt, Olivia aus dem Pallaste zu Saragossa verwiesen und die Rückkehr ihr bey Todesstrafe verboten. Als die Nachricht ihr Vaterhaus erreicht, schäumt der Bruder auf, ein stolzer, stürmischer Jüngling, dessen Liebe zu seiner Schwester in ihrer Vermählung mit dem Königssohne eine größere Auszeichnung für diesen als für sie erblickt hat. Er eilt zu Almagro, einem falschen Freunde, einem selbstsüchtigen, ehrgeizigen, verschmitzten Menschen. Sie reizen die Unzufriedenheit des Volkes zur Empörung, und der Ruf: zu den Waffen! endigt den ersten Act. Saragossa schließt sich im Stillen der Bewegung an. Alles ist zum Ausbruche vorbereitet. Da erscheint Olivia. Sie verlangt zum Könige. Gebunden wird sie vor ihn geführt, und die nun folgende Scene gehört zum Schönsten des Stückes. Olivia hat das Verbot gebrochen, um den König zu warnen, ihm zu sagen, daß das Landvolk im Anzuge, ihn zu Rettung seines Lebens, zur Flucht zu vermögen. Der König zaudert, die Empörung naht, Saragossa ist in Aufruhr, der Pallast wird gestürmt, aber durch ihren Bruder schützt Olivia des Königs Leben, er wird als Gefangener behandelt, sie bis zur Heimkehr ihres Gemahls zur Regentinn ausgerufen. Dieß der zweyte Act. Im dritten entwickelt sich Almagro's Charakter. Er hat Olivia geliebt, liebt sie noch. Ihr Bruder hatte sie ihm zum Weibe zugesagt, ehe ihre Liebe den Königssohn gewählt. Seine Gattinn soll sie nicht werden, aber be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sitzen will er sie. Durch Intriguen hat er an ihrer Statt sich zum Regenten erheben lassen. Durch Machtgebot entfernt er den Bruder, in ihm das Hinderniß seiner Absichten auf Olivia. Dieser Act dürfte etwas zu viel Didaktisches und Argumentirendes haben; er hat aber nichts Ermüdendes. Die Handlung schreitet nur langsam fort; aber die Charaktere klären sich. Der vierte Act bringt Alasco nach Saragossa zurück. Er ahnet Almagro's Plan, und ihn zu durchkreuzen, bietet er sich zum Werkzeuge der Ausführung. Als er über die Verworfenheit des Freundes in vollem Lichte, wirft er in einer vortrefflichen Scene die Maske ab, fällt aber fast ein Opfer von Almagro's Wuth. Auch der König hat diesen zum Tode bestimmt. Olivia rettet ihn, bleibt jedoch selbst in Almagro's Macht, der ihr nun die Wahl stellt, die Seine zu werden oder ihren Vater auf der Folter verbluten zu sehen. Die Scene des fünften Actes, in welcher er sie zur Gewährung einzuschüchtern trachtet, ist mit vieler Kraft geschrieben, verfehlt aber ihre Wirkung einigermaßen — ich spreche von dem Eindrucke, den es auf mich gemacht hat, Andere sind anderer Meinung — durch den melodramatischen Kniff, daß in dem Augenblicke, wo Olivia zum Äußersten gedrängt sich den Dolch in die Brust stoßen will, ein Mohr ihren Arm faßt und dieser Mohr der verkleidete Alonzo ist. Getäuscht in seiner Liebe, seiner Rache, seinem Hasse nimmt Almagro Gift. Der König vernichtet den Ausspruch seiner Räthe und mit dem Vorhange sinkt das glückliche Paar sich in die Arme.

Das ist freylich nur eine flüchtige Skizze. Sie dürfte aber zum Verständnisse des Ganzen und nebenbey zum Beweise ausreichen, daß, wenn der Dichter in seinem „Hunchback" etwas Anderes gab als in seinem „Virginius," er in seiner „Rose of Arragon" etwas von Beyden Verschiedenes gegeben hat. Alasco ist ein ächter Bühnencharakter. Dem stolzen Jünglinge von niedriger Geburt und edlerem Gemüthe steht Almagro gegenüber, der feige Verräther und intriguirende Bösewicht. Ruphino, der kluge Greis, zähmt durch seine Mäßigung den Ungestüm des Sohnes und in Olivia hat der Dichter das sanfte, liebende Weib mit einer Treue und Zartheit gezeichnet, wie keiner unserer neueren Dramatiker es so leicht im Stande seyn dürfte. Überhaupt sind weibliche Charaktere Knowles' starke Seite und ich weiß nicht, ob ich irre, wenn ich ihm das zu einem seltenen, sehr seltenen Vorzuge anrechne. W. S.

Unwandelbar.

Wenn ich die Blicke sehnend nach dir wende,
In deinem Anschau'n selig mich vernichte,
Schreckt mich ein Zug in deinem Angesichte,
Der mahnend spricht von nahem, dunkeln Ende.

Da falte ich in wilder Angst die Hände,
Erliegend dieser Ahnung Gramgewichte,
Und flehend ruf' ich auf zum ew'gen Lichte:
„O jeden Jammer, nur nicht diesen sende!"

Doch mag auch nahe Trennung uns bedräuen,
Mein Herz wird drum nicht von dir weggetrieben,
Es ist zu stolz, um künft'ge Qual zu scheuen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur tiefer wird der Drang ihm eingeschrieben,
Dich bis an's Ende tröstend zu erfreuen,
Den Scheidenden noch zärtlicher zu lieben!

Betty Paoli.

Anekdoten aus dem Frühlingsgarten des persischen Dichters Dschami.

Ein Araber hielt mehrere Kamehle und da es gerade zur Zeit der Feigen- und Traubenreife war, belud er Körbe mit diesen Früchten aus seinen Gärten und ließ sie von den Thieren in die Stadt tragen. Als er schon bald seine ganze Ernte nach Hause gebracht und mit dem Rest seiner Früchte einen Theil der Kamehle beladen hatte, während die übrigen unbelastet mitliefen, überraschte ihn auf halbem Wege die finstere Nacht und er beschloß Halt zu machen und den Tag abzuwarten. Er ließ daher die Thiere niederlegen und wollte bey ihnen Wache halten; ermüdet jedoch, wie er war, überfiel ihn der Schlaf und als er am Morgen erwachte, bemerkte er mit Schrecken, daß ihm eines seiner besten Kamehle fehlte. Es half kein Suchen, kein Rufen und in seinem Zorne schwur und gelobte er, das Thier, das ihm so vielen Kummer verursache, sollte er es wieder in seine Hände bekommen, um einen Dirhem zu verkaufen. Bald darauf jedoch brachte ein Knabe ihm das Kamehl, das er grasend an einer Quelle gefunden hatte, zurück. Da reute ihn sein Gelübde und er dachte auf einen Ausweg. Er setzte daher eine Katze auf des Kamehls Rücken, trieb es vor sich her durch die Straßen und schrie: „Wer kauft ein Kamehl um einen Dirhem und eine Katze um hundert, aber es werden beyde nur zusammen verkauft.“ So umging er seinen Schwur; es kann aber diese Geschichte Jedem zur Warnung dienen, das scheinbar selbst Gute zu prüfen, ehe er es annimmt, ob ihm nicht ein Übel am Rücken sitze, tausendmal schwerer als eine Kamehllast.

Ein arabischer Hirte aus der Wüste hatte einmal einem hohen Herrn einen Trunk frischen Wassers gereicht, als dieser sich auf der Gazellenjagd befunden. Dafür nun lud der Große ihn bey sich zu Tische; der Araber kam und man fing zu essen an: aber kaum wollte der Gast den ersten Bissen zum Munde führen, als der Herr vom Hause an jenem Stücke ein Haar bemerkte und ihm zurief: „Heda, mein Freund, ziehe erst das Haar aus dem Braten, ehe du ihn genießest.“ Der Araber jedoch sprach: „Mit einem Manne, der mir so genau auf den Mund sieht und auf jeden Bissen, den ich verzehre, so Acht gibt, daß er ein daranklebendes Haar wahrnimmt, mit dem kann ich nicht essen.“ Dann stand er auf und ging, und kam nie mehr zu dem Herrn zu Tische. —S.—

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung und Schluß zu Nr. 215.)

Hr. Meyerbeer ist hier; er hat Mad. Stoltz in „La Reine de Chypre“ gehört, aber leider ist sie noch unpaß; in der „Catarina“ hat sie sich krank gesungen; die Energie und der leidenschaftliche Ausdruck ihres Gesanges erinnern wenigstens in dieser Oper an die Malibran: wie diese ist Mad. Stoltz mager, nervös, ungestüm, und man fühlt, daß es ihr Ernst um die Kunst ist, daß sie recht con amore spielt; zuweilen überbietet sie sich, und ihre Stimme wird kreischend. Wird ihr Hr. Meyerbeer die Hauptrolle im „Propheten“ anvertrauen? das ist noch immer die Frage. M. Charevan sagte neulich: „Hr. Meyerbeer ist

entschlossen, seinen „Propheten“ vom Stapel zu lassen; allein er ist über die Vertheilung der Rollen noch nicht mit sich einig. P. S. Hr. Meyerbeer hat endlich die Rollen vertheilt, aber hat die Oper wieder zurückgenommen.“ Hr. Berlioz ist trostlos; seine „Nonne sanglante“ rückt nicht vom Flecke, so lange der „Prophet“ nicht aus seinem geheimnißvollen Dunkel hervortritt. Die „Reine de Chypre“ kann wegen der schwebenden Gesundheit der Mad. Stoltz nicht so oft gegeben werden, als es rathsam wäre, um das erste Feuer des Successes rasch weg zu exploitiren. Mit der Oper des Hrn. Halevy wechseln die „Huguenots,“ „Guillaume Tell,“ und einige andere bekannte Opern ab; das Ballet „Giselle“ wird immer noch stark besucht. Das Sujet ist für ein Ballet etwas schauerlich: die Scene, wo der arme Teufel sich zu Tode tanzt, und am Ende sich in die See stürzt, ist um so mehr verletzend, je niedlicher und hübscher die Vollzieherinnen sind. Eine Mad. Bellon aus Bordeaux hat kürzlich als Giselle debutirt; sie hat ein herrliches Auge, wie man es im südlichen Frankreich und zumal in Bordeaux trifft, schöne Züge, und eine kleine, aber niedliche Figur, die auf zwey Beinen ruht, welche füglich einen Herkules oder einen Faustkämpfer tragen könnten. Wenn ein Frauenzimmer mit solchen Dachsbeinen gestraft ist, massiv, wie von Eisen gegossen, so soll sie Gott danken, daß der Anstand ihr gebietet, sie verborgen zu halten, statt damit auf der großen Opernbühne vor einigen tausend Zuschauern zu paradiren. Die Stadt Bordeaux hat Mad. Bellon ungern verloren, und es wäre undankbar von ihr, wenn sie nicht dahin zurückginge, da man sie hier wenigstens eben so gern missen würde. Der „Freyschütz“ mit den Recitativen von Berlioz macht kein Glück, wir haben uns in früheren Berichten darüber ausgesprochen, und was wir vermutheten, ist eingetroffen. Die Recitative, theilweise vortrefflich, sind den bescheidenen Arien über den Kopf gewachsen, auch ist die Oper hier vielleicht schon fünfhundertmal gegeben worden; die einzelnen Gesangsparthien sind hier so populär wie in Deutschland, und es wagt kaum eine Sängerinn noch zu Zeiten, mit der großen Arie der Agathe in Concerten aufzutreten.

Das Théâtre français macht gute Einnahmen, so oft die Rachel spielt. Seit ihrer Rückkehr aus England ist sie als Hermione in „Andromaque,“ als Marie Stuart und als Ariane aufgetreten. Fortschritte macht sie wohl keine mehr; ihr Spiel ist geschlossen, wenn ich so sagen darf. Eifersucht, Haß, Ironie, zornige Leidenschaften drückt sie meisterhaft aus: mit der Liebe wills ihr nicht gelingen, wenigstens nicht auf der Bühne. In Gefühlsscenen muß sie die Begeisterung durch Berechnung ersetzen: sie fühlt mit dem Kopfe, daher thut sie manchen Mißgriff, und selbst wenn sie richtig räth, bringt sie nur das Gewöhnliche hervor. Mit neuen Rollen hält sie Haus, daran thut sie Recht; sie hält dadurch das Publicum in Spannung. Dlle. Rachel studiert die Fredegonde von Lemercier ein; ein solcher Charakter sagt ihrem eigenthümlichen Wesen zu, da ist wilde Kraft, unbändige Energie; da gibt es Verwünschungen, gewaltige Ausbrüche des Zorns, und wir zweifeln nicht am Erfolge, obgleich die Tragödie des Hrn. Lemercier nicht zu den besten gehört. Für die neuern lebenden Dichter ist die Rachel ein großes Hinderniß; sie nimmt keine Rolle in ihren Stücken an, und hat überhaupt eine Reaction gegen den Romanticismus herbeygeführt. Auch sind Victor Hugo und Alexander Dumas nicht gut über sie zu sprechen. Das Théâtre français hat eine Neuigkeit gegeben: „Le dernier Marquis,“ von einem gewissen Romand. Der Verfasser hat viele Mühe gehabt, es zur Vorstellung zu bringen. Der Succeß fiel wie das Stück aus, nemlich mittelmäßig. — Wir hätten beynahe vergessen, zu berichten, daß „Hermione“ ein neues Landhaus in Montmorency besitzt; es sind Gerüchte darüber im Umlaufe,

die wir für ungegründet halten; einer unserer reichsten Banquiers spielt darin eine Rolle; da aber die Villa 30,000 Franken kostet, so kann man nicht daran glauben.

Frederik Lemaitre und die Dorval haben einige zwanzig Vorstellungen im **Porte St. Martin** gegeben. Der „Spieler" von V. Ducange und Dinaux hat wie gewöhnlich die Hauptrolle dabey gespielt. Hr. Dinaux ist ein Pseudonyme; der wahre Name des Verfassers ist Goubault; unter diesem ist er Director einer obern Communalschule, unter ersterem fabricirt er Dramen, wenigstens in Compagnie mit Hrn. E. Sue. Hr. Lemaitre ist nach Brüssel und Dlle. Dorval ist im **Odéon** engagirt; wenigstens gibt die komische Oper eine große Benesicevorstellung für sie.

Das neueste Stück in der **Porte St. Martin** ist „**Mathilde**," nach einem Roman von Hrn. E. Sue; fürs Theater bearbeitet von Hrn. Sue und Pyat, dem Verfasser der „beyden Schlosser." Das Stück hat Längen, bewegt sich schwerfällig, wie die meisten Dramen, die man aus Romanen zuschneidet, aber es hat einige ergreifende Situationen. Es ist ein Familiengemälde, wie sie jetzt an der Mode sind. Die Franzosen nennen das: **Le drame intime.** Auch bereitet dieses Theater ein großes Zauberballet für den Winter vor.

Die Vorstellungen des **Cirque olympique** in den **Champs élysées** sind geschlossen; damit haben die Reiterkünste ein Ende. Im Winter werden im **Cirque** der Boulevards bloß Theaterstücke aufgeführt. Der Anfang ist mit: „**Les pillules du Diable**" gemacht worden. Nächstens wird ein fünfactiges Drama unter dem Titel: „**Le Prince Eugène**" in die Scene gehen; der Held ist der Stiefsohn Napoleons; Dlle. Atala Beauchêne wird eine Hauptrolle darin spielen, es kommt eine solche Menge Personen vor, daß die ganze Truppe darin figuriren wird.

Während das Vaudeville mit Arnal und Le Peintre zu Grunde geht, macht das **Théâtre des Funambules** mit Debureau gute Geschäfte. Die Einnahmen sind zwar nicht brillant, die Schauspieler werden aber nach Verhältniß bezahlt; der Balcon kostet 1 Franken und die **avant scène 25** Sous; das ist der theuerste Platz; Acteurs und Actricen sind Ouvriers, Büglerinnen, Grisetten, die sich gar wunderlich ausnehmen, wenn sie Gräfinnen und Herzoginnen vorstellen. Man gibt Dramen, Vaudevilles und Possen. Paul de Kock verschmäht es nicht, für dieses Theater zu arbeiten. Den Schluß machen die Mimo-Dramen, in denen Debureau der Held ist. Außer der Bühne ist Debureau hölzern und schüchtern, kaum hat er sich aber das Gesicht weiß gemalt und sein Costume angezogen, so wird aus dem hölzernen Kerl ein Genie: Debureau ist groß in seiner Art. Wir haben ihn neulich in „**Pierrot en Afrique**" gesehen. Er ist als Infanterist gekleidet, und dient gegen die Beduinen. Da geräth er in allerley Nöthen und Ängste. Die Araber binden ihn an einen Baum und necken ihn mit ihren Yatagans, wozu er dann freylich die possierlichsten Gesichter schneidet, doch hat seine Komik etwas Unheimliches; dann wird er befreyt, zeichnet sich im Gefechte aus, hält einen triumphirenden Einzug auf einer Giraffe, wird von den Odalisken eines Serails empfangen, er frißt aber so viel, daß ihm der Bauch über die Maßen anschwillt; er glaubt sich vergiftet ꝛc. Es wird dabey viel geprügelt, viel geschossen und gefochten. Die Decorationen stellen Scenen aus der Wüste, Marabouts, Höhlen ꝛc. vor, und sind besser als man vermuthen sollte; zuletzt werden die Beduinen völlig geschlagen, und so ergreift man in Frankreich jede Gelegenheit, das Nationalgefühl lebendig zu erhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 29. October zum ersten Male: „Haus, Hütte, Pallast.“ Drey Charakterbilder (!) aus dem Leben, mit Musik vom Capellmeister M. Hebenstreit.

Die Hütte soll ihrem Besitzer, dem Maler (Anstreicher) Froh, verkauft werden, weil dessen Bruder in Verdacht einer Defraudation obrigkeitlicher Gelder gestorben ist; im Hause gewinnt ein Husarenwachtmeister 20,000 fl.; im Pallaste kömmt es an drn Tag, daß der Wucherer Krebs durch Verfälschung von Documenten reich geworden ist. Vermittelst der Hundehütte, in welcher zuerst ein Schatz, dann das Versteck des Wucherers gefunden wird, schreitet die Nemesis belohnend und strafend ein. — Man darf dem Producte, das einer Novelle „Haus, Hütte und Pallast, oder: wo wohnt das Glück“ entnommen scheint, weder von der juridischen noch von der ästhetischen Seite zu Leibe gehen, wenn man nicht ein ganz unbefriedigendes Resultat finden will; Handlung, Charakterzeichnung und Dialog sind von der allergebrechlichsten Complexion — ein widerwärtiger Schurke wieder Capo comico — und die Moral läuft auf das Dogma hinaus: daß es Häuser, Hütten und Palläste gibt! — Die Novität wurde vielfach beklatscht und belacht. — Am Schlusse verlangten auch einige Stimmen den Dichter, als welcher sich Hr. Blum vorstellte. — In den Hauptrollen wirkten die HH. Carl und Nestroy mit rühmlichem Erfolge. S.

Notizenblatt.

Der neue englische Tarif. Die Wirkungen des neuen brittischen Tariffs in Bezug auf Hausthiereinfuhr stellen sich immer unerwarteter heraus, und es wäre gewiß interessant, die in der langwierigen Debatte über diese große Maßregel im vorhinein aufgestellten Anticipationen mit den Erfolgen zu vergleichen. Wer hätte sich z. B. vorgestellt, daß Spanien, das angeblich auf lange Jahre zu Grunde gerichtete und ausgeplünderte Spanien, jetzt schon Hornvieh werde nach England ausführen können. So ist es aber, und eine vor Kurzem veröffentlichte Tabelle der (allerdings nicht fashionablen) Angekommenen dieser Art in den verschiedenen großbritannischen Häfen, seitdem der Tariff in Wirkung getreten, zeigt, daß innerhalb der zwey Monate nur allein gegen 360 spanische Stiere und Kühe eingeführt worden sind. Aus Norwegen, von woher bis jetzt gewöhnlich nur der Londoner Fischmarkt mit verschiedenen Arten nordischer Seefische versorgt zu werden pflegte, sind nun auch lebende Gänse erschienen, und zwar zu Newcastle am Tyne, wo zu 3½ Schilling (1 fl. 45 kr. C. M.) das Stück, 137 binnen wenigen Stunden abgesetzt waren. 3.

Ein Roman zu Rouen. Vor 17 Jahren (erzählt das „Mémorial de Rouen“ in einem seiner letzten Blätter) lebten allhier zu Rouen ein junger Mann und ein Mädchen, die zusammen aufgewachsen, die heftigste Neigung zu einander gefaßt hatten. Sie war reich, er arm, und so wurde seine Bewerbung um die Jugendgeliebte von deren Vater kalt abgewiesen. Da er vermuthlich in schon etwas veralteten Schriften gelesen, daß in der sogenannten neuen Welt in kurzer Zeit Reichthümer erworben werden könnten, theilte er seinen Vorsatz, sein Glück dort zu versuchen, der Geliebten mit, die ihm, nach gegenseitig gewechselten Haarlocken und Ringen, ewige Treue schwur. Vor einem halben Jahre etwa, also freylich nach einer Abwesenheit von mehreren, im Jargon der Liebesbriefe sogenannten Ewigkeiten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehrte der treue Liebende mit einem hübschen Vermögen zurück, und eilte, kaum angelandet, spornstreichs nach dem Vaterhause der Geliebten. Doch wehe! schon unterwegs erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß ihr die ihm zugeschworne Ewigkeit der Treue nachgerade denn doch etwas zu lang vorgekommen, und sie einstweilen geheirathet, Witwe geworden und bereits eine engelschöne zwölfjährige Tochter habe. Von diesem Augenblicke an verfiel der Arme, der sich 17 lange Jahre vergeblich abgearbeitet und mit einer einzigen, nun auf immer zerronnenen Hoffnung getragen, in die tiefste stumme Schwermuth, und nur dann und wann erzählte er alten Freunden, die ihn besuchten, in leisen abgebrochenen dumpfen Worten, die wermuthbittere Täuschung, die ihm widerfahren. Der Ungetreuen wich er bey Tage sorgfältig aus brachte aber die Nächte unausgesetzt unter ihrem Fenster zu, und wurde nicht selten von den Patrouillen für einen Betrunkenen oder einen auf Einbruch sinnenden Dieb gehalten und weggetrieben. Am 10. laufenden Octobermonats vernahmen seine Nachbarn ein Getöse in seinem Wohnzimmer, welches dem Fallgeräusch eines schweren Körpers glich; sie dringen in das unverschlossene Gemach, — da lag der unglückliche Wahnsinnige, durch die eigenen Hände erdrosselt, auf dem Boden, Ring und Locke derjenigen, die ihm das Herz gebrochen und den Sinn verwirrt, neben ihm. F. M.

Eine eiserne Kirche. In dem Städtchen Everton bey Liverpool in England ist kürzlich eine ganz aus Gußeisen aufgerichtete Kirche fertig geworden, die mitsamt dem gleichfalls ehernen Glockenthurme auf nicht höher als 8000 Pfund Sterling, also 80,000 fl. C. M. zu stehen kommt. Die 116 Fuß lange und 48 Fuß breite Kirche ist im sogenannten brittisch-gothischen Styl aufgeführt und mit jenem bekannten herrlichen grauen Anstrich überzogen, der ihr das täuschende Ansehen eines uralten steinernen Bauwerkes verleiht. Die Wände, und der Estrich des Schiffes sind wie diejenigen der immer mehr in Schwung kommenden gußeisernen Wohngebäude hohl, so daß sie zur Winterszeit aufs leichteste und wohlfeilste erwärmt werden können.

3.

Theater-Bulletin. In der großen Oper von Paris erwartet man für den kommenden November „Le Vaisseau-Fantôme“ (das Geisterschiff).

Die komische Oper reussirte mit „Le Roi d'Yvetot,“ Musik von Hrn. A. Adam; die Composition ist voll niedlicher Melodien, besonders verdienstlich sind auch die Chöre.

Im Odéon gefiel das kleine Lustspiel „Le Poëte,“ von Hrn. Leon Gozlan, eine geistreiche lebendige Bagatelle, welche auf des Verfassers bevorstehendes, größeres Stück Erwartungen macht.

„Le prix de vertu“ hat im Gymnase Beyfall gefunden, weniger durch das fade Sujet als durch sein Corps von schönen Frauen und Mädchen, womit dieß Theater versehen ist, und welches in dem Stücke paradirt.

„La maison en loterie“ für Bouffé berechnet, hat Furore gemacht.

Das Debut der Mad. Garcia-Viardot als Arsaz in der „Semiramide“ hat gezeigt, daß die italienische Truppe niemals so reich an Primedonnen war als jetzt. Die Grisi, Persiani und Garcia bilden in der That ein Kleeblat, das seines Gleichen nicht haben dürfte.

Im Theater S. Benedetto zu Venedig hatte Meyerbeer's „Robert der Teufel“ einen completen Succeß, ungeachtet die Darstellung sehr mangelhaft war.

32.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

218

Dienstag, den 1. November 1842.

Ein Abenteuer in den Schweizer Päßen.

Ich verließ Chamounix, und gelangte in das Thal von Servoz. Warum hätte ich auch eine andere Richtung wählen sollen? Wenn von den benachbarten Bergen der Schnee verschwunden ist, wenn die Wiesen sich wieder in ihr Grün gekleidet haben, wenn die Abendsonne die Felsspitzen vergoldet, die es einschließen, dann ist dieses Thal gar lachend bey aller seiner Wildheit. Einige Hütten und Gehöfte liegen zerstreut darin umher, und unter ihnen eine kleine Schenke, in welcher ich am Abend des 12. Juny anlangte.

Man kommt auf vielerley Arten aus diesem Thale hinaus. Viele Leute schlagen die Poststraße ein, welches natürlich der einfachste Weg ist; ich aber, als junger Mann und leidenschaftlicher Fußgänger, verschmähte so breit getretene gemeine Pfade. Ein irrender Ritter will Gipfel und Engpässe, er will Abenteuer, Gefahren und Wunder. Warum? weil dieß gerade sein Element ist. So wenig der Esel begreift, daß man von der Mühle zum Bäcker anders, als auf dem kürzesten, gewöhnlichsten und bequemsten Wege gelangen könne, eben so wenig denkt ein Wanderlustiger daran, daß es von Servoz nach Genf einen andern, als den längsten, beschwerlichsten und schrecklichsten Weg gibt. Die reisenden Handlungscommis, die Gewürzkrämer, die Millionäre und die gebrechlichen Leute thun es dem Esel nach; die Literaten, die Engländer, die Genies und ich, wir machen es wie der Wanderlustige.

Kaum hatte ich mich in der Schenke von Servoz zurecht gesetzt, als ich nach der Beschaffenheit der hiesigen Ausgänge und Päße Erkundigung einzog. Der Wirth nannte mir einen Paß von Anterne, eine schmale Schlucht zwischen den Spitzen der Berge Fiz und Buet; der Fußsteig, sagte er, ist schwierig, die Gipfel schroff und kahl; ich sah, daß es ganz etwas für mich sey, und beschloß, am folgenden Morgen mit Hülfe eines guten Führers diesen Weg einzuschlagen. Leider gibt es aber zu Servoz keine Führer, und man bezeichnete mir bloß einen Gemsenjäger, der sich vielleicht herbeylassen würde; es fand sich jedoch, daß dieser Mann bereits von einem Engländer in Beschlag genommen sey, der sich auf demselben Wege, den ich zu nehmen beschlossen hatte, nach Sixt begeben wollte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ich hatte diesen Reisenden bey meiner Ankunft auf der Schwelle des Wirthshauses gesehen; es war ein Gentleman von respectablem Äußern, ebenso sonderlich als ausgesucht gekleidet, und von sehr fashionablem Benehmen, denn er erwiederte den Gruß nicht, den ich im Vorbeygehen an ihn richtete, was bey Engländern ein sicheres Zeichen von bon ton und Weltkenntniß ist. Da man mir jedoch erklärte, daß der von diesem Reisenden Gemiethete der Einzige im Orte sey, der mich durch den Paß von Anterne führen könne, so kehrte ich wieder zu dem feingebildeten Engländer zurück, und hoffte die Begünstigung von ihm zu erlangen, den Weg nach dem Passe in seiner Gesellschaft zu machen, unter der Bedingung, daß ich dem Gemsenjäger die Hälfte des Lohnes bezahlen würde. Der Engländer hatte auf einer Bank vor dem Wirthshause Platz genommen, und saß mit dem Gesichte nach dem Mont blanc gekehrt, ohne diesen Berg jedoch anzusehen. Er öffnete den Mund zum Gähnen; ich gähnte ebenfalls, um ihm meine Sympathie mit seinen Gefühlen zu bezeugen, dann glaubte ich noch ein paar Minuten warten zu müssen, damit Mylord Zeit gewänne, sich mit meiner Person vertraut zu machen. Als mir dann der günstige Augenblick gekommen zu seyn schien, sagte ich halblaut und ohne mich eigentlich an ihn zu wenden: „Herrlich! Ein erhabenes Schauspiel!“

Alles blieb unbeweglich, Alles blieb stumm. Ich trat näher. „Monsieur,“ sagte ich so höflich als möglich, „kommen ohne Zweifel von Chamounix?“ — „Uï“ (Ja). — „Ich bin ebenfalls heute früh von dort ausgegangen.“ — Der Engländer gähnte. — „Ich war nicht so glücklich, Monsieur, Sie unterwegs zu begegnen; Sie müssen durch den Paß von Balme gekommen seyn?“ — „No“ (Nein). — „Oder vielleicht über Prarion?“ — „No.“ — „Ich kam gestern von der schwarzen Koppe nach Prarion, und bin gesonnen, morgen über den Paß von Anterne zu gehen, das heißt, wenn ich einen Führer finden kann. Wie ich höre, haben Sie schon einen solchen gefunden?“ — „Uï.“ — „Hol' dich Dieser und Jener mit dem Uï und No,“ sagte ich im Stillen zu mir. Dann faßte ich den Entschluß, zu irgend einem Resultate zu gelangen, und fragte: „Wäre es wohl unbescheiden, Monsieur, wenn ich, im Fall kein Führer zu bekommen wäre, Sie um die Erlaubniß bäte, mich Ihnen anzuschließen, unter der Bedingung, daß ich die Hälfte der Unkosten bestreite?“ — „Uï il y avé de l'indiscréchon.“ (Ja, es wäre unbescheiden.) — „Dann trete ich zurück,“ versetzte ich frappirt, und entfernte mich, ganz bezaubert von dem charmanten Zwiegespräch.

Es ist in der That etwas Köstliches um eine Reise! Wenn man des Abends in einer stillen, wilden Gegend herumschlendert, ohne einen andern Zweck, als zu schauen, was dem suchenden Auge sich darbietet, mit den Vorübergehenden zu plaudern, und den Appetit zu vermehren, welchen unsere Fußreise schon gereizt hat, und der von dem bestellten Souper bald befriedigt werden soll! Ich ging auf diese Weise spazieren, und wandte meine Schritte nach einem mit Ruinen bedeckten Hügel, man nennt ihn den St. Michaelsberg. Zwey Ziegen lagen hier im Grase; bey meiner Annäherung flohen sie; ich blieb alleiniger Herr des Platzes, und setzte mich unter die jungen Bäume, die hier wachsen, auf ein Stück Gemäuer.

Ich bin hier keineswegs im Begriffe, ein romantisches Abenteuer zu erzählen. Du täuschest dich, mein lieber Leser, wenn du dergleichen erwartest. Ich saß da, und das war Alles. Aber das war auch wieder nicht wenig, zu einer

solchen Stunde des Tages, und an einem solchen Orte. Das Thal liegt schon in den Abendschatten; nur die Eisflächen des Mont blanc, der ganz nahe ist, sind von den letzten Strahlen der Sonne erhellt und gefärbt. Der Berg wirft seine Lichter ins Thal zurück, und seine gezackten Gipfel malen sich scharf und deutlich auf dem Hintergrunde des dunklen Azurs. Ein unvergleichlicher Anblick! Mit dem allmäligen Sinken der Sonne zieht der Glanz von den Gletschern sich zurück, und wenn an den höchsten Spitzen der letzte Schimmer erbleicht, scheint es, als habe die Natur ihr Leben, ihre Seele verloren. Dann kehren die Blicke des Beschauers, die bis diesen Augenblick an jene Scene wie durch Zaubermacht gefesselt waren, wieder ins Thal zurück; die Wange kühlt sich im sanften Hauche des Abendwindes, das Ohr lauscht dem Gemurmel des Bächleins, und der Geist steigt von den hohen Regionen hernieder, um — an das Souper zu denken.

Jetzt kam ein Hirt herbey, um die Ziegen zu holen. Auf dem Rückweg ins Dorf gesellte ich mich zu ihm. Dieser Sohn der Natur hatte gute Kenntniß von dem Paß von Anterne, und ich würde ihm ohne Weiters die Proposition gemacht haben, mir am folgenden Morgen als Führer zu dienen, wenn ich nicht geglaubt hätte, die äußerste Muthlosigkeit bey ihm zu entdecken. „Gemeine Leute kommen allenfalls darüber," sagte er, „aber ein vornehmer Herr, wie Sie, nein! Der Schnee liegt noch immer sehr hoch. Es werden jetzt acht Tage seyn, da sind dort zwey Schweine umgekommen — es waren dem Pierre seine — und Margareth, seine Frau, auch dazu. Zwey ausgewachsene fette Schweine! Hätte sie Margareth auf dem Markte zu Samoins, wohin sie eigens deßwegen gegangen war, wenigstens verkauft, so würde sich doch das Geld vorgefunden haben. Ich sage Ihnen, es ist ein verteufelter Weg im Juny!" Ich hatte mein Reisehandbuch bey mir, und versicherte ihn, daß der Paß von Anterne sehr leicht zu übersteigen seyn müsse, weil er sich bloß 7086 Fuß über die Meeresfläche erhebe, während der ewige Schnee erst bey einer Höhe von 7812 Fuß eintrete. Und da diese Beweisführung bey dem Hirten keinen Eindruck zu machen schien, so nahm ich den Bleystift zur Hand, und vollführte auf dem Deckel meines Reisehandbuches eine siegreiche Subtraction, mittelst welcher ich darthat, daß der Paß um 726 Fuß höher seyn müßte, um in dieser Jahreszeit Schnee und Eis darauf zu finden.

„Ach, darauf ist auch nicht immer zu gehen," sagte er in seiner Bauernsprache. „Ich verstehe mich nicht recht auf Ihre Ziffern; aber sehen Sie, es werden jetzt drey Jahre her seyn, da ist, ebenfalls im Juny, ein Engländer umgekommen. Es war ein junger, kräftiger Kerl. Ich sah seinen Vater voller Thränen und Trauer. Seine Freunde bewirtheten ihn in der Schenke zu Sixt, und gaben ihm die schönsten Bissen zu essen; es half Alles nichts. Er verlangte seinen Sohn. Man fand ihn am andern Tage, aber da war er auch schon mausetodt."

Ich zweifle nicht im Geringsten, daß dieser Mensch die Namen verwechselte, denn das Reisehandbuch war zuverläßlich, und die Subtraction richtig. Übrigens wünschte ich mir ja ein wenig Gefahren, und wenn ich dachte, daß an den Aussagen des Bauernkerls am Ende etwas Wahres sey, und daß die Übertreibung nur aus seiner Furchtsamkeit entspringe, so schien es mir, daß der Anterner Paß gerade diejenige seyn müsse, der unter allen Pässen meinem Verlangen am meisten zusage. Ich beharrte also bey meinem Plane, diesen

Weg einzuschlagen. Ich entbehrte freylich eines Führers, da ich keinen auftreiben konnte, aber mit dem Beystande meines trefflichen Reisehandbuches und mit der Vorsicht, sogleich nach dem Engländer aufzubrechen und seinen Fußstapfen von ferne zu folgen, hoffte ich jedwede Schwierigkeit siegreich zu überwinden.

Als ich in die Schenke zurückkam, fand ich das Souper bereits angerichtet. Für mich war ein kleiner Tisch gedeckt; weiter weg hatte Mylord den seinen, an dem er in Gesellschaft eines jungen Fräuleins, seiner Tochter, speiste, die ich bisher noch nicht gesehen hatte. Sie war ausgezeichnet schön; Jugendfrische strahlte aus ihrem Antlitz, und in ihrem Benehmen lag jene Mischung von Anmuth und Pedanterie, die man bey jungen Engländerinnen aus den höhern Classen so häufig antrifft.

Ich verstehe Englisch, und hätte folglich von ihrer Unterhaltung profitiren können, ohne eigentlich Theil daran zu nehmen; aber ihre Conversation beschränkte sich auf den Austausch einsylbiger Worte, in welchen sie ihr hohes Mißfallen über das Serviren der Leute, über die Qualität der Speisen und über die zweydeutige Reinlichkeit des Geschirres ausdrückten. Ihr Abendmahl war sonderbar, — nein, englisch hätte ich sagen sollen. Die Dame hatte ein gewaltiges Beafsteck angeordnet, und ihre küßlichen Lippen verschmähten es nicht, diesem Matrosengerichte den Durchgang zu verstatten. Darauf trank sie einige Gläser von einem Wein, der wahrscheinlich zu ihren Reisevorräthen gehörte; denn der Wein des ehrlichen Schenkwirthes war offenbar nicht für den Magen einer Dame von Stand berechnet. Unterdessen war Mylord damit beschäftigt, sich einen Thee zu bereiten, der seine ganze Erquickung vor dem Schlafengehen ausmachen sollte. Das ganze Haus war wegen dieses Thees in Allarm und auf den Beinen; zu Allem waren diese Leute bereit, und hätten sie auch ins Feuer springen sollen, damit nur dieser Thee vollkommen ausfiele. Mylord verwandte auf dieß Geschäft alle jene Aufmerksamkeit und jenen wichtigen Ernst, den ein ächter Engländer dabey niemals fehlen läßt; begegnete aber dem ganzen Hause mit Kälte und Launenhaftigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malagrowthering.

Eine Bemerkung von Dr. W. Seyffarth.

Malagrowthering? — Allerdings, Malagrowthering. Dabey versteht sich, daß Malagrowthering ein englisches Wort ist, und wer sich die Mühe geben will **wth** wie ein sanftes **s** auszusprechen, der spricht Malagrowthering englisch aus. Obgleich indessen Malagrowthering ein englisches Wort ist, kann es doch mittelst einer kleinen Veränderung der Endsylben ein sehr gutes deutsches Wort werden, und da Deutschland das hat, was Malagrowthering bedeutet, so meine ich, sollte die Sprache auch ein Wort dafür haben. Weil das zur Zeit nicht der Fall, so schlage ich das Zeitwort: Malagrosern vor. Die Etymologie will ich sofort nachweisen.

Das englische Malagrowthering bezeichnet einen sehr interessanten Zweig einer hochwichtigen Kunst — der Kunst, sinnreich zu peinigen. Sein Wurzelwort ist der Name Sir Mungo Malagrowther, und Sir Mungo Malagrowther kennt in Deutschland jedes Schulkind. Wer sollte nicht wissen, daß Sir Mungo Malagrowther ein alter schottischer Herr ist, der in einer gewissen wahrhaften Historie vorkommt, des englischen Titels:

„The Fortunes of Nigel“ — eine Historie, die vermuthlich von mehr als einer Feder übersetzt worden, und deren Titel ebenso gut Nigel's Schicksale, als Nigel's Kreuz- und Querzüge heißen könnte. Sir Mungo figurirte am Hofe des ersten Jacob von England, wo er mit seinem ungewaschenen Gesichte, seinem Hinken auf einem Fuße, und seinen an der rechten Hand fehlenden drey Fingern eine ganz merkwürdige Figur machte. Er war in der Schule des Leidens aufgewachsen. Das hatte eine Säure in seinem Gemüthe erzeugt, die ihm fürs Leben anhing, und ihn nur an dem Unglück und den Foltern seiner Nebenmenschen Freude finden ließ. Es gehörte zu seinen Bedürfnissen, um dieses Gaudiums willen seine Bekannten aufzusuchen, und gegen handgreifliche Äußerungen des unangenehmen Gefühls, welches er in Andern durch das erregte, was ihm Freude machte, schützte ihn häufig nur seine gebrechliche Persönlichkeit und seine Armuth. Wer erinnert sich nicht der spaßhaften Scene, wo er, Arm in Arm mit Lord Glenvarloch, diesem jungen Mann auf das freundschaftlichste erzählt, wie das allgemeine Gerücht ihn einen Spieler nenne, und zwar einen von der Sorte, die nur spielt, um zu gewinnen, und es so einzurichten versteht, daß sie nicht verlieren kann.

Das war ein kleiner Beweis von Sir Mungo's Kunst, seinen Freunden sinnreich wehe zu thun. Und so viel zur Empfehlung des so bedeutenden Zeitworts: Malagrosern. Ich glaube, es kann ohne grammatikalisches Bedenken unter andern wie „begeistern“ flectirt werden und Einer, der, und Eine, die malagrosert, dürfen ebenfalls ohne Widerspruch der Grammatik Malagroserer und Malagroserinn heißen. Also bleibe es schon „beliebter Kürze halber“ in nachstehenden Zeilen bey diesen ungewagten Bezeichnungen.

Wiewohl Sir Mungo seiner Kunst den Namen gegeben hat, ist er doch eben so wenig Erfinder derselben, wie Amerigo Entdecker Amerika's. Ich getraue mir zu behaupten, daß, sobald die Bevölkerung unserer Erde zahlreich genug war, ein Zweygespräch zu halten, Malagrosern seinen Anfang nahm, und gründe diese Behauptung auf die unläugbare Wahrheit, daß Malagrosern seinen Sitz in der menschlichen Natur hat, woraus ferner folgt, daß es nur der zum Malagrosern nöthigen Personen bedarf, nemlich einer, die malagrosert, und einer, die malagrosert wird, um das Malagrosern ins Daseyn zu rufen. Werfe mir Niemand ein, die zwey ersten Menschen seyen ein Ehepaar gewesen. Es gibt wenig Lebensverhältnisse, in welchen bequemer und artiger malagrosert werden kann, als gerade in der Ehe. Hat daher auch das, was wir unter Malagrosern verstehen, erst in der neuern Zeit diesen Namen erhalten, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die Sache, ich meine die Kunst zu malagrosern, seit Erschaffung der Menschen praktisch bestanden.

Nach dieser historischen Einleitung wollen wir — die Leser und ich — kürzlich untersuchen, auf welche verschiedene Weise die fragliche Kunst geübt werden kann — nicht zu sagen, von ihren größten Meistern und Meisterinnen geübt worden ist und geübt wird.

Daß der Geschmack der Menschen in allen und jeden Dingen von einander abweicht, oft bis zum grellsten Gegensatze contrastirt, ist zu bekannt, als daß ich es beweisen müßte. Gleichwohl hat die Kunst, zu malagrosern, das Eigenthümliche, daß die meisten und achtbarsten Menschen, die sie treiben, sich vorzugsweise der Methode befleißigen, die auch im Ganzen die aufrichtigste ist, nemlich der, unmittelbar den wunden Fleck zu treffen. Ich sollte glauben, diese Phrase mache sich durch sich selbst verständlich. Keinenfalls soll sie etwas Anderes bedeuten, als die gesprächsweise und artige Anspielung auf Dinge, die unsern Freunden jetzt oder vor Zeiten widerfahren sind, und in ihrer Gegenwart nicht erwähnt werden können, ohne sie tief zu kränken. Gesetzt, Einer unserer Freunde hat einen sogenannten dummen Streich begangen, eine rasche unüberlegte Handlung, die ihm sein Leben vergällt, und für die er hundertfach Ersatz geleistet, oder daß er sich — mag seyn durch seine Schuld — irgend einmal zum Gegenstande des öffentlichen Gelächters gemacht, oder daß er in seinen Ansprüchen gedemüthigt, in seiner Eitelkeit verletzt, in seiner bürgerlichen Stellung beeinträchtigt worden ist, oder daß er in seinen Vermögenshoffnungen sich getäuscht gesehen, oder ein Unglück ihm sein Besitzthum genom-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men, — ihm da den wunden Fleck zu treffen, brauchen wir nur auf eins von alle dem das Gespräch zu lenken, dem Gespräche dann seinen Lauf zu lassen, und den Freund zu beobachten, wie er ruhig zuhört und ruhig mitspricht, während seine Adern ihre Pulse sprengen, oder Reue und Scham ihm das Herz abdrücken möchten.

Diese Methode bietet dem Malagroserer einen wichtigen Vortheil, so wichtig, daß solcher vielleicht der heimliche Grund, warum jene so allgemein beliebt ist. Sie kann mit einem Anschein von Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, von Gutmüthigkeit geübt werden, die dem Malagroserer alle mögliche Ehre macht. Er nimmt den fraglichen Gegenstand zufällig auf, oder ergreift ihn in einem Ausbruche heiterer Laune, und führt ihn unter Lachen und Scherzen durch. Das sieht ganz unbefangen, ganz absichtslos aus, und verschafft den Ruf der Aufrichtigkeit, unter dessen Schutze der Malagroserer nach und nach das Privilegium erlangen kann, jedem Menschen zu jeder Zeit jede erdenkliche Unannehmlichkeit zu sagen. Diese Methode war auch Sir Mungo's Favorite — ein Umstand, der allein hinreichen muß, sie denen zu empfehlen, die seiner Fahne folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Croquis aus Griechenland.

Athen, im September 1842.

I. Fiaker.

Es nähert sich der Abend, Jedermann sehnt sich nach seiner Kühle, und wem es nur einigermaßen möglich ist, der sieht sich nach einem Fiaker um, welcher ihn nach den klaren Wellen des Phalereus führe, damit er sich in ihnen ergötze, erfrische. Etwa 200 Schritte unterhalb, wo die Hermesstraße von der Äolusstraße durchschnitten wird, stößt an die erstere ein ziemlich freyer Platz, es ist der Tummelplatz der Fiaker, trotz aller bereits ergangenen Befehle: die Fiaker sollten sich an andern Plätzen aufstellen, und sich vertheilen, oder doch: die Fiaker sollten strenge Ordnung halten, und am Ende des Platzes sich in zwey Reihen aufstellen. Allein alle diese Befehle waren und sind fruchtlos, es herrscht auf diesem Platze ewige Unordnung, unerträglicher Staub im Sommer, lästiger Schmutz im Winter, und fortgesetzter Zank und Kampf; zwanzigmal des Tages wiederholen sich diese Kampfscenen. Die aufgestellten Wächter treiben unter Geschrey und Zank die in Unordnung auf dem Platz herumfahrenden und gegen die Straße sich drängenden Wagen in den Hintergrund und ordnen sie mit Mühe in zwey Reihen. Kaum ist diese Ordnung hergestellt, so erscheint Einer oder gar Einige auf dem Platze, welche sich nach einem Fiaker umsehen; so wie dieses die Karozieres*) merken, so geht ein Wagenrennen los, da hilft kein Widerstand, fast alle treiben zugleich ihre Pferde an, und direct auf diejenigen los, denen sie Absichten auf ihre Wagen abgemerkt haben. Mit Geschrey fahren sie an: „Geht Ihr in den Piräus, in die Gärten, in die Bäder, nach Kaphissia ꝛc. da seht einen unsterblichen Wagen, unsterbliche (ἀθάνατα) Pferde!“ so rufen Alle zugleich. Wer hier nun von Pferden und Wagen umdrängt, von dem Geschrey betäubt, ruhig sich einen Wagen aussuchen und aushandeln will, der muß schon längere Zeit hier gelebt und öfter den Versuch gemacht haben einen solchen Sturm ruhig auszuhalten. Unkundige besteigen, um diesem Wirrwar zu entkommen, den nächsten besten Wagen, und zahlen das Dreyfache und auch noch mehr. Hält man aber diesen Sturm ruhig aus, handelt

*) Καροτζιέρες, aus dem Italienischen Carossa, werden hier die Kutscher genannt.

unbekümmert um das Geschrey, Lärmen und Drängen seinen Wagen aus, und besteigt ihn nach sorgfältig gestellten Bedingungen, dann geht der Spott der übrigen Fiaker an, da zählen sie alle die löblichen Eigenschaften des erstandenen Gefährten auf. „Herr! wollt Ihr denn so früh von der Welt Abschied nehmen, der Wagen bringt Euch nicht am Pnir vorbey, so gehen alle Räder aus den Fugen; wollt Ihr denn in einen Pestkarren steigen, der fährt immer Todkranke — aber," ruft ein Anderer, „habt doch Mitleid mit diesen Katzen, es ist unmenschlich diese Knochenthiere in Bewegung zu setzen! — hört, wie die Räder pfeifen und die Knochen knarren, das gibt gute Musik." So stürmt Spott auf den armen Fiaker ein, den er gewöhnlich mit Lachen oder derben Worten erwiedert, zuweilen trifft auch Spott die Passagiere, und der Wagen fährt unter Zischen und Lachen ab. Der Fiakerplatz ist nun wieder in Unordnung, es beginnt wieder der alte Kampf, bis die Ordnung hergestellt ist, um gleich wieder in noch größere Unordnung zu gerathen.

Notizenblatt.

Eine interessante Äußerung des Ingenieurs Brunel. In dem so ausgezeichneten Collegium zur Erziehung von Civilingenieuren (**College for Civil Engineers**) zu Putney bey London fand vor einiger Zeit die dießjährige Preisevertheilung an die Zöglinge Statt. Bey dem vom Präsidenten, Herzog von Buccleugh, veranstalteten Dejeuner, welches nach dieser Ceremonie Statt fand, und wobey unter andern die Gesundheit des berühmten Brunel unter stürmischem Jubelruf ausgebracht wurde, erhob sich dieser und entwarf in seiner Danksagungsrede eine gedrängte Skizze der Fortschritte, welche Alt-England im Laufe der bald verflossenen Hälfte dieses Jahrhunderts mittelst des Civilgenieswesens zuwegegebracht. Er gedachte dabey unter andern auch der so mannigfaltigen Omnibusarten als eines bereits zu einer ungemeinen Entwickelung gelangten Mittels des örtlichen Verkehrs, welches selbst zu London nicht lange her datire. Im Verfolge seiner werthvollen Bemerkungen kam er auch auf das Eisen zu sprechen, des, wie er sich ausdrückte, „gewaltigsten Hebels des Nationalreichthums." „Dieses Erz," äußerte er, „welches an und für sich von so geringem Werthe, hat mehr Gold zuwegegebracht, als irgend ein anderes sogenanntes edleres Erz. Silber und Gold," fuhr er fort, auf das prachtvolle Tafelgeschirr deutend, „sind auf jeder Tafel im Überfluß anzutreffen, in dem Zustande aber, worin wir sie sehen, verharren sie für und für und sind, um mich national-ökonomisch auszudrücken, ganz „unproductiv," das Eisen dagegen ist unausgesetzt in einem Zustande progressiver Veredlung begriffen, und schreitet, den Stamm des Nationalvermögens stets vermehrend, rastlos vor- und aufwärts! F. M.

Eine interessante statistische Berechnung. Eine Dubliver Zeitung („**The Dublin Mail**") enthielt vor Kurzem einen Bericht über den großen Ballinasloer Octobermarkt, welcher unter den dermaligen Verhältnissen, obschon eine irländische Messe, als ein Mittelpunct der Beobachtung über die Gebahrung des Landbauinteresses im ganzen Reiche gelten könnte. In diesem Bericht kommt folgende interessante Berechnung vor: Die Bevölkerung von England allein, mit Ausschluß von Irland, Schottland und Wales, nimmt heutzutage alljährlich um eine, Viertel-Million zu. Die Ernährung dieses zahlreichen Zuwachses erheischt, wenn man die zu Manchester übliche Nahrungsweise des gemeinen Mannes zum Maßstabe nimmt, einen jährlichen Zuwachs des Viehstandes um 27,000 Stück Hornvieh, 70,000

Schafe, 65,000 Lämmer und 8000 Kälber, zu deren Aufzucht ein Areal von 81,000 Morgen Weidelandes kaum hinreichen würde. Außerdem erheischt die Erzeugung der Cerealien aller Art, welches für diesen alljährlichen Bevölkerungsüberschuß von einer Viertel-Million erforderlich ist, mindestens ein Areal von 28,000 Morgen Getreidelandes. Daß der auswärtige Markt landwirthschaftlicher Erzeugnisse in Anspruch genommen werden müsse, liegt somit am Tage. Sehen wir nun, was uns derselbe gesendet hat, um auch nur den im verflossenen Jahre Statt gefundenen Bevölkerungszuwachs von England allein erhalten zu können. Eine neunwöchentliche Ernährung desselben nach obiger Berechnung erfordert 29,500 Stück Vieh; zur Bestreitung dieses Bedarfes hat der Continent während dieses Zeitraumes alles in allem etwas über 1300 Stücke gesendet. Die brittische Viehzucht hat demnach, wie man sieht, von dem neuen Tariff nicht viel zu befahren. 3.

Die neue englische Einkommensteuer. Eine Großverkaufsfirma zu Gainsborough in England, welche immense Geschäfte macht, ist auf folgendes Mittel verfallen, ihr Einkommen so gering als nur möglich anzugeben, ohne daß man ihr füglich beykommen kann. Sie hat nemlich erklärt: wofern ihre Angabe für unzulässig gehalten werden sollte, wäre sie entschlossen, ihre Handelsbücher dem Premierminister selber vorzulegen, als demjenigen, von welchem die Maßregel ausgegangen. Nun ist aber (laut dem „**Stamford Mercury**," dem wir diese Mittheilung entnehmen) zum Transport der vielen und enormen Handelsbücher dieser die vielfältigsten und ausgebreitetsten Geschäfte in tausenderley Artikeln treibenden Firma, erwiesenermaßen ein eigenes Fahrzeug von ziemlicher Größe erforderlich, und eben so ausgemacht ist es, daß die dreyjährige Frist der Einkommensteuer ablaufen würde, bevor eine gehörige Controlle sothaner Bücher bewerkstelligt werden könnte. 1.

Wiederkehr von Ausgewanderten. Zu dem vielen Ungemach, womit England dermalen, vorzüglich in Folge der reißend zunehmenden Bevölkerung, zu kämpfen hat, beginnt sich nun ein neues zu gesellen, die Wiederkehr der armen Ausgewanderten zumal aus den vereinigten Staaten. So hat kürzlich ein einziges Segelschiff 150 halbverhungerte irländische Auswanderer nach der Insel Wight zurückgebracht, welche im heurigen Frühjahr nach New-York abgegangen waren, dort aber nicht mehr zugelassen wurden, oder wegen Überhäufung mit derley Zufuhr keinen Abgang gefunden haben. Hundert auf gleiche Weise zur Wiederheimkehr gezwungene Ausgewanderte werden erwartet. Was aus ihnen werden soll, weiß keine Seele! 1.

Die Gazelle. Wie durchaus unzulässig es ist, Hunde in Menagerien und überhaupt an öffentlichen Orten mitzuführen, zeigt unter andern ein Vorfall, der sich ganz kürzlich im Jardin des Plantes zu Paris ereignete. Ein Individium, welches ein Hündchen an einem Bande führte, stand eben vor den Gehegen, worin sich die Antilopen und Gazellen befinden, und ließ aus Versehen das Band fahren. Der Hund schlüpfte augenblicklich durch das Gitter, fuhr gegen eine der allerseltensten Gazellenarten und bellte sie an. Die Gazelle oder Antilope versucht, von Schrecken getrieben, zweymal über das Gitter zu setzen, stürzte aber jedesmal rücklings nieder. Beym dritten Versuch erlitt sie einen so heftigen Fall, daß sie augenblicklich verendete. 1.

Concertanzeige. Heute den 1. November findet das erste Concert des Violinisten Theodor Haumann im Saale des Musikvereins Statt.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

219

Donnerstag, den 3. November 1842.

Ein Abenteuer in den Schweizer Päſſen.

(Fortſetzung.)

Gegen das Ende der Abendmahlzeit trat der Führer herein. „Heda! Holla! Hören Sie einmal, Herr!“ rief er, „wir müſſen uns morgen bey Zeiten auf den Weg machen! Ich bin ein wenig oben geweſen, und habe mich nach dem Wetter umgeſehen; morgen gegen Mittag bekommen wir Sturm, und das iſt in den Gebirgen gar ein ſchlimmes Ding, wegen der vielen Löcher und Schneewehen. Da würde der Sonnenſchirm dieſer Demoiſelle nicht viel helfen!“

Dieſe ungezwungene Art, ſich auszudrücken, machte auf Mylord einen unangenehmen Eindruck. Bevor er eine Antwort gab, begann er mit ſeiner Tochter Engliſch zu ſprechen. „Dieſer Führer,“ ſagte er zu ihr, „hat ein ſehr reſpectloſes Betragen.“ — „Er ſcheint ein einfältiger Kerl zu ſeyn. Sagen Sie ihm, daß ich die Parthie nicht machen will, wenn eine einzige Wolke am Himmel iſt.“ Mylord wandte ſich an den Führer, und ſagte mit jener zierlichen Ausſprache des Franzöſiſchen, die man bey Engländern und Deutſchen öfters vernimmt: „Je ne voulé partir, que quand la ciel n'avé pas iune niuage.“ — „Ah, Bah! Wir Leute hier verſtehen uns beſſer auf das Wetter und die Gegenden, als Sie! Ganz früh wird es Wolken geben, aber das macht nichts, und eben deßhalb müſſen wir ganz früh aufbrechen!“

Mylord zu ſeiner Tochter: „Das iſt ein Hallunke!“ Zum Führer: „Ich ſage Ihnen, daß ich keinen Schritt mache, wenn eine einzige Wolke am Himmel zu ſehen iſt.“ — „Das können Sie meinetwegen halten, wie Sie wollen; ich ſage Ihnen nur, daß um neun Uhr der Himmel rein ſeyn wird. Nun werden Sie gerade deßwegen um neun Uhr aufbrechen wollen; aber um Mittag wird es einen Sturm geben, und dann werden wir gerade mitten im Schnee ſeyn; wogegen wir, wenn wir frühzeitig von hier wegkommen, Mittags ſchon in Sixt ſind, und dann mag das Unwetter losbrechen, wie es will!“ Mylord zu ſeiner Tochter: „Das iſt ein Spitzbube, merkſt du nichts, Clara? Er weiß recht wohl, daß es morgen ſchlechtes Wetter geben wird, und er will uns daher bereden, den Marſch frühzeitig zu beginnen, weil er ſpäter, wenn der Regen beginnt, kein Geld verdienen würde.“ — „Ich glaube auch.“ — „Dieſe Leute ſind ganz ſyſtematiſche Diebe!“ — „Gewiß! Thun Sie ihm Ihren Wil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

len kund, er ist ertappt." Mylord zum Führer: „Mon ami je distingué parfaitement bien voter stratadgem! Ich will die Parthie nur machen, wenn am Himmel nicht mehr Wolken sind, als auf diesem „Plate" (zu Clara) How do you say plate, Clara?" Clara: „Teller." Mylord fortfahrend: „Als auf diesem Teller. Verstehen Sie mich?" — „Ich verstehe, ich verstehe, aber das ist ungereimtes Zeug. Da ist einmal der Pierre, lassen Sie ihn herbringen, mit seinen beyden Schweinen, die ihn das gekostet hat!" Mylord: „Ich verbiete Ihnen, Schweine herzubringen." — „Es ist nur, um dem Herrn beweisen zu können —" Mylord: „Je defendé vous!" — „Meinethalben!" — Mylord: „Je defendé diabel!"

Der Führer entfernte sich, und ich konnte auf diese Art am Abende vorher die Stunde meines Aufbruches noch nicht erfahren, was ganz gegen meine Gewohnheit war. Ich hegte die Ansicht, daß die Prophezeyungen des Führers leicht in Erfüllung gehen könnten; da ich aber im Consilium keine Stimme hatte, so sah ich mich gezwungen, mein Geschick an das des eigensinnigen Mylord zu knüpfen, und mit diesem Entschlusse ging ich zu Bette.

Die Führer sind eben so sehr auf ihre Meinungen erpicht, wie die Engländer. Ungeachtet des Befehls, den er erhalten hatte, kam der Unsrige am grauen Morgen des folgenden Tages, und machte Lärm, um Mylord zu wecken und zum Aufbruch zu bewegen. Mylord gerieth darüber in einen furchtbaren Zorn, sprang aus dem Bette, steckte den Kopf aus dem Fenster, und da er den Himmel gänzlich mit Wolken bedeckt sah, konnte er seine Wuth nicht fürder bezähmen. „Vos été iune fourbe, Mosieu! iune fourbe!" schrie er vom ersten Stockwerke herab. „Je connaissé votre stratadgem. Je declaré encore iune fois, que je ne parté pas, s'il y avé iune sieule niuage iunique dans tout le circumférence de la firmamente! Allé vos-en au diabell! Tute suite!"

Der Führer ging brummend seiner Wege, ohne den Grund dieses stürmischen Empfanges recht zu begreifen. Es dauerte übrigens nicht lange, so traf seine Wetterprophezeyung ein. Um acht Uhr trat die Sonne aus den dichten Wolken, welche bis dahin über dem Thale geschwebt hatten, hervor, und bald, nachdem die Dünste völlig zerstreut waren, sah man sie an einem vollkommen reinen Himmel strahlen. Jetzt erst beschlossen Mylord und seine Tochter die Weiterreise, und bestiegen ihre Maulesel, welche, gesattelt und gezäumt, schon länger als drey Stunden in Gesellschaft des Führers vor dem Wirthshause warteten. Ein dritter, schon sehr bejahrter Maulesel trug ihre Habseligkeiten nach Sixt, auf einem kürzeren und gefahrloseren Wege. Als die Gesellschaft ungefähr eine Viertelstunde fort war, schnallte ich mein kleines Ränzel auf den Rücken, und folgte ihnen zu Fuße nach.

Das Gebirge, welches wir hinanstiegen, ist malerisch und reizend. Bis zur halben Höhe geht man über herrlich bewaldete Bergrücken; zuerst trifft man Nußbäume, dann Buchen mit Tannen gemischt, hernach Birken, deren zitterndes Laub an schlanken, silberweißen Stämmen hängt, und endlich erreicht man die Fizfelsen. Dieß sind Steinblöcke, die sich hoch und unabsehbar in die Wolken thürmen, die immer gewaltiger, immer drohender werden, je mehr man in ihre Nähe kommt, und die eine ungeheure Kette bilden, welche in der Richtung nach Sallanches zuläuft, wo sie mit einer Spitze endet, welche den sonderbaren Namen der „Riesennadel" führt. Diese Felsen sind verwittert und von den Gießbächen untergraben; durch öfteres Einstürzen (noch im ver-

floss enen Jahrhunderte rollte ein Stück herunter) haben sie die erwähnten Bergrücken gebildet, welche jetzt mit Bäumen, Sträuchen und lachenden Weideplätzen besetzt sind; unter ihnen müssen aber Leichname von Menschen, ganze Landschaften und Orte verschüttet liegen. Von Zeit zu Zeit sind Gemsenjäger und andere Waghälse auf die Fizfelsen geklettert, sie sagen, daß auf diesem unwirthbaren Gipfel ein schwarzer See sich befindet, von dem man in der Umgegend wunderbare Geschichten erzählt.

Das letzte Dorf, an dem wir vorbeykamen, als wir von Servoz hinaufstiegen, war das sogenannte Bergdorf (village du mont.) Es fiel mir auf, daß eine ungewöhnliche Öde in diesem Weiler herrsche, obschon ich daran gewohnt bin, in solchen kleinen Dörfern nichts weiter zu sehen, als Kinder, Gänse und Hunde. Hier aber erblickte ich Keines von allen Dreyen. Ich machte bey einen Brunnen Halt, aber es kam Niemand zum Vorschein, den ich nach der Ursache einer so völligen Einsamkeit hätte fragen können. Am nächsten Tage jedoch wurde meine Neugierde auf eine traurige Weise befriedigt; denn als wir in Bonneville anlangten, zeigte mir unser Kutscher das Gefängniß, welches sämtliche Einwohner dieses Dorfes in sich schloß.

Die Geschichte ist gar traurig. Das Dörfchen hatte, wie die andern im Thale, seinen Theil von Glück und von Tugend; wie in den andern, so hatten Regsamkeit und unverdorbene Sitten auch hier die Herrschaft der Ordnung und einen mäßigen Wohlstand gegründet; ein Geschlecht folgte da dem andern in Dunkelheit, aber in schöner Eintracht. Als jedoch nach Beendigung der Kriege Napoleons die Schweizersoldaten an ihren Herd zurückkehrten, brachten Einige die Gewohnheit des Müßigganges und der Trunkenheit dorthin mit; sie lehrten, wie man anderwärts, statt in die Kirche, zum Spiel gehe, wie man über die heiligsten Dinge spotte; sie erzählten, daß die Savoyarden in Paris sehr geachtet seyen, und daß sie daselbst in wenigen Jahren durch keineswegs grobe Arbeit bedeutende Summen Geldes sammelten. Dadurch ließen Mehrere sich bewegen, ihre Heimat zu verlassen, und als sie nach einigen Jahren zurückkehrten, brachten sie zwar wirklich Geld mit, zugleich aber auch unbekannte Laster, abscheuliche Gewohnheiten, und Geschmack an einem lockern Leben, das ihnen zum Bedürfnisse geworden war. Früher schon hatten Verachtung der alten Grundsätze, Widerwille gegen die ländlichen Sitten und religiösen Gebräuche, das Erdreich aufgewühlt; die Verderbniß keimte darin, schlug Wurzel, breitete sich aus, und drang bis ins Herz aller Familien; Unmäßigkeit, Krankheit, Elend nagten wie Geschwüre an den einst so gesunden und lebensfrohen Menschen, und nach Verlauf einiger Jahre schmiedete diese kleine Gesellschaft, welcher der Ordnung und Arbeit entwöhnt war, und nur durch das Band des Lasters und der Noth zusammengehalten ward, ein schändliches Complott gegen das Eigenthum der benachbarten Gemeinden. Sie bemächtigten sich des Viehes, machten Ansprüche an fremdes Gut, stritten mit ihren Nachbarn um den Besitz der Ländereyen, und gewannen zuletzt vor Gericht ihre Sache vermittelst des falschen Zeugnisses, zu dem sich Alle gegen Einen und Einer gegen Alle durch einen schweren Eid verpflichtet hatten. Endlich aber ereilte sie die Nemesis; Väter und Mütter wurden in den Kerker geworfen, und ihre Kinder irrten obdachlos umher; verwaist und schmachtend aßen sie vor den Bauernhütten oder auf dem Pflaster der Städte das bittre Brot des Almosens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malagrowthering.

(Fortsetzung.)

Minder ehrliche und offenherzige Naturen wählen gern eine andere Methode, deren Wesen darin besteht, unsere Freunde mit den herabwürdigenden Meinungen bekannt zu machen, welche andere Menschen, — gleich viel ob wirkliche oder supponirte — von ihnen hegen. Diesem Verfahren gehen allerdings einige Vortheile des früher gedachten ab; doch ist es ebenfalls sicher, amusant und gleich wirksam. Wahr ist freylich, daß es einigen Verstellungsaufwand, und gelegentlich eine entschiedene Lügenfertigkeit erfordert, ja daß Leute existiren, die geradezu behaupten, es sey schlecht, Dinge, die Andere gesagt, weiter zu erzählen, und schlechter als schlecht, Nachreden zu erfinden, und Leuten, die weder schlafend noch wachend daran gedacht, in den Mund zu legen. Jeder wird aber zugeben, daß der Malagroserer alles dieß lediglich mit seinem Gewissen abzumachen hat, und wird er mit dem fertig, so sehe ich nicht ein, wer sonst ein Recht hat, sich darein zu mischen. Außerdem ist er ein erbärmlicher Malagroserer, der nicht an der bekannten Maxime festhält: der Zweck heiligt das Mittel, und da im Allgemeinen jeder Malagroserer die löbliche Absicht hegt, den Stolz zu demüthigen, oder die nicht weniger lobenswerthe, die Eitelkeit zu bestrafen, oder die noch reelleren Nutzen bringende Vernunft einzutrichtern, so möchte ich glauben, daß die Malagroserer, statt Tadel, den Dank des Vaterlandes, wenn nicht der gesammten Menschheit verdienen. Erinnere ich mich doch selbst, wie dankbar ich einer Malagroserinn verpflichtet bin, die in den Tagen meiner Jugend und meiner ersten Liebe mir im Vertrauen eröffnete, daß die Mutter des Mädchens, für welches meine erste Liebe glühte, ihr gesagt, Emma würde mich armen Schlucker keines Blickes würdigen, wenn sie nicht einen reichen alten Herrn auf mich eifersüchtig machen wollte. Das Wort spaltete mir das Herz, trieb mich Tage lang in stiller Melancholie durch Flur und Wald, und hätte mich beynahe vermocht, der Malagroserinn meine Hand anzubieten. Ich sammelte mich indessen, eh es zu spät war, und wie weh mir auch die Malagroserinn gethan, gerade ihre Mittheilung hat meinem Leben Licht und Glanz gegeben. Dieselbe gute Dame hatte eine Freundinn, die sich gern putzte. Damals wurden die Paradiesvögel als weiblicher Kopfschmuck Mode, und standen hoch im Preise. Am Morgen nach einem Balle, auf welchem die Freundinn so geschmückt erschienen war, entdeckte ihr die Malagroserinn, Baron M*** habe sich gewundert, daß sie neben dem Paradiesvogel auf dem Kopfe nicht eine Sonnenblume auf der Brust getragen habe. Die Freundinn legte den Paradiesvogel ab, und sonderbar genug war das Ursache, daß sie bald nachher Baronesse M*** wurde. Ich weiß, wie leid es der guten Dame that, in der Baronesse ihre Freundinn zu verlieren. Aber trotz dieser und mancher andern herben Erfahrung blieb sie dem sich gewählten Berufe der nützlichen Warnerinn getreu. Wem sie ihren Spiegel vorhielt, der erschrak und besserte sich, und dieses Beyspiel allein berechtigt mich zu der Überzeugung, daß es um vieles besser mit der Menschheit stehen würde, wenn es mehr Menschen gleich jener Dame gäbe, mit demselben starken Sinne, mit demselben moralischen Muthe, undmit derselben Geneigtheit, Sinn und Muth an derselben guten Sache zu bewähren.

Malagroserinnen besonders ziehen häufig eine dritte Methode vor, die mittelbar dadurch zum Ziele führt, daß man sich dritter Personen bedient. Das Augenmerk ist dann auf den Umgang, auf die Freunde der Freunde gerichtet. Gleichviel, ob jene Freunde treue Jugendgespielinnen, Schulgesellen und Universitätsgenossen, oder neue Bekannte von gestern und vorgestern, — man läßt sich keine Mühe verdrießen, Alles in Erfahrung zu bringen, was ihnen möglicherweise zum Nachtheile gereicht, und ergreift dann, oder schafft sich eine Gelegenheit, mit seinen Freunden davon zu sprechen. Schon daß das schöne Geschlecht als die scharfsichtigere Menschenhälfte diesen Weg vorzugsweise einschlägt, verbürgt von vornherein, daß er seine Vorzüge hat. Dahin gehört namentlich im Vergleich mit den zwey gedachten Wegen die größere persönliche Sicherheit. Ein Angriff auf Andere jagt Niemand so leicht in Harnisch, wie einer gegen

sich selbst. Die Wirkung hingegen wird durch das Mittelbar wenig oder gar nicht geschwächt. Es kann Jemand hinreichende Selbstbeherrschung besitzen, um ganz gelassen einem Gespräche zuzuhören, das die Tendenz hat, einen oder den andern seiner Freunde schlecht zu machen, es kann geschehen, daß er sogar beystimmt. Nach und nach begreift er jedoch, daß solcher Umgang einigermaßen ungünstig auf ihn reflectirt. Ist er ein Mann von feinem Ehrgefühle, so ärgert es ihn, daß Dr. Emmerich, den er bey sich gesehen, und mit welchem seine Töchter getanzt haben, von Vielen für einen Spieler gehalten wird. Nährt er hochmüthige Gesinnungen, so verwünscht er den Harmonieball, auf welchem er in der Unbefangenheit seines Gemüths sich bey Tisch neben einen Menschen gesetzt hat, dessen Urgroßvater die Schafe gehütet, und anstatt was Großes geworden zu seyn, als Schäfer gestorben ist. Einen Kaufmann wurmt es jämmerlich, wenn er mit Nachdruck erinnert wird, daß Hr. L***, der einen so verdächtigen Bankerott gemacht, und dafür mit dem gelben Hute und dem Halseisen geziert werden dürfte, jahrelang in der Resource sein L'Hombregefährte und Dutzbruder gewesen ist. Kurz, auf die eine oder die andere Weise kann es dem Malagroserer und der Malagroserinn bey einigem Tacte durchaus nicht fehlen, ihre Freunde auf das Sinnreichste zu quälen. Das ihnen daraus entspringende Vergnügen steigt in dem Maße, in welchem der arme Freund oder die arme Freundinn sich anstrengt, den schlecht gemachten Freund, die verdächtige Freundinn zu verläugnen, vielleicht heilig versichernd, daß die Freundschaft eine sehr leicht geknüpfte, man sich eigentlich nur ein- oder zweymal, und das rein zufällig in großer Gesellschaft oder an öffentlichen Orten gesehen habe. Weiß dann der Malagroserer, daß dem nicht so, daß vielmehr ein sehr vertrauter Umgang Statt gefunden, so muß die Betheuerung des Gegentheils mit einem Gesichte, dem die Wahrheit alle Muskeln zwickt, dem Malagroserer eine Seelenlust gewähren, die nur ein Malagroserer in ihrer ganzen Unendlichkeit zu empfinden vermag.

(Der Schluß folgt.)

Croquis aus Griechenland.

Athen, im September 1842.

II. Kapitanos.

Selten sieht man jetzt einen Kapitano nach dem Schnitt der Kriegeszeit gemodelt; die meisten sind jetzt modernisirt, tragen zwar ihr Nationalcostume, aber statt des sonst so beliebten krummen Sarazeners sieht man jetzt Viele mit einem Dragoner- oder Lanzierfäbel versehen, an einer modernen Kuppel hängend. Kommen auch hie und da aus dem Innern des Landes Kapitanos in ihrem alten Costume nach der Hauptstadt, so fehlt ihnen doch bey ihrem Auftreten das Wesentlichste, ihre Suite; und wenn ein solcher Kapitano allein ohne alle Begleitung mit seinen theatralischen Schritten und affectirt gravitätischem Gange in den Straßen der Hauptstadt herumzieht, so macht es sich eben so lächerlich, als wenn ein moderner Bühnenheld seine Costumrolle im gewöhnlichen Leben fortspielen wollte; es gehört zu jenem wie zu diesem die gehörige Umgebung. Nur Theodorakys Grivas, dieser neuere Alcibiades*), führt uns zuweilen das alte Lustspiel vor Augen, wenn seine Freunde von den Bergen Rumeliens herabsteigen und zum Besuch nach Athen kommen; dann macht er mit ihnen einen Spaziergang nach der alten Sitte in den Straßen unserer Hauptstadt.

Da schreitet der einst gefürchtete Theodorakys in prachtvollem Costume, wie eine Wespe den Leib zusammen geschnürt, in herrlichem Waffenschmuck, mit dem

*) Wie uns nemlich Cornelius Nepos die Kehrseite desselben schildert.

größt möglichsten Ernste in theatralischer Haltung voraus; er drückt die Schultern zurück, daß die breite Brust sich heraus wölbt, und wirft die Arme nach rückwärts, als genirten sie ihn in ihrer natürlichen Lage. Stolz hebt sich das Haupt, verächtlich blickt er auf Alle, kaum erwiedert er einen Gruß. Neben ihm und hinter ihm seine Freunde in glänzenden, goldgestickten Kleidern, die mit gleich großer Würde über das Welttheater schreiten; ihnen folgt ein Schwarm Lapides*) mit zerrissenem, schmutzigen Fustanelle, was sie nur gegen ein neues vertauschen, wenn es ihnen vom Leibe fällt, mit fettem, abgegriffenem Fest, dessen Farbe mehr schwarz als roth; eine Scharka**) kühn über die Schultern geworfen, geben sie sich alle Mühe, die Falten ihres Fustanells mit Anstand in Schwung zu erhalten, und würdevoll die lange Tzimbuki dem Kapitano nachzutragen. Außer ihren Waffen ist alles Schmutz an ihnen. Mit Stolz und Verachtung schauen sie auf das modernisirte Treiben der Hauptstadt, und lüsterne Blicke werfen sie nach den frey sich hier bewegenden Frauen und Mädchen; den Franken, welchen sie begegnen, brummen sie mit einigen Verwünschungen an, und äußern laut den Wunsch, es möchten jene guten Zeiten wieder kommen, wo sie sich bey den Städtern einquartiren dürfen. — Doch damit ist es vorbey, Gott wird uns vor solchen wilden Gästen behüten.

*) Die gemeinen Palikaren, Begleiter der Kapitanos.
**) Scharka, die weißwollene Kapota der Rumelioten.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 31. October zum dritten Male: „Ein Stündchen in Pyrmont.“ Lustspiel in einem Acte, nach Scribe von Dr. Töpfer.

Damen, die ins Badreisen, Ärzte cum Appertinentiis an Persifflage u. dgl., dann ein etwas unwahrscheinlicher Dummbart, sind die Figuren dieser Kleinigkeit, welche blutwenig Verdienst der Erfindung hat und wofür der Dialog auch nur geringen Ersatz bietet, obwohl dieser die bessere Seite der Piece ist. Die HH. Findeisen, Fröhlich, Hesse, Mdes. Leynsitt und Schmidt spielten eben genügend, um die Bagatelle durchschlüpfen zu machen. Weiß Hr. Töpfer keine bedeutenderen Arbeiten, als solches, kaum Mittelgut zu übersetzen? — Hiezu gab man Schadetzky's Pantomime „die goldene Maultrommel.“ S.

Notizenblatt.

Das k. k. Hoftheater n. d. Kärntnerthore führte uns kürzlich in Dlle. Sophie Hagedorn einen Gast vor, der sowohl rücksichtlich der Stimme und des schulgerechten Gebrauches derselben, als der artistischen Eigenschaften, Auffassung, Ausdruck, Geschmack, alle Beachtung der Kritik verdient, und zwar diesmal fast im Widerspruch mit dem Urtheil der Mehrheit des Publicums, das mißgeleitet durch eine unharmonische Mundbildung, die der Aussprache und der Angabe der Töne hinderlich, das Gute mitsamt dem Schlimmen fallen ließ. Ein gerechtes Urtheil darf indessen nie aufhören, vom bloß Accessorischen abzusehen, und dem an sich Würdigen die Würdigung zuzuwenden. Und so muß denn unsere beste Überzeugung dahin ausgesprochen werden, daß bey allen Hemmungen, die durch Aussprache,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ungleichheit mancher Töne, Entbehren einer vollkommen harmonischen Abrundung, die „Norma“ dieser Künstlerinn überwiegend Gutes, ja mitunter Treffliches, z. B. die erste Arie, aufzuweisen gehabt habe, und daß Gesangsgefühl, imponirendes, dabey gut modulirtes Organ, technische Fertigkeit, nicht weniger als die südliche Lebhaftigkeit der ganzen Gestaltung, geeignet waren, alle Ansprüche auf eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu begründen. K.

Der Pianist F. Schröder aus Frankfurt. Die endlose Reihe der für den kommenden Winter bevorstehenden Concerte ist durch Hrn. Schröder eröffnet worden, der unserm Publicum bereits vom vorigen Winter her bekannt ist. Der noch sehr junge Virtuose muß seine Zeit in der That gut angewendet haben, denn er hat bedeutende Fortschritte gemacht, und überraschte durch die ungemeine Fertigkeit, Deutlichkeit und Präcision seines Spieles. Die schwierigsten Compositionen von Thalberg und Liszt gelangen ihm, was das Technische der Ausführung betrifft, vollkommen. Der Geist und der Ausdruck, also die bessere Hälfte der Virtuosität, wird bey fernerer Ausbildung eines so entschiedenen Talentes, wohl auch sein Recht geltend machen und dem bereits Erreichten Werth und Bedeutung geben. 33.

Fräulein Anna von Ottenburg, Sängerinn aus Prag, präsentirte sich dem Publicum in einem Concerte, worin sie eine Mozart'sche, eine Rossini'sche und eine Donizetti'sche Arie vortrug. So viel aus den Productionen dieser noch sehr jugendlichen Sängerinn zu entnehmen war, ist von ihren Stimmmitteln nur Schönes zu erwarten, wenn solche vorerst physisch gezeitigt und durch höhere Beschulung zur künstlerischen Anwendung qualificirt seyn werden. Daher möchten diejenigen, welchen die weitere Pflege dieser gesunden, frischen, wohlklingenden Sopranstimme anvertraut ist, wohl daran thun, sie nicht durch zu anstrengende Übungen zu forciren, größeres Aplomb im Tonanschlage zu begründen, eine reinere Articulirung zu befördern, einige Zeit das mezza voce der Läufe, die zur Undeutlichkeit neigen, gänzlich zu entfernen, den Triller kräftiger anzulegen, und dann erst zu den höheren, Geschmack und Reinheit befördernden Übungen zuschreiten, wobey übrigens das, was bisher zur Ausbildung geschehen, keineswegs als tadelnswerth bezeichnet werden soll; nur nachdrücklich zu bemerken ist, daß eine in Hoffnung stehende, schöne musikalische Zukunft nicht mit zu viel Opfern an Zeit und Vorstudien erkauft werden kann. K.

Winther und Daguerre. Es dürfte wohl wenige Erfindungen und Entdeckungen von Belang geben, über die sich nicht nachmals ein Streit der Priorität ergäbe, den aber das Weltgericht nicht immer zu Gunsten des Würdigern entscheidet und schlichtet. So handelt es sich jetzt um die nicht unwichtige Frage, wem eigentlich die erste und ursprüngliche Erfindung der Lichtbilder oder der sogenannten Daguerreotypen gebühre, nachdem schwedische Blätter melden, daß der Stifts-Obergerichtsprocurator, Hr. Winther in Christiania, schon im Jahre 1826 eine ganz eigenthümliche, höchst sinnreiche Methode ausfindig gemacht habe, mittelst der Camera obscura Lichtbilder auf Papier festzuhalten. Da die ersten Versuche noch so unvollkommen ausfielen, daß sie Hr. Winther nicht zur Öffentlichkeit bringen wollte, so beschäftigte er sich mit der Verbesserung seiner Kunst ganz im Stillen, sicherte sich aber die Priorität durch ein Document, welches noch jetzt versiegelt in seiner Vaterstadt Christiania hinterlegt ist, und dem Vernehmen nach dann veröffentlicht werden soll, wenn er seine vervollkommneten Versuche der öffentlichen Bekanntmachung für würdig halten wird. 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Pariser Straßenscene besserer Art. Ein armer Greis stieg neulich das Seineufer hinab, um sich sein Bischen Wäsche selbst zu reinigen, dabey entfiel ihm das Restchen Seife, er bückte sich darnach und fiel in den Fluß. Im Nu waren ein Paar Männer da, welche den armen Alten herauszogen und ihn nach der Polizeypräfectur führen wollten, um die Rettungstaglie zu erhalten. Mit Mühe konnte der Ärmste ihnen begreiflich machen, daß er unabsichtlich ins Wasser gefallen und die Stelle nicht so tief gewesen sey, um sich nicht selbst retten zu können; scheltend entfernten sie sich. Als nun aber jener Unglückliche sein Geschäft wieder beginnen wollte, sah er mit Schreck, daß sein Bündelchen, seine ganze Habe, verschwunden sey. Trostlos stand er da und rang weinend die Hände; da machte eine der Wäscherinnen, welche in der Nähe arbeiteten, schnell eine Collecte für ihn und der Schaden war reichlich ersetzt. Überdieß, wie ein gutes Werk meist Nacheiferung weckt, nahm ein Herr, Zeuge der Scene, den Greis in seinen Wagen, führte ihn nach Hause und versprach, für seine Zukunft zu sorgen. 10.

Theater-Bulletin. Im **Théâtre français** fand **„Le portrait vivant,"** Lustspiel in drey Acten von den HH. Melesville und Laya, eine kalte Aufnahme. Dasselbe beruht auf einer Ähnlichkeit und ist überdieß den „falschen Vertraulichkeiten" auffallend nachgeschrieben.

„Les chauteurs ambulans," Vaudeville in drey Acten von den HH. Masson und Bauderan, ist das neueste Product der **Folies dramatiques** und hat wenig Werth. 46.

Modebericht.

Camails von violettem oder granatfarbigem Sammt, ganz mit Hermelin eingefaßt, mit einem großen, viereckigen, an Schnüren befestigten Hermelinkragen, mit reichem Schnürwerk darüber, sind etwas Vorzügliches, das wegen seines Werthes auch nicht sobald allgemein werden kann. Der Schnitt dieses Toilettenstückes ist von besonderer Eleganz.

Dahliakleider werden zu Soiréen als ausgezeichnet betrachtet; sie haben den Vorzug, im Sommer als Promenadeanzug verwendet werden zu können. Eine geschmackvolle Tracht gewährt auch das Odaliskenkleid, worin sich Spitzen und Stickerey zu einem Ganzen von brillanter Wirkung vermengen. Daß sich dieselben unten zu einer Art von Tunique abrunden, ist das Einzige, was allenfalls ihre orientalische Benennung rechtfertigt.

Unter den neuen Coiffuren behauptet die Toque Marie Antoinette einen der ersten Plätze. Sie ist von granatfarbigem oder grünem Sammt, wird etwas nach Vorne in die Stirne gesetzt und läßt die Haare rückwärts offen. Eine große, weiße Feder neigt sich spiralförmig auf die Seite.

Zum Negligé paßt der Kopfputz **„Bohémienne"** genannt, ein spitziges Stück Sammt, in Eicheln auslaufend, und mit leichten Zierrathen in Gold oder Seide umgeben.

Die Capotes von Sammt oder Atlas haben eine Aigrette von Federn und die letztern sind mit Tüll überzogen. 6.

Modebild XXXXIV.

Mantel nach neuester Art von Seidenstoff mit Spitzen. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Hut von schwarzem Sammt mit Spitzen und Federn. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitsch. № 249
den 3. November 1842.

XXXIV

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

220

Freytag, den 4. November 1842.

Ein Abenteuer in den Schweizer Päßen.

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise war mir das Alles unbekannt, als ich an dem Brunnen in dem öden Dorfe saß, und das Krystall seines Wassers, das frischgrüne Moos rings herum bewunderte. „Gewiß," sagte ich zu mir selbst, „die guten Leute hier arbeiten im Walde, oder sie haben ihre zahlreichen Herden auf die Weide geführt!" Wie konnte ich auch an diesem entlegenen Orte, in diesem Schooße der lieben Natur, auf den Gedanken verfallen, daß die Bevölkerung von einer Plage aufgerieben werde, welche in der Regel nur an den Einwohnern großer Städte zehrt. Wie ist es möglich, sich in den Hochalpen dem Zauber der Unschuld zu entziehen, die man dort, wie in einem unverletzlichen Asyl, zu finden glaubt? Und wenn diese Erwartung auch oftmals getäuscht wurde, so kehrt der schöne Wahn doch immer wieder zurück, weil wir Stadtmenschen von dieser großen Natur tief bewegt werden, weil, wenn dieß Schweigen der Gebirge zu uns spricht, unser Herz höher schlägt, sich läutert, seine ursprüngliche Unschuld wieder zu gewinnen scheint, und bald das Böse, die Laster und die niedrigen Leidenschaften vergessend, auf alle Umgebungen den Zauber überträgt, der es berauscht.

Je höher ich stieg, desto stärker und reiner fühlte ich diesen Zauber. Gegen eilf Uhr zeigten sich einige Wolken über den Abgründen; der Mont blanc verhüllte sein Haupt, und von Süden her wehte der Wind in kalten Stößen. Ich rief mir die Prophezeyungen des Führers ins Gedächtniß, und ich konnte nicht umhin, über den guten Mylord zu lachen, der, um eine eingebildete Falle zu vermeiden, in eine wirkliche gerathen war. Zuweilen sah ich die kleine Gesellschaft vor mir reiten; zuweilen wurde sie meinen Blicken durch die Felsen oder Gehölze entzogen. Mylord ritt dahin, ohne ein Wort zu sprechen, als der Führer, der den Maulesel der jungen Miß an der Hand leitete, einen Augenblick stehen blieb, um ihr etwas zu zeigen. Da entstand plötzlich ein kleiner Wortwechsel.

Die Führer pflegen nemlich den Reisenden an dieser Stelle einen Fleck von dunkler Farbe zu weisen, den man ganz oben an der Wand der Fizfelsen gewahrt. Diesen Fleck nennen sie den Fizmann, indem sie vorgeben, er sähe aus wie ein Paar gelbe Hosen, während andere Felsstücke weiter oben, nach ihrer

Meinung, die Gestalt des Riesen complet machen. Auf diese Merkwürdigkeit nun wurde die Dame von dem Führer aufmerksam gemacht, und um ihr begreiflich zu machen, daß es ein Mann sey, nannte er die Hosen. Es ist bekannt, wie verpönt dieses Wort in England ist, und wie abscheulich es dem Ohre einer Engländerinn klingt. Ein Anflug von hoher Prüderie malte sich auf dem Antlitze der Miß, während Mylord auf dem seinigen eine furchtbare Entrüstung blicken ließ.

„Da droben linker Hand," wiederholte der Führer, „sehen Sie ganz natürlich ein Paar gelbe Hosen." — „Ich verbiete Ihnen, Führer, dieses Wort (cette mote) auszusprechen!" — „Ach, der Herr sehen es nur nicht. Da geradeaus, wo ich mit dem Stocke hinweise — ein Paar gelbe Hosen!" Die junge Miß that jetzt noch verschämter, und Mylord, über den Rückfall des Führers ergrimmend, sagte: „Vos été iune malproper — Sie sind ein Schweinhund, Monsieur! J'avé dite à vos de ne pas prononcer cette sale motte. Je payé vos, e'ét à vos, d'avoir de l'obédience! Dann wandte er sich zu seiner Tochter und rief: „Piqué la miulette! Clara!" Und auf diese Weise setzte die Karawane ihren Weg wieder fort.

Der Führer war ein schlichter Gemsenjäger, und nur gelegentlicher Wegweiser, ohne einen Beruf daraus zu machen. Nicht so sehr mit den Sitten und Gewohnheiten der Reisenden bekannt, wie die Führer von Chamounix, wunderte er sich immer mehr über den Engländer und seine Tochter. Da es ihm jedoch eigentlich nur auf seine Bezahlung ankam, so nahm er sich vor, seine Erklärungen und Wahrnehmungen künftig bey sich zu behalten, und stumm zu bleiben. Zu diesem Ende zog er eine ungeheure Pfeife, mit Tabak vollgepfropft aus seiner Tasche, nahm sie in den Mund, und fing an, Feuer zu schlagen.

Clara zu Mylord: „O, welch' abscheulichen Geruch wird es geben, wenn er seine Pfeife raucht, und vor mir einhergeht!" — Mylord zu Clara: „Mir ist noch kein so widerlicher Kerl vorgekommen." — Zum Führer: „Ich verbiete Ihnen, Monsieur, zu rauchen, de fumer, pourquoi, mon fille, il craigne le parfume, weil meine Tochter den Parfum fürchtet." — „Es ist kein Parfum, es ist Tabak, guter Tabak!" — „Es ist ein schlechter Tabak, ich verbiete es Ihnen!" — „Nun, dann nehmen Sie den Strick in die Hand, Mademoiselle; das Thier ist sicher, ich will hinten nach bleiben und rauchen." — Clara: „O, o, nicht den Maulesel verlassen, ne quitté pas la miulette!" — Mylord: „Verlassen Sie ihn nicht! Ohe, what fellow we have there! Je vous defends de fumer! Si vos fiumez, je refusé absoliument de payer vos!" — „Nein, das sind mir Menschen! Lieber doch Vieh zu Markte treiben," brummte der Führer, und steckte seine Pfeife wieder in die Tasche. „Nun machen wir aber, daß wir vorwärts kommen," fügte er hinzu, „es wird bald schlechtes Wetter geben!"

Das Firmament war in der That aufs Neue mit Wolken überzogen; die Berggipfel waren eingehüllt, und der Wind trieb ganze Staubwirbel aus den Schluchten herauf. Wir waren schon seit drey Stunden unterwegs, und doch schien die Höhe des Passes noch fern. Wir hatten den Fuß der Fizfelsen erreicht, und damit zugleich die letzten Spuren von Vegetation verloren; diese Felsen, um die wir uns herumbiegen mußten, benahmen uns gänzlich die Aussicht auf das Thal von Servoz. Die Scene hatte sich also verändert; links jähe Felsenabhänge, rechts die Grundlage des Mont Buet, voll Eis und kahler Stein-

spitzen; rings um uns eine öde, schauerliche Gegend, deren Prospect nur durch die blendenden Schneefelder belebt ward, die mit jedem Schritte vorwärts zahlreicher wurden, und endlich in eine ununterbrochene Fläche, wie ein weißes Leichentuch, zusammenflossen.

Mylord zu Clara: „Ich fürchte, dieser Bursche weiß den rechten Weg nicht.“ — „Ich auch,“ antwortete Clara mit allen Zeichen der Angst. — Mylord: „Sie führen uns einen schlechten Weg, Führer, **vos mené nos dans une mauvaise cheminée!**“ — „Hier? das geht noch an, warten Sie nur, bis wir ganz oben sind. Vorwärts! vorwärts!“ — Clara zu Mylord: „O ich habe große Angst, mein Vater!“ — „Vorwärts, sage ich. Sie haben mir gestern nicht glauben wollen; jetzt müssen wir sehen, wie wir durchkommen!“ — „**Je voulé ritorner!** Ich will umkehren, **absoluiment ritorner!**“ rief die junge Miß sehr erschrocken. — „Unmöglich, Mamsell. Aber so viel ist gewiß, daß es heilsamer wäre, wenn wir die andere Seite erreicht hätten.“ — „Halten Sie den Maulesel an, Führer, halten Sie ihn!“ rief Mylord. Der Führer, ganz in Beobachtungen versunken, achtete nicht auf diesen Befehl. „**Arretez!**“ wiederholte die junge Miß. „**Arretez!**“ schrie Mylord, „**tutte suite, tutte!** Halten Sie auf der Stelle an!“ — Der Führer ließ sich durch dieses Geschrey nicht irre machen, sondern betrachtete, ohne zu antworten, den Himmel hinter uns. „Das ist schlimm,“ murmelte er, hielt dann plötzlich die Maulesel an und sagte: „Monsieur, Mademoiselle, Sie müssen absteigen.“ — „Absteigen?“ schrien Beyde zugleich. — „Und das schnell. Umzukehren ist nicht möglich. Hier hinter uns ist schon das Ungewitter; der Wind jagt es im Galopp heran. Es bleibt jetzt nichts übrig, als zu sehen, auf welche Art wir uns retten können. Der Paß ist weit; wollen wir jetzt noch hinauf, so sind wir verloren, ehe wir dort anlangen. Wir müssen hier links hinauf; dieser Weg ist kürzer, und jenseits haben wir vom Winde nichts zu fürchten. Herunter also, die Maulesel werden schon nach Hause finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Malagrowthering.

(Schluß.)

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Kunst, zu malagrosern, in der Art, wie sie geübt werden kann und geübt wird, mannigfaltige Abstufungen erleidet. Den wunden Fleck zu treffen, ist ehrlich, aber grob. Wieder zu erzählen, was Andere gesagt, oder auch nicht gesagt haben, ist minder ehrlich, aber minder grob, schon etwas raffinirt, dabey gleich wirksam und sicherer. Insinuationen gegen Freunde sind eine noch raffinirtere, noch sicherere und kaum weniger wirksame Methode. Eine vierte — hier die letzte — ist die raffinirteste, sicherste und wirksamste, häufig jedoch zu fein, um überhaupt oder mit Glück sich anwenden zu lassen. Sie besteht darin, daß man Jemand seine Fehler und Schwächen durch Bezugnahme auf dieselben Fehler und Schwächen dritter Personen, gleichviel, ob sothane Personen leben, gestorben oder imaginirt sind, unablässig vor Augen rückt. Nehmen wir an, eine junge Dame hat eine Herzensfreundinn, die sie von Herzen haßt, und deßhalb sinnreich, doch so verblümt zu quälen und zu peinigen wünscht, daß die Freundinn keine Chance haben soll, auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu wagen. Was thut sie? — Antwort: Sie studiert sich in die Fehler und Schwächen der Herzensfreundinn sorgfältig ein, zeigt ihr das Unerträgliche derselben an irgend einer Bekannten, die jener ein

Gräuel ist, oder verbreitet sich darüber im Allgemeinen, thut das, so oft man sich sieht, und geschähe es dreymal des Tages, verweilt aber dabey nie länger als höchstens eine halbe Stunde, gründet ihre stärksten Behauptungen auf Hypothesen, und würde lieber den kleinen Finger missen, als der Freundinn zu verstehen geben, sie, die geliebte Freundinn, habe die entfernteste Anlage zu derley Fehlern und Schwächen. Besitzt eine auf solche Weise malagroserte Person feines Gefühl und einige Selbstliebe, so ist ihre Wuth um so fürchterlicher, je weniger sie nach außenhin sich Luft schaffen kann. Die Malträtirte fühlt, daß der gerügte Fehler ihr Fehler, die mit Scorpionen gezüchtigte Schwäche ihre Schwäche, und muß beystimmen und schweigen. Ein Wort des Widerspruchs wäre ein Wort der Entschuldigung, ein Wort der Entschuldigung das Bekenntniß der Schuld, und das um keinen Preis. Zeuge so ohnmächtiger Wuth zu seyn, gehört zu den schönsten Triumphen, zu den herzerquickendsten Freuden des Malagroserers. Er genießt sie auch vollständig. Erbarmen mit dem Opfer, das sich windet und krümmt, den Stachel zurückziehen, der mitten ins Herz dringt, und Balsam in die Wunde träufeln, — das kann dem ächten Malagroserer nur beykommen, wenn er außerdem fürchten muß, sein Opfer zu verlieren. Und dann ersetzt, Wunden aufzureißen, die im Vernarben sind, den verkürzten Genuß. Bisweilen hofft das mißhandelte Individuum, durch Verstellung ein paroli zu drücken, und geht lustig auf die Satyre ein. Vergebliches Beginnen. Der Malagroserer weiß, daß solche Lustigkeit gegen sich selbst wüthet, und schont mit keiner Sylbe. Oder man unterwirft sich, und fleht schweigend um Pardon. Doch soll es noch nicht da gewesen seyn, daß ein Malagroserer Pardon gegeben.

Da Vortheile und Nachtheile ziemlich überall Hand in Hand gehen, so ist es den Gesetzen der Weltordnung gemäß, daß die Freuden des Malagroserers auch ihre Kehrseite haben. Übt er seine Kunst zu oft, fast systematisch an Jedem und Jeder, die in den Kreis seiner Bekanntschaften treten, so sieht er nach und nach sich gemieden, und dadurch im Betriebe seiner Kunst beschränkt. Häufig aber bewendet es dabey nicht. Der Sieg berauscht, und Rausch macht unvorsichtig. Der Malagroserer wird durchschaut, und der Stachel, den er seinem Opfer in die Brust gestoßen, springt in die seinige zurück. Dem Erkennen seines Thuns und seiner Motive folgt das Verlangen, sich zu rächen. Es erwacht bald früher, bald später, je nachdem der Malagroserte scharf oder schwach sieht; es erwacht aber, dafern der Tod nicht zuvorkommt. Und es äußert sich bald glühend, bald eisig, je nach dem Temperament des Malagroserten, und je wie die Gelegenheit sich bietet; aber äußern wird es sich, wenn nicht der Tod es verhindert. Auch der verletzte Wurm steht auf, und prüft seine Kraft, und selbst im Schwachen ist der Wille stark. Zu spät bemerkt der Malagroserer, daß er zu weit gegangen, und meint, daß, wenn er nun stehen bleibe, die drohende Wolke sich verziehen, vorüber für vorüber gelten werde. Das ist der Irrthum, der dem Schwachen Kraft, dem Zagenden Muth, der Wolke Blitze leiht. Gibt es eine geheime Art, sinnreich zu peinigen, so gibt es auch eine geheime Art, sinnreich zu vergelten. Verdeckten Hohn trifft verdeckter Spott, und trittst du auf meinen Leichdorn, so trete ich auf deinen. Wie schwer indessen auch der Zorn, die Wuth, die Rache des Malagroserten auf den Malagroserer niederfalle, selbst bey der Zermalmung bleibt Letzterem der Trost, daß solches seit Anbeginn der Welt das Schicksal Aller gewesen, die sich die Aufgabe gestellt, die Thorheiten der Menschen zu züchtigen, und ihre Moralität zu bessern.

Dr. Mott über Wien und seine Heilanstalten.

Richmond in Virginien, im April 1842.

Es sind nun etwa zwanzig Jahre, seit Börne in einem Anfalle trüber Laune die folgende Prophezeyung niederschrieb: „Eine Zeit wird kommen, wo die Bürger des neuen Continents mit Reisehandbüchern und Fremdenführern herüber kommen werden nach der alten Jungfrau Europa, um unsere Institutionen, unsere Alterthümer, unsere Sitten und Gebräuche zu studieren, und dann nach Hause kehren und

dickleibige Bände darüber schreiben werden." — Was Börne verkündete, ist eingetroffen. Die oft einseitigen, oft absichtlich verfälschten Reiseberichte, die von englischen Touristen nach kurzem Aufenthalte in irgend einem Winkel der Union niedergeschrieben und in die Welt gesendet wurden, haben zuerst lauten Tadel, dann besonnene Entgegnung hervorgerufen: sie waren endlich die mittelbare Veranlassung jener zahlreichen Publicationen amerikanischer Reisenden, in welchen die grellen Schattenseiten des brittischen Volkslebens durch die Fackel der Satyre noch schärfer markirt wurden. — War nun dieser Federkrieg wenig geeignet, praktischen Nutzen zu stiften, oder die ohnehin getrennten Gemüther zu versöhnen, so erweckte er wenigstens in den Bewohnern der vereinigten Staaten ein regeres Interesse an europäischen Zuständen, welches sich seither in der Erscheinung einer Unzahl von Diarien, Reminiscenzen u. s. w., kundgab. Die Reiselust der Amerikaner, die eine Seefahrt von 2—3000 Meilen fast ohne alle Vorbereitung antreten, hat diese Schreibseligkeit wesentlich begünstigt, und es ist bemerkenswerth, daß fast alle amerikanischen Diplomaten, die an den Höfen Europa's accreditirt gewesen, bey der Rückkehr von ihrer Mission als Schriftsteller aufgetreten sind, und ihre Feder an einer Schilderung der Länder versucht haben, wo sie ihre diplomatischen Functionen ausgeübt *). Eine beachtenswerthe, obwohl wenig schreibelustige Classe amerikanischer Touristen besteht aus den Beflissenen der Heilkunde, und diese zerfällt wieder in zwey Gruppen: die Studierenden, die nach absolvirtem medicinischen Lehrcurse nach Europa reisen, um an den Spitälern zu Wien, zu Paris, zu Edimburgh, klinische Erfahrungen zu sammeln, — und die praktischen Ärzte, die im Interesse der Wissenschaft, oder im Auftrage des Collegiums, an dem sie eine Professur bekleiden, die Runde der europäischen Heilanstalten machen. Zu der letzterwähnten Classe gehört der gelehrte Decan der medicinischen Facultät an der New-Yorker Hochschule, Dr. V. Mott, einer der Matadore der Heilkunde in Amerika, der eben, von einer siebenjährigen Reise durch einen großen Theil des alten Continents zurückgekehrt, die Ergebnisse seiner im Interesse der Wissenschaft und Menschheit unternommenen Reise vor das Publicum gebracht hat. Das Werk führt den Titel: „Reisen in Europa und dem Oriente **)" und ist mit jener Correctheit und typographischen Eleganz ausgestattet, die sich bey allen Publicationen der Harper'schen Officin bethätigt. — Ohne in eine Analyse des Inhalts einzugehen, und mit dem Vornehmen, an einem andern Orte die interessanten Reiseabenteuer des Verfassers im Oriente ausführlich zu besprechen, bemerken wir, daß sein Handbuch nicht allein für das ärztliche Publicum, sondern für den Leser jeden Standes eine erfreuliche Erscheinung seyn dürfte. Gleich entfernt von dem

*) In dieser Beziehung dürfen sich von dem gegenwärtigen Gesandten zu Madrid, dem Biographen des Columbus, Washington Irving, interessante Mittheilungen über Spanien mit Recht gewärtigen lassen.

**) Travels in Europe and theEast, embracing observations made during a tour through Gr. Britain, Ireland, France, Belgium, Holland, Prussia, Saxony, Bohemia, Austria, Bavaria, Switzerland, Lombardy, Tuscany, the papal States, the k. of Naples, Malta, the Archipelago, Greece, Egypt, Asia M., Turkey, Moldavia, Wallachia et Hungary in 1834—41, by V. Mott, M. D. President of the Med. Fac. of the Univ. of New-York, Professor of Surgery, etc. etc. New-York, Harper and Brothers, 1842. 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nil admirari der brittischen Stoa, und von der blinden Vergötterung des Fremden, weil es eben fremd ist, hält der Verfasser die rechte Mitte zwischen Schilderung des Gesehenen und Selbsterlebten, und die Sorgfalt, mit der er die Darstellung oftbeschriebener Gegenstände, Kunstdenkmale u. dgl. vermeidet, um da, wo er wissenschaftliche terra incognita berührt, ausführliche Daten zu liefern, wird ihm gewiß den Dank aller Leser sichern. — Der wohlverdiente Ruf, der ihm als einem der ausgezeichnetsten Ärzte Amerika's vorausging, und der gastliche Empfang, den seit einer Reihe von Jahren alle gelehrten und künstlerischen Notabilitäten Europa's in seinem Hause zu New-York gefunden*), mußte seine Erscheinung in den gelehrten Kreisen des alten Continents zu einer sehr willkommenen machen. —

Hören wir nun in getreuer Übersetzung, was der vielgereiste, eben von der Hauptstadt der Welt, dem herrlichen Paris, gekommene Mott über die Kaiserstadt an der Donau zu berichten weiß.

---

*) Bey der Anwesenheit der französischen Prinzen in New-York gab Dr. Mott zu Ehren derselben einen glänzenden Ball, dem die Elite der amerikanischen Gesellschaft beywohnte.

(Der Schluß folgt.)

Notizenblatt.

Eine Percy-Anekdote. Lord Prudhoe, Bruder und muthmaßlicher Erbe des kinderlosen Herzogs von Northumberland, beyde Abkömmlinge des uralten, in der brittischen Sage und mittelalterlichen Geschichte hochgefeyerten Hauses Percy, hat bey seiner vor Kurzem Statt gefundenen Vermählung, seiner gesamten Pächterschaft den Zehentheil ihrer Halbjahrpachtzinsen nachgelassen. Aus Anlaß dieser löblichen Maßregel erzählt ein Dubliner Blatt folgenden zugleich edelherzigen und, wie es sich ausdrückt, ächt „percyhaften" Zug aus der frühen Jugendzeit des Lords: Als er sich, welcher damals Lord Algernon Percy hieß, als ein Knabe von vierzehn Jahren als Midshipman oder Seecadett, an Bord des Admiralschiffes, auf der westindischen Station befand, wurden fast alle Plantagen u. dgl. auf der Antilleninsel St. Kitts durch einen jener bekannten fürchterlichen westindischen Orkane verwüstet. Die bemittelten Einwohner der Insel unterzogen sich einer Unterzeichnung zum Beystande derjenigen ihrer Miteinwohner, welche durch die Katastrophe ihre ganze Habe eingebüßt hatten, und sandten die Listen auch an Bord des Geschwaders. Admiral Cochrane, welcher dasselbe befehligte, unterzeichnete 100 Pfund, der Commodore eben so viel, die Capitäne der verschiedenen Schiffe 50 Pfund, die Lieutenants 20 Pfund und die Midshipmen oder Cadetten je nach ihrem Börsenstande von 5 bis 1 Pfund. Als die Reihe an den jungen Lord Algernon Percy kam, zeichnete er mit kecken Zügen: „Percy, 1000 Pfund." Als der Admiral die Liste wieder zu Gesichte bekam, ließ er den „Mid" (bekanntlich das Abbreviativ für „Midshipman) kommen, und fragte ihn, ob er denn auch hinreichend bey Casse sey, den seinem Namen gegenüber gezeichneten Betrag zu zahlen? „Nein, Admiral," erwiederte der Lord, „ich bin es nicht, aber der Alte daheim (the old boy ot home) wird ihn zahlen." Der eben so offen als ehrerbietig ertheilte Bescheid erschien dem Admiral so characteristisch und die Handlung so edelherzig, daß er den nun verstorbenen Herzog von Northumberland, Vater des Lords, schriftlich davon in Kenntniß setzte.

Der Herzog konnte sich bey Lesung des Schreibens der Thränen nicht enthalten, und rief aus: „Der Junge ist des Namens eines Percy werth!“ Die auf ihn angewiesenen 1000 Pfund wurden augenblicklich durch einen auf sein Banquierhaus ausgestellten Wechsel acceptirt und remittirt. — Nachträglich wollen wir noch erwähnen, daß Lord Prudhoe ein ausgezeichneter Naturforscher ist, und von seinen großen Reisen, besonders von derjenigen, die er vor einer Reihe von Jahren nach Nubien und Kordofan unternommen, bedeutende Sammlungen nach Hause gebracht hat.

F. M.

Ein Correggio. Zu Rom ist kürzlich in einem Gemäldeprozeß, welcher über sechs Jahre lang gedauert, folgendes Endurtheil gefällt worden. Auf das Geheiß eines dortigen Principe wurde um das Jahr 1836 aus seiner Gemäldegallerie eine Anzahl von Bildern, die von geringem Werthe waren, ausgemustert und im Aufstrich veräußert. Eines darunter brachte der Bilderhändler Ballati, der es für eine Copie von Correggio's weltberühmter „Magdalena“ hielt, die seiner Zeit für die Dresdner Gallerie für 13,000 Zechinen erstanden worden war, um 15 Scudi an sich. Die angebliche Copie erwies sich aber, nachdem sie von einer geschickten Hand gesäubert worden war, als ein Originalgemälde, worauf die reichste Gallerie stolz seyn dürfe, und Ballati hielt es von Stund' an so hoch, daß er 7000 Louisd'or, die ihm ein englischer Kunsthändler anbot, von der Hand wies. Der vorige Besitzer ließ auf die Kunde hievon sogleich Beschlag auf das Bild legen. Mit welchem Rechte wissen wir so wenig als vielleicht irgend ein anderer anzugeben. Ein Comité competenter Gemäldekenner erklärte einstimmig, das Bild sey keine Copie des Dresdner Meisterwerkes, sondern ein Originalbild von derselben Künstlerhand. Da nun (lautete, gestützt auf diesen Ausspruch, das Urtheil des Gerichtes erster Instanz) der Bilderhändler Ballati das Gemälde in der Meinung erstanden, dasselbe sey eine Copie des Correggio'schen Gemäldes, nun es sich aber ausweise, es sey ein Original, so wäre der Kauf null und nichtig. Ob in diesem Richterspruch auch nur ein Funke gesunden Menschenverstandes oder Rechtsgefühles anzutreffen, überlassen wir dem Urtheile der Leser. Die Rota, an welche Ballati appellirte, that den Ausspruch, daß der vorige Eigenthümer dem Bilderhändler 2000 Louisd'or aus dem Grunde zu zahlen habe, weil derselbe den hohen Werth des Bildes ans Licht gebracht, bestätigte übrigens aber das erste Urtheil. 3.

Medja-Gaana, die Tochter eines Schudras in Calcutta, galt als die schönste Zierde ihres Geschlechtes, und ward bestimmt in eine Pagode als gottgeweihte Jungfrau aufgenommen zu werden. Kurz vor ihrer Aufnahme (es war in diesem Sommer) badete sie sich (wie sie es oft pflegte) mit mehreren andern Mädchen in einem Arme des heiligen Ganges und hatte das Unglück von einem Krokodil ergriffen, in die Tiefe hiabgezogen und ertränkt zu werden. Man fand ihre Leiche jammervoll verstümmelt und verbrannte sie am Ufer des Flusses. Eine Anzahl von Jünglingen schossen eine namhafte Geldsumme (nach dem „Atlas“ 50 Pfund Sterling) zusammen, und errichteten ihr an jener Brandstätte ein hübsches Monument, das sie mit den lieblichsten Blumenstöcken umkränzten. Sie zürnten wohl auf die gefräßigen Krokodile, doch wagte es keiner, über die geheiligten Thiere eine Verwünschung auszustoßen.

28.

Der ruhmwürdige Weltumsegler Dumont d'Urville, durch dessen unglückseligen Tod die Wissenschaft der Erdkunde einen äußerst empfindlichen Verlust erlitten hat, verdient vor vielen ausgezeichneten Männern ein ehrendes Denk-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mal, das auch seinerseits den Ruhm des großen Mannes der Nachwelt verkündet. Dieses Monument soll ihm auch werden; sein Geburtsort: **Condé-sur-Noireau** hat bereits angefangen hiezu Beyträge einzusammeln, und bey der lebhaften Theilnahme, welche der würdige Nacheiferer Cook's und Peyrouse's genießt, wird es nicht fehlen, daß eine sehr namhafte Summe eingebracht werde. 28.

Graf Castelnau, der sich durch seine weitläufigen Reisen bereits einen welthistorischen Namen gemacht hat, soll von der französischen Regierung durch eine ansehnliche Unterstützung ermuthigt worden seyn, den südamerikanischen Continent der ganzen Breite nach zu durchreisen. Er soll demnach (wenn es nicht bereits schon geschehen ist) von Rio Janeiro gegen Westen gehen, ganz Brasilien durchwandern, und über die Andes kletternd Lima zum Zielpuncte seiner Reise nehmen, welche in dieser Art die erste, und gewiß ein sehr gewagtes Unternehmen ist; wenn man nebst den zahllosen Hindernissen, Beschwerden und Gefahren, welche die Natur in den Weg legt, auch noch in Erwägung zieht, daß in dieser Richtung hin ganz wilde Indianer hausen, von denen einige noch auf der letzten Stufe der Cultur stehen. 9.

Staub auf dem Meere. Die Bewohner Wiens haben allerdings gegründete Ursache sich in manchen Sommertagen über lästigen Staub zu beklagen, den die häufigen und oft heftigen Windeswehen vom Boden aufwirbeln; allein unsere dichtesten Staubwolken sind doch nur dünne Nebelschatten gegen jenen dunklen ungeheuern Kiesmassen, welche die afrikanischen Ostwinde von dem unabsehbaren Sandmeere der Sahara und anderer Nebenwüsten in die Luft emporschleudern, über die Westküste zwischen dem Cap Verd und Cap Bojador und sodann viele Meilen weit in den atlantischen Ocean hinein tragen. Wie uns die Schiffer berichten, und wie es uns neuerdings das „Institut" bestätigt, so ist hier der Luftraum in manchen Tagen (vom October bis May) von Staub so erfüllt, daß man oft viele Meilen weit durch eine Nacht der dichtesten Nebel steuert, und aus Schonung für die Augen und die Lungen, hübsch unter dem Verdecke bleibt. 9.

Professor Weyse, einer der vorzüglichsten Tonsetzer im Königreich Dänemark, ist am 4. October d. J. in einem Alter von 68 Jahren zu Kopenhagen mit Tod abgegangen. Sein Hintritt wird allgemein betrauert. 9.

Theater-Bulletin. In der Gaîté gefiel „**Manoël le Soldat**," Drama in drey Acten von Hrn. Elie; ein gewöhnliches Rettungsstück mit derben Theatereffecten.

Ebenda reussirte auch das Vaudevilledrama in drey Acten von Hrn. Dupeuty „**Les deux Soeurs de Charité**," dessen Intrigue schwach ist, das aber den Schauspielern gute Rollen bietet.

„**Maria de Rudenz**" von Donizetti hat in der **Scala** nur wenig Beyfall gefunden; einzelne Nummern jedoch wurden brillant aufgenommen und dürften die Oper halten.

Am 15. v. M. erfolgte in Livorno die Eröffnung des neuen Theaters Rossini mit dem „**Mosè**," worin Sgr. Marai, der Tenor Castellan und der Bassist Porto einen Succeß hatten.

Im kommenden Carneval werden in Mailand die Taglioni und die Cerrito zugleich engagirt seyn; beyde haben die Verpflichtung, dreymal in jeder Woche zu tanzen. 13.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

221

Sonnabend, den 5. November 1842.

Ein Abenteuer in den Schweizer Pässen.

(Fortsetzung.)

Die Kaltblütigkeit dieses Mannes machte Eindruck auf Mylord, wenn er auch übrigens in großer Besorgniß zu schweben schien. Er stieg ab, ohne ein Wort zu sprechen. Ich näherte mich jetzt. Die junge Dame zitterte an allen Gliedern. Ohne um Erlaubniß zu fragen, half ich ihr aus dem Sattel, indem ich einige Worte des Trostes zu ihr sprach. Als ihr Vater sah, wie sie mit ihren zarten Füßen tief in den Schnee sank, malte sich ein Gefühl des Entsetzens in seinen Gesichtszügen. „Führer," sagte ich zu dem Manne, der indeß damit beschäftigt war, die Steigbügel an den Sattel der Maulesel zu befestigen, „Sie müssen uns hier heraushelfen. Ich habe von Ihrem Muth, von Ihrer Stärke gehört. Sie sind Felisaz, der berühmteste Jäger des Thales; wir verlassen uns auf Sie." Dann wandte ich mich zu Mylord: „Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich habe auch Kräfte und bin das Bergsteigen gewohnt. Dieser brave Mann und ich werden Mademoiselle gewiß nicht sinken lassen." — „**Oblidgé, très oblidgé!**" erwiederte er, von seiner heftigen Aufregung ganz zerstreut.

Ich war im Grunde nicht minder unruhig als er. Die Erzählungen des Hirten, auf die ich den vorhergegangenen Abend kaum geachtet hatte, erwachten lebhaft in meinem Innern und ließen mich unsere Lage als sehr gefährlich ansehen. Dieser Bursche hatte mir den Tod des jungen Engländers, und den von Pierre's Frau samt allen Umständen genau geschildert; es schien mir, als sähe ich diese Unglücksscene mit furchtbarer Wahrheit sich erneuern. Die Unglücklichen hatten, schon lange am Gipfel angelangt, keine Kräfte mehr gehabt, um zu entfliehen, und nach wenigen Augenblicken fanden sie in den Wirbelwinden den Tod. Solch ein Wirbelwind nun zog aus den Tiefen des Thales hinter uns herauf, und drohte in wenig Minuten uns zu erreichen. Sobald der Führer ihn erblickt hatte, und ehe wir noch an eine Gefahr dachten, ließ er ihn nicht mehr aus den Augen. Mit Genauigkeit berechnete er seine Entfernung, errieth seine Richtung, und vermöge seines Scharfblicks fand er, daß uns nichts übrig geblieben sey, als eiligst den Abhang hinaufzuklettern, den er uns zeigte.

Wir machten uns sogleich an die Arbeit. Die Maulesel hatten kaum gefühlt, daß sie frey seyen, als sie den Kopf in die Höhe streckten, und mit größ-

ter Schnelligkeit auf und davon liefen. Von ihrem Instinct geleitet, verließen sie den Fußsteig, auf welchem wir gekommen waren, stürzten sich nach der linken Seite, um der Wasserhose auszuweichen, und rannten den eingeschlagenen Weg hinab, wo wir sie bald aus dem Gesichte verloren. „Nur vorwärts! damit wir die Höhe erreichen!“ rief der Führer uns beständig zu. Aber der Abhang war hier so steil, daß es ohne den Schnee, der sich unter unsern Füßen ballte und zusammenknetete, auch dem kühnsten Bergsteiger unmöglich gewesen wäre, sich aufrecht zu erhalten. Ungeachtet dieses Umstandes, der uns günstig war, kamen wir nur langsam in die Höhe, und die wiederholten Anfeuerungen des Führers machten uns nur noch muthloser und verwirrter. Die junge Miß unterdrückte ihre Angst, um ihrem Vater nicht noch größere Besorgniß einzuflößen; sie strengte sich über ihre Kräfte an, um sich auf den Füßen zu erhalten; aber ihre Lebensgeister wurden immer schwächer, und nachdem sie anfangs aus natürlichem Schamgefühl meine unterstützende Hand nur mit Verlegenheit angenommen hatte, hing sie jetzt schon völlig an meinem Arm, und überließ mir sehr oft die Sorge, sie zu halten, ja fast sie zu tragen. Obgleich es mit meinen Kräften auch schon zu Ende ging, so belebte doch die äußerste Gefahr, in der sich diese junge Dame befand, meinen Muth aufs Neue. Endlich langten wir auf der Höhe des Abhanges an, wo wir sie ließen, um ihrem Vater, der unsern Beystand sehr benöthigte, zu Hülfe zu eilen.

Ein sonderbarer Zufall hatte diesem armen Manne die größte Angst verursacht. Während er sich das Erklettern des steilen Terrains dadurch zu erleichtern suchte, daß er im Zickzack hinaufklimmte, war er auf einen im Schnee verborgenen Felsblock gekommen, welcher ganz locker, bloß auf seinem Gleichgewichte ruhte. Die Last seines Körpers hatte diese ungeheuere Masse ein wenig in Bewegung gebracht, und Mylord erschrak darüber so gewaltig, daß er sich nicht mehr von der Stelle rühren konnte, sondern zitternd und bebend, mit bleichen, entstellten Zügen in die Knie sank. Seine Tochter stieß einen Schrey der Verzweiflung aus, als sie ihn in dieser gefahrvollen Lage erblickte, und wir verloren selbst einen Augenblick unsere Entschlossenheit. Wir stiegen hinab. „Laßt mich!“ rief er uns zu, „und rettet mein Kind!“ — Der Führer aber entgegnete: „Muth, mein lieber Herr, es hat nichts zu bedeuten!“ und sich zu mir wendend, setzte er hinzu: „Wir wollen ihn tragen!“ — Durch vereinte Bemühungen gelang es uns auch endlich, obschon mit unsäglicher Anstrengung, den Gipfel mit ihm zu erreichen.

Auf diesem Gipfel befand sich ein Raum von etlichen Fuß, der vom Schnee entblößt war, welchen der heftig wehende Wind hier nicht liegen ließ. Auf diesem kleinen Fleck waren wir nun alle Vier vereinigt. Das Unwetter näherte sich immer mehr. „Wir dürfen uns hier nicht lange aufhalten,“ sagte der Führer; „ich übernehme Monsieur, er ist zu schwer für Sie; Ihnen übergebe ich Mamselle. Es geht jetzt bloß bergab, und der Schnee liegt hoch. Vergessen Sie nicht, Ihre Füße genau in meine Fußstapfen zu setzen; es ist, um die Löcher zu vermeiden, die sich in dem Felsen befinden. Muth, mein braver Herr! Muth Mamsell! Es hat nichts zu sagen! Hier ist etwas zur Stärkung!“ —

Mit diesen Worten zog der Führer eine alte Kürbisflasche, worin sich noch einiger Branntwein befand, aus der Tasche hervor. „Ländlich, sittlich,“ sagte er, und reichte sogleich seine Flasche den Lippen der jungen Miß dar, welche das Getränk kostete, und es mit dankbarem Lächeln zurückgab. Der Führer ließ

dann Mylord trinken, und reichte die Flasche auch mir. Sie war schon ziemlich leer. „Behalten Sie das für sich," sagte ich. „Trinken Sie nur, wenn Sie noch etwas darin finden," versetzte er, indem er sich wieder reisefertig machte. Dann schaute er in die Höhe, und es schien mir, als hätte ihm der Anblick des Himmels den größten Schreck verursacht. Wirklich nahte sich die Wasserhose, einer ungeheuern Säule gleichend, in schräger Richtung, und schon entzog uns ihr oberer Theil, der dem Fizfelsen zugekehrt war, den Anblick dieser Steinspitzen.

Das Tröpfchen Branntwein hatte uns wieder etwas restaurirt; wir begannen hinabzusteigen; aber gleich bey den ersten Schritten kamen wir auf unüberwindliche Hindernisse. Diese Seite des Berges war vor den herrschenden kalten Winden geschützt, und der Schnee folglich so weich, daß wir tief über die Knie hineinsanken. Die Kleider der jungen Miß wurden durch diesen Schnee bald völlig durchnäßt, und da sie sich um ihre Glieder anlegten, verursachten sie ihr heftigen Frost, und hinderten überdieß ihre Bewegungen. Jeden Augenblick sah sie sich aufgehalten, ohne daß ich ihr helfen oder ihr Ungemach hätte lindern können. Als der Führer diesen Stand der Dinge gewahrte, rief er sich gleichsam selbst zu: „O, du dummer Kerl! Das hätte dir doch schon längst einfallen sollen. Es nützt Alles nichts, die Mamsell muß sich, wie die Weiber hier zu Land, aus ihren Röcken ein Paar Hosen machen." Seit einer Stunde hatten sich die Umstände gewaltig geändert. Die junge Engländerinn vernahm das verpönte Wort ohne erkünsteltes Erröthen, und legte Hand ans Werk, zwar nicht ohne Verlegenheit, aber auch ganz ohne falsche Prüderie. Sie schürzte das vordere Ende ihres Kleides nach hinten hinauf, und befestigte es dort mit einer Nadel, indem sie auf diese Weise eine Art weitbauschiger Pantalons machte, die es ihr verstatteten, wenigstens ohne besondere Schwierigkeiten fortzukommen.

(Der Schluß folgt.)

Dr. Mott über Wien und seine Heilanstalten.

Richmond in Virginien, im April 1842.

(Schluß.)

„In dieser großen und prachtvollen Residenz, einer der schönsten Europa's — einer Stadt, welche seit Jahrhunderten als Mittelpunct der Verfeinerung und Cultur die Augen der bewundernden Welt auf sich gezogen, — wo die Tonkunst ihren Thron aufgeschlagen hat, und wo die ersten Tonkünstler unter kaiserlichem Schutze gelebt und gewirkt haben, — in dieser Stadt haben auch die ernsteren Wissenschaften, namentlich die Heilkunde, eine angemessene Stufe der Vollkommenheit erreicht. — Hier lebt der ausgezeichnetste Augenarzt unserer Zeit, Dr. Jäger, wie auch sein College Dr. Rosas, und nirgends wird das Studium der Augenheilkunde mit größerem Erfolge betrieben, als eben zu Wien. — Jäger's Berühmtheit als Operateur in allen Affectionen der Sehorgane ist unübertroffen. So groß ist der Ruf der durch ihn gegründeten ophthalmisch-chirurgischen Schule, daß Studierende aus allen Ländern sich eigens in Wien aufhalten, um seine Collegia zu hören."

„Das allgemeine Krankenhaus in Wien ist unter allen Anstalten der Art, die ich gesehen habe, diejenige, welche am Vollkommensten geordnet, am Besten gelüftet, und in allen Einzelnheiten am Vortrefflichsten eingerichtet ist." Hier bespricht

der Verfasser mehrere lobens- und nachahmenswerthe Eigenthümlichkeiten, namentlich die Täfelchen mit den Krankheitsgeschichten u. a. m. „Das allgemeine Krankenhaus umfaßt nicht weniger als zwölf große Höfe, und man kann aus der Anzahl der Patienten, die daselbst Unterkunft finden können (4000), auf den Umfang der Anstalt schließen. — Noch befindet sich in Wien ein großes Militärspital, mit einem trefflichen Museum, welches, im Verein mit dem allgemeinen Krankenhause, den Studierenden der Medicin eine höchst willkommene Gelegenheit zur Selbstanschauung und Belehrung geben. — Diese Anstalten stehen mit der Wiener Hochschule, einer der ältesten und berühmtesten Europa's, in Verbindung. Ohne eben durch die Schutznahme eigenthümlicher medicinischer Lehrsätze, oder die Einschlagung neuer Pfade in der praktischen Heilmittellehre bekannt zu seyn, zählt diese Universität ausgezeichnete Lehrer in allen Fächern, und hat in der großen wissenschaftlichen Bewegung unserer Zeit mit den ersten Anstalten dieser Art gleichen Schritt gehalten. Einen Beweis des hohen Rufes, dessen sich diese Hochschule mit Recht erfreut, liefert der Umstand, daß jährlich 600—800 junge Männer, worunter viele Fremde, an derselben Medicin studieren."

„Rühmende Erwähnung verdient das ganz einzige Cabinet von Wachspräparaten, welches mit der Josephin'schen medicinisch-chirurgischen Akademie vereinigt ist. Diese Anstalt verdankt ihre Entstehung der Munificenz Kaiser Joseph II., eines menschenfreundlichen Monarchen, dessen Namen jeder Österreicher mit gerechtem Stolze ausspricht (whom every Austrian is justly proud to name)."

Nach einer gedrängten Beschreibung dieses Museums fährt der Verfasser fort: „Nach meiner Ansicht müßte diese Residenz sich ganz besonders zum Aufenthalt eines Invaliden in den Sommermonaten eignen. Die Stunden würden ihm unmerklich in der Mitte der hier aufgespeicherten Literatur- und Kunstschätze, der trefflichen Gesellschaft und der Unterhaltungen dieser Hauptstadt verfließen. In keiner andern Residenz dürfte er sich so ungestörter Ruhe und Abgeschiedenheit und zugleich der Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens in so hohem Grade erfreuen. — Der veredelnde Einfluß des wahrhaft kaiserl. Schutzes, der hier den schönen Künsten des Lebens zu Theil wurde, hat sich auf segensreiche Weise an den gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnissen geäußert. Und eben dieser Einfluß hat wieder die Entstehung jener trefflichen und allumfassenden Anstalten zum Besten der leidenden Menschheit veranlaßt."

„Unter den hochgestellten Mitgliedern der Wiener Facultät, welche bemüht sind, die Wissenschaft der Heilkunde auf die einzig mögliche Weise — durch Erfahrungen am Krankenbette und Selbstuntersuchung (autoptic examination) zu begründen, dürfen wir den Professor Rokitansky und den Dr. Skoda zu nennen nicht unterlassen. Der Erstgenannte, Professor der pathologischen Anatomie, hat in Benützung jener ausgedehnten Erfahrungen, die ihm seine ämtlichen Verhältnisse an die Hand gaben, und nach mehrjähriger unverdrossener Forschung vor Kurzem ein Werk herausgegeben, welches geeignet ist, eine langgefühlte Lücke in der medicinischen Literatur auszufüllen. Diese Publication, welche die Ergebnisse seines unermüdeten Wirkens und Forschens, die Resultate von mehr als 12,000 Leichenuntersuchungen, und die Theorie einer Unzahl von Krankheitsfällen, deren Gang Professor Rokitansky beobachtet hat, enthält, wird gewiß einen höchst werthvollen Beytrag zur pathologischen und therapeutischen Literatur liefern. Dr. Skoda, jetzt Primarius am allgemeinen Krankenhause, hat nach vieljährigen Studien über die interessanten Gegenstände der Percussion und Auscultation ein sehr gründliches Werk verfaßt, in welchem er die Grundlehren der Akustik zur Erläuterung pathologischer Erscheinungen

anwendet. Die in diesem Buche entwickelten Ansichten sind durchaus auf Beobachtungen gegründet, die der Verfasser an Lebenden gemacht und durch Leichenuntersuchungen bestätigt gefunden hat. Er glaubt die Phänomene des Athemholens, Blutumlaufes, u. s. w. auf die Gesetze der Naturlehre, wie sie an leblosen Körpern beobachtet werden, zurückführen zu können. Es freut mich anzuzeigen, daß mein Freund und Landsmann Dr. Arthur Fisher eben beschäftigt ist, die beyden obenerwähnten trefflichen Werke ins Englische zu übertragen."

„Die Gassen und Häuser Wiens sind im Ganzen schöner als die irgend einer Residenz, die ich gesehen; zwar sind die Palläste der Hauptstadt Frankreichs prachtvoller, und die Tuilerien sind dem Schlosse zu Schönbrunn unbedingt vorzuziehen; allein Wien ist viel reinlicher und zierlicher in seinem allgemeinen Aussehen, und auch viel besser gepflastert, als Paris. Nichts fällt den Reisenden angenehmer auf, als die Anzahl und Ausdehnung der öffentlichen Gärten Wiens, welche als Mittel der Ventilation und Respiration, nebst der außergewöhnlichen Reinlichkeit dieser Hauptstadt, wesentlich zum trefflichen Gesundheitszustande derselben beytragen. — Die innere Stadt ist mit einem Wiesengürtel umfangen, der wirklich als **Cordon sanitaire** zu betrachten ist, und dessen freundliche Baumpflanzungen die Stadt von den Vorstädten scheiden. — Obwohl der kleinste unter den öffentlichen Gärten, trägt doch unstreitig der Volksgarten die Palme davon. An dem mir unvergeßlichen Abende, den ich in diesem Zauberhaine zubrachte, hatte sich die Elite der Wiener Gesellschaft hier vereinigt. Die geschmackvolle Anordnung der farbigen Glaslampen, mit welchen der Garten beleuchtet war, übertraf Alles, was ich mir in dieser Beziehung vorgestellt hatte. Vier zwischen Baumgruppen vertheilte Banden ließen treffliche Musik ertönen, während sich in den Sälen die Tänzer im raschen Walzer bewegten. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher sie sich zu den zauberischen Tönen der ganz eigenthümlichen Tanzweise drehten, war bewunderungswürdig, und ganz geeignet die erforderlich werdende Anwendung chirurgischer Hülfsmittel voraussichtlich zu machen." —

So weit Dr. Mott, dessen allerdings lebhafter Schilderung wir keinen Commentar beyfügen zu dürfen glauben. Wir behalten uns vor, ein andermal weitere Auszüge aus dem Tagebuche dieses gelehrten Reisenden mitzutheilen.

N. B. von Rally.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 2. November zum ersten Male: „Das Schreckensgewebe." Posse in einem Acte, nach dem Französischen, von Hermann.

Ein armer Narr von Ehemann bildet sich ein, daß seine Frau ihm mit Gift nach dem Leben stelle und wird endlich darüber beruhigt; dieß ist **in nuce** der Kern des Stückes, welches einen berüchtigten Prozeß der Neuzeit auf derbe, nicht unwitzige Weise ins Lächerliche zieht. Colin d'Harleville's Wort „**Le poëte comique ne poursuit que les crimes, que la loi ne peut atteindre**" darf freylich bey der Beurtheilung nicht in Anschlag kommen; dann aber wird man die Farce immerhin ergötzlich finden. — Die Aufnahme der von den HH. Findeisen, Fröhlich, Lang und Mad. Frieb-Blumauer recht gut gespielten Kleinigkeit war günstig.

S.

Ein noch ungesühnter Justizmord.

Zu Paris ist vor einigen Wochen eine hochbejahrte Witwe, Namens Lesurgues, gestorben, deren Tod und eine kurz vor demselben Statt gefundene ergreifenden Todtenbettscene, das Andenken an einen schon verschollenen Justizmord, dessen Opfer der Gatte der Verstorbenen gewesen, wieder aufgefrischt hat.

Im vierten Jahre der Republik (1796) wurde eines Abends die Paris-Lyoner Briefpost von vier berittenen Raubmördern angefallen, der Postillion ermordet, und 75,000 Franken in Baarem geraubt. Ein angeblicher Passagier, welcher neben dem Postcourier saß, und ein Spießgeselle der Straßenräuber war, stieß diesen in dem Augenblick, wo seine Genossen den Pferden in die Zügel fielen, mit einem Dolche nieder. Der Vorfall veranlaßte damals — es ist, wie man sieht, schon lange her — einen Criminalprozeß, welcher auch außerhalb Frankreich großes Aufsehen erregte.

Am selben Tage, wo der Raubmord vorfiel, waren vier Berittene in einem Wirthshause eingekehrt, welches unfern von der Gegend lag, wo jener Statt gefunden, und hatten allda bis zum Abende verweilt. Bey einer Habhaftwerdung der Thäter mußte daher, wie auf der flachen Hand lag, die Identificirung derselben durch die Wirthsleute oder deren Hausgesinde nicht schwer seyn.

Unter Mehreren, welche bald darauf eingezogen wurden, befand sich ein gewisser Guesne, welcher jedoch ein alibi durch die untrüglichsten Zeugnisse darthat. Er wurde somit wieder freygelassen, mit dem Bedeuten, am folgenden Tage seine in Beschlag befindlichen Papiere zu holen. Als er dieselben abzuholen ging, begegnete er unterwegs einem Freunde, Namens Lesurgues, welcher sich erbot, ihn zu begleiten, da er eben nichts anderes vorhabe! Lesurgues war ein junger Mann von durchaus unbescholtenem Rufe, welcher von seinen Renten lebte, die 15,000 Fr. jährlich, damals ein sehr beträchtliches Einkommen, ausmachten. In dem Vorzimmer, wo Beyde eine Zeitlang verweilen mußten, ehe die Herausgabe der Papiere erfolgte, befanden sich eben einigr Dienstleute aus dem oben erwähnten Wirthshause, die an demselben Tage als Zeugen in dem eben im Zuge befindlichen Criminalprozesse verhört werden sollen. Diese wähnten in Guesne und Lesurgues zwey von den vier Reitersmännern zu erkennen, und ließen ihren Verdacht sogleich verlauten. Auf ihre beschworene Aussage hin, wurden Beyde zur Haft gebracht, obgleich der Eine, wie erwähnt, sein alibi bereits früher unwidersprechlich dargethan, und der Andere, wie doch Jedermann einleuchten mußte, nicht von freyen Stücken im Gerichtshause erschienen wäre, wenn er im Geringsten bey dem Verbrechen betheiligt gewesen.

Wir müssen, um nicht allzuweitläufig zu werden, uns so kurz als möglich fassen. In jenen entsetzlichen Zeitläuften war jeder Gräuel leicht unternehmbar, auch ein Justizgräuel, wie derjenige, welcher an dem armen, schuldlosen Lesurgues verübt wurde. Obgleich er den entscheidenden Umstand, daß er sich an jenem Tage anderwärts befunden habe, oder mit einem Worte sein alibi aufs unwidersprechlichste darthat, und durch die unverdächtigsten Zeugnisse nachwies, wo er sich fast zu jeder Stunde damals befunden habe, und obgleich die ausgezeichnetsten richterlichen Stimmen sich zu seinen Gunsten erklärten, wurde dem Eid der Wirthshausleute dennoch Glauben beygemessen. Der unheilvolle Wahn derselben war aber durch die auffallende Ähnlichkeit veranlaßt worden, welche der Unglückliche mit einem der Missethäter, Namens Dubosc, hatte, dessen man in der Folge habhaft wurde.

Trotz aller zu Gunsten und für die gänzliche Unschuld des Unglücklichen sprechenden Zeugnisse, trotz der Aussage eines der Raubmörder selbst, welcher noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einige Augenblicke vor seiner Hinrichtung die Schuldlosigkeit des Lesurgues betheuerte, die Namen seiner fünf Spießgesellen angab, und ausdrücklich hinzufügte, einer davon, Namens Dubosc, habe eine täuschende Ähnlichkeit in Zügen und Statur mit Lesurgues, trotz der Aussage einer Freundinn des genannten Dubosc, welche sich der Jury zu Füßen warf, und die Ähnlichkeit des Dubosc mit Lesurgues beschwor, wurde dieser von dem Geschwornengericht zum Tode verurtheilt. Dieser entsetzliche Richterspruch erregte eine außerordentliche Gährung. Das Directorium wurde mit den dringendsten Vorstellungen bestürmt; dieses wandte sich an den gesetzgebenden Körper oder den Rath der Fünfhundert. Letzterer ging aber zur Tagesordnung über, mit dem Bescheid, da Alles in legaler Form vor sich gegangen, so könne ein von einer Jury bereits gefälltes Urtheil, der vorgebrachten Einwände halber, nicht umgestoßen werden. Das Begnadigungsrecht war damals abgeschafft, und so wurde der unglückliche und schuldlose Lesurgues zugleich mit einem der wirklichen Raubmörder hingerichtet, welcher den ganzen Weg entlang unabläßig schrie: »Ich bin schuldig, dieser da aber ist schuldlos.“

Der vier übrigen Missethäter wurde man nach der Hand eines nach dem andern habhaft, endlich auch, sechs Jahre nach der That, des Dubosc, und da stand der entsetzliche Justizmord, welcher verübt worden, vor Aller Augen!

Es ist kaum glaublich und doch buchstäblich wahr: der sonnenklaren Evidenz von dem vor nun 45 Jahren Statt gefundenen Justizmord ungeachtet, sind bis zur Stunde alle Bemühungen der Witwe und der Kinder des Unglücklichen, eine Revision der Sentenz und eine Restauration von dessen Namen zu bewirken, erfolglos geblieben!

Vor einigen Tagen nun ist die Witwe jenes Opfers der Justiz gestorben. Der Sohn und die Tochter, welche an ihrem Todtenbett standen, mußten ihr freylich versprechen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie, was ihr nicht gelungen, die Ehre und den Namen, des schuldloserweise hingemordeten Vaters, durch eine öffentliche Anerkennung seiner Unschuld gesühnt. Unter heißen Thränen haben sie die Zusage geleistet!

F. M.

Notizenblatt.

Der heurige Sommer. Es dürfte unseren Lesern nicht unwillkommen seyn, einen kurzen Überblick der Temperaturgrade einzusehen, wie sie sich während dieses heißen Sommers in Frankreich dargestellt haben. Im Monat May war das Maximum 22 Gr. 5 M. R., das Minimum 8 Gr. 50 M., die mittlere Temperatur 15 Gr. 5 M. Im Juny das Maximum 30 Gr., das Minimum 9 Gr. 5 M., das Mittel 19 Gr. 7 M. Im July das Maximum 25 Gr., das Minimum 10 Gr., das Mittel 17 Gr. 5 M. Im August das Maximum 30 Gr. 6 M., das Minimum 11 Gr. 3 M., das Mittel 20 Gr. 9 M. und im September das Maximum 25 Gr. 2 M., das Minimum 8 Gr. 5 M. und das Mittel 16 Gr. 8 M. — Wie uns ferner französische und holländische Blätter melden, so hat diese ungewöhnliche Sommerhitze die Insecten nicht bloß in unzählbaren Legionen ausgebrütet und ungewöhnlich vermehrt, sondern dieselben auch auf eine Weise entzündet und gehetzt, daß sie sich weit kecker und lästiger als in andern Jahrgängen zeigten, und eine oft todbringende Geißel für Menschen und Thiere wurden. So lasen wir in einem Brabanter Blatte: „Die Wespen sind heuer wahrhaft unleidlich und ihr Stich weit

giftiger, als er sich jemals gezeigt. Einem hiesigen Bauer flog, als er eben das Bierglas an die Lippen setzte, solch ein feindseliges Insect in die Flüssigkeit, die er eben hinabschlürfte, und kam ihm in den Schlund, wo sie alsogleich ihren vergifteten Stachel stecken ließ. Die Folge davon war eine sehr heftige Entzündung, welche unter den martervollsten Schmerzen den Tod herbeyführte, da alle schnell angewandten Mittel fruchtlos blieben. — Einem medicinischen Berichte des französischen Arztes Jules Mascarel zu Folge wurde ein Bauer auf dem Felde, es war im verflossenen September, von einer sogenannten Fleischfliege (mouche carnassière) auf das ärgerlichste behelligt, denn so oft er sie auch vertrieb, kehrte sie immer wieder mit erneuter Keckheit und Unverschämtheit zurück. Zuletzt flog sie ihm in das rechte Ohr, so tief sie nur konnte, hinein, und verursachte ihm ein höchst unangenehmes Gefühl. Er zerquetschte im Zorn das lästige Insect und bohrte mit dem kleinen Finger in die Windung des Ohres, weil er fortan ein unerträgliches Jucken verspürte. Am folgenden Morgen war dieses Ohr im Innern sichtlich entzündet und angeschwollen, und die Schmerzen so heftig, daß er wie ein Wahnsinniger fortlief und bey dem genannten Arzte Abhülfe seines Übels suchte. Mr. Mascarel träufelte ihm Olivenöhl in das kranke Ohr und sondirte mit einer Spatel, worauf er ein Nest oder Gezücht von achtzehn Würmchen hervorzog, welche jene Fleischfliege darin abgesetzt hatte. Die saubere Brut wäre im Stande gewesen, den qualvollsten Tod des Menschen herbeyzuführen, wenn ihm nicht sogleich die nöthige Hülfe zu Theil geworden wäre. 28.

Marinecensus. Dem „Atlas“ zu Folge, hat das englische Parlament den Auftrag erlassen, daß ein Verzeichniß von allen Fahrzeugen aufgenommen werde, welche über fünfzig Tonnen Last haben. Dem zu Folge hat es sich ergeben, daß sich die brittische Handelsflotte auf 14,416 größere Schiffe belaufe. Wenn man nun die königliche Marine und alle Dampfschiffe hinzurechnet, so stellt sich das Resultat heraus, daß Großbritannien mehr Fahrzeuge habe als alle andern Völker zusammengenommen auf dem ganzen Erdenrunde. 28.

Bey Bielefeld, in einem Theile des Teutoburgerwaldes, hat man kürzlich Eisensteinflötze unter sehr interessanten geognostischen Verhältnissen aufgefunden. Diese nicht unbedeutenden Eisenlager würden auch für Deutschland von großem, praktischen Nutzen seyn, wenn es nicht gesetzlich erlaubt wäre, daß England sein Roheisen zollfrey einführe. Ist's also auch hier wieder John Bull, der der deutschen Industrie einen Prügel zwischen die Beine wirft? 9.

Eine Moschee zu Paris. Im sogenannten Quartier Beaujour zu Paris wird in Kurzem der Anfang mit dem Baue einer kleinen Moschee gemacht werden. Die ansehnliche Zunahme von Bekennern des Islams, welche meist aus Algerien kommend längere oder kürzere Zeit in der Hauptstadt verweilen, hat die Regierung zur Unternehmung dieses Baues bewogen. 1.

Schnelle Weltmeersfahrt eines Segelschiffes. Die englische Kriegsfregatte „Vindictive,“ welche vor einiger Zeit aus einem brittischen Hafen nach den chinesischen Gewässern absegelte, legte 32 Tage nach einander Tag für Tag durchschnittlich 246 Meilen, also 7880 Meilen in etwas über Einem Monate zurück. Dann und wann legte sie aber sogar von einem Mittag zum andern gar 300 Knoten (Meilen) zurück. 1.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

222

Montag, den 7. November 1842.

Ein Abenteuer in den Schweizer Pässen.

(Schluß.)

Was Mylord betraf, so war er einzig mit der Sorge um sein Kind beschäftigt. „Oblidgé," sagte er bey jedem Schritte zu mir. „Oblidgé. Mein Himmel, Führer, geht das noch lange so fort?" — „Jetzt sind wir in Sicherheit," entgegnete der Führer, „aber wenden Sie Ihren Blick einmal dorthin, wo unser Weg sonst gegangen wäre!"

Bey diesen Worten des Führers ließen wir einander los, und wie von einem gemeinschaftlichen Impuls beseelt, wandten wir unser Auge nach der bezeichneten Richtung, und standen da, in schweigendes Staunen versunken. Die Wasserhose zerplatzte dort mit furchtbarem Getöse. Dichte Schneewolken schlugen an die Felswände, prallten zurück, fuhren in den Lüften umher, der Sturmwind faßte diese zerstreuten Massen, und schleuderte sie gewaltig an einander, so daß es aussah, als ob alle Winde plötzlich entfesselt seyen, um ein ungeheures Gewölk zu zerreißen. Dieser schreckliche Anblick überwältigte die Gefühle des Engländers; er glaubte seine Tochter so eben einem gräßlichen Tode entgangen; er wandte sich zu ihr hin, um sie an sein Herz zu drücken, aber der bittere Frost hatte sie überwältigt, und sie sank besinnungslos zu Boden.

Ich zog sogleich meinen Rock aus, und wickelte die junge Dame damit ein, während ihr Vater auf mein Geheiß mein Felleisen öffnete, worin sich trockene Wäsche befand, in die wir ihre erstarrten Beine und Füße wickelten. Als sie endlich die Augen wieder aufschlug, und sich in meinen Armen erblickte, erröthete sie. „Es geht schon besser," sagte ich zu Mylord, „wir wollen uns daher auf den Weg machen. Nehmen Sie wieder den Arm des Führers, mein Herr; ich werde Ihre Tochter tragen, bis wir irgend ein Obdach erreichen." Mit schwacher Stimme sagte jetzt die junge Miß: „Dank, mein Herr, gehen Sie, mein Vater, ich bitte Sie." Dabey schlang sie zu gleicher Zeit ihren Arm um meinen Hals, um mir die Last ihres Körpers zu verringern. „Da die Sachen so stehen, und die Mamsell immer schwächer wird," sagte der Führer, „so wollen wir uns rechts wenden; ich weiß da eine Hütte." Wir schlugen diese Richtung ein, und nach etwa zwanzig Minuten fanden wir eine miserable Käsehütte, von der bloß der Schornstein aus dem Schnee hervorragte. Diese Hütten sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hierlands sehr niedrig; der Führer schaffte den Schnee hinweg, machte ein Loch ins Dach, stieg zuerst hinein, nahm mir das halbtodte Mädchen ab, und bald sahen wir uns in diesem Logis beherbergt, dessen Wände aus schwarzen beräucherten Balken bestanden, während der Fußboden durchnäßtes Erdreich war, dessen Beschaffenheit noch deutlich genug anzeigte, daß sie im vorigen Sommer den Herden zum Aufenthalt gedient habe.

Was ohne dieses kleine Breterdach aus unserer jungen Gefährtinn geworden wäre, ist schwer zu bestimmen. Auf das Ungewitter, welches sich in einiger Entfernung von uns entladen hatte, war ein kalter, mit Hagelkörnern vermengter Regen eingetreten, dessen hartgefrorne Tropfen Gesicht und Hände geißelten, und den Blick auf kurze Distanz beschränkten, so daß selbst der Führer nicht genau mehr gewußt hatte, wo wir uns befanden. So leicht auch übrigens die Elfengestalt der jungen Miß seyn mochte, so wäre es mir doch unmöglich gewesen, sie weiter zu tragen; auch konnte mir der Führer keine Hülfe leisten, da die Schwierigkeiten und Gefahren des Weges seine ganze Aufmerksamkeit und völlige Freyheit bey seinen Bewegungen erforderten. Dieß hatte der brave Mann deutlich gefühlt, als er plötzlich ausrief: „Ich weiß eine Hütte!“

Als wir alle Vier hineingestiegen waren, schüttelte er die Thür, hob sie aus den Angeln und legte sie auf den Boden, mit der trockenen Seite nach oben, worauf ich Alles, was mein Reisesack enthielt, darüber legte, um der jungen Miß ein Lager zu bereiten. Stillschweigend, aber in seinem Innern tief erschüttert, legte der Engländer das Haupt des Mädchens auf seinen Arm, während er mit der andern Hand über ihren erstarrten Körper Alles ausbreitete, was wir noch von trockenen Kleidungsstücken übrig hatten.

Unterdessen hatte Felisaz einige Stückchen Holz zusammengesucht, und nachdem er sie über etliche Strohhalme, die er einzeln zwischen den Balken des Daches aufsuchte, geschichtet hatte, zog er sein Feuerzeug aus der Tasche, und sagte, indem er nach Mylord hinblickte: „Fürchten Sie nichts, dießmal ist es nicht für meine Pfeife.“ Ohne daß der arme Teufel es wollte, hatte er mit diesen Worten eine große Bitterkeit gesagt; und bey diesem verdienten Vorwurfe bemerkte ich auf dem Antlitze des Engländers einen Zug der lebhaftesten, innigsten Reue, und eine Röthe überlief seine Wangen. Ein solches Gefühl der Scham bey einem bejahrten Manne hatte in der That etwas Rührendes. Sein Mund blieb zwar stumm, aber in seinen Blicken war deutlich zu lesen, daß er es sich nicht verzieh, unfreundlich gegen einen Menschen gewesen zu seyn, dem er jetzt das Leben seiner Tochter zu verdanken hatte.

Fröhlich knisterte die Flamme auf dem improvisirten Herde, und wir nahmen rund herum Platz. Durch diese wohlthätige Wärme kehrten die Lebenskräfte der jungen Miß wieder zurück; ihr schönes Gesicht erlangte seine vorige Farbe, und mit der Zeit konnte sie auch wieder ihre halberfrornen Glieder bewegen.

Ihre ersten Worte athmeten nichts als Dank für unsere Sorgfalt, und verliehen ihren Zügen eine reizende Anmuth; schon strahlte ihr Gesicht wieder von jugendlich frischem Glanze, mitten in dieser schwarzen Hütte und bey dem erquicklichen Feuer des wohlthätigen Herdes. Mylord überließ sich der leidenschaftlichsten Freude, da er nun völlige Gewißheit hatte, daß seine Tochter ihm wiedergeschenkt sey, und häufige Thränen entquollen seinem Auge, ohne daß er ein Wort hervorbringen konnte. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hand seiner

Tochter los, um die meinige und die des Führers zu drücken, auf welche Auszeichnung Felisaz ganz einfach entgegnete: „Ich sagte es ja gleich, mein guter Herr, daß es nichts zu bedeuten habe.“

Nein! Diese seligen Minuten, wo die Hoffnung wieder auflebt, und die Angst erstirbt, wo das gute Glück in seiner ganzen Lebendigkeit wieder erscheint, wo die Freude das Ufer des Herzens überströmt, sich nach außen ergießt, und mit der Freude der Mitbrüder sich vermischt, nein! diese Minuten sind niemals zu theuer erkauft, und hätte man auch ihretwegen ein paar Stunden lang dem Tod in die Augen gesehen! So manche Lust, so manches Vergnügen habe ich freudlos hingenommen, so manche Rose werde ich noch auf dem Pfade meines Lebens pflücken und sie wieder vergessen, — aber niemals wird aus meiner Seele das Andenken an die Stunde schwinden, die ich in der Schweiz hoch im Gebirge in einer verräucherten Hütte, im tiefen Schnee und beym Rasen des Sturmwindes verlebte!

Unser unermüdlicher und vorsichtiger Führer hatte am Feuer einen Strick gezogen, worauf er unsere Kleider zum Trocknen hängte; jene der jungen Miß waren bereits an ihrem Körper getrocknet, sie hatte das Übrige in Ordnung gebracht und versicherte, daß sie jeden Augenblick weiter gehen könne, wenn es nöthig sey. Durch das Loch im Dache, welches Felisaz noch vergrößert hatte, um unserm Feuer den gehörigen Luftzug zu verschaffen, fiel in diesem Moment ein Strahl der Sonne, welches uns denn völlig beruhigte. „Das deutet auf Kälte,“ sagte der Führer, „der Schnee wird hinlänglich fest seyn. Doch gleichviel! Auch bey diesem Wetter werden meine Schuhe nicht überflüssig seyn.“ Damit meinte er nemlich eine Art von hölzernen Sandalen, die er so eben mit seinem Messer für die junge Dame geschnitzt hatte, deren äußerst schadhafte Fußbekleidung weder der Feuchtigkeit des Schnees, noch weiter unten im Gebirge der Rauhigkeit des Weges hätte Widerstand leisten können. Er befestigte ihr seine Sandalen an den Füßen; wir machten uns zum Aufbruche bereit, und verließen die Hütte, nachdem wir das Feuer mit Schnee ausgelöscht hatten.

Der Abend war bezaubernd schön, aber die eben verflossenen Stunden der Todesangst gaben ihm in unsern Augen eine noch größere Herrlichkeit! Wie sehr stimmte nicht die milde Abendröthe mit der Heiterkeit überein, die in unsern Gemüthern so unsäglichen Drangsalen gefolgt war! Wir fühlten uns an einander gefesselt durch die Erinnerung an die gemeinsame Gefahr und die gemeinsame Hingebung. Die junge Miß hing an meinem Arme; ihr Vater hatte es so gewollt, und es sogar befohlen, da sie aus Bescheidenheit es abgelehnt hatte. Nach Mylords Meinung war dieß eine Rücksicht, die mir von Rechtswegen gebührte; ich schätzte es als eine Gunst, auf die ich eben so viel Werth legte, als ich geheime Wonne dabey empfand. Wir hatten noch drey Viertelstunden zu gehen, dann waren wir gänzlich aus dem Schnee heraus, und Mylord rief mit Enthusiasmus: „**J'etté heureuse, bien beaucoup heureuse, et je remercie Dieu pour cela!**“ Dann zu mir sich wendend sagte er mit Wärme: „**Vos été mon ami, Monsieur! Je n'avé pas d'auter chose que je pouvé dire à vos! Vos, la guide, demandez à moi, et vos obtenez tutte de mon gratitude et de mon affection. Vos été iune excellente, iune digne homme. J'avé mal judgé vos hiér et j'en avé inne grande remords. Fiumez la pipe, mon ami, pour oblidger moi.**“ — „Daran soll es nicht ermangeln,“ antwortete Felisaz, und schlug sogleich Feuer.

Der übrige Theil des Berges war ohne sonderliche Schwierigkeiten; wir trafen gegen neun Uhr Abends in Sixt ein. Dort fanden Mylord und seine Tochter ihr Gepäcke angelangt, und konnten nun endlich Kleider wechseln. Sie ersuchten mich dringend, mit ihnen zu soupiren, und ich schätzte diese Aufmerksamkeit um so mehr, als ich wußte, daß sie nach den Erlebnissen des heutigen Tages sich sehr nach Ruhe sehnen mußten, so wie dieß mit mir der Fall war. Gegen das Ende der Mahlzeit wurde der Führer gerufen; er mußte Platz nehmen und den Wein versuchen. Mylord brachte ihm einen Toast aus, in welchen wir Übrigen herzlich einstimmten, während wir uns bemühten, dem ehrlichen Felisaz zu zeigen, daß es Dienste gebe, die weniger mit Geld als mit Achtung und gefühlvoller Erkenntlichkeit belohnt werden. Dessenungeachtet fand Mylord Gelegenheit, ihm eine Anzahl Goldstücke in die Hand zu drücken, die er natürlicher Weise auch annahm.

Am folgenden Morgen trennte ich mich von Vater und Tochter — um sie nie wieder zu sehen. Aber die Anmuth und Schönheit der jungen Miß, die ich so lange in meinen Armen getragen hatte, bleiben meinem Herzen eingeprägt, und sind das reizendste Souvenir, welches ich aus der Schweiz nach meiner tumultuösen Vaterstadt, nach Paris brachte! —

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 3. November zum ersten Male: „Künstlers Erdenwallen.“ Originallustspiel in fünf Aufzügen, von Julius von Voß.

Der Verfasser des vorstehenden Stückes, der ehemalige königliche preußische Officier und Ritter des militärischen Ordens pour le mérite, ist, wie er selbst zu erzählen pflegte, auf folgende Art zum Beruf eines Poeten und Schriftstellers gelangt: Nach einer Reihe von bunten, wunderlichen Abenteuern in mehreren Ländern Europa's kehrte er in die Heimat und zwar nach Berlin zurück, wo es sich für den Amt- und Vermögenlosen um eine Beschäftigung zum Lebensunterhalte handelte. Lange unschlüssig und schwankend zwischen den drey Berufswegen des Componisten, des Malers und des Schriftstellers, entschloß er sich endlich, das Loos entscheiden zu lassen und an den Knöpfen seines Rockes abzuzählen, zu welchem von den drey Erwerbszweigen er greifen sollte. Der letzte Knopf wies auf den — Schriftsteller hin und Voß ward — Schriftsteller. Die Art, wie er es wurde, schließt zugleich ein, was er als Schriftsteller geleistet und gewirkt hat. Ein Talent ohne Begeisterung, eine Fähigkeit ohne Gesinnung, eine Thätigkeit ohne höheren Zweck, — das ungefähr ist das Facit eines durch und durch verfehlten Lebens, das freudenlos, kummervoll unterging, und nachdem es untergegangen war, keinen tröstenden Nachklang hinterließ. Wer den Verfasser von „Künstlers Erdenwallen“ in seinem Leben, zumal in den letzten Decennien desselben, gekannt hat, der wird gewiß mit mir einstimmen und das traurige Loos eines Mannes beklagen, der mit seltenen Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstet, sein ganzes besseres Selbst in dem Wuste eines unwürdigen Lebens verlor. In dem Menschen ging auch der Künstler, der Dichter unter, und wenn Voß, wie allgemein angenommen wird, in seinem Magister Lämmermeyer sich selbst geschildert hat, so wäre an dem ganzen unseligen Bilde nichts zu bewundern, als die schonungslose moralische Selbstopferung, welche die physische Todes- und Qualenverachtung der hindostanischen Märtyrer bey weitem übertrifft. Ob der Maler vor seinem eigenen Abbilde nicht

erröthet hat, ist mir aus den Annalen seines Lebens nicht bekannt geworden. Zur Ehre des nun Dahingeschiedenen wollen wir indessen annehmen, daß Voß nur die äußere Lage des Magisters, nicht aber seinen Charakter aus dem eigenen Leben entnommen habe. Aus jener, so trost- und hülflos sie auch war, machte er nie ein Geheimniß, und ich erinnere mich sehr wohl, daß Ludwig Devrient, als er nach Iffland's Tode den Magister zum ersten Male spielen sollte, kein besseres Modell für die Umgebung, die Meublirung und die ganze Behausung des Magisters fand, als eben die Wohnung des Verfassers, wohin ihn dieser, behufs der praktischen Studien der Rolle, eingeladen hatte. Devrient hielt sich an die Anweisung seines Vorbildes, und machte durch die unübertreffliche Wahrheit seiner Copie bedeutendes Glück. — Das Lustspiel „Künstlers Erdenwallen" ist vor ungefähr vierzig Jahren erschienen, und hat, nicht etwa seines höchst geringen dramatischen Verdienstes wegen, sondern durch das Spiel Iffland's und Devrient's, zum Theil wohl auch wegen der schneidenden, bis aufs Blut ätzenden Satyre auf gewisse künstlerische und schriftstellerische Zustände oder vielmehr Auswüchse, sich eine Zeit lang auf dem deutschen Repertoire erhalten. Späterhin ist das Ding verschollen und in Vergessenheit gerathen, weil man eben eingesehen hatte, daß das Ganze nicht mehr wahr sey. Meines Erachtens liegt der ganze Fehler und die ganze Unwahrheit des Stückes in dem Titel; denn wenn man sich entschließen wollte, statt der Überschrift „Künstlers Erdenwallen" die richtige „des Lumpen Erdenwallen" zu setzen, so ließe sich kritischerseits gegen die Tendenz des Stückes nichts einwenden. Daß die Lumpen, oder wie man vom Magister Lämmermeyer sagen muß, die schlechten Kerle so sind, wie sie hier im Stücke geschildert werden, das war vor vierzig Jahren eben so wahr, als es heutzutage wahr ist, wo man die Muster zu dem Bilde nirgends weit zu suchen braucht; aber eben so wahr ist es, daß der Ehrenname „Künstler" hier in einer Entweihung gebraucht worden ist, wie sie nur aus dem gallsüchtigen Cynismus eines mit dem Leben wie mit der Kunst gleich zerfallenen Wüstlings hervorgehen konnte. Was hat denn die reine, fromme, heilige Kunst, was hat die Übung derselben, was hat der Beruf zu ihr, was hat das Alles mit jener bodenlosen Gemeinheit und Nichtswürdigkeit der Gesinnung zu thun, die hier, gleichsam als ein unzertrennliches Attribut der Kunst und des Künstlers, rücksichtslos zur Schau getragen wird? Wie kommt der Künstler, wie kommt der von dem Gott in seiner Brust beseelte und beseligte Dichter dazu, mit dem plumpen Gaukler, mit dem feilen, käuflichen, ehrlosen Tagesschmierer in Einem Siebe gesittelt zu werden? Ist es einerley, ob Künstler oder Charlatane die gierige Menge vergnügen, ob Ehrenmänner oder Lotterbuben die Feder führen, — nun so habe man, was man haben wollte, aber man streiche die Namen Kunst und Literatur aus dem Wörterbuche der geistigen Erhebungen aus. Ist es nicht einerley und erkennt man noch einen Unterschied zwischen dem Wahren und dem Falschen, zwischen dem Guten und dem Schlechten an, — nun so gebe man auch der Wahrheit die Ehre, und versündige sich nicht an dem Edlen, wenn man das Unedle mit der wohlverdienten Geißel züchtigte. Der gewöhnliche Verkehr und Sprachgebrauch des Lebens freylich unterscheidet nicht so streng, und vermengt die Begriffe oft auf eine erbarmungswürdige Weise; denn wenn man bedenkt, was da Alles sich Künstler, Literat, Schriftsteller und Kritiker nennt und nennen läßt, so möchte man allerdings versucht werden, die verzerrten Karrikaturen unseres Verfassers für ein fürchterlich ähnliches Abbild der Gegenwart zu nehmen. Aber die Sache ist nicht so, war nicht so, und wird niemals so werden. Daß Kunst, Literatur und Kritik gemißbraucht werden, das sehen wir, Gott

sey's geklagt, alle Tage und eine Abhülfe dagegen ist gewiß das **piissimum desiderium** aller Wohlgesinnten; aber den Mißbrauch, die Entartung einer Sache für die Sache selbst nehmen, und mit der einen auch die andere verwerfen, ist unwahr, frevelhaft. Auch das Heiligste kann gemißbraucht werden; aber ist das Heilige deßwegen minder heilig, weil es gemißbraucht worden?

Wenn wir über den Titel und die darin ausgesprochene Tendenz des Stückes einig geworden, werden wir uns über die Einzelnheiten der Ausführung und zumal über die Charaktere um so leichter verständigen. Karrikaturen werden nur dann erträglich und sogar ergötzlich, wenn sie mit Geist, Humor und — Mäßigung behandelt sind, mithin so, daß das Original mindestens erkennbar bleibt. Die bloße Übertreibung zum Fratzenhaften ist widerwärtig und langweilig. Die Kunst und die Poesie nebst angehängter Kritik werden hier durch die Virtuosinn Tempioni einerseits, und den Herrn Magister Lämmermeyer andererseits vertreten. Von der Künstlerinn Tempioni ist aber in dem ganzen Stücke auch nicht im Entferntesten die Rede; die Künstlerinn ist ganz aus dem Spiele gelassen und man bekommt schlechterdings nichts anderes zu sehen, als eine ganz ordinäre Ränkemacherinn, die aus Charlatanerie, Brotneid, Falschheit und Geldgier zusammengesetzt ist! Auch nicht Eine, nur halbwegs versöhnende Seite der widerwärtigen Erscheinung wird dem Zuschauer sichtbar; selbst was wahr und der Wirklichkeit entsprechend an dem Bilde ist, verschwimmt völlig in diesem Strome von Niedrigkeit. Unser Verfasser, der sich mit „Künstlern" aller Kathegorien, also auch mit dem Kehricht der Kunst und der Literatur zu thun machte, mag dergleichen Virtuosinnen wohl öfter begegnet, folglich aus der Quelle geschöpft haben; allein er hätte seine Erfahrung nicht Einmal als Beyspiel, noch viel weniger als Regel für das Allgemeine aufstellen sollen. Die Charlataninn mag immerhin zum Leben getroffen seyn; die Künstlerinn ist es wahrhaftig nicht. — Noch schlimmer sieht es mit dem männlichen Vertreter der Kunst, dem Herrn Magister Lämmermeyer aus. Einen Menschen, der alles Schlechte und Niedrige begeht, was nur dem weltlichen Gesetze nach vor dem Zuchthause sicher ist, einen solchen Menschen zum Repräsentanten der Poesie, der Literatur und der Kritik aufzustellen, ist in der That eine Rohheit, die beynahe die kritische Würdigung verwirkt hat. Man wende nicht ein, daß hier nur ein Individuum, nicht die Gesamtheit gemeint sey, und daß nur die deutsche Pedanterie überall Repräsentanten einer Gattung suche, wo bloß von einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit die Rede ist. Die Bühne, die Bühnenkunst, wie überhaupt alle Kunst, will und soll im Einzelnen das Allgemeine erfassen, und was nicht von diesem großen Gesamtspiegel reflectirt wird, das ist, poetisch und künstlerisch, niemals wahr gewesen. Die Wirklichkeit bleibe immerhin, wo und wie sie ist; und ist sie schmutzig, so verunreine sie nicht die Schwelle des Tempels, der nur dem Reinen geöffnet ist. Der Schriftstellerstand im lieben deutschen Vaterlande, ist in der Schätzung des Publicums wahrlich nicht so beneidenswerth gestellt, daß er der Demüthigung, der Erniedrigung, ja der Brandmarkung aus der eigenen Mitte bedürfte; die Schaubühne aber ist der letzte Ort, wo die eklen Wundschäden dieses Standes beleuchtet und cauterisirt werden sollten. Gegen das Übel muß ein anderes Gericht einschreiten und das Gericht kann und wird nicht ausbleiben. — Zum Schlusse noch ein Paar Worte über die Form, in der unser Magister in der hiesigen Aufführung einhertrat. Als das Stück auf die Welt kam, erschien der Magister in der Gestalt eines Hallenser oder Jenenser Renommisten, eines jener faulen, liederlichen, nichtsnutzigen Studenten, welche, weil sie im Leben zu nichts sich bequemen wollten oder auch nicht

zu brauchen waren, die Rolle des Bruder Studio über die Universitätsjahre hinaus fortsetzten, eine Gattung von Existenzen, die man nach Art der alten Naturgeschichten in die Rubrik der **nondescripta** setzen mußte. Die Zeit solcher Existenzen ist längst vorüber, aber ihre Erscheinung war wenigstens possirlich, und Iffland und Devrient wußten durch den Humor, mit dem sie jene Gestalt reproducirten, es beynahe vergessen zu machen, welch ein bitterer, unschmackhafter Kern in der närrischen Schale steckte. Bey der hiesigen Aufführung ist der Magister zu einem Literaten, Schriftsteller, Journalisten (oder wie man so einen Burschen nennen will) unserer Tage modernisirt worden; die Kanonenstiefel **cum ceteris** sind ihm ausgezogen worden, und so ist denn weiter nichts übrig geblieben als der literarische Lump, oder wie ich ihn schon oben genannt habe, der schlechte Kerl, der sich für Geld zu Allem gebrauchen läßt. Daß das Stück durch die Metarmorphose nichts gewonnen hat, ist ausgemacht, und da die Aufführung nun auch die Eine komische Wirkung eingebüßt hat, so scheint mir die Mühe jener Modernisirung vergeblich. Am schlimmsten stellt sich die neue Umarbeitung am Schlusse heraus, wo der Magister mit Einem Male und ohne alle Veranlassung aus der Rolle fällt, und eine salbungsreiche, von Moral triefende Rede über falsches und ächtes Künstlerthum hält. Das Stück verliert durch diese vermeintliche Versöhnung und Begütigung seinen letzten Halt, und fällt nun auch dramatisch in das Nichts zusammen, dem es, der Gesinnung und der Tendenz nach, angehört.

Über die Darstellung kann ich mich dießmal kurz fassen. Hr. La Roche mußte schon der Modernisirung der Rolle wegen hinter der Wirkung zurückbleiben, die seine oben erwähnten berühmten, an Humor so reichen Vorgänger erreicht hatten. Was er indessen thun konnte, geschah nach besten Kräften. Auch Mad. Fichtner bemühte sich redlich, wenn auch für die Wirkung des Stückes vergeblich, mit der widerwärtigen Rolle der Tempioni. Die Parthien des Eduard und der Caroline sind keine Anfängerparthien, sondern erfordern geübte, bedächtige und sehr discrete Darsteller, in welchem Allen Hr. Schwarz und Dlle. Schuller ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Mit den übrigen Rollen waren die HH. Wilhelmi, Marr, Herzfeld, Dlle. Zeiner und Mad. Poller zweckmäßig und förderlich betheilt.

F. W.

Notizenblatt.

Homer und die Neuseeländer. Es mag allerdings überraschend und höchst befremdend seyn, in welcher Beziehung der Fürst und Vater der griechischen Dichter zu Neuseelands Bewohnern stehen möge, welche jetzt erst anfangen, sich unter dem Einflusse der christlichen Religion und der bessern Gesittung aus ihrer entsetzlichen Verwilderung empor zu ringen — und doch stehen Homer und die Neuseeländer, namentlich die Anthropophagen, in einer ziemlich nahen Beziehung. Wie uns nemlich Mr. Marden, der brittische Missionär, berichtet, so waren bisher die Menschenfresser jenes Eilands Geistesclaven eines großen Mysticismus, indem sie glaubten, ein Kriegsgefangener verliere in dem Augenblick, als er der Bothmäßigkeit seines Gegners verfällt, die Hälfte seiner Seele, welche in jene seines Siegers übergeht. — Auf ähnliche Weise schreibt Homer in der Ilias:" „Sobald ein Krieger in die Sclaverey geräth, so nimmt Zeus sogleich die Hälfte seiner Seele hinweg." — Die Neuseeländer glauben ferner: „Wenn sie ihren besiegten und ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fangenen Feind auf grausame Weise tödten und sodann verzehren, so geht sein Fleisch in das Fleisch, und die andere Hälfte seiner Seele mit all ihren Eigenschaften und Tugenden in die Seele des Siegers über, und machen ihn um das stärker, vernünftiger, muthiger und besser, als er war." Auf ähnliche Weise lesen wir auch wieder bey Homer: „Als Hector fiel, so ging sein Geist in seinen Überwinder Achilles ein, und diente ihm sofort im Kampfe gegen Troja, gegen die Witwe Andromache und gegen den alten Priamus." — Durch diesen schrecklichen Mysticismus, von dem wir früher keine Ahnung hatten, lassen sich die schaudervollen Gräuelscenen auf Neuseeland erklären, und man muß sich doppelt freuen, daß diese wahnverblendeten Naturföhne allmälig einer bessern moralischen und physischen Lebensbedingung entgegenschreiten. 28.

Dr. Gruby hat auf mikroskopischem Wege eine Entdeckung gemacht, welche in der medicinischen Welt großes Aufsehen erregen soll. Er hat nemlich gefunden, daß das Schwämmchen, jene bekannte Halskrankheit, auch **Soor**, und bey den Franzosen **Muquet** genannt, eine Anhäufung von vegetabilischen Gewächsen sey, welche zum Geschlechte der kryptogamischen Pflanzen gehören. Wer hätte daran gedacht, daß sich in der Mundhöhle und im Verdauungscanal so verderbliche Schmarotzerpflanzen ansetzen, welche einen vollständigen und höchst wunderbaren Bau haben sollen. 28.

Mercantilische Erdumseglung. Von Ostende aus, hat im verflossenen Monat der belgische Handelsbrick „der Graf von Flandern" mit einer Fracht belgischer Industrieerzeugnisse eine Reise um die Erde angetreten, welche zwey Jahre dauern soll. Die an Bord dieses Kauffahrers befindlichen Passagiere entsprechen ganz der Beschaffenheit und Tendenz dieser Erdumseglung; es sind nemlich fünfzehn Commis von mehreren belgischen Industrieetablissements und Handelshäusern. 3.

Französische Galeerensträflinge. Einem so eben erschienenen ämtlichen Ausweis über den Bestand der französischen Bagnos zufolge, betrug die Zahl der in allen zusammen befindlichen Galeerensträflinge zu Anfange des laufenden Jahres in runder Zahl an **7000**, worunter **1861** auf Lebenszeit, und **6** auf **50** bis **60** Jahre verurtheilt sind. **11** darunter sind wegen betrügerischen Bankrots; **5** wegen Bigamie; **6** wegen Meineides; **139** wegen Brandlegung, **116** wegen Falschmünzerey; **18** wegen Elternmord verurtheilt. **1** darunter war ein Schauspieler; **2** waren **hommes de lettres**; **7** Tonkünstler; **27** Professoren und Schullehrer; **39** Proprietairs oder Leute in unabhängigen Umständen. 1.

Theater-Bulletin. Im **Ambigu-Theater** reussirte „**L'Auberge de la Madonne**" eine Rettungskomödie der crassesten Art, von den HH. Hostein und Thavenot. Das Publicum dieser Bühne ist noch an dergleichen Genüssen nicht übersättigt.

Meyerbeer soll außer seinem „**Prophète**" auch eine Oper: „**La Négresse**" fertig haben und schon wieder eine andere: „**Le père Joseph,**" zu componiren anfangen.

In Alessandria hat „**Corrado d'Altamura**" nicht gefallen, woran zum Theil die mangelhafte Ausführung Schuld haben mochte.

„**Saffo,**" von Pacini, fand in Rovigo eine glänzende Aufnahme; die Sängerinn Derancourt feyerte in der Hauptrolle einen förmlichen Triumph. 25.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

223

Dienstag, den 8. November 1842.

Der Brief des Todten.

Novelle von F. Brunold.

Ein junger Mann saß träg und mißmuthig am Steuer eines stolzen Dreymasters. Theilnahmlos schweifte sein Auge über den Mastenwald des Hafens hin. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu; am Quai ward es ruhig und nur aus den nahegelegenen Wirthshäusern schallte wildverworren lärmender Gesang trinkender Matrosen.

Der Capitän trat heran, und den Träumer auf die Schulter klopfend, sagte er: „Wie wär's, Valerian, wenn wir eine Fahrt durch den Hafen machten?“ — „Wozu?“ rief der Gestörte, und stand auf. „Wozu?“ lächelte der stattliche Schiffsregent, „reizt es Sie nicht, die Schönheiten des Hafens in der Nähe zu betrachten? Beym Himmel, es liegt so manche schöne Jungfrau hier uns nahe, um die es sich wohl der Mühe lohnte, ein wenig ins Boot zu steigen. Schauen Sie, hier links uns zunächst liegt die stolze Isabella. Spanien ist ihr Heimatland; der Matrose dort auf der Raae träumt sich zurück nach des Südens Glut; er hört den Springbrunnen rauschen, Castagnettenschlag und Mädchenlieder; schwarzlockige Dirnen tanzen den Fandango, und des Alhambra Bau schimmert im Abendroth! Dort jenes Schiff mit dem schwerfälligen Takelwerk durchschnitt die Wogen des schwarzen Meeres; seine Matrosen sind ächte Söhne der Krimm. Schwermüthige donische Lieder schallen vom Bord herab, und in Gedanken jagt der Matrose auf schaumbedecktem Roß durch die Steppe. Wollen wir durch den Hafen fahren?“

Valerian stand schon bereit; die Worte des Capitäns hatten sein Blut erregt, schnell hinab ging es ins Boot. Die Matrosen ließen die Ruder sich senken und heben, und fort ging es auf spiegelklarem Wasser dahin, von Schiff zu Schiff; hier anlegend, dort grüßend, hier plaudernd, dort still vorüberfahrend. Auf dem Deck eines Neapolitaners ertönte eine Mandoline; der dicht nahe liegende Normann machte sich zur Abfahrt bereit, und während Jener bey seinem Liede des Südens gedachte, sah Dieser im Geiste seine Nordlandsheimat aus den Fluten auftauchen; dort Citronenwälder, hier die Tanne am Torneathal; überall aber Heimat, süße Heimat!

Die Matrosen zogen die Ruder ein, und legten bey einer englischen Brigg

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

an. Man stieg die Auslegtreppe hinauf, und wurde freudig, seemännisch empfangen. Die Seeleute sprachen von ihren Reisen, von ihren Abenteuern, von ihren Aussichten, von ihren Gefahren. Valerian ging auf dem Deck umher; er war ja kein Seemann, nur ein träumender Reisender, von Ennui in Ennui getrieben. Der Sicilianerwein mundete dem Capitän; länger und länger wurde der Aufenthalt, bis endlich Valerian hinabstieg in das Boot, um einsam, langsam sich durch den Hafen zu rudern. Unbemerkt hatte er sich nach einiger Zeit der Mündung des Hafens genähert; der Mond war aufgegangen, still und geheimnißvoll lag die Flut; der Schiffe wurden weniger und weniger, bis er sich plötzlich einsam auf dem Wasser fand. Im Begriffe zurückzukehren sieht er plötzlich leewärts, wie aus der Flut hervorgezaubert, ein Schiff vor sich liegen. Der Mond barg sich hinter zerrissenen Wolken, märchengrausig war's auf dem Schiffe. Valerian ruderte hinan. Kein Matrose war auf der Raae, keine Bootsmannspfeife tönte, kein Capitän ging auf dem Deck umher, kein Segel flatterte und keine Flagge spielte im Windeshauch. Valerian war dicht am Schiffe, neugierigen Blickes schaute er umher, still, menschenleer schien's in dem dunklen Raum. Da trat der Capitän aufs Deck. Mit leichtem zierlichen Anstand schwenkte er grüßend den Hut, reichte mit tiefer Verbeugung dem staunenden Valerian einen Brief in das Boot hinab, grüßte noch einmal mit gewinnender Freundlichkeit, trat zurück, und war im Raume des Schiffes verschwunden. Staunend hielt Valerian den Brief in der Hand; er schaute auf, das Schiff fuhr still geheimnißvoll in das Meer hinaus. Von innerer Angst getrieben, eilte Valerian in den Hafen zurück.

Die Bergkette der Bagherie fing den daherströmenden Sirocco auf; kühl war's im Hafen von Palermo. Valerian, den das Schicksal nach mannigfaltigen Stürmen und Verkettungen hieher verschlagen hatte, stieg aus dem Schiffe, und eilte dem Ufer entlang. Flüchtig streifte sein Blick über die Orangen- und Granatbäume hin, über die Myrthen, Aloen und Lorbeerrosen, die im Glanze der scheidenden Sonne ihm entgegenglänzten. Sein Herz war erregt; beym Auspacken seiner Effecten war ihm jener Brief wieder in die Hände gefallen, den er einst, vor längerer Zeit, auf so geheimnißvolle Weise in jenem norddeutschen Hafen erhalten hatte, und dessen er seit langer Zeit nicht mehr gedacht. Der Addressat des Briefes sollte in Palermo seyn.

Auf der Promenade der Marine war die feine Welt versammelt. Fußgänger, Wagen und Reiter drängten sich, und nur mit Mühe vermochte Valerian sich einen Weg durch die wogende geschmückte Menge zu bahnen. Im Gasthofe angekommen, war sein erstes Geschäft nach Signor Palettrini, auf den der Brief lautete, zu fragen. Der Wirth lächelte, und erst nach einigem Zögern antwortete er: „Monsieur gehen nur heute ins Theater, da werden Sie wohl Gelegenheit finden, Signor Palettrini zu sehen; ob Sie ihn aber sprechen werden, ist eine andere Frage; der Alte ist wunderlich, seine Tochter singt heute.“ Mehr war für den Augenblick von dem Wirth nicht zu erfragen; und da der Anfang des angekündigten Concerts heranrückte, so beeilte sich Valerian, nach dem Theater zu gelangen. Das Haus war gedrängt voll. Die letzten Accorde der Ouverture verhallten, und nach kurzer Zwischenpause trat Rosa Palettrini auf. Der Tumult, der bisher im Theater geherrscht hatte, legte sich plötzlich, tiefe Stille trat ein. Valerian schaute mit tiefem Inte-

resse auf die junge liebenswürdige Künstlerinn, die vom schönsten Jugendglanz umflossen, mit sichtbarer Befangenheit auf die Bühne trat. Sie sang ein einfach italienisches Volkslied, und die Stimme, welcher bey den ersten Tönen die nöthige Festigkeit und Kraft mangelte, entwickelte sich im Laufe des Liedes zu einer Sicherheit und zu einer Schönheit, die bezaubend war, und alle Zuhörer zu dem lebhaftesten Beyfall hinriß. Nach Beendigung des Liedes spielte das Orchester wieder, und während dieser Zeit erfuhr Valerian von seinem Nebenmann Folgendes: Palettrini ist mechanischer Künstler, der sich besonders mit der Erbauung von Automaten abgibt, in deren Innern er gewöhnlich äußerst künstliche Spieluhren anzubringen weiß. Er ist ein eigensinniger finsterer Mensch, der gänzlich abgeschieden in der tiefsten Verborgenheit lebt, Niemand in seine Wohnung läßt, und von dessen Daseyn Palermo überhaupt nur Kunde erhält, wenn er plötzlich unerwartet seine Tochter zwingt, ein Concert zu veranstalten, um durch die Einnahme neue Geldmittel zu seinen mechanischen Erfindungen zu erhalten. Alle Versuche, in seine Wohnung zu dringen, oder die Tochter aus ihrer Verborgenheit herauszuziehen, sind bisher immer durch die List und Ausdauer des Alten und durch ein öfteres, plötzliches Wechseln der Wohnung vereitelt worden. Auch dieß Concert, fügte der Sprecher hinzu, wird nicht ohne irgend eine unerwartete Unterbrechung oder wenn Sie wollen, Abbrechung Statt finden. Palettrini weiß es längst, daß viele unserer jungen Herren nach der Bekanntschaft seiner Rosa brennen, daß sie alle Wege und Ausgänge besetzt halten, um seine jetzige Wohnung zu erkunden; er wird sie Alle anführen.

Jetzt trat Rosa wieder auf. Flüchtig überflog ihr Auge die Versammlung; und wohl die auf sie gerichteten verlangenden und brennenden Blicke der Männerwelt bemerkend, zog eine dunkle Röthe über das sonst bleiche Gesicht, und erst nach merklicher Zögerung begann sie. Aber anstatt von dem Orchester sich begleiten zu lassen, wie allgemein erwartet wurde, und auch den Musikern früher angedeutet worden war, winkte sie zum Stillschweigen, ergriff die fern liegende Mandoline, und einzelne wehmüthige, verhallende Accorde anschlagend, begann sie ein Lied zu singen, in das sie all ihr Glück, ihr Weh und Leid hinein gelegt zu haben schien. Mit jedem Tone schien sie mehr und mehr die Versammlung um sich her zu vergessen. Unbeachtend den Ort, wo sie sich befand, hauchte sie ihren Schmerz, ihre Sehnsucht in Worte aus, bis plötzlich Thränen aus dem Auge ihr drangen, die Mandoline ihren Händen entglitt, und mit lautem, schrillenden Tone auf den Boden fiel. Das Publicum war auf das Tiefste ergriffen. Da huschte der alte Palettrini auf die Bühne, ergriff die weinende Tochter am Arme, und war verschwunden, ehe irgend Jemand aus dem Publicum an ein Einschreiten in dieser Sache denken konnte. Das Concert war aus. Die Zuhörer verliefen sich schreyend und tobend. Alle Nachforschungen nach der Concertgeberinn waren vergeblich. Valerian befand sich wie in einem Zauberkreise gefangen. Rosa hatte einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Es war ihm, als ob alle Sehnsucht, die ihn bisher so ruhelos umhergetrieben, hier erfüllt werden sollte, als ob hier seine Heimat wäre, als ob hier Ruhe, Glück für ihn erblühen sollte. Unmöglich war es ihm, nach seinem Gasthofe zurückzukehren; träumend durchwanderte er die Straßen, immer wieder umlenkend nach dem Theater. Schon nahte die Stunde, wo Nacht und Morgenfrühe mit einander um die Herrschaft kämpfen, wo die Nebel herrschen, und

die Bäume wie schlaftrunken im ersten Frühhauche die Blätter schütteln, und die Vögel auf ihren Zweigen zum Gesange wecken: da traten zwey verhüllte Gestalten aus einer kleinen verborgenen Thür des Theaters, und eilten pfeilschnell die Straße entlang. Valerian hatte die Flüchtigen erkannt, und eilte ihnen nach. Um die Ecke an der Toledostraße biegend, gleitete Rosa aus, und sich den Fuß verrenkend, vermochte sie nicht weiter zu gehen. Der Alte tobte, bat und flehte, aber der Schmerz schien zu groß, Rosa erklärte, nicht weiter gehen zu können. Valerian trat heran, und der Alte in ihm einen Ausländer erkennend, also weniger Entdeckung fürchtend, nahm nach einigem Zögern und mit sichtbarem Verdrusse seine Hülfeleistungen an. Die Tochter sich auf den kräftigen Valerian stützend, vermochte langsam weiter zu gehen, bis sie, nach und nach den Schmerz besiegend, fast ganz frey wieder auftreten konnte. Kaum bemerkte dieß der Alte, so verbat er sich kurz und bestimmt die fernere Begleitung, und die Tochter schnell bey der Hand erfassend, eilte er kurz dankend davon, nach wenigen Augenblicken in ein kleines halbverfallenes Haus verschwindend. Nach einigem Zögern versuchte Valerian, der langsam gefolgt war, in das Haus zu dringen. Niemand ließ sich hören, Niemand öffnete, und Valerian war endlich gezwungen, von seinem Vorhaben abzustehen.

(Der Schluß folgt.)

Oestreich.

Eine Volkshymne*).

Von J. L. Pyrker.

Heil dir, o theures Vaterland!
Dir will zum frohen Zeichen
Stets Ruhm und Glück, aus voller Hand,
Der Herr des Weltalls reichen:
Denn er hat dir auf jeder Flur
Geschmückt die herrliche Natur,
Und treue Völker leben
Dich froh dort zu erheben!

Chor.

Hoch, Östreich hoch,
Es lebe hoch!

---

*) Das nachstehende Lied unseres ehrwürdigen Dichterveteranen Pyrker war ursprünglich für das im September Statt gefundene „Mozartfest" in Salzburg geschrieben und ist, seiner Bestimmung gemäß, als Gelegenheitsgedicht, auf mannigfache Weise veröffentlicht worden. Später fand sich der Verfasser aufgefordert, durch eine Veränderung der letzten zwey Strophen dem Gedichte eine allgemeine Beziehung und die Bestimmung als Volkslied zu geben, ohne Rücksicht auf eine specielle Veranlassung oder Gelegenheit. In dieser neuen Gestalt theilen wir das Gedicht nunmehr unseren Lesern mit.

Die Red.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Meer von Ähren wogt im Wind
Durch deine weiten Gauen,
Und goldenglüh'nde Früchte sind
In Gärten rings zu schauen.
Da grünt die Flur, dort rauscht der Wald,
Wo laut der Vögel Sang erschallt,
Und Rebenhügel winken,
Wie schön die Trauben blinken!

Chor.

Hoch, Östreich hoch,
Es lebe hoch!

Die Schiffe gleiten munter fort
Auf Flüssen, Ström- und Seen,
Wo zahllos hin an ihrem Bord
Die Städt' und Burgen stehen;
Und so ringsher im ganzen Land,
In dem des Menschen Geist und Hand
Gewußt nach allen Seiten
Sich Wohlstand zu bereiten.

Chor.

Hoch, Östreich hoch,
Es lebe hoch!

Wohl hast du viele Völker hier
Vereint im Bruderbunde;
Doch alle hielten fest zu dir,
Droht' einst Gefahr die Stunde.
Und also wird's hier immer seyn:
Denn wahre Liebe, fest und rein,
Wird in dem Reiche wohnen,
Wo Väter-Herrscher thronen.

Chor.

Hoch, Östreich, hoch,
Es lebe hoch!

Auf solltest du, von edlem Blut,
In Deutschlands Völkern ragen:
Als Markmann führtest du die Hut
Schon dort in Roma's Tagen,
Und immer standst du kühn im Feld,
Und gabst noch Muth der bangen Welt,
Als auf den Höh'n, da oben,
Dein Bergvolk sich erhoben.

Chor.

Hoch, Östreich, hoch,
Es lebe hoch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stets hingst du auch mit Ernst und Kraft,
Denn nicht gewohnt zu prahlen,
An wahrer Kunst und Wissenschaft,
Die hell dem Geist' entstrahlen.
So wußtest du, was sich bewährt,
Und all die Freud' im Herzen mehrt
Am Schönen, Guten, Wahren,
Den Deinen zu bewahren.

Chor.

Hoch, Östreich, hoch,
Es lebe hoch!

Drum herrsch' in dir der heit're Sinn:
Er ist dein schönstes Eigen,
Und wird für immer zum Gewinn
Sich deinem Volke zeigen,
Das sich zu Lieb' und Treu' verband
Für Glauben, Fürst und Vaterland;
Es soll in Ruhm und Ehren
Dein Segen ewig währen!

Chor.

Hoch, Östreich hoch,
Es lebe hoch!

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 5. November zum ersten Male: „Pflicht und Liebe." Romantisches Ballet in sechs Tableaux, vom Balletmeister Hrn. Hus.

Die Erfindung dieses neuen choreographischen Productes hat dem Compositeur desselben keine großen Kosten und Anstrengungen verursacht, denn das Ganze ist nicht viel anders als eine allerdings vermehrte, aber darum nicht verbesserte Auflage des alten, unverwüstlichen Stoffes: „Die Fee und der Ritter." Was neu hinzugekommen ist, wie die Geschichte des Zweykampfes, wo der Vater sich für den „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden" Sohn stellt, gibt wohl zu allerley Schaugepränge Anlaß, macht aber die Handlung nicht unterhaltender oder reicher. — Indessen unsere Forderungen an Ballethandlungen sind, seitdem der geschickte Guerra nicht mehr da ist, ansehnlich herabgestimmt worden, und da das heutige Ballet, wenigstens den für die meisten Zuschauer nicht unerheblichen Vorzug hat, daß sehr viel getanzt wird, so mag das Beywerk der Handlung immerhin ohne strengere Kritik mitgehen. — In Beziehung auf die Ausstattung an Decorationen und Costumen war nichts versäumt worden, um die Schaulust des Publicums für den Mangel an dramatischem Interesse zu entschädigen. — Unter den Beschäftigten thaten sich der gewandte und kräftig ausdauernde Carrey und die eben so graziöse als kunstreiche Dlle. Blangy am meisten hervor, obwohl auch die übrigen Mitwirkenden, namentlich die Dlles. Albrier und Ravaglia lobende Erwähnung verdienen.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 5. November zum ersten Male: „Die Memoiren des Teufels.“ Drama in drey Acten nach E. Arago und P. Vermond, von J. Kupelwieser.

Die Pariser Vaudevillisten, welche auf alle brillanten Erscheinungen der Novellenliteratur Jagd machen, konnten natürlich an Soulié's Roman nicht vorübergehen, und bey dessen drastischen Situationen und prägnanter Bühnlichkeit die Hände müßig in den Schooß legen. So entstand denn obige, mit dem Roman gleichnamige Piece, deren Glück auf der Bühne dem Succesſe des Originals in keiner Weise nachstand. Der barocke Einfall, den Clerc eines Advocaten in der Maske des Teufels zum Schutzengel von Damen zu machen, welche durch einen Prozeß um Vermögen und Rang gebracht worden sind, hat allerdings viel Pikantes; ihn im wirklichen Leben durchzuführen, dürfte jedoch schwer möglich, und darum eben auch das Stück kaum zu rechtfertigen seyn, da ja die Bühne ein Spiegel des Lebens seyn sollte. Der deutsche Autor hat in dieser Beziehung einen viel schwierigeren Standpunct als der Franzose, welchem man Alles verzeiht, sobald er nur nicht langweilig ist, während dießseits des Rheines die Anforderungen an den Dichter von allen Seiten herabschneyen wie der Regen Gottes vom Himmel. Der Pariser Dramatiseur darf ohne weiters ein Bischen sonderbar, ein Bischen keck und ein starkes Bischen frivol seyn, und so ist es denn nicht zu wundern, wenn seine Muse durch so viele kosmetische Mittel unterstützt, das furchenlose, heitere und frische Antlitz bewahrt, welches sie, gegenüber von der unserigen, so lachend, so einladend macht! — Doch, um wieder auf unsere Neuigkeit zu kommen, so kann man nicht läugnen, daß sie eine recht interessante Handlung, deren Zuschnitt freylich sehr nach der Novellistik aussieht, mit aller effectvollen scenischen Gestaltung enthält, und sich auch einer moralischen Grundlage erfreut, die volle Anerkennung verdient. Mit den Charakteren sieht es weniger gut aus; denn wenn auch die Spitzbuben durchaus von consequentem Colorite sind, so widern sie doch durch sich selbst an, und die Repräsentanten des edlen Princips haben jeder seine schwache Seite, von welcher man ihn bemängeln kann, so z. B. Robert gleich seine Leichtfertigkeit, Marie, die Art, wie sie sich dem Unbekannten an den Hals wirft, die Baroninn das Entfremden des Porträts u. s. w. von der rabulistischen Denkweise zu geschweigen, mit welcher Robert die beyden Intriguants amnestirt, ungeachtet beyde schwere Verbrechen auf sich haben. Indessen, wie gesagt, das Ganze ist sehr spannend, bühnenwirksam und interessant zu sehen; einmal wieder ein Product, daß der Übertragung nicht unwürdig war; es gefiel auch allgemein und mit Recht. — Um die Aufführung erwarb sich Hr. Nolte das größte Verdienst, er führte die Rolle des Teufels mit einer Gewandtheit, Wärme und Mannigfaltigkeit der Nuancirung durch, welche den Künstler bewiesen, und neuerdings das Bedauern erweckten, diesen trefflichen Darsteller nicht öfters und in einem angemessenen Wirkungskreise beschäftigt zu sehen; Rollen wie heutige lassen den künftigen Meister erwarten. Zu nennen sind noch, als nicht unverdienstlich, die HH. Wimmer, Berstl, Weiß, Feuchtinger, die schätzbare Mad. Arbesser und Dlle. Planer, dann Mad. Klein als Beneficiantinn.

Stbe.

Notizenblatt.

Biographie eines Kauffahrteyfahrzeuges. Ein Glasgower Blatt theilt von einem Kauffahrer, welcher kürzlich im Hafen von Greenock in Schottland

lag, eine Art von Lebensskizze mit, die in der That durch die berichteten Wechselfälle anziehend ist. Der in der brittischen Schiffsansicht und Benennung unverkennbar hervortretende Anthropomorphismus, dem zu Folge das Schiff bald ein weibliches Wesen (she) bald ein männliches (man-of-war), beruht auf tiefen Gründen, und so darf es uns nicht wundern, nicht selten förmlichen Biographien von Kriegs- und Kauffahrteyschiffen, zumal von ersteren zu begegnen. Der vorerwähnte Kauffahrer, ein Fahrzeug zierlichsten Baues, war in seiner Jugend eine Lieblings-Lustyacht Napoleons, und führte den prunkenden Namen: **le grand Empereur.** In einem Zeitpuncte, wo das damalige französische Marineministerium alles was nur von seefähigen Fahrzeugen aufzutreiben war, zusammenzurafen sich bewogen fand, vermuthlich nach der Schlacht von Trafalgar, wurde diese Yacht auf Befehl Napoleons in eine Zehn-Kanonen-Brick metamorphosirt, als welche dieselbe bald darauf von den englischen Kreuzern gekapert und aufgebracht wurde. Nach mannigfachen Wechselschicksalen ist dieses einst so glänzende Fahrzeug mit dem stolzen Namen dermalen ein ehrsamer philisterhafter Kauffahrer geworden, welcher den modesten Namen Thomas führt. **Sic transit gloria mundi,** ruft das Glasgower Blatt aus. **Habent sua fata etiam — naviculae,** fügen wir hinzu. F. M.

Ein Unglückstag. Ein biederer Landwirth aus St. Veit in Oberösterreich erzählte mir, daß er einmal einen sehr verhängnißvollen Tag gehabt, an den er sich nur mit einem unheimlichen Grauen erinnern könne. Um die Mittagszeit kamen nemlich die Schnitter vom Felde, das Mahl einzunehmen, und lehnten ihrer Gewohnheit nach die Sensen, etwa zehn an der Zahl, an eine Wand der offenen Scheuer, um sie nachher wieder mit auf die Äcker zu nehmen. Zur selben Stunde trieb auch der Hirt die Schafherde von der Weide nach Hause. Der Schafstall stand um diese Zeit immer offen, damit die Thiere ohne Aufenthalt untergebracht wurden, aber heute schlug ein heftiger Windstoß die Thüre zu, und so mußte die Herde im Hofraum warten, bis der Hirt sich vordrängte, um die Thüre zu öffnen. Inzwischen aber mußte ein störrischer Widder den Kettenhund gereizt und in Wuth gebracht haben, denn der vierbeinige Haushüter, der nur des Nachts frey im Hausflur herumlief, riß sich gewaltsam los, und fuhr mit brausendem Ungestüm unter die Heerde. Die scheuen, dummen Thiere reißen aus, und laufen über Hals und Kopf der Scheuer zu, werfen die angelehnten Sensen um, und zerschneiden sich jämmerlich. Vierzehn Schafe haben ihre Füße abgeschnitten, drey sich an den Sensenspitzen getödtet; von den 14 Verwundeten mußten 11 Stücke geschlachtet werden, weil sie unheilbar waren. Der Hund hatte sich zweifelsohne an der Greuelscene erschreckt, die er angerichtet hatte, denn er rannte im schnellsten Lauf durch die Scheune, und der Nachbar, der ihn für wüthend hielt und aus vollem Halse schrie, brachte das ganze Dorf in Schreck und Aufruhr. Weiber, Kinder und Feiglinge zogen sich kreischend hinter Riegel und Schloß, einige beherzte Männer aber rückten mit Sensen, Sicheln, Spaten und ein Paar Flinten bewaffnet gegen den Feind, den sie auch mit einem Schusse niederstreckten, ehe ich ihm noch zu Hülfe kommen konnte. Am Abend desselben Tages meldete mir die Viehmagd mit Zittern und Grauen: „Herr! 19 Hühner und Enten liegen todt in der Steige und alle übrigen sind sichtlich todeskrank.“ Da regiert heute der böse Feind, dachte ich, und kalte Schauer liefen mir über den Rücken. Dieser letzte Punct erklärte sich am folgenden Tage auf ganz natürliche Weise: „Wir hatten Giftschwämme mit Milch für die Fliegen ausgestellt, und diese Speise samt den zahllosen Leichen unvorsichtig auf den Düngerhaufen geworfen, wo sie von jenem Geflügel gierig aufgezehrt wurde.“ 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

224

Donnerstag, den 10. November 1842.

Der Brief des Todten.

(Schluß.)

Ein schöner heiterer Herbst lag um Palermo. Einsam war Valerian. Er hatte sich in der Nähe jenes Hauses eingemiethet, um vielleicht so einmal Gelegenheit zu haben, Rosa zu sehen und zu sprechen. Alle Versuche jedoch, offen und frey in das Haus zu dringen, waren bisher vergeblich gewesen, bis endlich sein liebster Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Das Haus, welches er bewohnte, stieß an einen großen Garten, in welchem sich ein alter Thurm befand, den einst die Sarazenen, als sie im Besitze von Palermo waren, erbaut hatten. Diesen Thurm erstieg fast täglich Valerian. Man hatte von ihm aus eine der schönsten Aussichten, Palermo lag zu den Füßen ausgebreitet, und das Meer glänzte weithin in majestätischer Schönheit. Valerian war im Anblicke dieser Herrlichkeiten versunken, da schlugen sanfte Liedesklänge an sein Ohr; es war Rosa's Stimme. Überall umherspähend, den Klängen des Liedes folgend, erblickte er endlich nicht fern von sich in einem Zimmer des nahestehenden Hintergebäudes einer Querstraße die Sängerinn. Eine reich phantastische morgenländische Kleidung umhüllte sie. An den Wänden umher standen unzählige Automaten, Juden, Türken, Mohren, Chinesen u. s. f., die Alle starr und unbeweglich auf die Sängerinn blickten. Jetzt huschte der Alte hinein; wie ein Zauberer berührte er alle Automate, und wie auf einen Wink begannen Alle mit dem Kopfe zu nicken, mit den Händen zu gesticuliren, und im Innern ihres Leibes begannen die Schlagwerke tolle, lustige Walzermelodien aufzuspielen. Der alte Palettrini lachte, tanzte und sprang **umher**, und Rosa ließ die Mandoline aus dem Arme sinken, und weinte bitterlich.

Ein hoher alter Maulbeerbaum stand an dem Thurme, die dicken, starken Zweige ragten hinüber bis zu jenem Zimmer, in welchem Rosa sich befand. Die Blätter schlugen an das Fenster an. Valerian, von Zorn, Liebe, Sehnsucht übermannt, schwang sich auf den Baum, stieg bis zu dem Fenster hinan, und mit gewaltigem kühnen Satze schwang er sich hinein in das offenstehende Fenster.

Nur einen Augenblick war der Alte durch diesen plötzlichen Einbruch wie gelähmt; dann aber sprang er auf Valerian zu, einen kurzen Dolch in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Hand schwingend. Rosa bemerkte das Vorhaben des Alten, und mit heftigem Satze sprang sie auf, den gehobenen Arm des Vaters ergreifend.

Valerian schaute mit innigem Blicke die Jungfrau an, die erröthend die Augen senkte, dann aber wandte er sich zu dem Vater, und den ihm einst so geheimnißvoll übergebenen Brief hervorziehend, sagte er: „Ich bitte meine plötzliche, ungewöhnliche Ankunft zu entschuldigen; da ich aber diesen Brief an Sie abzugeben habe, so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als das eben gebrauchte, wollte ich anders den Brief in die richtigen Hände befördern."

Der Alte, einen Blick auf den Brief werfend, zuckte zusammen, seine Knie schlotterten, und mit tonloser Stimme fragte er: „Woher haben Sie den Brief?" Valerian erzählte mit kurzen Worten den Empfang desselben. Palettrini ward bey jedem Worte bleicher und bleicher, bis er plötzlich zusammenstürzend ausrief: „Die Todten stehen auf!" Die Automaten nickten und schlugen mit den Händen, lustige Walzermelodien ertönten. Der Alte saß zusammengekauert auf dem Sessel; geisterbleich war sein Gesicht, mit matter Stimme sprach er zu der vor ihm knienden Tochter: „Die Todten stehen auf." Mechanisch entfaltete er den Brief, und las, wie abwehrend, die innen stehenden Worte: „Bruder, denk' an Gott; gib die Tochter frey; denk' an das Gericht des Herrn. Dein todter Bruder."

„Ja, ja," rief er zitternd, „ich will dich frey geben, Rosa, du bist nicht meine Tochter. Dein Vater, es war mein Bruder; er und ich, wir liebten Beyde gleich heftig deine Mutter Rosa Taddei, des reichen Goldschmieds Taddei, in der Toledostraße zu Neapel, einzige Tochter. Mein Bruder war ein Seemann, er war der Bevorzugte; ich dagegen, als Mechanikus, der vom Vater Begünstigte. Da ich in dem Hause des Taddei arbeitete, so sah ich täglich die Geliebte, und Haß und Neid gegen meinen Bruder zogen in mein Gemüth. Hierzu kam noch eine unüberwindliche Geldgier, um mechanische Kunstarbeiten in Ausführung bringen zu können. Als mein Bruder wieder in See ging, bot ich mich zum Begleiter an. Wir waren auf offenem Meere; schwarz war die Nacht, die See ging hoch. Mein Bruder und ich saßen einsam am Hinterdeck; da stand er auf, stolperte, ein Stoß von mir, und hinab schlug er in die tobende Flut. Ich kehrte zurück. Aufs Neue begann meine Bewerbung; der Vater war mein Fürsprecher, und wider Erwartung ward mein Wunsch schnell gekrönt. Ich wurde Rosa's Gatte. Der alte Taddei starb, ich ward ein reicher Mann — aber niemals glücklich. Du wardst geboren, deine Mutter starb, und vertraute mir im Tode, daß sie meinem Bruder heimlich vermählt gewesen, daß mein Bruder dein Vater sey. Von dieser Zeit an ward ich nimmer ruhig. Ein unseliger Hang, künstliche Automate zu bilden, überkam mich. Menschen wollte ich bilden. Ich zog mich von Allem zurück, ließ hier in Palermo mich nieder, und erblickte überall meinen sinkenden, mich verfluchenden Bruder. Rosa! du wuchsest heran, und ein Teufel zwang mich, dich einsam zu lassen, alle deine Freuden zu zerstören, und die Musik, die ich selber dich gelehrt, die Stimme, die ein Gott dir gegeben, zu meinen Zwecken zu benützen. Aber geh', geh', genieße das Leben — du bist frey. Die Todten stehen auf, das Märchen vom fliegenden Holländer ist Wahrheit geworden; sein Briefträger stieg nicht längst zum Fenster herein. Ha, ha, ha!"

Ein tolles Lachen schlug der Alte auf. Die Automaten nickten und wackelten mit dem Kopfe, verdrehten die Augen, und streckten die Zungen heraus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine tolle Lustigkeit schien auch sie erfaßt zu haben. Plötzlich schnurrten die Maschinen ab, das Räderwerk war abgelaufen, die Bewegungen hörten auf, die Walzer verstummten, starr, geisterhaft standen die Figuren.

Valerian hatte Rosa's Hand erfaßt, er zog sie nieder auf den Sessel, und sprach mit ihr von den Tagen der Vergangenheit, von der Zukunft, die hell und rosig aus verjährtem Schutte aufzusteigen begann. Und Rosa, in ihrem morgenländischen Kleide, ein Erbstück der Mutter, womit sie gern in ihrer Einsamkeit sich schmückte, lauschte den Worten des Jünglings, dessen sie selbst ja oft seit jenem Morgen gedachte, und dessen Bild vor ihrer Seele schwebte, als sie heute die Mandoline ergriff, um ihren Schmerz dem Liede zu vertrauen.

Ein Schuß fiel in der Nähe. Die Glücklichen schraken auf, sie vermißten den alten Palettrini. Still, geräuschlos hatte er sich entfernt.

Valerian, an Rosa's Hand, suchte nach dem Verschwundenen. Ein Geräusch lockte sie nach dem Dache des Hauses. Der Alte stand auf der äußersten Zinne desselben, und mit starren, von Wahnsinn verzerrten Zügen kletterte er an dem schwindelnden Rande. Valerian wollte hinzu, ihn festzuhalten. Aber der Alte warf einen Blick rückwärts, er erblickte den daherschreitenden Valerian, und von seinem bösen Gewissen getrieben, sprang er hinab — und war todt. Rosa und Valerian wurden ein glückliches Paar. Sie haben Palermo verlassen.

Dem trüben Freund.

Und glaubst du denn, daß die geheimen Wehen,
Die feindlich rauh in deiner Brust erwachten,
Ob du sie auch magst zu verbergen trachten,
Der Freundinn treu besorgtem Blick entgehen?

Der Andern Mitleid magst du stolz verschmähen,
Doch meine Liebe darfst du nicht verachten;
Wie groß die Schmerzen auch, die dich umnachten,
Ich litt genug, um alle zu verstehen!

Allein empfandst du je in dir mit Grauen,
Daß sich die finstern Geister mächt'ger regen,
Wenn sie in Worten sich verkörpert schauen:

Dann will ich gern als stillen Thränensegen
Auf die verschwieg'nen Wunden Balsam thauen
Und schweigend den geliebten Kranken pflegen.

Betty Paoli.

Einige Betrachtungen über die erste allgemeine deutsche Industrieausstellung in Mainz.

Mainz, im October 1842.

Die von dem hiesigen Gewerbvereine veranstaltete, erste deutsche Industrieausstellung, welche die Schaulust vieler Hunderttausende herausforderte und

in so hohem Grade befriedigte, schloß in sich einen so großartigen, stolzen Gedanken ein, daß man nicht ohne begeisterndes Hochgefühl davon reden kann. Deutschland, das vielverhöhnte, vielgedemüthigte Deutschland, das nur zu spät fühlen gelernt, daß es die intelligenteste, gesittetste, mächtigste und geschickteste Nation der Erde umfaßt, dasselbe Deutschland, dessen beste Handels- und Erwerbsquellen so lange vom Auslande vampyrartig ausgesaugt wurden, daß sie der Entkräftung nahe kamen, dieses Land, sage ich, beginnt in den neuesten Decennien sich auf eine Weise zu ermannen und zu kräftigen, daß Europa es mit Staunen und Bewunderung einer moralischen, politischen und industriellen Tüchtigkeit entgegenreifen sieht, die bestimmt ist, auf die Zukunft unseres Welttheils einen entschiedenen Einfluß zu üben. Als eine unmittelbare Folge dieser merkwürdigen Nationalentwickelung war unsere gegenwärtige, allgemeine deutsche Industrieausstellung in Mainz zu betrachten. Wahrlich, wenn man durch diese 25 Säle gewandert ist, und hat diesen Reichthum von vortrefflichen Fabrikserzeugnissen, von denen kein Einziges den Vergleich mit den im Auslande Verfertigten zu scheuen hat, mit einem prüfenden Blick bewundert, so beklagt man nur die Millionen, die ohne Noth bisher für ausländische Stoffe vergeudet wurden und noch werden, während in der Heimat das entschiedenste industrielle und gewerbliche Verdienst oft unanerkannt verschmachten muß. Dieses bittere Gefühl erregte bey mir wenigstens der Besuch der Ausstellung. Möge diese herrliche, unvergleichliche, erste allgemeine deutsche Industrieausstellung der Anfang zu einer besseren Ära für die deutsche Fabriksindustrie werden! Möge Deutschland durch unbedingte und nachhaltige Unterstützung seiner vaterländischen Industrie in Zukunft die Schande ausmerzen, daß es seinen Schweiß viel zu lange an Frankreich, Holland und England verschwendete, daß seine Töchter nur in französischen Stoffen zu glänzen die thörichte Schwachheit hatten. Das Vergangene sey vergessen, aber die Zukunft belebe ein unbedingter industrieller Patriotismus.

Es ist und bleibt ein großer Gedanke, der, wie Klopstock sagt, des Schweißes der Edlen werth, wenn man sieht, wie die Fortschritte, welche die Industrie in unseren Tagen machte, gleichsam verkörpert in glänzenden Bazaren dem Auge vorgeführt werden. Unser goldenes Mainz, die Wiege so vieles Schönen und Edlen, faßte zuerst den großen Gedanken auf, und führte ihn, indem es diese Nationalindustrieausstellung zu Tage brachte, in seiner ganzen Größe aus. — Soll ein Volk heutzutage eine Rolle spielen, soll es wirkend und selbstschaffend, nicht bloß bewundernd und nachbethend, von seinem innern, gefunden Kraft Zeugniß geben, dann bedarf es von Zeit zu Zeit eines begeisternden Gedankens, für dessen Verwirklichung es, im Fall der Noth, Gut und Blut hingibt. Ist es dann von diesem begeisternden Gedanken ganz durchdrungen, dann hat es den gerechtesten Anspruch auf die Bewunderung der Nationen auf die Anerkennung der Geschichte. — Deutschland hat im Jahre 1842 zwey solcher begeisternder Gedanken erfaßt, ich meine den Ausbau des Cölner Domes, und die allgemeine deutsche Industrieausstellung in Mainz. Wie Deutschland mit jenem erhabenen Baue sich nicht bloß ein Denkmal setzen will, das noch in Jahrtausenden mit stummer Donnersprache für seine Nationeneinigkeit rede, sondern wie es in diesem Dome auch ein Machtzeichen nach Außen, fremden Völkern Ehrfurcht gebietend, erstreckt, und wie an ihm die große Parole: „ein Deutschland, so fest wie seine Berge“ zur Wahrheit werden soll, so will es in den Nationalindustrieausstellungen dem Volke Vertrauen zu seiner eigenen Kraft, Zuversicht und Selbstbewußtseyn geben, und jene Liebe zum Fleiße, die mit der Vaterlandsliebe gleichen Ursprungs ist. Die erste deutsche Industrieausstellung bewies, daß unser Volk in Sachen der Industrie, in Sachen des Geschmackes, in Sachen selbstschaffenden Gewerbfleißes längst majorenn ist, denn wie auf einem Christtische liegen sie da, die Gewerbserzeugnisse aus allen Theilen des Vaterlandes, und erfüllen jeden Deutschen, der sich diesem Heiligthume nähert, mit Freude und gerechtem Stolz. Sonderbarerweise war es wieder der freye deutsche Rhein (unsere Rheinstadt), der auf eine feyerliche und denkwürdige Weise durch diese erste deutsche Industrieausstellung das große Wort: „industrielle Emancipation Deutschlands“ verkünden mußte.

(Der Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Großes Musikfest in Wien.

„Judas Maccabäus."

Oratorium in drey Abtheilungen von G. F. Haendel; aufgeführt in der k. k. Winterreitschule von 1000 Individuen.

Wie sehr auch unsere musikalische Gegenwart, im Gährungsprozesse einer neuen Kunstperiode begriffen, die junge Frucht von der alten zu eng gewordenen Hülle zu befreyen trachtet; wie gewaltig auch das freye Element der Poesie den Marmorbau des Scholastischen zu unterwühlen sucht; gut bleibt es denn doch immer von Zeit zu Zeit den Blick nach Abend zu wenden, bevor sich noch der neue Morgen geröthet. Wohl dem Geschlechte, das sich eine neue Heliopolis der Kunst aufbaut; wehe demjenigen, das eine alte verläßt, da es noch nicht an der Zeit. —

Schon erheben sich Stimmen, die Haendel den Mangel dramatischen Fortbildens, grübelnde Beschaulichkeit u. s. w. vorwerfen. Man lasse sich von unserer allerdings verdienstvollen jungen Literatur, die indessen häufig so gründlich phantasirt als ungründlich negirt, nicht irre führen. Gerade Haendel besitzt eine ungewöhnliche dramatische Kraft, die allen seinen Werken zu Grunde liegt, und ihre vollgültige Bestätigung findet in der richtigen Vertheilung der Massen, in der Steigerung der Wirksamkeit über die Katastrophe hinaus, in der Unterordnung des Einzelnen zum Vortheil des Ganzen, im consequenten Festhalten einer poetischen Grundidee, in der characteristischen Färbung der Individualitäten u. a. m.

Und dieß Alles vor Gluck, also zu einer Zeit, wo die Idee des dramatischen Fortflutens im Bühnenwerke noch nicht geläutert war, und unter textlichen Bedingungen, die fast nach jedem Schritte freyen Handelns gleich wieder die Worte in Gläubigkeit, Demuth, Anbethung oder etwa in die Gegensätze dieser Seelenstimmungen umschlagen lassen; des lockern scenischen Gewebes der meisten dieser Oratorien nicht einmal zu gedenken, das sich, wie oft, des Recitativs entweder als Bindungsmittel für vereinzelt dastehende Scenen, oder als Ersatz für gänzlich verschwiegene bedient.

Was in diesem Falle der große Meister Reiches aus dem unerschöpflichen Borne seines Genies schüttete, um Lückenhaftes auszufüllen, Ungerades zu ebnen, Tonlichlebendiges in das Ganze zu bringen, verwechsle man ja nicht mit Stillstand oder müßiger Beschaulichkeit. Epische Breite höchstens dürfte man's nennen; ein Nebengriff, zu welchem endlich alle weitgesponnene, thematische Durchführung mehr oder weniger leitet, wenn sie von Leichtigkeit und Phantasie in Bewegung gesetzt wird. Und wie liebenswürdig bildet sich auch diese Zuthat, selbst wenn sie wie ein bloßes Spiel erscheint, unter der erfinderischen Behaglichkeit Haendel's zu einer seiner interessantesten Eigenthümlichkeiten aus.

Berühren wir hier im Vorbeygehen die langgewundenen, melismatischen Figuren, die in seinen Arien zum Öfteren erscheinen, und ebenfalls einen Gegenstand des Vorwurfs ausmachen, so war dieß eine stereotype Form der Zeit, ihm aufgedrungen, wie Gluck und Mozart andere aufgedrungen wurden, und wie Weber und Spohr wieder andern sich zuwenden müssen. Aber wie beseelt er diese an sich geistlose Form, indem er u. A. seine Melismen, bald als Sing-, bald als Begleitungsfigur, in den reizendsten Alternationen auf den Sprossen der Scala tändelnd auf und abgleiten heißt, oder sie den Launen seines Fundamentalbasses überläßt? Haendel war der Bildner der eigentlichen Passagenarie in Deutschland, aber auch der erste der die imitatorische Begleitung derselben in ein kühneres Spiel zu setzen verstand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und so ließe sich jeder Zug Haendel'scher Physiognomie auf Geist, Schönheit, Genie zurückführen, und ihm, machte man sich's zur Aufgabe, eine dramatische Größe vindiciren, womit man Legionen unserer neueren Oratorien in die Flucht schlagen könnte. Eine Kraft, die um so gediegener ist, je mehr sie sich bloß in der Singstimme concentrirt, und mit den einfachsten Kunstmitteln die größten Wirkungen hervorbringt.

Von dem Manne, der den erhabensten Geistern Vorbild war, und von welchem sein größter Zeitgenosse, Sebastian Bach, sagte: „Das ist der Einzige, den ich sehen möchte, ehe ich sterbe, und der ich seyn möchte, wenn ich nicht der Bach wäre!" von dem möge man in unserer reformsüchtigen Zeit noch immer lernen, wie man ein geschichtliches Bild in Töne bringt, daß es groß, tief, lebendig dem Herzen des Zuhörers sich einpräge, Wurzeln schlage durch edle Popularität und Großartigkeit in den Massen des Volkes, dessen Veredlung nie durch Annäherung an den Zeitgeschmack allein befördert werden kann, wohl aber dadurch, daß diese Annäherung in kräftigster Selbstständigkeit geschieht; stets das höchste Schöne und Gute im Auge, im Herzen, wie es bey unserem großen Altmeister der Fall, an dem „jeder Zoll ein König." —

Betrachten wir flüchtig das uns von der „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates" dießmal gebotene, fast hundertjährige Meisterwerk, so lernen wir abermals diesen unsterblichen Riesengeist in seiner erhabensten Schöpferkraft kennen. Was hat hier der Dichter dem Componisten als rein dramatische Unterlage geboten? So viel als Nichts. Klage — Gebeth; Ermunterung — Gebeth; Sieg — Gebeth. Das ganze Oratorium ist fast nichts als eine Reihe von Bethstunden für Israel, mit einigen eingeschobenen erzählenden Recitativen und detto Privatreflexionen. Der Held vollends steht mit seiner dramatischen Thätigkeit unter Null. Wie geniekräftig, feinfühlend, kunstvollendet hat sich dabey Haendel erst seine Individualitäten herausgebildet; als tröstende und ermunternde Chorführer die beyden Israelitinnen und Simon, als kriegerisch starken Helden den Judas Maccabäus, den er, das ganze Oratorium hindurch, gleichsam mit den Waffen rasseln läßt! Welch eine dramatische Lebendigkeit in den Chören, und wie mannigfach colorirt von der tiefen Nacht der Trauer an, im düstern Eingangschore: „Klagt, Söhne Juda's!" bis zur Lichtflut der Siegeswonne im hellaufklingenden Doppelchore: „Seht, er kömmt, mit Preis gekrönt!" Nur einem solchen Reichthume an neuen und schönen Gedanken, einer solch spielenden Meisterschaft im höchsten, kunstreichsten Style ist es vorbehalten, einen Garten der mannigfaltigsten Blumenschönheit auf diesem einförmigen, und wenig fruchtbaren Boden zu pflanzen. Man vergleiche beyspielsweise nur den Charakter der Arien in der zweyten Abtheilung „Er nahm den Raub den Königen," „Du sinkst, ach armes Israel!" und „Blast die Drommet', erhebt ein Feldgeschrey!" um sich von der Erfindungsfülle und dichterischen Kraft des großen Meisters zu überzeugen. —

Und dieses Werk, ursprünglich sogar sechsundsechzig Nummern enthaltend, dessen musikalische Schönheiten und Meisterzüge allein schon den Werth mancher Partiturensammlungen aufwiegen, hat der große Haendel, wie sein zu London als Schatz bewahrtes Originalmanuscript besagt, vom 9. July bis 11. August 1746 geschrieben *), also in einem einzigen Monate! O „Hugenotten!" O „Prophet!" —

*) Und zwar fünf Jahre nach, nicht vor dem „Messias," wie es irrig in der Vorerinnerung zum ausgegebenen Textbüchlein heißt; da dieses erhabenste unter seinen 26 Oratorien schon im Jahre 1741 componirt wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Aufführung dieses Oratoriums blieb, bey sonst gleichen Chor- und Orchesterkräften, hinter den früheren musikfestlichen Productionen an Präcision, Sicherheit und Wirkung entschieden zurück. Den Ehrenplatz behauptete die im Oratoriumgesange stets ausgezeichnete Mad. van Hasselt-Barth — Sopran; auch Dlle. Therese Schwarz — Alt, entsprach den Forderungen, die man an eine schöne Stimme und einen ruhigen, klartragenden Gesang stellen durfte. Hrn. Hölzl — Baß, fehlte es nicht an richtiger Auffassung und Kraft. Doch paßt ein zu italienischen Manieren sich neigender Bariton wenig zu diesem kernfesten Style, und diese Stimmlage nöthigt überdieß zu Punctirungen, die höchst unerfreulich. In keiner Beziehung gewachsen seiner — freylich schnell übernommenen — Aufgabe zeigte sich Hr. Erl — Tenor, dem der unerbittlich-strenge Haendel im deutschgewaltigen Style den Ulyssesbogen gereicht hatte, an welchem der Sänger seine Kräfte erproben lernt.

Carl Kunt.

Notizenblatt.

Der unfreywillige Gast. Zu Paris trat vor Kurzem ein Herr in eine auf dem **Boulevard du Temple** gelegene Restauration, um sein Diner da zu halten. Es war schon fast sieben Uhr, alle Tische waren voll besetzt, und nur an einem einzigen noch hinreichend Platz für mehrere Couverts, obschon er nur für einen einzelnen, daran sitzenden Engländer gedeckt war. Er näherte sich diesem, und ersuchte ihn höflich um die Erlaubniß, sich an seinem Tische niederlassen zu dürfen. — „**Je voulais bien très volontiers,**“ versetzte dieser im bekannten englisch-französischen Jargon. Auf diesen bejahenden Bescheid ließ sich der Franzose nieder und verzehrte sein Mahl, ohne daß der Sohn Albions weiter die geringste Notiz von ihm nahm. Dieser stand, nachdem er fertig war, auf, und begab sich zum Comptoir, um seine Rechnung zu bezahlen. Gleich darauf kam der Aufwärter, welcher den Franzosen bediente, zu diesem, und fragte, ob ihm vielleicht noch irgend etwas anstünde, weil Mylord die Rechnung für Beyde zahle, und somit die neue Schüssel gleich darin mitbegriffen werden könnte. „Was!“ rief der Franzose aus, „er will meine Karte zahlen, ist er toll?“ sprang auf und eilte zum Comptoir hin, woran der Engländer gleichgültig seine Zähne stochernd stand. — „Mylord,“ sagte sein Tischgenosse zu ihm, „ich danke Ihnen, daß Sie mir gefälligst einen Theil Ihrer Tafel eingeräumt, das war aber hinreichend, und ich bitte mir zu erlauben, meine Rechnung selber zahlen zu dürfen.“ — „Mein Herr,“ erwiederte der Andere, „ich erlaube es nicht. Ich kenne die Gesetze der Gastfreundschaft, und will Ihnen beweisen, daß selbe bey uns in England besser als in Frankreich gehandhabt werden. Sie haben an meinem Tische gespeist, und so wahr ich *** heiße, werde ich Ihre Rechnung zahlen.“ Es entspann sich nun ein scharfer Wortwechsel; der englische Sonderling gerieth in Harnisch, der Franzose lachte, beharrte aber bey seiner Weigerung, sich frey halten zu lassen. Endlich versetzte der Engländer erbittert über das spöttische Lachen des Franzmannes demselben mit geballter Faust einen ächten Borerschlag auf den Bauch. Ergrimmt darob, ergriff dieser die erste beste Flasche, die bey der Hand war, und zerschlug sie an dem Kopfe seines Angreifers. Durch den nun herbeyeilenden Wirth wurden die Raufenden getrennt. Das Gericht, vor welchem die Sache von dem Engländer, welcher bey der Balgerey am übelsten weggekommen war, anhängig gemacht wurde, bedeutete demselben, da er eigentlich den Streit nicht nur veranlaßt, sondern zuerst dreingeschlagen habe, so dürfe er die Schuld von dem, was ihm begegnet, nur sich selber beymessen. Dem

Verklagten ertheilte es andererseits einen derben Verweis, daß er sich selbst durch die ihm widerfahrene Provocation eines Schlages zu einer Repressalie habe hinreißen lassen, welche sehr leicht den Tod seines Gegners hätte zur Folge haben können. Und eben darob wurde er für schuldig befunden, und zu einer Geldstrafe von 150 Franken und zu den Gerichtskosten verurtheilt. 1.

Tod durch Sauerampfer. Dem „Journal de Seine et Oise" zu Folge, ist kürzlich der Friedensrichter von Montfort l'Amoury nach dem Genuß einer Sauerampfersauce gestorben, welche ohne Zweifel in einem nicht- oder schlecht verzinnten Kupfergeschirre bereitet worden ist. Drey andere Personen, die mit ihm gegessen hatten, sind sehr schwer erkrankt, aber doch mit dem Leben davon gekommen. 28.

Das Karthäuserkloster bey Valbonne, im Departement Gard, ist aufs Neue wieder von einer ruchlosen Räuberbande überfallen und zum Theil ausgeplündert worden. Die Mönche sollen sich sehr wacker vertheidigt und die Missethäter endlich in die Flucht geschlagen haben; indeß ist einer der frommen Männer von den rohen Banditen nicht bloß mißhandelt, sondern auch sehr gefährlich verletzt worden. 9.

Mr. Stroles, ein Pächter zu Findsbury bey Rochester in Kent in England, ist von einem seiner eigenen Wachhunde, einem tüchtigen Bullenbeißer, feindlich angefallen und nach einem verzweiflungsvollen Kampfe auch getödtet worden. Der wilde Hund hat seinem Herrn die Kehle zerrissen, ehe man ihm noch zu Hülfe kommen konnte. Da man gegründete Vermuthung hatte, das Thier könne toll seyn, so wurde es auch auf der Stelle niedergeschlagen. 28.

Modebericht.

Die Sammtcapotes werden im kommenden Winter eine große Beliebtheit erhalten; schwarz, grün, scabiosafarbig sind die vorzüglichsten Nuancen, und auch Schlupfen vom nemlichen Stoffe werden als Aufputz angewendet. Die Bänder dazu sind gewölkt, broschirt, velourirt; müssen sich jedoch stets durch Neuheit auszeichnen.

Sehr elegant werden Capothüte von rosa- oder citronfarbigem Sammt, inwendig mit Bouillons von Blonden seyn; ihre einzige Verzierung ist eine Schlupfe von Atlasband.

Die Coiffure „Rachel" ist etwas ganz Neues; sie besteht aus einer Resilla von Gold und granatfarbigem Sammt, mit sehr langen, zu beyden Seiten herabfallenden Spitzen, die in lange, bis an den Gürtel reichende Eicheln von Gold endigen. Diese Mode ist zu großer Parure, besonders des Abends bestimmt.

Ungeachtet der großen Verbreitung des Camail sieht man doch noch viele Echarpes von Sammt, auch viele Mäntel von schwarzem Atlas oder Sammt; der letztere aber ist sehr herabgekommen, nemlich zum Negligee, zu Spaziergängen u. dgl. Man trägt dazu kleine Krägen mit prächtiger Stickerey und entre-deux von Valenciennes, welche sehr niedlich lassen und dabey doch eine Miene von Distinction gewähren. 6.

Modebild XXXXV.

Ein Camail von schwarzem Atlas mit Sammt besetzt. Ein Kleid von blauem Gros grain mit Spitzen. Nach Originalen von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Rosa Atlashut mit Federn. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

225

Freytag, den 11. November 1842.

Das Lustspiel zu Pferde.

Von J. Duesberg.

Man hat eine berühmte Beschreibung des Pferdes von Buffon, die in allen Schulbüchern zu finden ist; da heißt es unter andern: „Das Pferd ist so unerschrocken wie sein Herr; es sieht die Gefahr und bietet ihr Trotz.“ Buffon wiederholt verjährte Vorurtheile; wenn man ihn darüber zu Rede gestellt hätte, hätte er antworten können, was Arnal — ich weiß nicht mehr in welcher Farce — zu einer ehemaligen Tänzerinn sagt, die noch immer für eine schöne Frau gelten will: „Ich habe das schon von meiner Großmutter gehört.“ Das muthige Thier, wie es Buffon nennt, fährt beym geringsten Geräusche zusammen, vor einer Windmühle nimmt es Reißaus. Das Klirren der Waffen, das Krachen der Kanonen ängstigt es und treibt es voran in wildem Schrecken. Man braucht nur in den Casernen zu sehen, welche Mühe man hat, das kriegerische Roß an das Knallen der Pistolen zu gewöhnen. Das Pferd läßt sich zu vielerley abrichten. **Partisan, Capitaine, Topaz** kann man jeden Tag im **Cirque olympique** nach der Musik tanzen sehen; sie machen dem Talente des Hrn. Baucher alle Ehre an. Um sie dahin zu bringen, braucht man viel Geduld, eine Peitsche und Zucker. Es ist unglaublich, welche Menge Zucker bey Franconi's hippischen Lehrstunden verbraucht wird. Bey manchem Kunststücke liegt noch Charlatanerie zum Grunde. In einem Mimo-Drama, „**Gerard en Nevers,**“ ist der Held verliebt, und hat viel an seiner Liebe zu leiden. Sein treues Roß soll gleichfalls trauern, aus Sympathie für seinen Herrn. Dieser läßt ihm Hafer reichen, allein es wendet sich verächtlich ab, und die Zuschauer sind außer sich. Die Sache geht aber ganz natürlich zu: die Krippe ist inwendig voll Nadelspitzen, an denen sich das Thier die Zunge aufgerissen, wenn es versucht hätte, zu fressen. Somit lassen sich dem Pferde gewisse Fähigkeiten nicht absprechen; allein man hat auch hier übertrieben. Auch ist bey ihm das Gehirn im Verhältniß zum Körper von geringem Umfange, und nicht größer als das eines Neufoundländer Hundes.

In der Galanterie spielt das Reiten eine bedeutende Rolle: das Pferd ist für den Mann, was der Tanzsaal für das Mädchen, sagt Jean Paul, wenn ich nicht irre. Gar manches Herz ist im Galoppe eingenommen worden. Im Mittelalter trieb man die Reitkünste sehr weit. In den Tournieren, Car-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

roussels, Ringstechen und ähnlichen Belustigungen war einer der Hauptzwecke, den Damen zu gefallen; da gab es eine Menge Exercitien, wie die Passado die Pesade, die Croupade, die Capriole u. A. m., die kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Es hat aber mit solchen Verführungskünsten seine Gefahr. Der Dandy, der neben einer Calesche caracolirt, muß seiner Sache sehr gewiß seyn, das geringste Zeichen von Verlegenheit, die geringste falsche Bewegung bey einem unvorhergesehenen Satze des Thieres machen den Reiter lächerlich.

Zum Beweise stehe hier eine Anekdote. Im Jahre 1834 hielt sich eine junge irländische Miß, die seitdem einen Prinzen von königlichem Geblüte geheirathet, zu Paris auf. Einer der fashionablesten Löwen zu jener Zeit schien ihr den Hof machen zu wollen. Miß saß trefflich zu Pferde, und ein alter Gentleman, ihr Vormund, der die Bewerbungen des jungen Herrn ungern sah, nahm seine Zuflucht zu folgender List: er lud ihn zu einem Spazierritt, und als sie am Eingange der Champs élysées angelangt waren, setzte er die Pferde in Galopp. Die Miß und der Vormund, welche trefflich beritten waren, ließen den Löwen bald hinter sich, das Thier, wie vorherzusehen, fing an, unruhig zu werden, schüttelte ungeduldig die Mähne, schnaubte und wieherte, und ging endlich durch, und bald sah man den armen Fashionable wie einen Blitz vorüber schießen, auf den Hals seines Renners hingestreckt, mit den Händen sich an die Mähnen klammernd, die Füße aus den Steigbügeln, in einer so grotesken Stellung, daß die junge Miß laut auflachte. Der alte Vormund schmunzelte schadenfroh, er wußte wohl, daß ein Mann, über den man gelacht hat, nicht mehr gefährlich ist.

Ist auch das Reiten mit mancherley Unannehmlichkeiten verknüpft, so hat es anderseits, abgesehen von dem Vergnügen, das es gewährt, einen äußerst günstigen Einfluß auf die Gesundheit. Schon Hippocrates hat es gesagt, dem man übrigens nicht Alles glauben kann; seine vernünftigste Lebensregel hat mir immer die geschienen, der Mensch müsse sich wenigstens einmal im Monat einen Haarbeutel trinken. Sydenham meint: Wenn ein Arzt ein so heilsames Mittel kennte, als das Reiten, und es geheim hielte, so würde er in Kurzem ein reicher Mann werden. Den Literaten ist es bey ihrer sitzenden Lebensweise besonders zu empfehlen. Man hat längst die Bemerkung gemacht, daß Stallmeister gewöhnlich ein hohes Alter erreichen, und es ist sehr zu vermuthen, daß Methusalem ein leidenschaftlicher Reiter gewesen. In diesem Falle hätte er das Reiten erfunden. Virgil berichtet, die Lapithen hätten zuerst die Ungethüme gebändigt, dem Lucan zu Folge waren es die Magneter. Beyde schöpfen aus griechischen Quellen. Athen und Olympia hatten ihren Jockeyclubbs. Xenophon, der berühmte Feldherr, schrieb den ersten Tractat über die Reitkunst. Der Sattel wurde erst viel später erfunden. Constantin der Jüngere soll, als er sich zum ersten Mal desselben bediente, vom Pferde gefallen seyn. Das Mittelalter hat uns keine Schrift über die edle Kunst hinterlassen, seitdem aber sind deren eine Menge zum Vorschein gekommen, die sich aber größtentheils widersprechen. Nur in einem Puncte stimmen Alle überein: der Reiter dürfe nicht sitzen, sondern müsse schnurstracks in den Bügeln stehen, was eben keine sehr bequeme Stellung ist. Der Grund dieser fatalen Regel ist, für die Truppen wenigstens, in der Nothwendigkeit zu suchen, aufrecht zu stehen, um dem Anprallen der Lanze zu widerstehen. Gaspard de Saunier war der erste Stallmeister, welcher den Reitern erlaubte, sich zu setzen.

Die edle Kunst stand von jeher in Frankreich, zumal beym Adel, in großem Ansehen. In Paris und in den ansehnlichsten Städten von Frankreich befanden sich mehrere Reitschulen, die man Akademien nannte, und welche unter der Leitung des Großstallmeisters von Frankreich standen. Ludwig XIV. stiftete die Schule zu Versailles, wo man 5 bis 600 Pferde von allen möglichen Racen und Ländern vereinigte. Alle Stellen in der sogenannten Grande Ecurie gehörten ausschließlich dem hohen Adel. Die Vorsteher der Reitschulen oder Akademien mußten adeliger Abkunft seyn, und hatten den Titel: königlicher Stallmeister. Die berühmtesten Reiter aus jenen Zeiten sind sämtlich von Adel. Heutzutage hat die französische Armee einige eminente Männer in diesem Fache aufzuweisen, die gleichfalls von Adel sind, wie der Marquis von Oudinot, der berühmteste von Allen, dann die HH. de Pointe, de Rochefort ꝛc. Die Stallmeister von Ruf zu Paris sind: Baucher, Jules Pellier, d'Aure, O'Gherty, Weber, Kunzmann, Langlois, Leblanc ꝛc.

Napoleon suchte der Reitkunst ihren aristokratischen Glanz wieder zu geben. Seine Stallmeister wählte er ausschließlich unter den Generalen oder unter Altadeligen. Zum Director der kaiserlichen Reitschule ernannte er den Marquis von Sourdis. Heutzutage ist die edle Kunst im Verfall. Die königliche Reitschule zu Paris wurde 1828 aufgehoben, die Schule zu Versailles 1830; die Anglomanie hat die alten Lehren umgestürzt; man hat den Grundsatz aufgestellt, der Mensch könne von Natur aus reiten. Der Groom ist das Ideal des Reiters geworden. Ein Fashionable im Gehölze von Boulogne erinnert durch seine Haltung zu Pferde an ein querliegendes >.

Die Hippiatrik hat ihre Literatur, die nicht unbedeutend ist; sie zählt schier 200 Werke und Abhandlungen. Der älteste Schriftsteller ist ein Edelmann aus Ferrara, Cäsar Fiaschi, dessen Buch 1589 erschien. Sein System gründete sich auf die Anwendung der Musik zur Dressur der Pferde. Die verschiedenen Gänge wurden durch eine Art Cavatine von seiner Composition angedeutet: der Text ist kurz beysammen, und beschränkt sich auf die Worte: Ha! ha! ha! wenn man anders dieß Worte nennen kann. Nach den Melodien des Signor Fiaschi zu urtheilen, gebrauchte er sie als Strafmittel; es ist recht eigentlich eine Pferdemusik.

In Frankreich finden wir unter den hiehergehörigen Schriftstellern zuerst Hrn. von Labroue, Stallmeister Heinrichs IV., dann kam Hr. von Pluvinel, der einen Tractat in Form eines Gespräches zwischen ihm und seinem Zöglinge Ludwig XIII. hinterlassen. Nach ihm erschienen eine Menge Autoren in diesem Fache. Jeder Stallmeister von einigem Rufe machte es sich zur Ehrensache, als Schriftsteller aufzutreten. Bey der Mannigfaltigkeit der Lehren und Systeme, die sich zum Theil widersprachen, entstand ein wahrer babylonischer Thurmbau. Die berühmtesten und angesehensten unter diesen Schriftstellern waren lange die HH. von Montfaucon und von la Guérinière. In den meisten Werken herrscht ein gar naiver und gutmüthiger Ton. Hr. von Pluvinel ist ein Lafontaine in seiner Art. Er stellt die Behauptung auf, die Reitkunst sey sehr dazu geignet, den Geist zu bilden und die Quelle aller Tugenden; ja, er schreibt ihr eine wunderbare Kraft zu, die nemlich, die Wahrheit zu den Ohren der Könige gelangen zu lassen. „Wollte ich auch," sagte er zum Könige, „Euer Majestät in meinem Unterrichte schmeicheln, so würde

ich die Schande erleben, daß mich ein Thier ohne Vernunft der Lüge zeihte.“ Indeß läßt er es an übertriebenen Lobsprüchen der Talente seines königlichen Schülers nicht fehlen, und bedient sich gewöhnlich der allerunterthänigsten Formeln.

Ein Stallmeister aus den Zeiten der französischen Republik sagt in einer Abhandlung über die Reitkunst für Frauen: Gattinnen, Mütter, Sie Alle, die nach meinen Grundsätzen reiten werden, Sie haben fortan keine Gefahr mehr zu befürchten. Der Ihnen diese Lehren gibt, ist ein Gatte, der noch immer in seine Frau verliebt ist, ein Vater, der Freund seiner Kinder, er war Patriot lange vor Gründung unserer französischen Republik, und er wird in Frieden sterben ꝛc. Die bekanntesten Autoren in diesem Falle aus den letzten zwölf Jahren sind die HH. Baucher, Aubert, Vicomte d'Aure und Graf von Breves.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Betrachtungen über die erste allgemeine deutsche Industrieausstellung in Mainz.

Mainz, im October 1842.

(Schluß.)

Gehen wir etwas näher auf unser Thema ein. Die Ausstellung befand sich in dem ehemaligen deutschen Hause, dem jetzigen großherzoglichen Palais. Es sind dieselben Räume, in denen früher ein deutsches Ordenscapitel thronte, sie sind jetzt sehr üppig mit den Früchten deutschen Gewerbfleißes ausgestattet, daß kaum die Schätze dieses reichen Ordens hinreichen möchten, diese Goldgruben vaterländischer Industrie auszukaufen. Auch ist das Palais, worin sich diese deutsche Industrieausstellung befindet, durch den Aufenthalt Napoleons berühmt geworden. Hier hat er geweilt, ehe er seinen Riesenzug nach Rußland antrat, hier schweiften seine Blicke über den majestätischen Rhein, ehe er auf die berühmt gewordenen Schlachtfelder eilte. Diese Räume, die so manches gekrönte und fürstliche Haupt beherbergten, dienen jetzt den Repräsentanten deutscher Industrie zum zeitigen Aufenthalte. Und wahrlich, auch nur ein Pallast kann würdig erscheinen, diese industriellen Repräsentanten aus Österreich, Preußen, Sachsen, Würtemberg, aus Nassau, Baden, den beyden Hessen, aus Böhmen, Bayern, Hannover, Braunschweig ꝛc., aufzunehmen; es liegt darin ein schöner Beweis der Anerkennung und Achtung, welche man für die deutsche Industrie hegt. Der Glanzpunct in dieser großen Reihe von Sälen blieb immerhin der Hauptsaal des Palais, also Nro. 5 der Ausstellungssäle. Hier haftet der Blick des Beschauers bald auf den ausgestellten Gegenständen in stiller Bewunderung, bald schweift er zum Plafond empor, um sich an den glühenden Farben eines Frescogemäldes zu ergötzen, das fast die ganze Länge und Breite der Decke einnimmt, bald streift er an den reichverzierten Wänden hin, um zu den ausgestellten Schätzen zurückzukehren. Der Salon an und für sich verdiente wegen seiner architectonischen Schönheit und geschmackvollen reichen Verzierungen in Gold und Stuckatur eine eigene Beschreibung; wir bemerken aber hier bloß, daß an der Wand rechts ein lebensgroßes Gemälde des deutschen Ritterordens angebracht ist, der dieses Palais gründete, so wie, daß diesem Bilde gegenüber links, das gleichfalls lebensgroße Bildniß des Mainzer Churfürsten Elz erscheint, der den vom erstern begonnenen Bau vollendete. Ehe man aber in das Palais oder in die fünfundzwanzig Ausstellungssäle tritt, kömmt man in den Pavillon, der im Hofe des Palais errichtet ist, 100 Fuß lang, und der die Bestimmung hat, die schweren, umfangreichen Gegenstände aufzunehmen. Hier prangt der deutsche Maschinenbau in seiner Glorie; vor al-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lem wird unser Blick von einem jener Feuerrosse, die gleich infernalischen Ungeheuern die Länder durchschlagen, gefesselt, oder, mit andern Worten, wir stehen vor einer Locomotive aus der Maschinenfabrik Keßler und Martiensen in Carlsruhe; dieselbe, ein wahres Prachtwerk in Bezug auf gediegene Arbeit und Größe, besitzt fünfundvierzig Pferdekraft, kostet 30,000 fl. und ist für die Mannheim-Heidelberger-Eisenbahn bestimmt. Sie wird umringt von den herrlichsten Maschinen aller Gattung, und wir kommen hier zur Überzeugung, daß es Verbrechen wäre, in Zukunft auch nur einen Pfennig für ausländische Maschinen in Deutschland auszugeben. —

Die Ausstellung ist von etwa 1000 deutschen Fabrikanten beschickt und besteht etwa aus 10,000 Ausstellungsgegenständen. Diese Zahl der Aussteller und Ausgestellten ist keine geringe, wenn man sie mit andern ersten Ausstellungen vergleicht. Die erste französische Ausstellung 1798 zählte nur 111 Fabrikanten, die erste österreichische im Jahre 1835 zählte 594 Fabrikanten; erst die siebente französische Ausstellung im Jahre 1839 belief sich auf 3348 Aussteller. Die siebente deutsche Industrieausstellung wird, so Gott will, mehr zählen! — Es ist mir unmöglich auf die Details der Ausstellung hier einzugehen, selbst wenn ich nur die herrlichsten Gegenstände berühren wollte. Ich sage nur Folgendes: Repräsentirt waren in der deutschen Industrieausstellung der Maschinenbau und das Dampfmaschinenwesen, Musikinstrumente (in großer und reicher Anzahl aus den ersten deutschen Fabriken); Fabrikate aus Eisen, Stahl, Zink, Messing; Lederfabrikate (besonders reich und vortrefflich); Arbeiten aus Holz, besonders Holzmodelle (aus Tyrol); Gold, Silber und Juwelen (die prachtvollsten Arbeiten dieses Genres kamen aus Hanau, Frankfurt, Mainz und München); Glaswaaren (aus Böhmen); Porzellanwaaren und Malereyen (aus Meißen und Österreich, und zwar die prachtvollsten Erzeugnisse); Bronze- und Eisengußwaaren (reichhaltig und ausgezeichnet schön aus Berlin); galvanoplastische Gegenstände (besonders schön aus Frankfurt); Baumwollenwaaren (sehr reichhaltig aus Sachsen); Seide und Seidenwaaren (ausgezeichnet schön aus Berlin, Rheinpreußen und Sachsen); Spirituosen, Seifen und Gegenstände der Toilette; Teppiche, Tapeten und gefirnißte Gewebe aus den ersten deutschen Fabriken; mathematische, optische und physikalische Instrumente; eine reiche Anzahl der merkwürdigsten Uhren; Garn und Gewebe aus Hanf und Flachs, die feinsten Leinwanden aus den ersten deutschen Fabriken; Spitzen (vortrefflich aus Sachsen); Gaze und Stickereyen; Filz und Hüte; Fabrikate aus Wolle (die ausgezeichneten Muster deutscher Tuchfabrikation so wie sächsischer Merinos und Thibets); künstliche Blumen; Papiere aller möglichen Gattungen und Farben; Buchbinder- und Portefeuillearbeiten (das Schönste aus Wien); Glasmalereyen, chemische Producte, Töpferwaaren, Buchdruck, Kupferstich und Steindruck (herrliche Erzeugnisse dieser Branchen waren ausgestellt); geographische Reliefs von seltener Auszeichnung; Pelze und Pelzwaaren; Möbels (das Prachtvollste aus München, Österreich und Mainz); Sachen aus papier maché von Gropius in Berlin, die von jedem Besucher angestaunt werden ꝛc. ꝛc. ꝛc.

So wäre die Bahn denn gebrochen. Wenn wieder der Ruf zu einer deutschen Ausstellung erschallt, so wird er noch größern Anklang finden, so werden die deutschen Industriellen noch mehr die Nützlichkeit solcher Ausstellungen erkannt haben, und dieselben mit noch größerem Eifer, mit noch höherer Begeisterung unterstützen. Die wichtigste Frucht dieser ersten allgemeinen Ausstellung aber liegt darin, daß sie Deutschlands einzelne Stämme inniger mit einander verknüpft, daß sie laut und bedeutungsvoll an Deutschlands stets kräftiger sich gestaltende Einheit erinnert, und daß von nun an Deutschland als den andern Nationen industriell-ebenbürtig auftritt.

Eine Rettungsgeschichte.

Nachstehends berichteter Vorgang hat sich, dem „**Droit**," einer zu Paris erscheinenden trefflich geschriebenen Gerichtszeitschrift zufolge, vor wenigen Wochen erst dort zugetragen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Madeleine, ein junges, allerliebstes Landmädchen aus einem bey Metz in Lothringen gelegenen Dorfe, kam vor Kurzem nach Paris, wohin sie von einer bereits seit Langem da befindlichen Schwester, Namens Therese, entboten worden war. Eine alte Muhme, hatte ihr diese geschrieben, sey kürzlich gestorben, und habe Beyden 600 Franken hinterlassen, sie möge daher so bald als möglich kommen, um ihr Erbtheil in Empfang zu nehmen, und in einen Dienst einzutreten, den sie bey einer Familie für sie ausgemittelt habe.

Madeleine eilte voll freudiger Hoffnung nach der Hauptstadt, doch wer schildert ihr Entsetzen, als sie beym Aussteigen aus dem Postwagen den Brief ihrer Schwester vermißt, und dem Träger, der ihr kleines Gepäcke fort tragen will, nun weder Straße noch Hausnummer, wo die Schwester wohnt, anzugeben im Stande ist. Weinend über ihren verlassenen Zustand, sitzt die Arme auf ihrem Bündel im Hofraume; da nähert sich ihr ein hübscher, eleganter, junger Mann, befragt sie um den Grund ihrer Betrübniß, und das schlichte arglose Landmädchen unterrichtet ihn ohne Bedenken von Allem. „Welcher charmante ganz einzige Zufall!“ ruft dieser aus. „Ihre Schwester Therese kenne ich, es kann keine andere seyn, als die Therese, welche bey einem Vetter von mir dient, aber jetzt eben, wie gewöhnlich im Sommer und Herbste, sich mit ihm auf dem Lande befindet, fast täglich aber in die Stadt hereinkommt, um den Hausbedarf einzukaufen, und allerley Aufträge auszurichten.

Daß nun das nichts Arges ahnende, hocherfreute Mädchen von dem Unbekannten eingeladen wurde, sich einstweilen mit ihm in dessen Wohnung zu begeben, um die Ankunft ihrer Therese allda zu erwarten, und sie der Einladung sofort folgte, läßt sich denken.

Ein Miethwagen brachte sie mit ihrem vorgeblichen Beschützer und dem kleinen Gepäcke nach der **Rue de Provence**. Beym Eintritt in das zierliche Wohnhaus fand zwischen ihrem Begleiter und dessen Diener, dem ersterer einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, ein kurzes Zwiegespräch Statt, durch dessen Inhalt das arme Mädchen in seiner Täuschung bestärkt wurde. Mit staunender Überraschung musterte sie, die nie aus ihrem Dorfe herausgekommen war, die prachtvolle Einrichtung des Appartements. Ihr neuer Freund unterhielt sie eine Weile lang mit allerley Anekdoten, in welche er dann und wann Äußerungen einflocht, die ihrer Schönheit galten, und die sie nicht verstand. Als der Abend herankam, wurde seine Sprache so unzweydeutig, daß sie endlich Gefahr zu ahnen begann.

Sie drang nun zu ihrer Schwester gebracht zu werden, so daß sich der Patron zuletzt zu dem Geständniß gezwungen fand, daß er selbe gar nicht kenne. Auf diese Erklärung stürzte Madeleine aus dem Gemache und nach der Flurthüre; da wurde sie aber von dem Betrüger eingeholt, und die sich Sträubende hätte alsbald das Kürzere ziehen müssen, wenn nicht plötzlich die Thüre geöffnet, und ihr Verfolger durch einen kräftigen Schlag zu Boden geworfen worden wäre. Dem in diesem Augenblicke seinem Herrn zu Hülfe herbeygeeilten treuen Scapin erging es nicht besser.

Der Retter in der Noth, der wahre **Deus ex machina** war Niemand anderer, als die handfeste stämmige Therese, eine wahre lothringische Amazone, die nun sogleich ihre Schwester im Triumph eilig fortführte. Die beynahe fabelhaft oder doch komödienartig klingende Sache verhält sich ganz einfach so: Da Therese aus der Antwort der Schwester und der Eltern den Tag ersehen, wann erstere in Paris eintreffen werde, hatte sie sich, nachdem sie deren Ankunft einige Stunden lang vergeblich erwartet, endlich nach dem Messageriegebäude begeben, und allda erfah-

ren, wie ein Mädchen aus Lothringen angekommen, welches nicht gewußt, wo seine Schwester wohne, wie es dann in Thränen auf seinem Bündel gesessen, dann mit einem zierlichen Herrn in einem Miethwagen fortgefahren sey. Zum Glücke konnte sich der Träger, der denselben herbeygeholt, noch auf dessen Nummer entsinnen, und so hatte sie ausgemittelt, wohin die Schwester geführt worden, und war gerade im rechten Augenblicke zu ihrer Rettung erschienen.

Die Sache wurde neulich vor dem Pariser Zuchtpolizeygericht anhängig gemacht, wo der wirklich romanhaft klingende Vorgang bedeutendes Aufsehen erregte.

Das Possierliche dabey ist, daß der Leporello dieses Don Juan von der traurigen Gestalt, für den tüchtigen Nasenstüber, den er bey dem erwähnten Vorgang von der ergrimmten Lothringerinn erhielt, und für den Verlust seines Dienstes, den ihm sein Herr aus Ingrimm, daß er nicht früher bey der Hand gewesen, sogleich aufkündete, Schadenersatz von Theresen verlangte.

Der zierliche Don Juan war von dem entlassenen Diener, dessen hochaufgeschwollene Nase schon an und für sich allein Zeugniß gab, als Zeuge vorgeladen worden, war aber nicht erschienen, wahrscheinlich, weil eines seiner Augen von dem heftigen Schlage nicht präsentabel war.

Wir brauchen also nicht zu sagen, daß Scapin und seine Klage abgewiesen wurde. Therese näherte sich nach erfolgter Freysprechung ihrer weinenden Schwester, umhalste sie mit rührender Zärtlichkeit und sagte laut zu ihr: „Madeleine, meine herzgeliebte Schwester, du mußt unverweilt wieder heimkehren. Du bist nicht stark genug, dich in Paris selber zu vertheidigen, und ich kann nicht immer um dich seyn. So gehe denn wieder nach Hause, und bist du erst so stark geworden wie ich, so schreibe mir's und ich will dich dann erst wieder hierher kommen lassen."

F. M.

Notizenblatt.

Ein merkwürdiger Riese. Louis Jacques war durch einen großen Theil von Frankreich unter dem Namen „der Riese von Laneuville" bekannt, denn er hatte die außerordentliche Größe von 2 Metres und 32 Centimetres, d. i. 6 Fuß, 11 Zoll und 6 Linien, also ein bisher kaum erreichtes Maß. Er war in dem Dorfe Laneuville bey Lorquin im Departement de la Meurthe im Jahre 1788 geboren; seine Eltern waren von mittelmäßiger Größe, und sein eigener Wachsthum, obwohl er schnell vorrückte, war doch erst nach 25 Jahren beendigt. Sein Geschick führte ihn durch eine Reihe von 15 Jahren durch Frankreich, England und Schottland, und wo er hinkam, erregte er das größte Erstaunen. Seine Größe, wie seine Leibesstärke, entsprach ganz seinem Wuchse und dem gigantischen Baue seiner Glieder. Als er das dreyßigste Lebensjahr erreichte, wog er schon 160 Kilogramme d. i. 320 Pfunde, und konnte unter seinem Daumen ein Fünffrankenstuck bedecken und verbergen. Seine Körperstärke war wahrhaft herkulisch zu nennen, und dieß erklärt die große Entwickelung seines Muskelsystems; er hatte große, lange Hände, und langgestreckte Finger; die Länge seiner Extremitäten gestattete ihm mit Leichtigkeit die zwischen 10 und 11 Fuß Höhe befindlichen Gegenstände zu erreichen. Er hatte ein langes Gesicht, regelmäßige Züge, einen braunen Teint, Haar und Bart dicht und schwarz von Farbe. Die Stirne, welche sich stark nach rückwärts neigte, machte oberhalb der Nasenwurzel einen starken Vorsprung, die ihren Grund wahrscheinlich in der

starken Entwickelung der Hirnhöhlen hatte. Nach dem System der Phränologie mußte Louis Jacques ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, und in der That war seine Erinnerungskraft, obwohl er sie nie cultivirte, doch außerordentlich. Schon als Kind zeigte er Symptome der Scrophelkrankheit, welche auch wirklich einmal ausbrach, und ihm mehrere Narben zuzog, bis sie in spätern Jahren, ja kurz vor seinem Lebensende, mit erneuerter Heftigkeit ausbrach, und sich vornehmlich durch eine hartnäckige Augenentzündung, bösartige Geschwüre, und endlich noch durch eine Hautwassersucht offenbarte. Dem zu Folge alterte er ungemein schnell, sein Rücken wölbte sich, sein Gang wurde schleppend und schwankend, sein Athemholen war gesperrt; sein Gesicht wurde von vielen Runzeln durchfurcht, die Haut welkte, und das Feuer des Auges erlosch; erst 40 Jahre alt geworden hatte er durchaus das Ansehen eines sehr schwachen, gebrechlichen und lebensmüden Greises. Ein sehr merkwürdiger Umstand dieses Riesen war, daß nicht allein seine untern Extremitäten unproportionirt lang gegen den übrigen Körper waren, sondern auch das Bein noch länger war, als der Schenkel, und diese merkwürdige Länge der Beine war es, welche dem Manne den Anschein gab, als ob er auf Stelzen einherginge. In jedem Falle ist Louis Jacques eine Abnormität der Natur, und in der physischen Anthropologie eine seltsame Erscheinung gewesen. 28.

Die Schminke der Patagonier. Mr. Coupvent, ein Begleiter des französischen Weltumseglers Dumont d'Urville, hat unlängst einen Band Reisenotizen herausgegeben, welche viel Neues und Interessantes bieten. Von den Patagoniern oder Tehuelches sagt er ungefähr dasselbe, was uns jüngere Reisende berichtet haben; auch er hat sie wohl hochstämmig, schlank, gewandt und rüstig, aber nicht das Riesengeschlecht gefunden, wie man es in früherer Zeit gesehen haben will. Das Auszeichnendste, fügt er hinzu, was ich an diesem wilden Volke gefunden habe, ist der ekelhafte Schmutz im Allgemeinen, insbesondere aber bey dem weiblichen Geschlechte, so daß ich der festen Meinung bin, die Frauen und Mädchen bestreichen, wenn sie Europäer oder Weiße überhaupt anlanden sehen, das Gesicht und die übrigen nackten Theile des Körpers mit einem Kleister von Pech, Fett, Schlamm — und wer weiß von welch ekelhaften Ingredienzen, aus dem Grunde, damit die Fremdlinge ja keine Lust verspüren sollen, sich ihnen auf eine vertraute und liebkosende Art zu nähern. 9.

Burke und Chilcott sind die Namen zweyer Borer, welche sich in der jüngsten Zeit einen großen Ruf erworben haben. Kürzlich bestiegen sie mit mehreren Zeugen und Assistenten ein Dampfboot und fuhren nach Gravesend, wo sie ihre Arena wählten. Diese athletischen Faustkämpfer rangen zwey und eine Viertel Stunde lang um den Siegespreis und die Ehre, und geriethen nicht weniger als einhundert und zehn Mal an einander, bis es dem riesigen Chilcott gelang, seinen noch kolossalern Gegner zu bändigen. Der Besiegte war so erschöpft und aufgerieben, daß er vom Platze weggetragen werden mußte. Während dieses hitzigen Kampfes sind namhafte Wetten geschlossen worden. 28.

In der Dordogne wurde kürzlich der Leichnam eines alten Mannes gefunden, der sich ertränkt hatte, weil es ihm mit dem Reichwerden so langsam vorwärts ging. Er hatte einen Sack von Thalern gefüllt um den Hals hängen, die eine Summe von 2000 Franken ausmachten. 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

226

Sonnabend, den 12. November 1842.

Das Lustspiel zu Pferde.

(Fortsetzung.)

Die französische Sprache hat sich in der neuesten Zeit mit mehreren Ausdrücken aus der englischen bereichert, wie **Sport**, **Sportsman**, **Gentleman-Riders etc.** **Sport** bedeutet zu gleicher Zeit Jagd, Pferderennen, Taubenschießen, Kämpfe zwischen Hunden oder Hähnen, Ratten, Boxern, Wetten jeder Art, mit einem Worte alle Leibesübungen, alle ermüdenden und gefährlichen Vergnügungen, welche Stärke, Kühnheit und Eitelkeit erfordern. Aber der eigentliche **Sport** ist kostspielig, und die Anglomanie, indem sie das Wort einführte, hat sich nicht sehr consequent gezeigt; es findet in Frankreich seine Anwendung nicht; Frankreich ist nicht wie England ein großer Stall; der Nationalgeist ist hier nicht excentrisch, und es gibt hier keine Familien, die 100,000 Pfund Sterlinge Einkommen haben. Auch ist bey den Franzosen das Wetten nicht so üblich. Der Engländer wettet über Alles, und nicht allein der Reiche verschleudert auf solche Weise seine Guineen, sondern die Wuth zu wetten hat sogar die dienende Classe angesteckt. Neulich verlangte der Kammerdiener des Herzogs von Buccleugh seinen Abschied, „weil er in Geldverlegenheit sey," sagte er zu seinem Herrn, er habe auf dessen Pferde gewettet, und 1200 Pfund Sterling (12,000 fl.) verloren. Die Anglomanie geht bis ins Lächerliche weit in Frankreich. So tragen die französischen Kutscher jene kleinen runden Perücken von weißer Wolle, welche in England bey den Kutschern der höhern Aristokratie üblich sind. In England aber hat man einen Zweck dabey. Die Herrschaft muß für jeden gepuderten Kopf ein Pfund Sterling Abgabe zahlen; die weiße Perücke hat man ausgedacht, um dieser Taxe nicht unterworfen zu seyn; und zugleich die mit dem Puder verknüpften Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Ein **Gentleman-Rider** ist freylich wörtlich ein adeliger Reiter, und darum sind die Mitglieder des Jockeyclubbs so versessen darauf: allein der buchstäbliche Sinn ist längst verwischt; jeder, der bey dem Wettrennen zu Pferde erscheint, auf eigenem oder fremdem Pferde, ohne Lohn dafür zu bekommen, ist ein **Gentleman-Rider.**

Die Anglomanie geht so weit bey den Franzosen, daß sie nicht mehr reiten lernen wollen, weil man in England nicht reiten lernt. Die Engländ-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der wachsen aber unter den Pferden auf, ganz jung besteigen sie einen Pony. Die Damen machen ihre Besuche zu Pferde, und vor dem Thore des Parlaments sieht man immer einige hundert Reitpferde stehen. Die Advocaten reiten in den Gerichtspallast und die Professoren in die Collegien. Auch sind die englischen Pferde leicht zu lenken, und obgleich die französischen Dandys vorzugsweise solche kaufen, so muß dagegen bemerkt werden, daß aus England nur Thiere von geringerem Werthe ausgeführt werden. Wer regelmäßig hat reiten gelernt, beeilt sich, es zu vergessen. Das Ärgste, was man einem Reiter nachsagen kann, ist, daß er zu Pferde sitze, wie ein Stallmeister. Statt der Reitpeitsche trägt man einen Stock, und dazu ein Lorgnon; die Sporen sind ebenfalls abgekommen.

Auf die Ställe werden große Summen verwendet; es kommt dabey nicht allein auf die Qualität, sondern auch auf die Quantität der Pferde an. Oft ist aber ein überreicher Stall für einen Dandy, was eine gutversehene Bibliothek für einen Bankier ist, nemlich bloß ein Gegenstand des Luxus. Lord S***, der fünfzig prächtige Renner im Stalle stehen hat, reitet seit vierzehn Jahren ein und dasselbe Pferd. Das Beste, was man den Engländern zu verdanken hat, ist das wohlfeile Reitzeug; man verwendet auf diesen Gegenstand nicht über 160 bis 200 Franken, vor diesem war es eine Ausgabe von 1500 bis 1800 Franken. Gestalt und Größe der Pferde sind gleichfalls den Launen der Mode unterworfen: man bestellt sie, wie man Röcke und Hosen bestellt, heute große, morgen kleine, heute schmächtige, morgen stämmige. Da müssen nun die Pferdehändler wissen, durch Combinationen und durch Croisiren der Racen sich in Stand zu setzen, stets den Nachfragen zu genügen. Man erzählt sich in dieser Beziehung folgende Anekdote. Vor drey Jahren begegnete Baron C*** im Gehölze von Boulogne einem seiner Freunde, einem „Löwen," der aber mit seinen Ansprüchen auf feine Lebensart etwas Knickerey verband. „Sehen Sie," sagte der Freund zum Baron, „ein Mann comme il faut, ich möchte fast sagen, ein Mann, der sich achtet, kann sich nur auf einem Halbvollblutspferde zeigen, das ein wenig stark von Hals und Hüften ist, wie dieses," — damals waren solche Pferde Mode. Im vergangenen Frühjahre stößt Herr von C*** wieder auf besagten Freund. „Bester," sagte er zum Baron, „sehen Sie, ein Mann comme il faut, ich möchte fast sagen, ein Mann, der sich achtet, kann sich nur auf einem Hack sehen lassen, auf einem Vollblutspferde mit schlanken leichten Formen; es ist gegenwärtig so Mode, wie das Thier, das ich da habe." Es war dasselbe, das er drey Jahre zuvor ritt.

Das Rendezvous der Reiter von gutem Tone ist das Gehölz von Boulogne. Im Gehölze von Boulogne genießen die Söhne der reichen Familien die ersten Freuden des Galopps, wenn sie sich einmal von der Schulbank auf ein feuriges Roß geschwungen haben; auch sind sie die eifrigsten und treuesten Besucher des Gehölzes. Neben ihnen erscheinen ein Dutzend Seladons. Mancher Beau (so nannte man die Dandys unter dem Directorium) hat seit 1795 nicht aufgehört, eine Zierde der Champs élysées zu seyn, und ist an zwey bis drey Generationen vorbeygaloppirt. Zu den beständigsten Habitués des Gehölzes von Boulogne gehört auch Hr. Auber, der gegenwärtige Director des Conservatoriums, der seine anmuthigsten Melodien beym Reiten findet. Ein Freund von Wortspielen, in dessen Gegenwart man sagte: „Mr. Auber monte chaque jour ses chevaux," antwortete: „mais non, il monte ses opéras." Das Galoppiren ist

ganz abgekommen; man zieht die sanften, langsamen Pferde vor. Der Gentleman-Rider fährt in seinem Cabriolet bis ins Gehölz; hier führt ihm der Groom sein Reitpferd vor, auf dem er im Trabe durch die Alleen reitet, und alle Barrieren vermeidet; es wird nur noch auf der Jagd gesprungen, nemlich auf der Hetzjagd. Diese hat aber seit der Revolution in Frankreich sehr abgenommen. Man will Alles den Engländern nachahmen; es fehlen aber die englischen Guineen. In England zählt man über zweyhundert Jagdequipagen, mit einem großen Luxus von Pferden, Hunden, Piqueurs. Dabey sind die Jagdliebhaber von den höhern Classen sehr gastfrey. Ihre Schlösser mit den reichbesetzten Tafeln stehen die vier Wintermonate hindurch den zahlreichen Fremden offen, die an den Jagdbelustigungen Theil zu nehmen wünschen. Die armen Landedelleute und sogar die Pächter aus der Umgegend sind befugt, sich dem Jagdzuge anzuschließen. Dazu braucht man weiter nichts, als beritten zu seyn, und den Ort des Rendezvous zu wissen; diesen erfährt man stets durch die Blätter, die eigens die Interessen des Sports vertreten. Zu Paris sind vielleicht kaum fünf große Jagdzüge (équipages de chasse). Vor einigen Jahren kam ein Engländer, Namens Johnson, nach Paris, um in der Nähe eine Miethjagd einzurichten. Für 25 Louisdor des Jahres versprach er wöchentlich einen Fuchs zu schaffen. Der Mann hatte sich durch die Prahlereyen der Jagdliebhaber täuschen lassen: er machte so schlechte Geschäfte, daß er seine Hunde verkaufte, damit sie nicht Hungers stürben. Die Steeple chace, was die Franzosen mit Course au clocher übersetzen, ist eine englische Excentricität, die sich in Frankreich nicht acclimatisirt hat. Das Publicum, und bald nachher auch die Liebhaber haben bald an dem halsbrechenden Vergnügen den Geschmack verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Kunstcelebritäten.

I. Andreas Ducrow.

Wenn es wahr ist, was Jemand von Gewicht gesagt hat, daß, wer in Einem Stücke vor allen Andern sich auszeichne, ein Genie sey, so war Andreas Ducrow ein Genie, ganz abgesehen, daß er, was bey sehr wenigen Genies der Fall, ohne hyperbolische Übertreibung die Freude und Wonne von Millionen gewesen ist. Natürlich spreche ich von dem im Laufe des Jahres zu London verstorbenen Rossekünstler. Theaterenthusiasten blicken mit Verachtung auf das Genre des Schauspiels, in welchem Ducrow auf der Höhe des Ruhmes stand — ein Beweis, daß sie in ihrer stolzirenden Bewunderung des Drama vergessen, was Drama bedeutet. Drama bedeutet im rechten Sinne jede Bühnenvorstellung, begreift folglich Poesie, Musik und Tanz, Malerey und Maschinenwesen, mit Einem Worte, alle combinirte Hebel, die das sogenannte Schauspiel hervorbringen. Wer aber hat Astley's Amphitheater in London unter Ducrow's Direction gesehen oder davon gelesen, und möchte ihm ein in seiner Art seltenes dramatisches Kunsttalent abläugnen? Hier jedoch nur, weil er in keinem Conversationslexicon steht, eine flüchtige Skizze seines Lebens.

Andreas Vater war Peter Ducrow, gemeinhin der flämmische Herkules geheißen, ein umherziehender „Künstler," der durch Muskelkraft und Gewandtheit jahrelang das Erstaunen Londons und der Provinzen war. Andreas erblickte das Licht der Welt in einem Gasthause unweit London, the Nag's head, und konnte nie ermitteln, ob im Jahre 1790 oder 1793. Er wurde frühzeitig in Posituren und Purzelbäumen unterwiesen und zählte kaum zehn Jahre, als er sich in Windsor oder vielmehr bey einer Privatvorstellung in

Frogmore-lodge den Beyfall der königlichen Majestäten erwarb. Sein Vater beabsichtigte einen Herkules aus ihm zu machen; aber die Natur widersprach. Dagegen befähigte ihn sein leichter Körper zum Seiltänzer, und Richer, damals erster Meister dieser halsbrechenden Kunst, wurde sein Lehrherr. Andreas lernte schnell und gut. Doch sein Genius zog ihn nach Astley's Arena, und Collet, der Gefallen an dem schmucken Jungen fand, unterrichtete ihn unentgeltlich in den Mysterien der höhern Reiterey. Sobald er auf dem Seile springen und auf dem Pferde tanzen konnte, bildete sein Vater als Anhängsel zu seinen Leistungen eine kleine Reitergesellschaft und besuchte Bath. Hier hatte Andreas das Unglück, vom Pferde zu fallen und das Bein zu brechen. Sein Vater nannte es Ungeschick und züchtigte ihn mit der Reitpeitsche. Nach dem Tode dieses zärtlichen Vaters trat Ducrow in Astley's Gesellschaft als erster Seiltänzer und Reiter. Eine Einladung des auch in Deutschland bekannt gewordenen Blondell veranlaßte ihn, seine Stelle aufzugeben und mit Blondell den Continent zu durchziehen. 1813 kam er nach England zurück und glänzte im Surrey-Theater auf dem Seile als Stern erster Größe. Eine seiner Thaten — ihm seitdem oft nachgemacht — bestand darin, daß er auf dem Schubkarren einen Knaben von der Bühne nach der Gallerie und zurück rollte. Als er am folgenden Abende die kecke That wiederholen wollte, war der Knabe nicht zu finden, der sich gestern dazu verstanden, und keine Überredung konnte einen Andern bewegen, sich gleiches Ruhms theilhaftig zu machen. Also kutschirte Ducrow den leeren Schubkarren nach der Gallerie. Nichts Arges ahnend, saß hier der Verschwundene. Aber ihn sehen und packen, war bey Ducrow Eines. Im nächsten Moment hatte er den vergeblich Sträubenden auf dem Karren und trottirte ihn auf dem Seil hinab auf die Bühne, der Ärmste wahrscheinlich, wie Shakspeare sagt, **distilled almost to jelly by the act of fear.** Um ihn emporwachsende und überragende Tänzer verleideten ihm das Seil. Er wendete sich davon ab, zur Reitkunst, und galt in Kurzem der beste Reiter. Das aber genügte ihm nicht. Die theatralische Reiterey war ein Gewerbe. Er erhob sie zur Kunst, gab ihr Ausdruck und Grazie, machte sie zu einem Tableau. Kein Wunder, daß er sich zur Compagnonschaft mit Astley aufschwang, und nach Astley's Tode (1824) wurde er Haupteigenthümer des Amphitheaters, der er auch blieb, bis im Juny vorigen Jahres die Flammen das Gebäude einäscherten. Ducrow's pecuniärer Verlust war bedeutend. Eine reiche Subscription und Beneficevorstellungen in mehreren Theatern hielten ihn ziemlich schadlos. Aber den erschütternden Eindruck, welchen der letzte Schrey einer im Feuer umgekommenen Dienstmagd, die lange Zeit in der Familie gewesen, auf seinen Geist gemacht, konnte keine Hülfe verlöschen. Er fiel in temporären Wahnsinn, aus welchem ein sanfter Tod ihn erlöste. Verheirathet war er zweymal, und aus der zweyten Ehe leben zwey Kinder. Sein Privatcharakter hatte wenige Flecken und viele guten Seiten. Wer für die finanziellen Umstände eines Künstlers sich interessirt, wird es kein übles Geschäft nennen, das Ducrow in den Stand setzte, seiner Familie in den englischen Fonds das Sümmchen von 50,000 Pfund zu hinterlassen, mit zehn multiplicirt, eine halbe Million Conventionsgulden. Der Schluß seiner, von keinem Schmeichler abgefaßten Grabschrift lautet: **In him the arts and sciences have to deplore the loss of a generous patron; his family an affectionate husband and father; his friends a boon companion, and the world a strictly honourable man.** — Einem Solchen muß die Erde leicht seyn. W. S.

Eine diabolische Theaterkritik.

Von Franz Dingelstedt.

— — — sondern es ist gerade noch so, wie zu den Zeiten des Evangeliums: „Er gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge.“ Nein, das doch nicht mehr. Dieß Blättlein hat sich, wie manches andere, gewandt. Jetztunder müssen wir ihn verschlingen. Entsetzlich, aber wahr!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich habe ihn nun fünf Male verschlungen, diesen Teufel, und zwar in einer förmlichen Polyglosse: französisch, englisch, holländisch, deutsch, wienerisch. Ein französischer **Diable**, ein englischer **Devil**, ein deutscher Teufel, nun das Alles geht noch an; aber ein holländischer **Dywel**, — ich versichere Ihnen, da hört Alles auf, — ein Teufel, der seine Mitmenschen und Nebenteufel per „Mynheer" titulirt und tractirt, ein Teufel, der statt des typischen Hörnleins und Bockfüßchens ein niederländisches Schmeerbäuchlein vor sich hinschwabbelnd trägt und nicht mehr nach dem Schwefelpfuhle stinkt, sondern nach Rauchtabak — **apage, Satanas!**

In Paris spukt er noch, der Teufel mit seinen Memoiren. Im vorigen Frühjahre erschien er zuerst auf dem Vaudeville-Theater, dicht neben der Börse, unweit des **Palais royal** und der Boulevards; urtheilen Sie, ob das eine Stätte ist, wie sie sich für ihn schickt. Er hielt sich lange, lange, länger als irgend ein Stück der Saison, die Sommerhitze vertrieb ihn nicht, wie ja natürlich ist, und erst, als das Vaudeville-Theater wegen einer Theaterintrigue geschlossen wurde, verschwand er. Auch der Teufel hält das nicht aus. Jetzt eben wird dasselbe von Neuem und „feyerlichst" eröffnet unter Leitung des Monsieur Ancelot. Wenn ich sage Monsieur Ancelot, so meine ich, begreiflicher Weise, Madame Ancelot. Und wer erscheint aber zum ersten Male wieder, „feyerlichst" oder feuerlichst, wie Sie wollen? — Nun, der Teufel, wer anders? — **Les mémoires du Diable, par MM. Etienne Arago et Vermont, après M. Soulié.** Der Teufel hat sich heuer fürchterlich bearbeiten lassen.

Ich sah — oder um bescheidener zu seyn, wir sahen — oder um am bescheidensten zu seyn, Referent sah den Teufel in eigener Person zum ersten Male den 30. März dieses Jahres. Er hieß Felix und mit seinem Theaternamen, nicht wie bey uns, Robert, sondern Robin. Ist das nicht komisch? Wir borgen seinen Theaternamen aus einer französisch-deutschen Oper (**Robert le Diable, vulgo** — „Robert der Teufel"), und die Franzosen hinwiederum aus einer deutsch-französischen Oper (**Robin des Bois, vulgo** — „Der Freyschütz). Der Teufel scheint mit den Opern sehr genau zusammenzuhängen. Übrigens war er, wie ihn schon mein Freund Heinrich Heine fand, ein sehr manierlicher Mensch, schwarz angezogen, gerade wie unser Einer, und seiner Profession nach, auch wie unser Einer, ein Schreiber, er bey einem Advocaten, wir bey einem Buchhändler, das verschlägt im Grunde nichts. Wie menschlich dieser Teufel liebt, leidet und handelt, ist aus den Expositionen des Stückes sattsam bekannt, im Allgemeinen auch aus mehr als einem Grunde erklärlich. Wo so viele Menschen zu Teufeln werden, muß der Teufel zum Menschen werden, um doch etwas zu seyn, freylich noch verteufelt wenig. Außerdem ist Mad. Doche vom Vaudeville so über alle Begriffe hübsch und reizend, daß Jedermann ihr zu Gefallen der Teufel selbst werden möchte, versteht sich nur in den Memoiren.

Von Paris wehte mich der Wind nach London. Eines schönen Abends — es war am 22. July ebenfalls dieses Jahres — hatte ich in London-Tavern vortrefflich zu Mittag gegessen, und konnte, in Folge dessen, weder in die italienische Oper gehen noch in einen Theegarten. Wie so? Weil ich zu dick und zu träge war, um zwey Stunden Wegs zu fahren nach meinem schwarzen Frack, und dann wieder zwey Stunden in **Her Majesty's Theatre**. So fiel ich denn, absichtslos und schwärmerischen Geistes, in einen der City-Omnibus. Ich rolle und werde gerollt, durch **Regent-Street**, über **Piccadilly** und **Charing-Cross**, den **Strand** entlang, **Fleet-Street** fort, **Ludgate-Hill** hinauf, an **St. Pauls** vorüber, bis der Kutscher nahe der Bank

anhält. Ich wälze mich heraus, noch immer absichtslos und schwärmerischen Geistes, ich schlendere so durch die City hin, gerathe auf die **Minories**, auf **White-Chapel-Road**, Gott weiß wie, und der Teufel weiß warum; denn urplötzlich steht er vor mir: „**The secret memoirs of the devil**“ — heißt es in riesengroßen Lettern auf einem titanen-langen Zettel an einem zwerghaft-kleinen Hause. Wissen Sie, was das für ein Haus war? Das **Garrick-Theatre**, ein Stall, nach einem Helden benannt, eine Bude, dem Schatten eines Halbgottes gewidmet. Ich trete ein, von Neugier nicht geplagt, nur von Langweile. Sie glauben das nicht, aber der Deutsche kann sich sogar in London langweilen oder deutscher gesagt: ennuyiren. Eine **Private-Box** kostete zween, sage zwo, schreibe zwey Schillinge; eine **Private-Box** mit einem rothen Vorhang und ehemals roth gewesenen Armkissen. In der **Italian Opera** vierundzwanzig Pfund Sterling, im **Garrick-Theatre** vierundzwanzig Pence. Und doch, liegt aller Unterschied nicht in der lieben Einbildung? Ich setzte mich und sah den englischen Teufel, lange nicht so manierlich wie den französischen. Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Und hier war er nur unter Matrosen, die Tabak kauten, und unter armen Taglöhnern, die nichts zu kauen hatten. Ehrlich gestanden, der Teufel gefiel mir nicht. Ich ging bald von dannen.

Von London wehte mich der Wind nach Holland. Ich bin sehr leicht, meinen Sie, und sehr verwehbar? — Meinetwegen. — In Rotterdam erschien mir, in einen vagirenden Schauspieler verkleidet, der Teufel schon wieder, am 27. August, wiederum dieses Jahres. Nicht wahr, das ist recht merkwürdig? Ist der Teufel mehr Vagabund oder der Journalist? Dieser holländische Teufel trug, ich sagte es Ihnen schon, einen vergnügten Schmeerbauch, und um recht diabolisch zu seyn, hatte er eine rothe Perrücke aufgestülpt. Ich saß ihm dicht gegenüber in einer Prosceniumsloge und fürchtete mich gar nicht vor ihm; waren wir doch alte Bekannte. Wenn er heraufsah, mußte ich immer lachen, obwohl er sich alle Mühe gab, mich weinen zu machen. Darüber hätte ich mich schier mit ihm brouillirt, er schnitt mir gräuliche Gesichter, sogar hinter der Coulisse her. So ein Teufel hat eine vortreffliche Nase, er wittert einen Recensenten auf fünf Schritte.

Aus Holland wehte mich — dießmal kommt diese Redensart zum letzten Male — der Wind nach Deutschland, in meine liebe, lang vermißte, lang begrüßte, treu ersehnte, neu gewöhnte Heimat. Da war ich am Rhein, und hörte doch wieder deutsch reden — von den Postillionen, und englisch auf dem Dampfschiffe. In Frankfurt landete ich gegen Einbruch einer klaren, frischen Herbstnacht. Aus dem Fenster des „Schwans“ — Dichter logiren gern im weißen „Schwan“ oder „in der goldenen Gans,“ nicht so? — blickte ich gerade auf das Theater. Nun, Gottlob, denke ich, nach Jahr und Tag einmal wieder ein deutsches Schauspielhaus und hoffentlich auch eine deutsche Nationalpoesie, — von Shakspeare oder von Scribe. — „Garçon, den Theaterzettel!“ — Man hört, wie deutsch. — „**Voilà Monsieur!**“ — O süßer Laut vom Ufer der Garonne! — „Freytag, den 9. September: „Die Memoiren des Teufels“ u. s. w. u. s. w. Frey bearbeitet nach dem Französischen von W. A. Herrmann.“ — Das Blatt fiel auf die Erde, und mein Haupt auf meine Brust. Allein ich erkannte nun, was mein Verhängniß war. Ich zog einen guten Rock an, wegen der Recensenten des Publicums, und ging voll Resignation und Entschlossenheit. Gerade zur rechten Zeit trat ich ein, um Hrn. Baison eintreten zu sehen in dem wohlbekannten schwarz- und rothen, teuflisch drapirten Schreibermäntelchen. Ich nickte ihm freundlich zu, aber er bemerkte es nicht. Ja, so ein Teufel ist in Deutschland gewaltig hochmüthig, insonderheit gegen einen Literaten, der wie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der im Parterre steht, wohin er daheim gehört, nicht, wie im Auslande, aus einer Loge im ersten Rang vornehm herablorgnirt und ganz incognito den großen Herrn spielt. Im Zwischenact begrüßte ich mich mit Carl Gutzkow. Wir hatten in Paris schon denselben Teufel zusammen betrachtet und stellten nun gemüthliche Vergleiche an. Es war nicht zu verkennen, daß sich Gutzkow große Verdienste um den Frankfurter Teufel erworben hatte; Baison und Meck, welcher Letzterer den edlen Maurermeister, des Teufels Gesellen, darstellte, glichen den guten französischen Originalen, wie eine gute Copie eben gleichen kann.

Von Frankfurt — . . . Nein, jetzt ist es gewiß das letzte, das allerletzte Mal, so Gott und die Menschen wollen, — von Frankfurt wehte mich der Wind nach Wien. Und hier erschien, Andern zum ersten, mir zum letzten Male, am 5. dieses Monats und dieses Jahres, der Teufel mit seinen Memoiren auf der friedlichen Josephstädter Bühne. Lassen Sie mich mit einigen ernsthaften Worten über diese Erscheinung und Vorstellung meinen lustigen Artikel schließen, damit er doch was Gutes und Vernünftiges hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Eine naive Negeransicht. Der berühmte englische Geolog W. Buckland wohnte kürzlich zu Leeds einem Feste bey, das zur Feyer der Vereinigung des Industrievereins und der Literaturgesellschaft gedachter Stadt dort veranstaltet worden war. Er hielt dabey einen Vortrag, worin er seinen Zuhörern folgenden Scherz zum Besten gab: Vor einiger Zeit kam ein westindischer Neger nach England, der sich über den Bienenfleiß, die rege Thätigkeit und das emsige Thun und Treiben, das er überall wahrnahm, nicht genug wundern konnte. „Ihr machen," äußerte er gegen einen meiner Freunde in seinem Jargon, „Feuer arbeiten, Wasser arbeiten, Rauch arbeiten, Wind arbeiten, alles und jedes arbeiten, Schwein allein nicht braucht arbeiten, kann fressen und nicht braucht arbeiten, Schwein allein der einzige Gentleman in Engelland ist!" 3.

Rossini's letzter Wille. Rossini hat kürzlich einem der ersten Notare zu Bologna, berichtet ein dortiges Blatt, ein versiegeltes Packet mit dem Bedeuten eingehändigt, dasselbe soll erst nach seinem (Rossini's) Hintritt eröffnet werden. Es ist an „Signora Olympia P***" adressirt, und soll, wie es man wissen will, die Partitur einer Oper enthalten, welche der Maestro samt seiner ganzen liegenden und fahrenden Habe dieser seiner Freundinn vermacht. 1.

Die Gorallen. So heißt ein armes slavisches Völklein auf den höhern Felsenrücken der Karpathen, welches seinen Namen von dem slavischen Worte Gora (Berg) hat. Wie die Sage geht, so waren sie in frühern Zeiten viel zahlreicher; weil sie aber damals oft räuberische Einfälle machten, und die benachbarten Thal- und Flächenbewohner auf ähnliche Weise ausplünderten, wie es noch jetzt die bergbewohnenden Druſen am Libanon thun, so wurden sie nach und nach durch eine kräftige Gegenwehr und durch Mangel aufgerieben. Der Rest nahm durch den wohlthätigen Einfluß des Christenthums eine bessere Gesittung an. Seit dieser Zeit steigen die rüstigen Männer und Jünglinge alljährlich im Monat Juny von den Bergen und lassen sich in den benachbarten Dörfern als Arbeiter für die Ernte aufnehmen. Die Art und Weise, wie sie dieses thun, ist ganz eigenthümlich, und kann als ein

Beytrag zur Ethnologie dienen. Sie ziehen nemlich in einer langen Procession heran und haben an ihrer Spitze einige Musikanten, welche beym Eintritt in ein Dorf wehmüthige Weisen aufspielen. Wer zur bevorstehenden Erntezeit arbeitsame Hände braucht, eilt herbey, und sucht sich von dem langen Zuge aus, so viel er eben bedarf, und was ihm zu Augen steht. Ehe die voranschreitenden Spielleute, die sich keinen Augenblick umsehen, das Ende des Dorfes erreicht haben, hat sich der Zug hinter ihrem Rücken entweder schon gänzlich verdungen, oder ziemlich gelichtet. Der Überrest wandert sofort dem nächsten Dorfe zu, wo die vertragsmäßige Aufnahme auf dieselbe Weise geschieht, bis zuletzt alle, die Musikanten nicht ausgenommen, auf einige Wochen oder Monden, Dienstgeber gefunden haben. Im October oder November treten die Gorallen, die sich ihren Lohn meist in Victualien ausbezahlen lassen, haufenweise ihren Rückzug an, und leben mit den Ihrigen den ganzen Winter über vom Ertrag ihrer Sommerarbeit. 28.

Ein frevelhafter Muthwille. Am 7. October d. J. verfielen drey Kinder von 12 bis 13 Jahren auf den sträflichen Einfall, auf dem Platze von **Clermont-Ferrand** bey hellem Tage einen Frachtwagen anzuzünden. Als die Flammen hoch empor loderten, liefen von allen Seiten Leute herbey, um das Feuer zu löschen; allein auf den Ausruf: „Zurück! der Wagen ist mit Pulverfässern geladen!“ — ergriff Alles wieder eilig die Flucht und überließ dem zerstörenden Elemente seinen Raub. Zum Glücke kam ein Mann herbey, der jenen Ausruf nicht vernommen haben mochte, band die Pferde los, und rettete an dem Wagen, was noch zu retten war. Wer sollte es glauben, daß jene drey jungen Missethäter aus bloßem Muthwillen noch ein Paar andere Wägen in Brand zu stecken bemüht waren. Sie sollen bereits entdeckt und der Justiz zur Züchtigung übergeben worden seyn. 9.

Theater-Bulletin. Die italienische Oper gab „**Il Barbiere di Seviglia**“ mit dem Erfolge einer brillanten Neuigkeit. Sgra. Persiani sang die Rosine zum ersten Male und feyerte einen Triumph der glänzendsten Art.

Im **Théâtre français** reussirte „**Le portrait vivant**,“ eine allerliebste Komödie in drey Acten, welche indessen an die „falschen Vertraulichkeiten« erinnern soll.

Gleiches Schicksal hatte im **Gymnase** „**Le Docteur Robin**,“ Vaudeville in einem Acte, ein gelungener Erstling des jungen Dichters Prémaray. Bouffé spielt darin den berühmten Garrick unvergleichlich.

„**Fargeau-le-Nourrisseur**,“ Vaudeville in zwey Acten von den HH. Dumanoir und Demery, gefiel im Theater **Variétés** durch das Spiel der HH. Lafont und Lepeintre.

Ebenda ging „**La Vendetta**,“ Vaudeville in einem Acte von den HH. Dumanoir und Siraudin, nicht ohne Beyfall in die Scene. Die besten Geschäfte macht dieses Theater aber mit einer Truppe englischer Alciden, „**Aëriens Anglais**“ genannt, welche alles in dieser Art Gesehene bey weitem übertreffen soll. 20.

Beylage IV.

Das Porträt J. L. Pyrker's, lithographirt von Kriehuber, gedruckt bey Höfelich.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Kniehuber 842.

Gedr. bei Joh. Höfelich.

J. L. Pöschmann

geb. den 2ten November 1772.

Beilage zur Wiener Zeitschrift f.
den 12 November 1842.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

227

Montag, den 14. November 1842.

Das Lustspiel zu Pferde.

(Fortsetzung.)

Es gibt in Frankreich keine gelehrte philantropische und selbst politische Gesellschaft, welche so viel von sich sprechen macht, wie der Jockeyclubb. Er ist beynahe eine Macht im Staate; er erstreckt sich nach allen Richtungen, sein Einfluß dehnt sich aus auf den Hof, auf die Bank, auf die Kammern, auf die Journale, und auf die Boudoirs, auf die Bureaux der Ministerien und auf die „Ratten" der großen Oper. Sie wissen, daß man in der Oper darunter die Tänzerinnen versteht, die da stets Trepp auf Trepp ab durch alle Gänge und Winkel kriechen, wie die Ratten. Der Jockeyclubb besteht seit neun Jahren; er wurde gegründet durch die HH. Fasquel, den Major Frazer, der Chevalier Machiado, de Cambis, Rieussec und Lord Henry Seymour. Die ersten Sitzungen wurden in den Mansarden eines kleinen Hauses im Tivoligarten gehalten, bey einem Herrn Bryon; sie nannte sich damals Gesellschaft zur Verbesserung der Pferde; der Herzog von Orleans ward ihr erklärter Beschützer. Als die Gesellschaft gehörig constituirt war, miethete sie die Wohnung im ersten Stocke des Hauses auf dem **Boulevard des Italiens**, im Winkel der Straße **du Helder**. Heutzutage spricht sie mit Verachtung von dieser Wohnung, die nun **le bouge** (der Schweinstall) heißt. Damals nahm die Gesellschaft den Namen Jockeyclubb an, und fing an, Lärm zu machen. Gegen 1836 war sie eben so wohlhabend als zahlreich. Sie verließ die Straße **du Helder**, um die splendiden Zimmer im Hause des Hrn. Pleyel zu beziehen, an der Ecke des **Boulevard Montmartre** und der Straße **Grange batelière**. Um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, muß man durch drey Mitglieder vorgestellt werden. Beym Eintritte zahlt man 500 Franken, allein die jährliche Cotisation beträgt nur 300 Franken. Der Clubb nimmt keine Kaufleute, keine Gelehrten und keine Künstler auf. Er besteht aus dreyhundert jungen Leuten, welche meistens der ehemaligen oder kaiserlichen oder finanziellen Aristokratie angehören. Wir sagen junge Leute, obgleich manche darunter dem reifen Alter angehören, oder bereits zu den „Venerablen" gehören. Der Jockeyclubb ist sehr reich, er setzt bey dem Wettrennen auf dem Marsfelde und zu Chantilly und Versailles bedeutende Preise aus. Man hält die öffentlichen Blätter, man spielt Billard und Karten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und unterhält sich von den Tagesangelegenheiten. Das Reglement hat zwar die Politik untersagt, allein das Reglement ist bey solchen Gesellschaften eine Chimäre, wie das Gold im bekannten Liede. Über Gegenstände von seinem Fache, wie Stutereyen u. s. w., hat er nicht den geringsten Einfluß, im Gegentheil, er steht mit den Verwaltungsbehörden in ewiger Fehde. Dagegen hat er in Regierungs- und diplomatischen Angelegenheiten sehr viel zu sagen. In den Versammlungen des Jockeyclubbs werden oft die Generaleinnahmen, die Präfecturen und Unterpräfecturen vertheilt. Zuweilen brechen Streitigkeiten im Innern aus; der Clubb hat nemlich eine Menge Mitglieder aufgenommen, die nicht allein mit dem Reiten nichts zu thun haben, sondern allen hippischen Interessen abgeneigt sind. Diese zerfallen in zwey Classen: die Gastronomen und die Whistspieler. Die Gastronomen bestehen darauf, die zur Verbesserung der Pferde bestimmten Gelder auf Verbesserung der Diners der Gesellschaft zu verwenden. Noch müssen wir bemerken, daß der Jockeyclubb, der zunächst die Verbesserung der Pferde in Frankreich bezweckt, keine andern, als englische kauft.

Es gibt viele Leute, die nicht begreifen, was man für ein Interesse nehmen könne an einem halben Dutzend Pferde, die auf dem Hippodrom galoppiren. Es nimmt sie Wunder, daß ein vierfüßiges Thier mit etwas flüchtigeren Beinen, als man bey den gewöhnlichen Individuen seiner Art antrifft, oft zu einem glänzenderen Ruf gelange, als ein Literat oder Gelehrter, und daß ein Jockey mehr Bewunderer finde, als einer der Helden von Mazagran. In England ist es aber noch weit ärger. Da beschränkt sich das Interesse an den Pferderennen nicht auf die Fashion; es erstreckt sich auf die ganze Nation. Arme und Reiche, Land- und Stadtleute, Alles passionirt sich für die Wechselfälle des Hippodroms. Die Rennen von Epsom zumal setzen alle Gemüther in Bewegung, und der **Derby Stakes** (der große Preis) ist das Ziel, wohin Aller Ehrgeiz strebt. Schon ein Jahr vorher verkünden die Journale die Namen der Renner, der Jockeys und Eigenthümer, welche sich darum bewerben. Täglich finden über den vermuthlichen Ausgang des Rennens Wetten Statt bey Tatersall, dem berühmten Auctionär für Pferde und Kutschen. Ist der große Tag erschienen, so erkennt man den phlegmatischen John Bull nicht mehr. Fieberhaft aufgeregt durch ängstliche Erwartung eilt die Menge von allen Seiten herbey. Die Königinn selbst wohnt der Festlichkeit im Gallawagen bey. Der Sieger der **Derby Stakes** verdient oft mit einem Male 8—900,000 Franken. Albions Staatsmänner thun sich etwas zu Gute auf den Titel: **Sportsman**; die Triumphe des Hippodroms eröffnen ihnen zuweilen die Laufbahn. Selbst als Mitglieder des Whigcabinetes blieben Lord Palmerston und der Marquis von Normanby die Helden des **Sports**. Ersterer gewann voriges Jahr bey dem Rennen von New-Market 50,000 Franken. Was würde man bey uns sagen, wenn Hr. Guizot den berühmten „Faustus“ kaufte, und ihn auf dem Marsfelde oder zu Chantilly laufen ließe?

Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie es in Frankreich bey dergleichen Feyerlichkeiten zugeht, setzen wir hier eine Stelle aus den „**Nouvelles à la main**,“ worin die dieser Tage Statt gefundenen Wettrennen zu Chantilly geschildert werden.

„Für eine ganz eigene Welt, die man die Pferde — **Rider**- und **Turf**-Welt nennen muß, waren die Schlußemotionen durch die vorläufigen Emotionen des **Book** (Buch) eingeleitet worden. In das **Book** werden die Wetten verzeich-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

net, nemlich die Namen der Wetter und Pferde, und der Betrag der gewetteten Summen. Ein Jeder hat sein Book. Man sieht leicht, zu welchen Complicationen die Zahl und der Ruf der Pferde Veranlassung geben kann. Lange vorher verbreiten sich Gerüchte über die Eigenschaften der Concurrenten; heute steht ein Pferd in Gunst, das man morgen wieder fallen läßt. Man zischelt sich ins Ohr, es habe bey einer Probe auf der Rennbahn schlecht galopirt; alsbald fallen die Actien. Man wendet alle mögliche, versteht sich, erlaubte Mittel an, um den muthmaßlichen Ausgang des Rennens auszuspähen; man sucht die Eigenthümer auszuholen, ihre Ställe zu besuchen, und dem Pferderennen beyzuwohnen, die des Morgens in aller Frühe auf der Bahn gehalten werden. Es gibt Fanatiker, die zur Nachtzeit abreisen; um sich den Blicken der Jokeys zu entziehen, die sonst die Proben nicht gewissenhaft gemacht haben würden, ziehen sie eine Blouse an und setzen eine baumwollene Mütze auf, strecken sich dann, wie die Bauern, am Rande des Waldes aufs Gras hin, und holen sich die nöthigen Nachweisungen und einen Cartharrh. Man wettet bloß Louisdor. „Ich wette fünfundzwanzig Louisdor," das ist die übliche Formel; die Herren handeln der Ordonanz zuwider, welche den ausschließlichen Gebrauch des Decimalsystems vorschreibt. Dabey muß aber bemerkt werden, daß in der Sportsprache ein Louisdor nur zwanzig Sous hat. Unter fünfundzwanzig Louisdor verstehen die Herren alle unter sich fünfundzwanzig Franken. Auch die Damen wetten unter sich, eine Amorette, ein Necessaire, ein Bouquet oder eine Reitgerte. Meistens aber, wenn die Schönen verlieren, vergessen sie zu bezahlen; es läßt sich leicht begreifen: sie haben so viele Veranlassung zur Zerstreuung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Oesterreich.

Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerungen, unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler zum Besten der bey dem verheerenden Brande von Steyr am 3. May 1842 verunglückten Familien herausgegeben von And. Schumacher.

Es gehört zu dem alten Ruhme Österreichs, daß Mitgefühl und Hülfeleistung in unserm Vaterlande dem Unglücke nahestehen. Städte stürzen in Schutt, Ströme verschlingen Hütten und Paläste, Hagel und Wolkenbrüche zerstören die Segnungen des Jahres: die Mildthätigkeit, der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe bauen die zerfallenen Hoffnungen wieder auf!

An der Literatur aber hat man getadelt, daß sie, die gleichsam vereinzelt, von den socialen Bestrebungen der Welt vergessen, ohne Körperschaft dasteht, selbst mit ungünstigen Verhältnissen ringend und ohne Zweifel oft mit Theilnahmlosigkeit bey verdienstvollstem Wollen kämpfend, — die Rolle des Reichthums spielt und verschenkt, was sie für sich selber nicht erwerben kann. Man hat getadelt, daß sie bey solchen Anlässen den guten Willen mehr als die Leistung ins Auge fassend, das Lesepublicum mit Splitterwerk, Albumsaufsätzen, lyrischen Gnadenspenden abspeist, dadurch für lange Zeit wieder jeden Aufschwung hemmend, für die Leistungen des Einzelnen den Absatz erschöpfend!

Mag diese Philosophie theilen wer da will; Viele theilen sie nicht! Dieß hat sich bestätigt, als Friedrich Witthauer sein Album für das bedrängte Pesth, als Hr. Wache ein zweytes für das hochverdiente Institut der barmherzigen Schwestern herausgab; und ich selbst, der die Popularität seiner Leistungen nur sehr bescheiden in Anschlag bringen darf, habe nichts davon erfahren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Gegentheile darf ich mich darauf berufen, daß das Wohlwollen befähigter Literaten mich in den Stand gesetzt hat, nicht bloß splitterhafte Abfälle und Gnadenspenden in ein nothdürftiges Büchlein zusammenzustecken, sondern den Wohlthätern der Stadt Steyr ein Buch in die Hand zu geben, welches, so groß auch seine Mängel seyn mögen, doch auf den Vorzug Anspruch machen darf, nach einem Plane verfaßt und ein nicht ganz unbeträchtlicher Beytrag zur Kenntniß väterländischer Zustände zu seyn. Obwohl dieses Buch nur Aufsätze enthält, welche vaterländisches Leben, österreichische Erscheinungen beleuchten, und durch die Ausschließung metrischer Beyträge von vorneherein die Mitwirkung einer großen Anzahl österreichischer Schriftsteller entsagen mußte, obwohl es endlich seinem Plane nach umfangreichere Mittheilungen bedingte, — so weist es doch mehr als vierzig Namen meist bekannter und bereits geachteter Schriftsteller und Künstler auf, und würde den dreyfachen Umfang erreicht haben, hätt' ich Alles benützen können, was der patriotische Wetteifer edler Männer auf dem Altare der Mildthätigkeit niederlegte.

Allein der Umstand, daß der ursprünglich festgesetzte Umfang von 10 Druckbogen im Laufe des Unternehmens ohnedieß auf 23 Bogen gestiegen war, und bey einem noch größeren Umfange der ursprüngliche Preis nothwendigerweise hätte überschritten werden müssen, verhinderte mich, einen ausgedehnteren Gebrauch von der guten Absicht meiner schriftstellerischen Freunde zu machen. Das Buch liegt vor und wohlwollenden Lesern wird es nicht entgehen, daß man sie nicht durch Mittheilungen behelligte, die sich um der Ehre willen: gedruckt zu werden in ein Wohlthätigkeitsalbum geflüchtet haben, sondern daß man von allen Seiten bemüht war, ein Werk von selbstständigem Interesse und characteristischer Haltung zu Stande zu bringen.

Es ist hier der Ort, auf den Inhalt der Lebensbilder hinzuweisen, welcher die Mannigfaltigkeit und die Neuheit seiner Mittheilungen außer Zweifel setzen dürfte.

Es ist folgender:

„Feuer und Wasser." Humoristische Vorlesungen von Ignaz Lederer.
„Liebe auf der Alpe." Bild aus Obersteyer von Joh. G. Seidl.
„Der Sündersteg." Sage von Nordmann.
„Die Wiener Handlungsdiener." Skizze von Anton Langer.
„Schusterfreuden." Eine phriemologische Inspiration von Ant. Eisenschmid.
„Herr von Guß." Locales Märchen von Myller (mit einem Holzschnitt).
„St. Johann in Kranabet." Sage von M. D. C.
„Ein Liederkränzchen in Wien." Humoreske von J. N. Vogl mit Melodien von Hoven, Müller, Proch, Preyer und Titl.
„Das Weib mit dem blauen Vortuch." Wiener Lebensbild von Em. Straube.
„Ein Winterabend im südlichen Böhmerwalde" von J. Rank.
„Der Fiaker und der Teufel." Wiener Volksmärchen von A. N. von Perger (mit Holzschnitt).
„Martin Greusing und Carl von Röselfeld," biographische Notizen von Joseph Bergmann.
„Erinnerungen an Joh. Mayrhofer," von E. Freyherr v. Feuchtersleben.
„Wie man als Beytrag für ein Wohlthätigkeitsalbum ein Lebensbild schreibt." Eine Rhapsodie von Franz (von Braunau).
„Ein Frühlingstag einer eleganten Wiener Dame," von Math. Felbern-Rolf.
„Jobst Bahner, oder: Ritter und Bürger." Erzählung aus der Geschichte der Stadt Steyr von Fr. W. Arming (mit einem Holzschnitte).
„Der 3. May." Von Carl Adam Kaltenbrunner.
„Briefe aus Oberösterreich von Franz Schubert." Mitgetheilt von L. G. Neumann.
„Fragment aus einer Sommerwanderung durch das Land ob der Enns," von Jul. Aler. Schindler.
„Einladung zur Gemsjagd." (Sendschreiben an Heinrich Laube.) „In den Wald!" — „Der schwere Gang." Gebirgsscene von Friedrich Fürst von Schwarzenberg.
„Der Ameisenkönig." Lebensbild von F. B. (mit einem Holzschnitt).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der alte Schullehrer und sein Freund der Major.“ Von C. M. Böhm.
„Der arme Anton.“ Lebensbild von D. Fr. Reiberstorffer (mit einem Holzschnitt).
„Der Junger und der Bürger,“ von Jos. Pfundheller.
„Brände des Ostens und Westens.“ I. „Zwey moslemitische Feuerlegenden“ von Hammer-Purgstall.
II. „Der Brand des Handsag,“ von Fr. Botgorschek (mit einem Holzschnitt).
„Erinnerung an Fr. L. Z. Werner,“ von Andr. Schumacher.
„Fee Eisenia.“ Capriccio von H. Landesmann.
„Gertrude von Österreich, Enkelinn Leopold des Glorreichen.“ Historische Skizze von Carl von Sava.
„Der Österreicher Tischgenossenschaft in Rom.“ Eine Reiseerinnerung von Ernst Lemyl.
„Steyre von V. J. C. — Steyr“ (Übertragung des vorhergehenden) von Ludwig Foglar.
Musikalische Beyträge finden sich außer den schon angeführten von Hoven, Müller, Proch, Preyer und Titl, noch von Fischhof (siehe „Derndl,“ Gedicht von Castelli), Ant. Hackel „Willkommen.“ Gedicht von Ludw. Foglar und Franz Schubert. „Wiedersehen,“ von Fr. Schlegel (letzteres dem Herausgeber in Berücksichtigung des Zweckes von den HH. Diabelli und Comp. aus dem musikalischen Nachlasse Franz Schubert's überlassen). — Die xilographischen Arbeiten lieferten zum Theile die HH. Perger und Alpurth, Ersterer die Zeichnungen, Letzterer die Holzschnitte unentgeltlich.

Für all dieses vereinte, uneigennützige Zusammenwirken fühl' ich mich gedrängt zu danken, — desto inniger zu danken, je lebhafter ich überzeugt bin, daß Steyr, dessen allberühmter Gewerbfleiß den Rahmen Österreichs an den Küsten Asiens, in den blühenden Handelsstädten der Moskowiten wie in Venedig verherrlichte, jeder Theilnahme, jeder Förderung werth ist, die das Vaterland ihm gewähren kann! —

Nicht minder aber dank' ich auch denjenigen, deren Beyträge, entweder weil sie den Plan des Buches nicht berührten, oder aus Mangel an Raum nicht benutzt werden konnten! Mögen sie überzeugt seyn, daß ihre Gabe für mich darum nicht geringeren Werth hatte, und daß ich nie aufhören werde, mich des Wohlwollens, das meiner guten Absicht von so vielen Seiten zu Hülfe kam, mit unauslöschlichem Dankgefühle zu erinnern!

Die Buchhandlung Tauer & Sohn (Schulhof 413) wird die unter Adresse dort erliegenden, nicht benützten Aufsätze den geschätzten Herrn Verfassern auf dießfallsige Anfrage danknehmig zurückerstatten.

Kann obige Inhaltsanzeige als eine Empfehlung der Lebensbilder betrachtet werden, so will ich dießmal gerne die Schuld auf mich nehmen, der öffentlichen Stimme zum Theile vorgegriffen zu haben! —

Der Kritik wird es darum noch immer vorbehalten bleiben, in unsere Leistung einzugehn, — mit gerechtem Ausspruch Lob und Tadel zu spenden! Zu oft hab ich selber die vollste Freyheit der Meinung in Anspruch genommen, um nicht zu wünschen, daß Jeder sie geltend mache, der die Befähigung mitbringt. Möchten Männer von Herz und Geist sich entschließen über dieses und manches andere Buch ihre Ansichten öffentlich niederzulegen —, was man versteht, das darf mgn auch tadeln! — wie immer dann ihr Urtheil über uns ausfalle, — es bleibt uns immer ein Trost: von einem gebildeten Geiste begriffen worden zu seyn.

Solche Männer werden aber gleich mir entrüstet seyn, wenn hier ein Jüngling, dessen Literaturkenntniß nicht auf zwey, drey Jahrgänge der bekanntesten Almanache zurückreicht, sich ein kritisches Urtheil anmaßt, dort der Übermuth eines Ephemeren mit dem Begriffe „Vaterland“ scherzt. Anmaßung und Unwissenheit sind allein die heimatliche Stätte des Dunkels und des Dünkels — möchten daher Männer von Geist und Herz ihre Stimme erheben, wenn vom Vaterlande die Rede ist! —

Das deutsche Publicum aber möge diesem Buche seine Theilnahme nicht versagen! Gewiß wird es mit dem Herausgeber die Ansicht theilen, daß Jene,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für welche diese Blätter herausgegeben sind, nicht aufhörten, kräftiger Unterstützung zu bedürfen! Gewiß wird es jene Ansicht nicht theilen, welche voraussetzt, daß die Literatur in allen Fällen eine allgemeine Richtung haben müsse. Das Mißgeschick, welches eine der betriebsamsten Städte des Vaterlandes traf, durfte ein Unternehmen von rein vaterländischem Interesse hervorrufen! Beeilt man sich doch so vieler anderer Orte österreichische Zustände zu beleuchten, dasselbe haben hier — nur mit Sinn und Blick für vaterländische Sitte und Volksthümlichkeit — Österreicher gethan! Damit meinen sie sich nicht von dem großen deutschen Vaterlande loszureißen, sondern fragen bescheidentlich an: „Sind wir Ein Volk? — was gilt Euch unser Handschlag? ! —“ And. Schumacher.

Eine diabolische Theaterkritik.

(Fortsetzung.)

Wie „**Les mémoires du Diable**“ französisch erfunden und geschrieben, aufgefaßt und dargestellt sind, ist dieses Stück durchaus nicht, in keinem Zuge, ein Beytrag zur dämonischen oder diabolischen Literatur. Robin will weder ein Mephistopheles seyn, ein böses Princip, noch ein Herr von Natas, ein humoristischer Teufel; seine Rolle liegt im Gegentheil ganz und gar in jenem Fache, welches die deutschen Schauspieler mit dem Kunstausdruck „Chevaliers und Bonvivants“ bezeichnen. Seine Erscheinung schreckt nur die gute Pachterswittib und den dummen Bedienten, keineswegs aber die Baroninn und ihre Tochter, am allerwenigsten endlich das Publicum. Er umgibt sich mit einem gewissen Geheimniß, wobey ihn Zufälligkeiten unterstützen, nur um sich selbst mehr Reiz zu leihen, der schönen Marie gegenüber, und um seine Plane gegen die Feinde der Baroninn besser auszuführen. Sonst ist er ein leichter, lebensfroher, verliebter Mensch, von Herzen gut und von hellem Verstande, voll Muth und Geistesgegenwart, erfinderisch und tapfer zugleich, Advocat und Ritter in einer Person. So stellt ihn Felix bar, ohne die leiseste Nuance von Teufeley, ohne den mindesten Beygeschmack oder Nachgeruch der Hölle. Dadurch wird das ganze Schauspiel zugleich bestimmt, seinem Wesen nach nichts mehr und nichts minder als ein Vaudeville. Die begleitenden Musik- und Gesangstücke sind, wie ich mich bey den Aufführungen, wo sie wegblieben, überzeugt habe, von Wichtigkeit, wenn nicht gar zum Effect nothwendig. Schließt der erste Act mit einer schauerlichen Passage der Saiteninstrumente, so spannt das von selbst. Tritt Robin nicht bloß unter Blitz und Donner des Theaterbodens, sondern auch unter Donner und Blitz des Orchesters auf, so führt ihn das gleich ungemein wirksam und bedeutend ein. Und wenn Marie am Schlusse zu dem hellen Friedensglöcklein greift, so wird das bey uns nur lächerlich, wo sie einem Bedienten zu läuten scheint; in Paris bringt es die wohlthuendste und heiterste Rührung hervor, weil Mad. Doche mit ihrer Silberstimme eine gefällige Weise dazu intonirt: „**Sonnons, sonnons,**“ und die Flöten, sanft begleitend, einfallen.

Will man das Vaudeville auf fremden Boden verpflanzen, so gibt es, wie im Allgemeinen, so auch in diesem besonderen Falle, drey Möglichkeiten, drey Formen für diese Metastase. Erstens: man bildet daraus ein Lustspiel, oder vielmehr was wir neuerdings (mit einem ganz schlechten Ausdruck, beyläufig gesagt), ein Conversationsstück nennen. Freylich bleiben dafür immer noch einige zu gewaltsame Theatercoups übrig, zumal wenn wir unsere mäßigen und häuslichen Familienkomödien als Maßstab im Auge behalten. B. A. Herrmann machte diesen Versuch, und er glückte,

nicht bloß in Frankfurt, wo ich ihn selbst glücken sah, sondern auch auf andern Bühnen, wie Zeitschriften gemeldet haben. Auf dem Burgtheater allhier würde dessen Erfolg ein um so entschiedenerer seyn, als Hr. Fichtner, Dlle. Neumann und Hr. Marr für die drey Hauptrollen (Robin, Marie, Gauthier) ein Ensemble hinstellen könnten, wie kein anderes Theater es zu bieten vermag und als auch die übrigen, sämtlich höchst dankbaren Parthien vortrefflich auszufüllen wären. Hr. La Roche hätte Gelegenheit, den alten Gourmand (de la Rapinière im französischen Stücke) zu einer wahren Charakterrolle zu erheben, wie Amant in Paris mit ungeheurem Succeß that, und der komische Bediente (Valentin) würde Hrn. Wothe passen wie angemessen.

Zweytens: Macht aus dem französischen Vaudeville eine Wiener Localposse, jedoch in absichtlicher Parodie, nicht durch unwillkürliche Herabzerrung; dreht die Rollen um, wie ein Gewand, in Darstellung und in Auffassung, und zeigt uns das grobe, stück- und flickwerkige Unterfutter statt der glänzenden Außenseite. Hier ist Nestroy's Platz. Seine scharfe Feder muß den französischen Canevas zerreißen, und es möge dann hernach nur seine Hand nicht, wie oftmals, zu geschwind und zu leichtfertig seyn im Zusammenraffen und Aneinanderheften nach neuem Schnitt und Muster. Das Stück leiht sich der Travestie, wie kaum ein anderes, und Nestroy hat, als Bühnendichter und als Bühnenkünstler, eben in der Travestie seine glückliche Specialität.

(Der Schluß folgt.)

Notizenblatt.

Aus Stuttgart. Dlle. Kathinka Evers, welche von ihrem Gastspiele am Kärnthnerthore eine gute Erinnerung bey uns zurückgelassen hat, verläßt bis zum May des nächsten Jahres die Stuttgarter Bühne, deren dermalige Zustände den Aufschwung des Talentes und die Ausbildung eines tüchtigen, künstlerischen Wirkungskreises kaum unterstützen können. Der Beyfall, welchen die Sängerinn auf ihrer dießjährigen Kunstreise in Frankfurt, Wiesbaden, Berlin und München gefunden, hat ihr verschiedene Anträge verschafft, auf die sie indeß vorläufig in der rühmlichen Absicht verzichtet hat, die nächste freye Zeit auf das letzte Studium ihrer Kunst zu verwenden. Sie folgt einer Einladung von Mad. Ungher-Sabatier nach Florenz, und wird diese Meisterinn im Gesange sicher nicht ohne großen Gewinn verlassen. Auch ist ihr Vorsatz, Paris zu besuchen, um dort die italienische Oper zu hören. Kehrt die Sängerinn nach Deutschland zurück, so mögen unsere Bühnen mit Recht um ihren Besitz sich streiten. 33.

Hr. Kirsch, ein renommirter Aërostat, ist, dem „**Mémorial bordelais**“ vom 29. October d. J. zu Folge, bey Bordeaux mit seinem Ballon aufgestiegen, ist aber dabey in eine so bedrohliche Gefahr gekommen, daß sein Leben an einem dünnen Härchen hing. Man hatte nemlich vergessen, beym Loslassen des Ballons den Stück abzulösen, und so geschah es, daß der Aëronaut eine so schiefe Stellung erhielt, daß er jeden Augenblick aus seinem halbumgestürzten Schifflein auf die Erde herabzufallen drohte, nachdem er sich schon etwa 100 Klafter hoch erhoben hatte. Der Anblick, schreibt jene Zeitung, war gräßlich und herzerschütternd. Mehrere nervenschwache Damen fielen in Ohnmacht, und durch die bunte Menge der Zuschauer war nur Ein Laut, der Schrecken und Entsetzen in allen Nuancirungen und Cadenzen aussprach. Endlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ward Hr. Kirsch Meister seiner Maschine, ließ sich auch bald darauf zur Erde nieder, und man wac wieder versöhnt mit den furchtbaren Todesmächten, weil sie dießmal ihre Beute losgelassen haben. 9.

Uhr und Herz. Eine richtig gehende Taschenuhr tickt im Durchschnitt stündlich 17,160 Mal. Das macht alle 24 Stunden oder jeden Tag 411,840, und das Jahr hindurch — das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden — 150,424,510. Eine ursprünglich gute und dann gut gehaltene Uhr dauert an 100 Jahre. Sie tickt also in dieser Zeit 15,042,456.000 Mal. Das klingt sehr viel. Aber die Uhr ist von hartem, gefülllosen Metall. Von was ist das Herz? Weder von Stahl, noch von unempfindlichem Fleische. Und wie oft tickt das Herz? Es tickt im Durchschnitt stündlich über 5000 Mal. Das macht des Tags 120,000 und des Jahrs 43,830,000. Ein ursprünglich gesundes und dann ausnahmsweise gesund bleibendes Herz dauert auch seine 100 Jahre. In solchem Falle tickt es 4,843,000,000 Mal. Das ist um Vieles weniger als eine Uhr, aber doch sehr viel für ein gebrechliches Herz.
W. S.

Wilhelm Hodge. Wie uns mehrere französische Blätter kürzlich versichert haben, so hätte der Engländer William Hodge eine Art Kitt erfunden, mit dem man alle festen Körper, sogar Eisen, auf eine Weise verbinden könnte, daß die vereinigten Gegenstände wenigstens an der zusammengekitteten Stelle nicht mehr zu zerbrechen wären. Diese Blätter führten an, daß man die Probe mit Kanonenkugeln gemacht habe, welche abgeschossen wurden und nicht zersprangen, ja, sie haben sogar die Hauptingredienzien dieses Kitts angegeben, nämlich Kautschuck und zerstoßene Austerschalen, und endlich ward noch beygefügt, daß die englische Regierung diese Erfindung um eine sehr bedeutsame Summe an sich gekauft habe. Aber Alles das scheint von A bis Z eine Finte, und wahrscheinlich auch der Name, indem die Londoner Zeitungen von der ganzen Erfindung keine Sylbe wissen wollen. Mögen dieß auch deutsche Blätter berichtigen! 28.

Schwimmende Glashütte. Auf dem Rücken des Ohio in Nord-Amerika macht eine Glashütte während ihrer beständigen Thätigkeit zugleich auch ansehnliche Geschäfte mit der fertigen Waare. Es wird nämlich Tag und Nacht zum Glasschmelzen und Blasen verwendet, und dabey stromaufwärts und abwärts gesteuert, an jedem bequemen Puncte gelandet, und abgesetzt, wo sich Käufer finden mögen. Indem nun solcher Art diese Glashütte bedeutsame Geschäfte macht, so steht zu erachten, daß sie bald auch auf andern in- und ausländischen Strömen Nachahmer finden werde. 9.

Concertanzeige.

Am Dienstag, den 15. November Abends zur gewöhnlichen Theaterstunde wird Hr. Wache, Agent des Institutes der barmherzigen Schwestern, zum Besten der genannten Anstalt, im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore eine musikalisch-declamatorische Akademie veranstalten, bey welcher mehrere der ausgezeichnetsten Mitglieder der beyden k. k. Hoftheater mitwirken werden. Der so oft bewährte Kunst- und Wohlthätigkeitssinn des Wiener Publicums läßt auch heute wieder ein erfreuliches Resultat für die erwähnte, in dem Werke der Barmherzigkeit unermüdliche Anstalt erwarten.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

228

Dienstag, den 15. November 1842.

Das Lustspiel zu Pferde.

(Fortsetzung.)

Beym Wettrennen geht es übrigens zu, wie bey Allem hienieden. Der Eigenthümer des siegenden Pferdes, der bequem auf dem Amphitheater sitzt, streicht die Banknoten ein; der Jockey, der Hals und Beine gewagt, bekommt eine Prämie von 50 — 60 Franken, und das Pferd bekommt gar nichts, oder allenfalls eine Lungenentzündung. Doch müssen wir, um gerecht zu seyn, hinzusetzen, daß es selbst für die Eigenthümer eigentlich illusorisch ist. Bey den ungeheuern Kosten, welche der Unterhalt solcher Thiere erfordert, ist diese Specialität nur sehr reichen Liebhabern zugänglich. Von zwanzig Rennern, die man im Stalle hat, trägt höchstens Einer den Sieg davon. Kurz, man hat berechnet, daß ein Preis von 1000 Franken dem Preisträger ungefähr auf 3000 Franken zu stehen kommt. Das sind theure Lorbeern. Mancher junge Liebhaber, der sein Vermögen in Gefahr sieht, auf dem Hippodrom zum Teufel zu rennen, findet sich bewogen, der gefährlichen Liebhaberey zu entsagen. Um einen schicklichen Vorwand zu haben, sich zurückzuziehen, faßt er einen desperaten Entschluß: er verheirathet sich. Wie die Sprache, so sind auch die Begriffe der Sportsmen über Ehre höchst wunderlich. Der junge Mann, der einmal unter den Koryphäen des Marsfeldes aufgetreten ist, und sich zurückzöge, würde gewissermaßen ehrlos seyn; nur wenn er einmal verheirathet ist, ist er frey; die Bande Hymens erlösen ihn von den Banden des Hippodroms.

Das Wettrennen kann weit führen, ohne Wortspiel sey es gesagt. Ein junger Mann von reicher Familie kommt aus der Schule; er nimmt Unterricht im Reiten. Um sein Talent zu produciren, trabt er anfänglich auf einem Miethpferde. Doch bald schämt er sich der Mähre. Die Mama schafft ihm ein Cabriolet an, dann ein Pferd, dann zwey. Der junge Mann hat einen Phaëton; das eine Pferd wird krank; es muß ein drittes angeschafft werden. Nun findet sich's, daß die brillante Equipage schlecht geführt wird; es wird ein englischer Kutscher in Dienst genommen. Dieser will seiner Würde nichts vorgeben, und mag mit dem Stalldienste nichts zu thun haben; er verlangt einen Stallknecht, sodann Bulldoggen, dann eine Perrücke, dann einen Pony, um Morgens auszureiten. Damit ist er aber nicht zufrieden; er muß auch einen „Griffon“ haben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um nicht allein auf dem Bocke zu sitzen. Die englischen Kutscher versammeln sich in der Straße Favart, in der englischen Taverne, welche der Kammerdiener des Herrn Antony Rothschild hält. In diesem Clubb ist von nichts die Rede als von Boxen, Hunden, Hähnen und Rattenkämpfen. Da wurden vor zwey Jahren die Wetten über den Faustkampf zwischen Swift und Adams veranstaltet; diese englische Importation wurde aber glücklicherweise vom Publicum mit Abscheu aufgenommen, und vom Zuchtpolizeygericht auf immer abgewiesen. So oft die Kutscher im Clubb zusammenkommen, geben sie ihren Pferden einen Trank ein, und somit können die Herrschaften nicht ausfahren.

Der junge Herr wird von seinem Kutscher immer weiter geführt. Im Rez-de-chaussée des Hotels wird eine Sattlerwerkstätte eingerichtet; dann muß er alles mögliche Sattel- und Reitzeug anschaffen für die Stadt, für auf Reisen, für einen Zug von vier Pferden. Der junge Mann associirt sich mit einem Freunde, sie fahren mit Vieren; die zwey Pferde, die aber einmal daran gewohnt sind, wollen nicht mehr zu Zweyen ziehen. Nun muß der junge Herr noch zwey Pferde dazu kaufen; dann muß er sich im Jockey-Clubb aufnehmen, und seine Pferde im Marsfeld auftreten lassen. Er legt einen „Haras" an, und in kurzer Zeit ist er von einem auf fünfzehn Pferde gekommen. Er miethet zu diesem Behufe ein Gelberübenfeld in der Nähe von Paris, und läßt eine alte Stute darin herumlaufen, die in England den Derby gewonnen. Sie wirft ein häßliches Füllen, das mit aller Sorgfalt groß gezogen wird, und beym ersten Wettrennen, wo es erscheint, zuletzt ans Ziel kommt.

Wie wenig bey aller Anglomanie die Franzosen eigentliche Sportsmänner sind, davon kann man sich bey ihrer Cavallerie überzeugen. Vorläufig muß ich bemerken, daß die kleinsten Individuen zu der Linie kommen. Mit fünf Fuß und dritthalb Zoll wird er Jäger zu Pferd oder Husar, mit fünf Fuß vier Zoll Lanzier oder Dragoner, bey fünf Fuß fünf Zoll schnallt man ihm einen Küraß um, und bey fünf Fuß sechs Zoll steckt man ihn unter die Carabiners oder Artilleurs. Es wird also bloß auf die körperliche Größe Rücksicht genommen; hat das Individuum Geschmack am Reiten, sind seine Beine so gebaut, daß er die schulgerechte Stellung annehmen kann, darum kümmert man sich nicht. Daher ist es nicht selten, daß ein Centaur sich durch Disciplinarfehler häufige Strafen zuzieht, um zum Fußvolk geschickt zu werden. Es hält sehr schwer, die Conscribirten zu den nöthigen Übungen in der Reitschule zu bringen; sie suchen ihnen unter allerley Vorwänden auszuweichen. Sogar bey den Officieren ist das der Fall. Es gibt hierüber folgende etwas paradoxe Regeln: der Marineofficier reitet oft zu seinem Vergnügen, der Infanterieofficier zuweilen, der Artillerieofficier selten, der Cavallerieofficier niemals.

Eine Dame zu Pferd heißen die Franzosen eine Amazone; das Wort hat bekanntlich diesen Sinn nicht. Dem Zeugnisse eines alten Schriftstellers zu Folge, ist es sogar sehr zweifelhaft, ob je die Amazonen geritten. Denn als sie einst den Tempel des Achilles stürmen wollten, nahmen sie wahr, daß zahlreiche Reiterschwärme das heilige Gebäude umgaben. Gegen ihre Gewohnheit fochten sie zu Pferde, heißt es im Philostrat, die Thiere gingen aber mit ihnen durch, so daß die gefürchteten Kriegerinnen eine völlige Niederlage erlitten, die einzige, die ihre Geschichte verunziert. Nun gibt es aber Spaßvögel, welche meinen, daß gerade deßwegen, weil sie so schlecht zu Pferde gesessen, ihr Name auf die weiblichen Reiter anzuwenden sey.

(Der Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Englische Kunstcelebritäten.

II. Frederick Henry Yates.

Auch in diesen Blättern ist bey Besprechung der Londoner Bühne der Name Yates oft, und selten ungünstig erwähnt worden. Den Träger desselben hat am 21. Juny der Tod von der Schaubühne des Lebens abgerufen und in ihm ist nicht bloß der Eigenthümer des niedlichen Adelphi-Theaters, sondern diesem auch ein vortrefflicher Director gestorben. Yates wurde am 7. Februar 1797 in London geboren, wo sein Vater ein geachteter Tabakshändler war, und genoß auf der Elementarschule zu Enfield den ersten Unterricht. Der Platz hinterm Ladentische, welchen sein Vater ihm anwies, gefiel ihm nicht. Er träumte von Epauletten und Kriegsruhm, begnügte sich jedoch mit einer Anstellung beym Commissariat, die in kurzer Frist der Sieg bey Waterloo ihm wieder nahm. Bey seiner Rückkunft nach London weckte die Bekanntschaft mit Mathews den schlummernden Kunstsinn. Er begleitete den gefeyerten Mimen auf einem Ausfluge nach Frankreich und trat selbst zum ersten Male in Boulogne auf — als Fustian in „Sylvester Daggerwood." Von sofortigem Auftreten in London rieth ihm Mathews ab. Es ist bey der englischen Bühne Regel, sich zuvörderst in Provinzialstädten zu versuchen. Die Regel hat unstreitig ihr Gutes und es gibt keine Notabilität, die davon eine Ausnahme gemacht. Yates spielte mit Beyfall 1817 in Edimburgh, bald nachher in Glasgow. Seine vorzüglichsten Rollen waren Richard, Caleb Quotem, Othello, Buskin, Falstaff, Jeremy Diddler, Shylock, Somno. Aber das Herz zog ihn nach London; er sehnte sich auf die Breter von Coventgarden, das damals gerade ungewöhnlich gut besetzt war. Nicht ohne Mühe erlangte er die Vergünstigung, to play for an engagement, um Engagement zu spielen, und debutirte im November 1818 mit Jago. Das Publicum bezeigte keine außerordentliche Gunst und die Direction schwankte zwischen Annahme und Abweisen bis im April 1819, wo er als Falstaff auftrat und die Presse ihn lobte. Nun wurde er für allerhand Rollen engagirt, in englischer Bühnenphrase, to do any and every thing, und spielte demgemäß, gleichviel wie ungern, Alles durch einander, Komödie, Tragödie und Posse, Franzosen, Juden und Schotten, Narren, alte Herrn und Stutzer. Da er keine Rolle verdarb und mit Freuden für kranke Collegen eintrat, galt er, was er auch allerdings war, ein „nützlicher" Schauspieler, und so oft der Regisseur Fawcett wegen einer Besetzung in Velegenheit war, half Yates aus. Im Sommer 1822 contrahirte er mit den Eigenthümern von Vauxhall auf eine Zahl Vorstellungen à la Mathews, fiel aber in der ersten Probe und brach ein Bein. Nach seiner Genesung gab er einige jener Vorstellungen in Brighton und gewann die Beachtung der Millionärinn Coutts, die auch später als Herzoginn von St. Alban's ihn oft bey sich sah. 1823 heirathete er die vortheilhaft bekannte Schauspielerinn, Miß Brunton, und nun des Allerhandspielens in Coventgarden müde, beschloß er, sich selbst zu etabliren, und pachtete in Gemeinschaft mit einem gewissen Terry das Adelphi-Theater. Es öffnete unter Beyder Direction am 29. September 1825. Die Wahl des Compagnons war jedoch für Yates eine sehr unglückliche. Terry überließ ihm die Arbeit und nahm das Geld, trieb unsinnige Verschwendung, ergab sich dem Trunke und starb 1829 mit Schulden, die Yates bezahlen sollte. Mathews trat an Terry's Stelle und rettete Yates. Es ist bekannt, welch ungemeines Glück Mathews machte. Yates blieb aber auch nicht müßig. Mit unermüdetem Eifer suchte er durch Neuigkeiten anzulocken. Was seinem Zwecke entsprach, war ihm recht, mochte es eine Pariser Oper oder eine deutsche Karrikatur, ein Elephant oder ein Hund, eine Bajadere oder eine Nonne, ein Zwerg oder ein Riese seyn, und es grenzte oft ans Wunderbare, was er auf einer für London beschränkten Bühne mit verhältnißmäßig beschränkten Mitteln hervorbrachte. Der classische Geschmack hatte freylich Gegründetes dagegen einzuwenden. Aber der classische Geschmack ließ häufig selbst die großen Theater leer und die kleinen haben sich nie den Ruhm angemaßt, ihn zu stützen. Mathews gehörte indessen auch zu den Unzufriedenen und zog sich zurück. 1835 starb Mathews und Yates gab die Regie an dessen Sohn, während er selbst die von Drurylane

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übernahm. Das schlug ungünstig aus. Charles Mathews hatte entweder kein Glück oder kein Geschick, was im Resultate ziemlich gleich ist, und Yates trat schon 1836 wieder an die Spitze seines Adelphi. Als Robert Macaire hatte er einen Blutsturz und die Ärzte warnten ihm, nicht mehr zu spielen. Er befolgte den Rath, so lange er schwach war. Als er sich erstarkt fühlte, nahm er eine Einladung nach Dublin an. In der ersten Probe erneuerte sich der Blutsturz; er wünschte nach London zurückzukehren und schied hier aus dem Leben, von Allen betrauert, die ihn persönlich gekannt, ein Verlust für Viele, die er unterstützt, und gewiß auch ein Verlust für die englische Bühne. W. S.

Eine diabolische Theaterkritik.

(Schluß.)

Die dritte und letzte Möglichkeit, zwischen den beyden bezeichneten liegend, ward durch die Bearbeitung des Hrn. Kupelwieser und durch die Aufführung in dem Josephstädter Theater bereits zur Wirklichkeit. Ich muß mich mit beyden uneinverstanden erklären. Hr. Kupelwieser selbst war unsicher, wie er seine Aufgabe angreifen und lösen sollte; er wußte nicht, was aus dem Stücke für seine Zwecke und für gegebene Bedingungen zu machen sey, und fand am Ende nicht einmal eine Kathegorie dafür; fürchtend, daß es weder ein Lustspiel sey, noch eine Posse, was er lieferte, nannte er es ein „Drama." Zum größten Theile hielt er sich gewissenhaft und ängstlich an sein Original, und wo er dasselbe verließ, fiel er so entschieden aus dem Ton, daß man klar sieht, wie tief er selbst den Abstand zwischen dem Vaudeville-Theater in Paris und der Josephstädter Bühne in Wien erkannte und an der Möglichkeit verzweifelte, ein Stück für beyde gerecht zu lassen und gerecht zu machen. Seine Veränderungen trafen insonderheit die Bedientenrolle; er machte aus dem Hasenfuße einen Hanswurst, und Hr. Feichtinger half dazu treulichst. Ähnliches Mißverständniß begegnete mir im Garrick-Theatre zu London. Der Schauspieler thut sich immer selbst am wehesten, wenn er ohne Noth karrikirt. Wir lassen ihm dieß Recht, wo seine Aufgabe an sich zu dürftig und zu trocken ist, wie z. B. in aller Raupach'schen Komik, die verzerrt werden muß, um zu wirken, weil sie nicht Menschen schildert, sondern Begriffe. Allein das ist hier durchaus nicht der Fall. Adolphe in Paris that Wunder mit dem furchtsamen Bedienten, vornehmlich in der Scene des dritten Actes, welche er mit Mad. Lecomte (die Pächterinn) vortrefflich einstudiert hatte. Ich bin in komischen Rollen durchaus nicht difficil gegen ein starkes Colorit, aber es muß an der rechten Stelle aufgetragen seyn, und nicht gleich einem dicken Farbenkler die ganze Zeichnung verdecken und entstellen.

Hr. Nolte, Robin oder Robert, faßte seine Rolle mit vielem Verstande, minder leicht und lebendig wie der Franzose, minder diabolisch und dämonisch wie der Engländer, recht eigenthümlich und sehr fleißig, überlegt und besonnen. Aber über das Studium des Einzelnen vergaß er — kein seltener Mißgriff in der heutigen Schauspielkunst! — des Ganzen Charakter und Bedeutung. Im ersten Act war er Charakteristiker, im zweyten Held, im dritten Liebhaber, in allen dreyen zu viel Teufel im Sinne des Märchens. Er muß nicht halb eine Mantelrolle und halb eine Frackrolle aus einem Menschen schneidern wollen; entweder — oder: entweder Diabolik oder Humanität; entweder Liebe oder Täuschung, nur nichts Gestückeltes und Geprickeltes! Auch auf kleine Ungereimtheiten werde er freundlichst hingewiesen, die namentlich das Costume betreffen. Im ersten Act trägt er Escarpins zu einer Fußreise in Sturm und Wetter und ein Barett, das an die rothe Perrücke in Rotterdam mahnt;

Felix erschien in hohen Stiefeln, ganz schwarz, bleich geschminkt, ohne rothes Unterfutter und — er machte doch Effect. Auf dem Maskenballe ist Hrn. Nolte's Larve, sein rother Hut und sein barockes Costume im Allgemeinen eher lächerlich, als schrecklich; Felix trug auch hier nur rothe Pantalons und auf dem schwarzen Hute eine lange Hahnenfeder. Der Mephistopheles steckt nicht im Hinken und nicht im Husten, wie herrlich Hr. Seydelmann uns auch beydes vorgaukelt; und nun gar dieser bescheidene, liebenswürdige, unschuldige Teufel! Auch in seinen Manieren trug Hr. Nolte, vielleicht durch den Bearbeiter gezwungen, zu stark auf; das Pusten über die Hand, um ein Nichts auszudrücken, das Buchstabiren der Namen, um einen schalkhaften Schreck einzujagen, das „mein süßer Herr von Raupenmoor" mit obligater Kinnliebkosung paßt nicht in eine gute Gesellschaft, und Robert ist ein Mann der besten Gesellschaft. Übrigens gebührte und ward Hrn. Nolte, dieser meiner Ausstellungen ungeachtet, der Preis des Abends.

Zwey Rollen, welche in Paris von Amant und von Bardon dargestellt wurden, habe ich nirgends wieder so vortrefflich ausgeführt gesehen; erstens diejenige des Herrn de la Rapinière, aus der Hr. Berstl einen ziemlich nichtssagenden Raupenmoor machte, und alsdann die des Maurers, der in Paris Gauthier und Johann in Wien heißt. Diese Figur ist unbeschreiblich effectvoll, wenn sie richtig gefaßt wird, und Bardon faßte sie nicht nur richtig, sondern auch großartig. Er spielte förmlichen Blöd- und Stumpfsinn; sein Oui und sein Non wurden bloß hervorgegrunzt, seine äußere Erscheinung schon erregte Grausen. Er hatte Gesicht, Haar, Jacke, Schürze und Schuhe ganz weiß gefärbt, wie von Kalk und Mauerstaub; seine lange Gestalt hing schlaff hernieder, den starken Kopf trug er nach einer Seite übergeneigt. So kam, so ging er, geräuschlos, sprachlos, handlungslos, wie ein Gespenst an den Wänden hinschleichend. Mag man es eine Kleinigkeit nennen (es gibt auf der Bühne keine Kleinigkeiten!), aber schon das Weiße und Bleiche machte gegen den schwarzen Pseudo-Teufel einen malerischen, kräftigen Gegensatz. Bis zum dritten Acte verrieth keine Miene, kein Schritt, kein Zucken des halb geschlossenen Auges die Verstellung des Blödsinnes; aber da, in der Katastrophe, brach, nicht plötzlich, sondern in kluger, berechneter Steigerung, das wahre Wesen, die gesunde, treue, große Natur durch, so ungeheuer wirksam, so zerschmetternd und zermalmend, daß ich Franzosen weinen sah, an derselben Stelle, wo Engländer in ein Lachgebrüll ausbrachen, und Deutsche nicht wußten, sollten sie lachen oder weinen. Hr. Weiß gab seinen Maurer weder weiß noch weise, vor Allem zu jung (er spricht ja von vielen Kindern), zu flach, zu gewöhnlich. Aus dieser Parthie läßt sich unendlich viel machen. Alsdann, warum nimmt er seinen Abgang nicht in der vorletzten Scene, nach den rührenden Worten: „Nun will ich heim, mein Weib und meine Kinder zu umarmen" —? Bardon schwankte halb und halb stürzte er hinaus, die Arme und den rettenden Hammer hoch geschwungen. Hr. Weiß verkrümelte sich im Hintergrunde, bis zum Fallen der Gardine verweilend, ohne ferner Theil zu nehmen an der Handlung, also ganz verirrt und verloren. Dieß scheint mir durchaus falsch.

Genug damit, vielleicht schon zu viel über einen im Grunde wenig bedeutenden Gegenstand. Ich habe meine Erfahrungen und Ansichten in Bezug auf das eben in Deutschland eingeführte Stück mittheilen wollen, nicht sowohl um, nach Jahren einmal wieder, eine pikante Theaterrecension zu schreiben, als um denkenden Schauspielern vielleicht hie und da einen praktischen Wink zu geben und auf eine dramatische Erscheinung aufmerksam zu machen, die in Frankreich einen seltenen Erfolg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fand und verhältnißmäßig denselben in Deutschland finden muß, wenn sie richtig übertragen und aufgefaßt und dargestellt wird. Vor Einem verwahre ich mich dabey ausdrücklich und alles Ernstes, vor einer Mißdeutung, welche in unseren Tagen des erwachten Deutschgefühles mich unschuldig treffen würde: ich schätze weder die Fremde zu hoch, noch zu gering die Heimat, wenn ich wiederholt eingestehe, daß „die Memoiren des Teufels" in Paris sich ganz anders ansehen, als in Frankfurt und, bis jetzt wenigstens, auch in Wien. Freylich heißt es dagegen: Ey wohl, es ist ein französisches Stück, und es sind französische Schauspieler, und es ist ein französisches Publicum. Sehr wahr, meine Damen! Vollkommen recht, meine Herren! Aber warum übersetzt, spielt und seht Ihr es denn? Warum schreibt Ihr nicht deutsche Stücke mit oder ohne Teufel? Warum seyd Ihr nicht deutsche Schauspieler, und nicht ein deutsches Publicum? — R. s. V. p.

Theodor Haumann.

Violinvirtuose.

Wieder ein Niederländer, und Einer, der zu den vorzüglichsten Zierden der niederländisch-französischen Virtuosenschule gehört, ja in gewisser Beziehung vielleicht keinen Rivalen neben sich duldet.

Seine Technik umfaßt das ganze Gebiet der eigenthümlichen Schwierigkeiten dieses königlichen, häufig so unedel behandelten Instrumentes, und ist so vollendet, daß die namhaftesten Schwierigkeiten leicht und spielend dem Machtgebote des Meisters folgen. Sein Bogen ist eben so beschwingt, mannigfaltig, imponirend, als sein Griffbret intonationssicher, tonbelebt, accordreich; einer Claviatur stets fertiger Töne vergleichbar.

Seine Darstellung ist glanzvoll und kühn, worin ihm der kräftig eingreifende Ton wesentlichen Vorschub leistet. Doch sind auch alle feineren Schattirungen desselben ihm ganz geläufig, und neben der schimmernden Blume der Pracht lockt die reizende Blüthe des Lieblichen.

Richtigkeit, Schönheit und Deutlichkeit in höherer Bedeutung, die drey ersten Bedingungen eines virtuosen Spieles, finden sich in allen seinen Vorträgen vereinigt; was diesen aber das Siegel der Vollendung aufdrückt, ist die unerschütterliche Ruhe, die untrügliche Sicherheit, die große künstlerische Selbstbeherrschung, die Haumann's Spiel characterisiren. Ganz im Einklange damit ist die kühle Abgrenzung, die der Äußerung des Gefühles gesetzt ist, zum Vortheil allerdings der plastischen Vollkommenheit des Gebotenen, jedoch (was sich nicht läugnen läßt) zum Nachtheil für die herzanregende Innerlichkeit desselben.

Daß alle Causerien der Feinheit und des Geschmackes an geeigneten Stellen ihr Recht geltend machen, dafür bürgt die Eigenthümlichkeit der Schule, zu welcher der Meister größtentheils sich bekennt. Ob aber gewisse abgegriffene Tändeleyen mit der Würde desselben gut vereinbar, möchte dahingestellt bleiben. —

Haumann ist nach den Proben zu urtheilen, die wir in zweyen seiner Concerte kennen lernten, so meisterhaft im Reproduciren fremder Tonstücke, als wenig glücklich im Produciren eigener, in welchen häufig Geschraubtheit statt Natur, Umgeformtes statt Erfundenes sich bemerkbar machen. Er ist aber auch nicht so eitel immer Eigenes aufdringen zu wollen, und kennt, wie seine Wahl zeigt, wohl das Interesse, das gewisse Compositionen seinen Concerten zu verleihen geeignet sind. Es spiele ihm nur irgend ein anderer Virtuose das keck gezeichnete Concert von

Vieuxtemps oder das lebhaft dahinrollende „Rondo russe“ von Beriot nach.

Haumann ist einer der größten Virtuosen der Gegenwart, abgeschlossen in sich und in der Zeit. Das liebliche Rieseln der Melodie, wie der hochgehende Strom der Töne, beydes seine Lust. Er überläßt sich ruhig lächelnd den klingenden Fluten und fürstlich gebietend auch ihren Stürmen erfüllt er uns mit Freude und Bewunderung.

Carl Kunt.

Herr und Mad. Wartel.

Was einem Concertgeber oft so leicht wird: „ennui,“ das bringen hier zwey mitsammen nicht zuwege. Hr. und Mad. Wartel unterhalten. Es ist ein artiges, bescheidenes Pärchen, dessen Vereinigung außer Hymen auch die Musen geschlossen haben.

Hrn. Wartel's Vortrag deutscher Gesänge mit französischen Texten zeugt von Studium, Gefühl und Geschmack. Sein weich und angenehm klingender Tenor scheint ihm wahrer Freund, da er ihm rieth, die Bühne mit dem Salon zu vertauschen, wobey Hr. Wartel offenbar gewinnt; während gewöhnliche Freunde zum Entgegengesetzten rathen, wobey häufig verloren wird. Aber Hr. Wartel erscheint uns nicht bloß als Salonsänger. Er kommt aus Paris, und ist zugleich Herold des Ruhmes, der unsern großen Liedermeistern sogar bis ins — Salonleben daselbst den Weg gebahnt hat. Noch mehr, Wartel, der Franzose, ist für uns Deutsche ein wahrer **Spiritus asper**, der uns zuzurufen scheint: „Wertheste Concertsänger und **amateurs** in Deutschland! wie kommt's, daß Sie Beethoven und Schubert soviel als abandonniren, und sich dafür häufig mit allerley größeren und kleineren deutschen Compositeuren befassen, die wir kaum dem Namen nach kennen? Und doch haben wir erst durch jene das Wort Lied gebrauchen lernen, weil sich für diese ächt poetische Kunstgattung kein passendes Wort in unserm großen „Dictionnäre der Akademie“ auffinden ließ!“

Der **Spiritus asper** hat leider recht. Wir möchten an diesen verdienten Vorwurf noch eine Betrachtung knüpfen. Die zwey berühmtesten dramatischen Sänger ihrer Nationen führen Schubert zuerst ein; Vogel in Deutschland, Nourrit in Frankreich. Vogel stirbt, und die Schubertlust erbleicht. Nourrit stirbt, und sie lebt erst recht auf. Und dennoch ist das zweyte Wort des Deutschen, der den Franzosen so gerne der Oberflächlichkeit beschuldigt, die „Tiefe. Scheint es doch, als ob gerade umgekehrt hier Mißgeschmack und Undank, dort Erkenntniß und Begeisterung sich die Hände reichen sollten, über dem Grabe des größten Liedercomponisten unseres Jahrhunderts! —

Mad. Wartel spielt das Piano zart und kräftig, mit eleganter Bravour. Selbst in den bedeutendsten Schwierigkeiten hört sie nicht auf so graziös zu seyn, als sie selbst ist; weßhalb denn auch der lieben Pianistinn, die weder Chopin's noch Thalberg's Eigenthümlichkeiten müßig angehört hat, alle verdiente Anerkennung werden muß. Auch im classischen Spiele — Andante der Kreuzer'schen Sonate von Beethoven — zeigte sie sich recht lobenswerth, wozu ihr von Hrn. J. Mayer eben nicht allzu poetisch begleitet wurde. Die zwey Bravourpiecen, die sie spielte, waren von ihrer Composition, denn componiren muß man heut zu Tage, und kostete es — fünfzig Opernmotive. Auch darin nimmt sie es mit den meisten Virtuosenhelden auf, und es klingt bey ihr gerade so empfindungssüß, toilettenkräftig und bravourselig, wie bey diesen.

Carl Kunt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Notizenblatt.

Das Rosenmädchen. Wie bekannt hat in frühern Zeiten zu Salency, einem großen Dorfe in der Normandie, am Tage des heil. Medard eine ganz eigenthümliche Feyerlichkeit Statt gefunden, welche darin bestand, daß alljährlich das bravste, arbeitsamste und tugendhafteste Mädchen in dieser Gemeinde auserkoren, in blendend weiße Kleider gehüllt, und mit Rosen gekrönt und ausgeschmückt, im herrlichsten Zuge nach der Kirche geführt und dann bey einem ländlichen Festmahle zur Tisch-Königinn ernannt, und zuletzt von dem Gutsherrn sowohl, der das Fest oftmals mit dem Bischof von Amiens durch seine persönliche Theilnahme zu verherrlichen pflegte, als auch von andern Leuten so reichlich beschenkt worden ist, daß sie ihrem Stande und Bedürfnisse gemäß hinlänglich genug hatte, um ordentlich ausgestattet zu seyn. Dieses Mädchen, dieser Spiegel der Unschuld und Liebenswürdigkeit, welches mit dem schönen Namen **La Rosière** betheilt wurde, hat oft schon an demselben Tage einen Jüngling gefunden, der es wagen durfte, sich um ihre Hand zu bewerben, wornach denn gewöhnlich ein zweytes Rosenfest, nämlich Verlobung und Hochzeit bald darauf gefolgt ist. Diese schöne Sitte ist, wie wir vernehmen, mit so viel anderm Guten in den Stürmen und Wogen der Revolution gänzlich untergegangen, und besteht nur noch in der Erinnerung und im Worte, da es doch zu wünschen wäre, sie bestände allenthalben in jeder Gemeinde, indem sie zu Salency einen sehr langen Zeitraum hindurch thatsächlich durch Ermunterung zum Guten, durch Beyspiel und Wetteifer so erfreulich schöne Früchte hervorgerufen hat. Es konnte nicht fehlen, daß der anziehende Stoff, der darin geboten wird, schon viele Federn in Bewegung gesetzt hat; wir haben wenigstens diese Begebenheit schon ein Dutzendmal unter verschiedenen Formen gelesen. Neuerlich erschien sie der **Revue de Paris** zu Folge in dramatischer Form unter dem Titel: **Le prix de vertu** im Theater **Gymnase dramatique**. Der Schauplatz wurde ebenfalls in ein Dorf der Normandie, und zwar nach **Tillé** verlegt, wo einst ohne Zweifel das Rosenfest von Salency adoptirt worden ist. Der Verfasser hat den Gegenstand sinnreich behandelt. Das Drama spielt am Vorabend des Rosenfestes und endet am folgenden Morgen. Die Tugend und Unschuld des auserkornen Rosenmädchens kommt in Verdacht und das gute schuldlose Kind in die peinlichste Bedrängniß, denn man sah im Verlaufe dieser Nacht einen Jüngling bey ihrem Fenster einsteigen, und beschloß sonach, anstatt ihr die zugedachten Ehren anzuthun, sie mit Schimpf und Schande zu brandmarken, und sogar von der Gemeinde auszustoßen. Das arme Mädchen weiß sich in nichts schuldbewußt, ist in Thränen zerflossen und ringt mit ihrem Schicksale auf eine eben so rührende als anziehende Weise. Endlich fällt der dunkle Schleyer der Verdächtigung, der vermeinte schmucke Jüngling Eduard war ihre verkleidete Schwester, die aus der Hauptstadt zurückgekehrt ist, und sich nur deßhalb in männliche Kleider gesteckt hat, um während ihrer Reise unangefochten zu bleiben. Die Lösung des Räthsels soll ein überaus anziehender und ergötzlicher Moment seyn. Dlle. Rose Cheri spielte das Rosenmädchen mit der ihr eigenthümlichen Naivität und Grazie, und Dlle. Nathalie hat ihre Rolle als Eduard zur allgemeinen Befriedigung durchgeführt. 28.

Paris läßt gegenwärtig nicht weniger als 162 Tageblätter vom Stapel laufen. Die jährliche Pränumeration auf selbe beliefe sich auf 10,000 Franks; wer sie lesen will, braucht mehr Augen, als der Pfau im Schweife trägt, oder er muß alle Tage mit Josua ausrufen: Sta sol! 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

229

Donnerstag, den 17. November 1842.

Das Lustspiel zu Pferde.

(Schluß.)

Die Amazonen zerfallen in zwey Classen: die vornehme Dame und die Lorette. Man könnte eigentlich noch eine dritte annehmen: die Löwinn, allein diese fällt mit dem eigentlichen Sportsman in Eins zusammen, sie wettet und setzt über Hecken und Gräben; es ist hier kein anderer Unterschied als der Schnurrbart. Die Dame aus der großen Welt macht aus dem Reiten keine Beschäftigung, sondern eine Zerstreuung. Sie lernt reiten im Hofe ihres Hotels oder im Park ihres Schlosses. Zuweilen hat die Lorette zwölf Lectionen in der Reitschule genommen, und in der Regel läßt sie sich bloß durchs Fallen belehren, und geht bloß in die Schule des Unglücks. Die Dame trägt eine Amazone von dunkler Farbe und einen Mannshut mit schwarzem Schleyer. Ihre Stellung ist anmuthig und anständig. Die Gerte in der Rechten, mit der Linken das flatternde Gewand leicht anziehend, so daß ein voller Fuß sichtbar wird in einem eleganten Schuh, an dem ein kleiner, silberner Sporn sitzt. Um sich in den Sattel zu schwingen, berührt sie kaum mit der Spitze des linken Fußes die Hand, die ihr dazu behülflich ist. Zu Pferde unterhält sich die Dame mit ihrem Cavalier, ohne sich weiter um das Thier zu bekümmern, höchstens klopft sie ihm zuweilen liebkosend auf den Hals. Sie läßt die Freude, die ihr das Reiten gewährt, nicht in lärmenden Ausrufungen ausbrechen, und erträgt das unvermeidliche Ungemach, ohne in Gesellschaft einen Gegenstand der Unterhaltung daraus zu machen. Die Lorette hat eine Amazone von heller Farbe, meistens himmelblau oder apfelgrün. Ihr Kopfputz ist ein Hut à la **Henri quarte**, mit Federn, zuweilen auch eine kleine Mütze, die ein wenig schief sitzt. Sie zieht die **Champs élysées** dem Gehölz von Boulogne vor; dieses hat wenig Reiz für sie, wenn man nicht bey Boirée oder Gilet einkehrt. Die **Champs élysées** bieten ihr ein mannigfaltiges Schauspiel dar; in der großen Allee, welche zum Triumphbogen führt, läßt sie am liebsten ihr Talent glänzen.

Wenn die Lorette aufsteigt, hält sie ohne Unterschied den linken oder den rechten Fuß hin, was ihren zwanzigjährigen Cavalier nicht selten in Verlegenheit setzt; wir brauchen nicht zu sagen, daß ihr Pferd in der Reitschule gemiethet ward. Ihre Haltung zu Pferde verräth einige Unruhe; obgleich die knappen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Handschuhe ihr kaum gestatten, die Finger zu schließen, so zieht sie dennoch die Zügel straff an, und hält sich daran fest. Der Körper ist weit vorgebogen, der Fuß verliert alle Augenblicke den Steigbügel, und sie hat Mühe, sich ins Gleichgewicht zu bringen. Die Geduld ihres Reitpferdes aber beruhigt sie allmälig, und da die Lorette alles gleich übertreibt, so geht ihre Ruhe bald in Verwegenheit über. Auf den Boulevards lächelt sie den zahlreichen Bekannten zu, die ihr begegnen, was allerdings den jungen Herrn, der sie begleitet, piquiren könnte, wenn er nicht allzusehr damit beschäftigt wäre, sich im Sattel zu halten, um etwas davon zu merken. Unter den Amazonen müssen wir auch einige junge Sängerinnen nennen, die gehört haben, daß Mad. Malibran trefflich zu Pferde saß, und der berühmten Sängerinn wenigstens hierin nachkommen wollen.

Ein Gutes hat die Anglomanie in Frankreich gestiftet, daß man sich nemlich eifriger um Pferdezucht bekümmert. Seit 1823 — 1840 wurden 346,181 Pferde eingeführt, und nur 71,973 ausgeführt. Schlägt man das Pferd Eins ins Andere gerechnet zu 500 Franken an, so findet man, daß Frankreich 123 Mill. ausgegeben, nur 36 bezogen, demnach 97 Mill. hat nachzahlen müssen. In militärischer Hinsicht ist die Sache noch wichtiger: die meisten Reiter, die während der Kriege unter dem Kaiserreiche gefangen wurden, geriethen den Feinden durch die Schuld ihrer Pferde in die Hände. Die arabischen Pferde gelten bekanntlich für die besten; sie zerfallen in zwey Classen, in die Kadiski, oder Pferde von unbekannten Racen, oder in die Koclams, solche, deren Genealogie bekannt ist. Die ersteren werden gering geschätzt, und zu niedrigen Arbeiten verwendet; letztere dienen ausschließlich als Handpferde. Die Reisenden wissen nicht genug von dem Muthe und von der Klugheit dieser Thiere zu erzählen. Wir führen bloß folgenden Zug an, den Chateaubriand erzählt: „Das Geschlecht einer Stute ist sehr häufig der Gegenstand des Gespräches. Man erzählte mir die Thaten eines dieser Wunderthiere. Der Beduine, der es ritt, wurde von den Sbirren des Gouverneurs verfolgt, und hatte sich von den Bergen bey Janho herabgestürzt. Die Stute war im Galopp herabgesprengt, und die Soldaten sahen ihr aus der Ferne mit Schrecken und Verwunderung zu. Allein die arme Gazelle fiel todt nieder, als sie in Janho ankam; der Beduine wollte sie nicht verlassen, und wurde auf ihrem Leichname gefangen, den er mit seinen Thränen benetzte. Diese Stute hat einen Bruder in der Wüste; er ist so berühmt, daß die Araber immer wissen, wo er durchgekommen ist, wo er sich aufhält, was er macht, und wie er sich befindet."

Die Engländer haben die schönsten Pferde in Europa, und gelten für die besten Reiter. Um es dahin zu bingen, haben sie kein Opfer gescheut. Man erzählt, Heinrich VIII. habe eines Tages Befehl gegeben, alle Stuten in England niederzustechen, die zu keiner ausgezeichneten Nachkommenschaft geeignet schienen. Die Engländer haben natürlicherweise ihre Zuflucht zu arabischen Pferden genommen; aber es verdient als eine Merkwürdigkeit angeführt zu werden, daß sie den ersten arabischen Heugst aus Frankreich erhalten haben; es ist der bekannte **Godolphin Arabian**, dessen Geschichte Eugène Sue in seiner Novelle „**Deleitar**" erzählt. Im Jahre 1750 befand sich das Thier zu Paris, und war an den Karren eines Wasserträgers gespannt. Ein Engländer, der es zufällig sah, brachte es nach England, wo Godolphin der Stamm eines berühmten Geschlechtes wurde, das noch heutzutage die Zierde von Epsom und New-Market

ist. Wir bemerken übrigens, daß die Haras in Frankreich noch vieles zu wünschen übrig lasse, daß vor nicht gar langer Zeit ein Gestütbeamter einen Wallach für einen Hengst kaufte, und daß das Wort Maquignon für Pferdehändler nur im bösen Sinne, und als gleichbedeutend mit Betrüger gebraucht wird.

Es schläft das Meer!

Es schläft das Meer.
Kein Windhauch will die leichten Segel schwellen,
Es kräuseln selbst am Strand sich nicht die Wellen;
Klar, spiegelhell ist rings der Grund umher,
Und Abend wird's — es schläft das Meer.

Es schläft das Meer.
Im West der Sonne letzte Abendgluten,
Die legen sich gleich Rosen auf die Fluten.
Der Tag vermählt der Nacht sich selig, hehr;
Der Mond geht auf — es schläft das Meer.

Es schläft das Meer.
Der Vater sitzt daheim im Sorgenstuhle,
Die Mutter sammt und sinnt wohl bey der Spule,
Und ich! ich wandre ruhelos umher —
Beschütz' Euch Gott — es schläft das Meer.

F. Brunold.

Neueste Experimente mit Schiffsblitzableitern.

Von dem englischen Physiker Snow Harris, welcher der Königinn Victoria und ihrem Gemahle vor einiger Zeit eine Reihe von Vorträgen über Geologie, Elektrophysik und andern Disciplinen gehalten hat, wurden kürzlich zu Portsmouth an Bord der Kriegscorvette „Orestes," interessante Experimente mit Schiffsblitzableitern angestellt. Sie fanden in Auftrag der Admiralität, im Beyseyn einer ausgewählten Gesellschaft von Gelehrten und Marineofficieren, worunter auch der berühmte Admiral Sir E. Codrington, der Sieger von Navarin, Statt, und bezweckten nichts Geringeres als eine völlige Revolution in der Einrichtung und Aufstellung dieses wichtigen Schutzmittels. Das Schiff war dem „Semaphore" gegenüber vor Anker gelegt, und zwischen ihm und dem Hafendamme eine mit einer Carronade bewaffnete Barke angebracht worden.

Ein Draht, welcher von der positiven Seite einer gewaltigen galvanischen Batterie ausging, die sich im Semaphore befand, war an einem mit Schießpulver gefüllten Gefäße befestigt, welches auf der Koppe des Hauptmastes der Corvette stand. Ein anderer Draht, welcher von der negativen Seite der Säule ausging, war an das im Boot befindliche Geschütz geknüpft. Ein kurzer Draht, welcher am Zündloch des Geschützes angebracht war, lief über den Dahlbord auf der dem Orestes nächsten Seite bis zur Oberfläche des Wassers. Zwischen der Corvette und dem Boot bestand keinerley Verbindung.

Der Zweck der Experimente war dazuthun, daß der Blitzstrahl unverbrüchlich die continuöse Linie verfolgt, und daß so wie eine elektrische Strömung die Mastspitze trifft, dieselbe mittelst der Conductorenlinie dem Wasserspiegel zugeführt und da zerstreut wird. Dieß wurde folgendermaßen bewiesen und ver-

anschaulicht: Die im Semaphore befindliche galvanische Batterie wurde dechargirt; der Strahl fuhr den Kupferdraht entlang von der Metallplatte des Innern der Leydener Flasche bis zur Mastspitze; seine Gegenwart allda wurde durch die Entzündung des im Gefäße befindlichen Schießpulvers bethätigt; von da fuhr er den Ableiter entlang in den Schiffsrumpf, und längs dem an diesem angebrachten Ableiter in die See. Seine Ankunft daselbst wurde durch die Entzündung des Pulvers, welches auf dem Zündloche der Carronade im Boote aufgeschüttet war, so wie durch die Abfeuerung dieses Geschützes verkündet; da beyde Operationen nur durch den elektrischen Strahl bey dessen Passage durch den kurzen Draht, welcher das Zündloch des Geschützes mit dem Meeresspiegel verband, bewerkstelligt werden konnten. Die elektrische Strömung mußte daher nicht nur in der See angelangt, sondern durch dieselbe bis zu dem kurzen Draht in die Barke gefahren seyn.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß der Knall der Batteriedecharge, die Entzündung des Pulvers auf der Mastspitze, so wie dessen auf dem Zündloche der Carronade, und der Knall dieses Geschützes selber trotz der großen Distanz, welche der elektrische Strahl zu durchfliegen hatte, gleichzeitig schienen. Es war somit dargethan, daß im Augenblicke, wo der Strahl auf der Hauptmastspitze anlangte, im selben Nu derselbe durch den Ableiter vom Schiffe weg und ins Wasser geführt wurde. Durch eine Reihe von Experimenten, welche hierauf Statt fanden, wurde dargethan, daß das Princip auch in dem Falle, wo die obersten Mast- und Bramstengen niedergelassen sind, Stich halte. Der elektrische Strahl folgte nemlich der geraden Linie ohne im geringsten nach denjenigen Drahttheilen abzuschweifen, die durch das Niederlassen der Stengen sich außerhalb der geraden Leiterlinie befanden. Durch das letzte Experiment wurde der vollständige Schutz, welcher der gerade Drahtzug gewährt und die anscheinende Unmöglichkeit bewiesen, daß der Strahl auf Metallkörper, welche sich außerhalb desselben befinden, die geringste Wirkung ausübe. Die Annahme, daß irgend eine Lateraldecharge Statt finde, ist hiedurch praktisch widerlegt. Es wurde nemlich ein 10 Fuß langes Mastmodell aufgestellt, in dessen Innern ein hie und da unterbrochener Drahtzug angebracht war. Percussionspulver, das, wie allbekannt, durch den allergeringsten Bruchtheil eines elektrischen Funkens entzündet wird, wurde in diese Intervallen gelegt.

Längs der Außenseite des Mastes dagegen wurde ein ununterbrochener Drahtzug angebracht, dessen beyde Enden mit den Enden des im Innern des Modells befindlichen unterbrochenen Drahtzuges verknüpft waren. Um dem Experiment und somit der Thatsache, die er herauszustellen bezweckte, ein noch größeres Relief zu geben, war das Modell hie und da mit Metallreifen umgeben, und auch an verschiedenen Orten mit andern Metallstücken versehen, die mit dem inneren Drahtzuge in Verbindung standen. Nun ließ der Experimentator gerade auf die Stelle der Modellspitze, wo sich beyde Drahtzüge berührten, den elektrischen Strahl fallen, um ihm, wie er sich ausdrückte, völlig freye Wahl zwischen beyden oder auch aller zwey zu lassen. Der Strahl konnte aber auch bey seinem Laufe durch die Außenlinie, durch eine Lateraldecharge das Innere des Modells afficiren, da ja, wie erwähnt, beyde Linien mehrfältig verknüpft waren. Es war dieß vermöge der äußerst inflammabeln Beschaffenheit des Percussionspulvers eine höchst kitzliche und scharfe Probe, sie gelang aber vollkommen, denn siehe, der Strahl wählte bey jeder Decharge der galvanischen Batterie ausschließlich die äußere ununterbrochene Drahtlinie, ohne die andere oder die Metallstücke im geringsten zu afficiren, was durch die Nichtentzündung des Percussionspulvers am Tage lag. Sobald jedoch die äußere Drahtlinie entfernt worden war, zeigte die Zerschmetterung des Modells, welche der nächsten elektrischen Decharge folgte, daß der Strahl jetzt erst die unterbrochene Drahtlinie gewählt, und hiedurch das Pulver entzündet worden war.

Admiral Codrington äußerte am Schlusse dieser interessanten Versuche, er zweifle nicht, daß binnen Kurzem die Harris'sche Methode der Blitzableiter-Construction und Führung in der gesamten brittischen Marine eingeführt seyn würden.

F. M.

Großes Musikfest in Wien.

Dritte Aufführung.

1. Ouverture zur Zauberflöte.

Trefflich ausgeführt. Ich hörte sie zuletzt im Carabinersaale zu Salzburg während der Mozartfeyer. Es waren gar herrliche Stunden der Weihe und der schönsten deutschen Brüderlichkeit, wie man sie nur selten genießt. Damals suchte ich unter den Reihen, die da zur Verherrlichung des Meisters allerorts herangezogen waren, vergebens meine „Pappenheimer;" ich zählte deren im Orchester: eins — zwey — drey — — und war fertig. Hier arbeiteten viele Hunderte; dort hätte ein kleines Häuflein genügt, um sagen zu können: „Auch Wir."

2. Arie mit Chor aus „Orfeo" von Gluck.

Es ist eben die berühmte Scene mit dem „No" der Furien, die schon die Feder Rousseau's — des „Petit-Faiseur," wie er sich dabey unterschrieb — in Bewegung gesetzt, und in Heinse und Hofmann nicht minder enkomiastische Bewunderer gefunden. In der That ist es merkwürdig, welch entgegengesetzte, in voller Kraft ergreifende Wirkungen der Meister durch ein einfaches enharmonisches Kunststückchen hier zu entwickeln wußte. Eine und dieselbe Harmonie trägt den entzückend lieblichen Gesang des Orpheus und das gräßliche „No" der Höllengeister. Ein simpler Septimenaccord auf der Dominante, die um einen halben Ton aufwärts rückend, die seltsame, mehrdeutige Grundnote bildet, — Harfe und Streichquartett zur Begleitung des Sologesanges, einige Violen, Trombonen und Cornetten zu jenem des Chores — dieß der ganze Apparat Gluck's. Kein „Valse infernale," kein Kettengerassel, keine Sprachröhre, kein Orchestertumult; ächte, griechische Kunstschönheit, die selbst in der Darstellung des Häßlichen ihre olympische Abkunft wiederspiegelt!

Recht lobenswerth wurde diese Scene sowohl von der Solistinn Dlle. Therese Schwarz als von den begleitenden Parthien ausgeführt. Die Stimme der Ersteren ertönte bey diesen ruhig dahingleitenden Phrasen in lieblichen Vibrationen und in einfach schönen Accenten des Gefühles.

3. Priesterchor aus der „Zauberflöte."

Wer wird ihn nicht lieben in seiner Himmelsschönheit, wen nicht ein Gefühl des Heiligen, Ewigen, Reinen dabey überkommen? Die Ausführung war wirksam.

4. Ouverture zur Oper: „Samori" von Vogler.

Während man sich über halbe Berühmtheit wund schreibt, wartet diese ganze zur Zeit noch auf einen tüchtigen Biographen. Vogler's wundersames Seyn und Wirken trägt das unverkennbare Gepräge des Genies. Sollte man nicht Begierde tragen den ganzen „Samori" kennen zu lernen, da schon die Ouverture dazu so neu und kühn angelegt, als mit spielender Gelehrsamkeit und überraschenden Geniezügen ausgeführt ist? Man erinnere sich nur der freyen, gewaltigen, oft bizarren Durcharbeitung der dreytönigen Motives d-e-A. Läugne es, wer da will, hinter dem seidenen Mäntelchen des Abbés guckt der sinnig edle Weber und der effectmeisterliche Mayerbeer mitsamt ihren diabolischen Seitensprüngen deutlich genug hervor. Und wenn Vogler — wie mir selbst an mehreren Orten geklagt wurde — sonst nichts gethan, als daß er zum Behufe seiner Orgelconcerte Pfeifen aus der Orgel warf, und mit seiner „Simplificationstheorie" den armen bestürzten Organi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sten ihr lammfrommes Schulpferd nur verdarb, um sich wie ein rechter Schlachtenheld und Weltendonnerer darauf herumzutummeln; so verdient der merkwürdige Mann, der unstreitig seiner Zeit vorgegriffen, doch wenigstens einen novellistischen Bearbeiter. —

Die Ausführung dieser Nummer überzeugte mich neuerdings, daß durch die überbesetzte Verdopplung der Blechinstrumente alle Oberstimmen im Forte unserer Orchester zu Grunde gerichtet werden.

5. Arie aus dem „Messias" von Haendel.

„O du, die Wonne verkündet in Zion." Stille Majestät erfüllt den melodischen Fluß dieses Gesanges, der sich indessen mit dem berühmten „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" und andern Solostücken des erhabenen Werkes nicht auf gleicher Höhe behauptet. Obgleich die Nummer zunächst auf die Stimmlage der Dlle. Therese Schwarz berechnet war, machte sie dennoch nur geringen Effect; theils weil die Töne wenig berührt werden, in welchen diese Sängerinn am meisten brillirt, theils auch, weil deren Vortrag einen in Händl's frommen Sinn tiefeingehenden Sänger erfordert.

6. Marsch und Chor aus: „Die Ruinen von Athen" von Beethoven.

Der Meister componirte dieses von Kotzebue geschriebene Festspiel zur Eröffnung des großen Schauspielhauses in Pesth. Die in Rede stehende Scene gehört zu seinen herrlichsten poetischen Inspirationen. Opferduftig wallt der Wechselgesang von Priestern und Jungfrauen über das reizendste melodische Gewinde der Begleitung hin, und erhebt sich zuletzt zum rauschenden Vollgesange, der begeisternden Nähe der Musen dargebracht. — So zart nuancirt vorgetragen, wird diese Nummer bey allen größeren Musikaufführungen gewiß eine der frischesten und edelsten Blumen des Genusses bieten.

7. Ouverture zu „Egmont" von Beethoven.

Es ist über dieses Epos in Tönen, das dem Goethe'schen Drama vorangedichtet, nichts zu sagen. Gespielt konnte es doch noch anders werden, indem ja auch jede einzelne Stanze eines vorzulesenden Heldengedichtes ihr eignes declamatorisches Studium braucht. Aber der Sieg — der Sieg zuletzt schmetterte mit diesen kolossalen Tonmitteln im grandiosen Raume über unsern Häuptern empor, gleich dem Jubel einer gewonnenen Völkerschlacht, daß man, wie eben nicht immer bis zur Evidenz, die erhöhte dynamische Gewalt auch der vervielfältigten materiellen Zahl sich gestehen mußte.

7. Der Weinlesechor aus den „Jahreszeiten" von Haydn.

Diese, ich möchte sagen mit österreichischer Lebenslust von Vater Anakreon-Haydn geschriebene Orgia beschloß die dießjährige Musikfolennität der „Gesellschaft der Musikfreunde" kräftig und heiter zugleich; alle Mitwirkende noch zuletzt in lebhafte Thätigkeit versetzend, alle Hörende zur gerechten Anerkennung des mehrfach Guten, das geleistet wurde, verpflichtend. Carl Kunt.

Notizenblatt.

Berichtigung. Eine Nummer der „Wiener Zeitschrift" hat unlängst, natürlich durch die irrige Angabe auswärtiger Blätter selbst irre geleitet, erwähnt, daß Miß

Abelaide Kemble, die gefeyerte Sängerinn, nahe am Vorabende ihrer Verbindung mit dem reichen spanischen Grafen Sartoris plötzlich gestorben, und ebenso unerwartet ihre Schwester, früher Fanny Kemble, jetzt vermählte Butler, wohlbekannt durch ihr Buch über Amerika, „vom blassen Tode abgefordert" worden sey. Das Schlimmste ist glücklicherweise unrichtig. Zu der Zeit, wo Mistreß Butler todt seyn sollte, lebte sie in Fülle der Gesundheit in London, wo sie nebst ihrem Gatten und ihren Kindern sich zum Besuch bey ihrem Vater aufhielt, Charles Kemble, gegenwärtig Director des Coventgarden-Theaters. Sie bereitete sich damals zur Rückkehr nach Amerika. Zu der Zeit, wo Adelaide Kemble im kühlen Grabe liegen sollte, lag sie allerdings krank, und konnte deßhalb in einem Concerte zu Brighton, wie ne versprochen, nicht singen. Seitdem ist sie aber vollständig genesen und in Coventgarden zuerst als Norma, dann als Semiramide aufgetreten. Miß Adelaide ist jedoch nur laut Theaterzettels Miß, in Wahrheit Mistreß, nicht Gräfinn, Sartoris. In Glasgow ist der Bund geschlossen worden, und daß sie fortwährend als Miß Kemble figurirt, — daran hängt eine sehr einfache Geschichte. Ihr Gatte ist nemlich kurzweg Hr. Sartoris, dessen Vater Kaufmann gewesen, sich aus der Schweiz nach England gewendet und hier gestorben. Der Sohn ist zum größern Theile von einem Oheime abhängig, und der Oheim mißbilligte die Verbindung. Er würde dem Neffen nie verzeihen, wenn dessen Gattinn als Mistreß Sartoris auf den Theaterzetteln stände. Daher die Metamorphose rückwärts. Fama will aber wissen, die Versöhnung sey eingeleitet und die pseudonyme Miß werde nächste Weihnachten von der Bühne abtreten. Daß sie in der Zwischenzeit die Breter nicht verläßt, ist theils Folge der ihrem Vater gemachten Zusage, der ohne sie Coventgarden nicht übernommen haben würde, theils Folge — der Nothwendigkeit.

W. S.

Ein warnendes Beyspiel von Correspondenzlerunwesen. Ein Correspondent des sonst geachteten Londoner Wochenblattes: „The Sunday Times," läßt sich darin unterm 9. October — ins Deutsche übersetzt — folgendermaßen vernehmen: „Eine Nürnberger Festivität bietet keinen Vergleichspunct mit einer Frankfurter oder Mainzer Fête. Doch ja, Eins, aber auch nur Eins findet sich bey allen deutschen Festivitäten — gute Musik und ausgezeichnete Chöre. Allein selbst in diesem Betracht war die kürzlich beendete Cölner Fête ebenfalls eine complete Erbärmlichkeit. Es gibt in Deutschland Liedertafeln (Gesangsvereine), die es über sich nehmen, bey öffentlichen Feyerlichkeiten, dergleichen jene war, Dienst zu thun. Sie thaten ihn, blieben aber weit hinter ihrem Rufe zurück; sie sangen beständig falsch und ohne Tact. Singen ist in Deutschland effective Wuth. Folglich wird zu viel gesungen, und das Singen lächerlich. Fürwahr, Musik ist eine zu heilige Sache, als daß sie so entweiht werden sollte. Aber die dermaligen Deutschen scheinen es sich steif und fest vorgenommen zu haben, die Wichtigkeit der Musik vom wissenschaftlichen Standpuncte aus nicht begreifen zu wollen. Singen ist ihnen nicht Mittel, sondern Zweck. Sie singen ohne Aufhören, ohne Geschmack, ohne Vergnügen, ohne Gefühl. Nach der Ankunft des Königs rückten die guten Bürger von Cöln, jeder eine brennende Laterne am Ende einer Stange tragend, in Procession vor das Gebäude, wo der preußische Monarch abgestiegen war. Gleich fingen sie an zu singen, nicht etwa eine Serenade oder ein Stück von Mozart oder einem andern eingeborenen Componisten, sondern eine Zahl leichter, lustiger Lieder à la Jump-Jim-Crow. Nur die Gegenwart des Königs hielt viele Ausländer ab, laut aufzulachen. Am folgenden Tage versammelten sich die guten Leute auf dem Neumarkte, um in

Procession nach dem Dom zu ziehen. Die Masse war ungeheuer, aber die Musik, leider! eben so fürchterlich schlecht wie Abends vorher. Nie habe ich ein so einfältiges und groteskes Ensemble gesehen. Alle Ausländer erklärten es für die langweiligste Affaire von der Welt. Das Einzige, was Neugier reizte, war die Illumination auf dem Rheine; die war wirklich pompös. Abends ging ich ins Theater. Die Zettel verkündeten eine „**Soirée Musicale**," der ein Ball **en costume** folgen sollte. Die Versammlung bestand aus zwölf Personen. Nach meinem Eintritte bestand sie aus dreyzehn. Die Chöre sangen eine brillante Composition von Kreuzer, demselben, der „eine Nacht in Granada" geschrieben. Es war eines jener patriotischen Stücke, für welche man an den Ufern des Rheins allgemein schwärmt. Das Cölner Theater ist stets in Geldverlegenheit. Nicht genug, daß der Director von der Stadt keine Unterstützung erhält, bezahlt er einen jährlichen Pacht von zehntausend Thalern und macht jedes Jahr zweymal Bankerott." — Ist es möglich ärgeren Unsinn zu schreiben?

W. S.

Gebirgsformen. Der „**Morning Herald**" schreibt am 28. October d. J. Auf der Straße zwischen Brodik und Lamlash sieht man an dem entfernten Gebirgszuge einen Felsen, der ganz die Gestalt und das Aussehen eines auf dem Rücken liegenden Menschen hat. Ja, man entdeckt in ihm das Porträt Brougham's, seine Schultern, seine Arme, seine Beine, kurz die ganze Körpergestalt zeigt sich auf das Treffendste abgebildet. — Dieß erinnert an unsern Traunstein bey Gmunden, der bekanntlich das Profil des unglücklichen Louis XVI. auf seiner Zinne — und zwar am besten auf der Straße von Lambach — darstellt.

9.

Modebericht.

Pekins in größter Auswahl sind einer der geschätztesten Stoffe; man hat sie von der einfachsten, wohlfeilsten Art bis zum pomphaftesten, mit Gold- und Silberstickerey bedeckt; letztere werden nur in den brillantesten Kreisen erscheinen.

Die elegantesten Camails und Mäntel sind von Hermelin, welches Pelzwerk heuer **en vogue** seyn wird, wie die Mäntel von schwarzem Cashmir, mit großen Krägen und Ärmeln, ganz mit Hermelin gefüttert, sind eine Tracht für die ausgezeichnetsten Damen.

Zobel dient zur Verbrämung schöner Pelze von rosa oder weißem Atlas oder grünen und Nakaratsammtpelzen, welche zu **sorties de bal** bestimmt seyn werden.

Der schwarze Sammt gewinnt eine immense Verbreitung; man sieht ihn als Mantel, Pelz, Bournuß, Camail u. s. w. Stickerey und Passementerie erhöhen noch die Pracht desselben.

Bournusse von weißem Cashmir, ringsumher mit einer sehr schönen Stickerey in Goldfäden und rosa Atlasfutter, weiß piquirt, sind etwas so Distinguirtes und Geschmackvolles, als man sich nur vorstellen kann. Dlle. Lenormand hat bedeutende Bestellungen dieses Artikels nach London.

6.

Modebild XXXXVI.

Oberrock von moirirtem **Gros grain** mit Posamentirarbeit verziert. Camail von blauem Atlas mit Spitzen. Nach Originalen von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Hut von weißem Atlas mit Blumen und Voilette von Blonden. Hut von Nitzersammt mit Federn. Nach Originalen von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

230

Freytag, den 18. November 1842.

Die Väterschule.

Von C. Hanisch.

Im Kaffehhause auf der Esplanade an dem kleinen Tische rechts im Eckzimmer, von dem aus man nicht nur eine angenehme Aussicht auf die bey schönen Tagen sehr belebte Promenade, sondern auch eine ungestörte Übersicht der Gäste des Hauses durch mehrere Zimmer hindurch genießt, pflegten seit einiger Zeit gegen Abend zwey Männer sich zusammenzufinden, die erst hier ihre Bekanntschaft gemacht zu haben schienen, welche indeß, ihrer wortkargen Unterhaltung nach zu urtheilen, noch nicht bis zur Vertraulichkeit herangewachsen war.

Der Eine dieser Männer mochte dem Wehrstand angehören; seine gerade Haltung, sein wohlgepflegter Schnurrbart, der scharfe Blick aus den ernsten, strengen Zügen, heraus sprach für diese Vermuthung.

Der Andere war dem Äußeren nach ein Beamter oder Geschäftsmann höherer Art; vielleicht auch Einer, der seinen Weg bereits gemacht, und sich nun eingerichtet hatte, den Abend seines Lebens in behaglicher Ruhe zu feyern.

Seine Miene war sanft, sein Auge weniger scharf, aber klug; die freye Stirn noch mehr hervorgehoben durch den dünnen Haarwuchs, der sich fast bis zum Scheitel zurückgezogen hatte.

Es war Beyden in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft schon zur Gewohnheit geworden, sich hier zu treffen. Der Erstkommende von ihnen fühlte sich unbehaglich und sandte seine Blicke spähend aus nach dem Tischnachbar, ob er sich noch nicht blicken lasse; der Militär mit etwas mehr Ungeduld, der Civilmann ruhiger zwar, aber nicht weniger sehnend; Beyder Züge drückten jedoch auf ihre individuelle Art aufrichtiges Vergnügen aus, wenn endlich der Erwartete sichtbar wurde. Oft traf sich's, daß sie gleich hinter einander, sogar schon mit einander in das Zimmer traten, und die sechste Stunde des Abends fand endlich unerläßlich Beyde an dem Tischchen, das von dem Marqueur, wahrscheinlich auf einen gegebenen Wink des ernsten Schnurrbarts, für die beyden Gäste täglich reservirt wurde.

Ihre Unterhaltung drehte sich, wie zwischen neuen Bekannten gewöhnlich, um Allgemeinheiten herum; Tagesvorfälle gaben Veranlassung zu Erzählungen gleicher oder ähnlicher Erlebnisse aus frühern Zeiten, und an solchen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war der Hauptmann — dafür hielt ihn der Tischnachbar, und so wollen wir ihn auch nennen — reich. Dieser hatte entweder weniger erlebt, oder nicht mit solcher Genauigkeit beobachtet, aber seine Bemerkungen zu den Erzählungen des Hauptmanns zeugten von einem verständigen Geiste, und von einem guten, leicht erregbaren Gemüthe.

So waren einige Wochen an dem Rade der Zeit glatt abgesponnen worden ohne Knopf und Nest, als eines Abends der Civilist — den wir Dortmund nennen wollen — stiller war als je, während sein Gesicht die Spuren eines Sturmes trug, der heftig getobt haben mußte, weil noch kleine Wellen der Aufregung in dem sonst stillen See seiner Züge sich kräuselten, und der gute Abend, den er dem Gesellschafter bot, klang fast wie eine Klage über einen schlimmen Abend.

„Was gibt's? was gibt's?" fragte theilnehmend der Hauptmann, sogleich aufmerksam auf den veränderten Humorstand des Nachbars, „was machen Sie heute für ein Gesicht? Wer hat Ihnen etwas gethan?"

„Eine Kleinigkeit!" antwortete der Gefragte; „es wird vorübergehen, wie Alles in der Welt, mag unterdeß biegen oder brechen, was da will."

„Oho!" sagte der Hauptmann, „so arg wird es bey Ihnen nicht werden; guter Zeug bricht nicht so leicht."

„Ein weiches Herz am ehesten," versetzte Jener mit einem halbunterdrückten Seufzer.

„So muß man das weiche Herz durch Verstand und Grundsätze härten bis zur Unbiegsamkeit," entgegnete der Hauptmann.

„Dann brechen vielleicht andere Herzen," setzte leise der Nachbar hinzu.

„Ach! mit dem Herzbrechen!" zürnte der Hauptmann; „ein rechtes Herz bricht nicht, weder in Lust, noch in Gefahr; das ist eine lamentable Redeweise, die man sogleich im Munde führt, wenn man auf seine eigene Herzensschwäche hin sündigen will. Bitte übrigens um Verzeihung. Ein Menschenherz kann stark seyn, sag' ich, stark und groß in Krieg und Frieden; man muß das gute Herz nur bey Zeiten daran gewöhnen, es gleichsam zum Großen und Guten erziehen, wie man mit den Kindern thut."

„Man muß," warf Jener ein, „selbst Vater seyn, um —"

„Das bin ich!" unterbrach ihn der Hauptmann; „Bomben und Raketen! das bin ich! bin Vater, und noch dazu von einem Mädchen, die ja bekanntlich die zartesten und empfindsamsten Herzen haben unter den warmblutigen Geschöpfen. Aber ich war, seit der Tod meiner seligen Frau mir das Erziehungsamt zuschob, stets bemüht, das Herz der Tochter stark und groß zu machen, es vorzubereiten auf die Stürme des Lebens; die weiche, thatschwache Empfindeley zu stählen mit einem derben Zusatze von Willenskraft, die sich vor nichts beugt, als allein vor dem Willen des Vaters, ihres Commandeurs, wie es sich überall ziemt, wo Subordination zu Hause ist. Deßwegen kann ich auch ruhig schlafen, wenn Andere die Besorgnisse nicht ruhen lassen, und ich wollte jedem Vater rathen, dieses Erziehungssystem in Anwendung zu bringen; seine Folgerichtigkeit bewährt sich am Erzogenen, wie am Erzieher."

„Ich habe leider keine Tochter," sagte der Tischnachbar mit einer im Tone liegenden sanften Zurechtweisung; „einen Sohn hab' ich, einen sonst guten, wohlgearteten Sohn, der mir bisher, ich darf es wohl sagen, mehr Freude als Leid bereitet hat."

„Nun? und jetzt will er Ihnen oder sich selber das Herz brechen?“ fragte der Hauptmann, die Cigarre anzündend.

„So weit ist es wohl noch nicht!“ antwortete Dortmund, „ich habe, Ihrem Erziehungssysteme ähnlich, mir alle Mühe gegeben, sein Herz von Jugend an zu stärken, indem ich es durch edle Beyspiele zu erheben, seinen Kopf zu bilden suchte, um diesen zum Leiter und Beschützer des Herzens zu machen; nicht dem Willen des Vaters allein, der eigenen Vernunft sollte er vertrauen und gehorchen lernen; denn die starre, kalte Subordination ist ein schlechter Befehlshaber.“

„Ohne Subordination keine Ordnung,“ wandte der Hauptmann, durch den Schlußsatz des Nachbars aufgereizt, etwas hitzig ein, „ohne Ordnung keine Kraft, ohne Kraft kein Sieg! das ist mein Gesetz.“

„Auch keine Zerstörung!“ fiel Dortmund ein.

Es erfolgte ein kurzer Stillstand in dem wärmer als sonst gewordenen Gespräche, den gutmüthig der Hauptmann zuerst unterbrach, indem er sich freundlich an den still vor sich niederschauenden Tischnachbar mit den Worten wendete: „Wir streiten uns um die Erziehung, werther Herr! während unsere Kinder, aus unserem Zweygespräche zu urtheilen, bereits erzogen, und — nach unserer beyderseitigen Versicherung, mit Effect erzogen sind. Ist Kopf und Herz Ihres Sohnes auf dem rechten Flecke, so wird er vorsätzlich den Vater nicht kränken wollen; im andern Falle ist die Voraussetzung falsch, — oder der Papa mit etwas dazwischen getreten, was Kopf und Herz des Sohnes nicht für gut oder nicht für genehm anerkennt. Ich will denselben übrigens nicht entschuldigen, denn Gehorsam ist die erste Pflicht des Subalternen, und das ist der Sohn, dem Vater gegenüber, so lange er nicht selbst ein Commando führt. Darf ich nicht wissen, was Ihre sonst freundliche Laune verstimmt hat? Ich nehme Antheil an Ihnen, und bin Mann von Ehre.“

„Was ich von Herzen zu glauben geneigt bin,“ versicherte der Gefragte. „Mit wenigen Worten wissen Sie Alles, und dürfen Alles wissen. Mein Sohn hat seine Studien zu meiner und zur Zufriedenheit seiner Examinatoren gemacht, und soll nun in eine Laufbahn eintreten, die — wenn auch etwas langsam, aber sicher zu einem in allen Beziehungen hohen Ziele führt. Er war auch mit diesem meinem wohlberechneten Plane einverstanden, der ihm außer einer ehrenvollen und einträglichen Stellung im Staate auch eine Parthie in Aussicht stellte, die nicht fehlen kann, und seiner Existenz die Krone aufsetzen muß: ich meine eine Gattinn aus irgend einer geld- und einflußreichen Familie. Finden Sie den Plan nicht gut und vernünftig?“

„Allerdings,“ bestätigte der Hauptmann, „denn heutzutage ist der ehrenwertheste Mann ohne Geld eine Null ohne Zähler in der Welt, was übrigens, glaub' ich, immer so war.“

„Mein Vermögen,“ fuhr Dortmund fort, „wäre zu einem bescheidenen Loose wohl hinreichend; aber wer steht für die Wechselfälle des Lebens? Gut ist gut, aber besser ist besser. Geld und Ehre! wer diese Güter erringen kann, und nicht erringen will, ist ein Thor! Ein doppelter Thor, wenn ihm der Weg so angebahnt wird, wie ich bereits gethan habe.“

„Und er will nicht?“

„Seit Kurzem nicht mehr. Zu seiner Entschuldigung führt er an, daß der gewählte Weg viel zu lang und zu langweilig, das Ziel, ein hohes Amt nem-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich, auch auf anderem, viel kürzeren und kurzweiligeren Wege, in einem andern Geschäftszweige zu erreichen sey; daß sogar ein rauher Pfad, den man mit Vergnügen wandle, einem mit aller Sorgfalt geebneten, nicht selbst gewählten Wege vorzuziehen, und es sogar nicht einmal ehrenvoll sey, auf dem Miethgaule Protection elendiglich dahin zu traben, und der Gunst, nicht seinen Verdiensten etwas verdanken zu müssen, was Kopf und Herz auf würdigere Weise gleichfalls erstreben könnten; und was dergleichen Floskeln mehr sind."

„Ich muß sagen," fiel ihm der Hauptmann ins Wort, „die Ansicht des jungen Mannes mißfällt mir ganz und gar nicht, obwohl ich durchaus nicht billige, daß er den Wünschen des Vaters entgegentreten will; er wird sich, hoff' ich, noch belehren lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Kunstcelebritäten.

III. Thomas Cobham.

Kein deutsches Blatt von Ruf — wer könnte die unberufenen alle lesen? — hat den am 3. Jänner d. J. erfolgten Tod des englischen Schauspielers Thomas Cobham erwähnt. Und doch verdient Cobham's Name in der Geschichte der englischen Bühne einen ehrenvollen Platz, da er es insbesondere, er jedenfalls der Erste war, der die kleineren Londoner Theater — so geheißen im Gegensatze zu den zwey großen, Drurylane und Coventgarden — von der Unsitte reinigte, das classische Drama in „Verballhornungen" zu geben. Garrick's Todesjahr — 1779 — war Cobham's Geburtsjahr, sein Vater ein Bauzeichner in London, der seinem Sohne starb, ehe dieser das vierzehnte Jahr erreicht hatte. Cobham kam in die Lehre des berühmten Buchdruckers Joseph Aspin, der nicht bloß fremde Bücher gut druckte, sondern auch eigene Bücher gut schrieb. Er druckte damals Malone's „Shakespeare" und Cobham erzählte später, daß er Shakespeare's Bekanntschaft am Setzerkasten gemacht und in dessen Folge sich zum Schauspieler bestimmt habe. Zuerst trat er in einem Privattheater auf, wo er mit dem noch sehr jungen Edmund Kean und dem nicht mehr jungen Edwards zusammentraf, Letzterer ein reicher Mann, von dessen Dilettantenleidenschaft fürs Theater seiner Zeit viel geredet und geschrieben worden ist, der 100 Pfund zahlte, um in Coventgarden als Richard zu erscheinen, ausgepocht wurde und sich zum Bettler spielte. Durch Beyfall aufgemuntert verließ Cobham die Druckerey und engagirte sich bey einer wandernden Gesellschaft, deren Beschaffenheit das noch jetzt gangbare Sprichwort bezeichnet: **it's nonsense to bolt a door with a boiled carrot or talk of a rehearsal in Horne and Rogers's company** — es ist eben so vernünftig, eine Thür mit einer gekochten Rübe zu verriegeln, als von einer Probe der Horne und Rogers'schen Truppe zu reden. Hier also mußte Cobham's Talent Lehrmeister seyn. 1803 wurde er Regisseur bey der Truppe eines gewissen Yerrold, Vater des geachteten Dramaturgen, und daß diese Gesellschaft zu den Besseren gehörte, beweisen die Namen einiger ihrer Mitglieder, Orberry, Russel, Wilkinson und Kean. Aber Orberry und Wilkinson zankten sich, Kean wollte nicht gehorchen, Cobham nicht nachgeben. So löste sich die Gesellschaft auf und Cobham wanderte eine Zeitlang umher, bis er beym Theater in Salisbury und mit dasiger ersten Liebhaberinn, Miß Drake, in den Ehestand eintrat. Die Eröffnung des noch bestehenden **Queen's-Theatre** rief Beyde 1810 nach London und Cobham's Debut in Marmion, Orberry's erster dramatischer Versuch, erregte Aufsehen. Die gewonnene Geltung befähigte ihn zu der oben gedachten Reform. Nur die großen Theater hatten oder maßten sich zu jener Zeit das ausschließende Recht an, Shakespeare im Originale zu geben. Die kleinen Theater mußten oder wollten sich mit Bearbeitungen, sogenannten Ver-

sionen begnügen, und ein Ballhorn unter den Bearbeitern hieß Cawler. Er läßt — ein Beyspiel statt vieler — Macbeth sagen:

Is this a dagger that I see before me?
My brains are scatter'd in a whirlwind stormy.

Dawider empörte sich Cobham, spielte Macbeth, König Johann, Richard und Andere im Urtexte, und hatte die Freude, seinen Geschmack geltend zu machen. 1816 trat er nicht ohne Glück im Coventgarden auf. Intriguen, welche auch die Welt beherrschen, die uns die Welt bedeuten, vertrieben ihn. Er ging nach Dublin und theilte sich hier mit Warde in die tragischen Rollen. 1824 kehrte er nach London zurück, übernahm die Direction des neuen Coburg-Theaters und blieb der Held der kleinen Londoner Bühne, bis Alter und Sorgen seine Kraft brachen und er in den letzteren Jahren nur noch ein Schatten von dem war, was die Dubliner entzückt hatte. Im Privatleben zeigte er einen liebenswürdigen Charakter und sein Umgang bot auch den Vortheil, daß man von dem viel und gründlich belesenen Manne viel und Gründliches lernen konnte. Schätze hat er nicht hinterlassen, nicht einmal das bescheidenste Theil einiger Wohlhabenheit, aber einen fleckenreinen Ruf, Freunde, die ihn vermissen, und zwey Kinder, die um ihn trauern. Seine Gattinn war ihm mehrere Jahre vorausgegangen. W. S.

Der Poet vor Gericht.

(Ein Londoner Genrebild.)

Ein gesetzt und ganz prosaisch aussehendes Männchen, welches sich „Gerald Godfrey Pallidor" nannte, verklagte kürzlich einen gewissen W. Johnson, den er für einen Poeten und Acteur ausgab, einer Geldschuld von anderthalb Pfund wegen.

„Sie müssen wissen," redete er den Commissär an, „daß ich ein großer Bewunderer des famösen Meisters William Shakspeare bin. Eben als ich mit der Lecture desselben beschäftigt war, machte ich die persönliche Bekanntschaft dieses Herrn da, welchen ich schon früher als einen großen Poeten gekannt hatte. Bald darauf mußte ich ihm einige meiner Bücher-Curiosa, deren ich eine hübsche Sammlung besitze, und obendrein 14 Schillinge leihen. Letztere und eines von den gedachten Curiosis, das mich eine baare Guinee gekostet, habe ich bis zur Stunde nicht zurückerstattet erhalten können, und muß daher klagbar werden." — Auf das Geheiß des Richters, hierüber Red und Antwort zu stehen, ließ sich der Poet und Acteur also vornehmen: „Ich bin dem Rath des Barden von Avon, die Hafenzeit oder Strömung im Augenblick der Flut zu benützen, oder mit andern Worten, die Gelegenheit beym Schopf zu packen, zwar nachgekommen, hab' aber dennoch nicht viel dabey profitirt, wie Sie an meinem ärmlichen Aussehen wahrnehmen mögen, und so ist eigentlich ein „Viel Lärmen um Nichts" daraus geworden. Ehe ich Ihnen mein „Wintermärchen" erzähle, will ich Ihnen beweisen, daß dieser Herr Pallidor da die „Komödie der Irrthümer" gespielt hat, indem er eine solche Bagatelle vor Ihnen anhängig gemacht, und gegen mich zumal hat er als ein zweyter „Kaufmann von Venedig" gehandelt. Meine Herrn, ich bin der bescheidene Autor von „Gedichten auf den Tod," und will Ihnen, mit Ihrem Verlaub, ein Specimen daraus vorlegen.

Death is near
Why should we fear
To die!
For it is clear
We all shall here
Be buried by-and-by!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Tod ist an der Schwell'!
Wer möchte vor der Zell'
Des Grabes wohl erbangen!
Es ist ja klar und hell,
Daß langsam oder schnell
Wir all' dahin gelangen!

Pallidor: „Ist das nicht charmant, meine Herrn! — und einen Mann, der so was zu schreiben im Stande, vor Gericht belangen zu müssen, ist fürwahr hart!" (Wischt sich unter dem Gelächter des ganzen Saales eine Thräne ab.) — Commissär, welchem die letztere Anspielung auf sein seliges Ende keineswegs zu behagen schien, mit Unwillen: „Ich will von dem Zeug nichts mehr hören, bleiben Sie beym Gegenstande." Poet, der seinen Verdruß über den injuriösen Ausdruck „Zeug" nicht bergen kann: „Gut. Wie es Euch beliebt" (As You Like It, bekanntlich der Titel eines Shakspeare'schen Stückes). Das Buch, um dessentwillen Herr Pallidor hauptsächlich klagbar geworden, wurde mir von ihm für einige englische Verse auf den Tod des Papageyen seiner Frau geschenkt, die ich nicht umhin kann Ihnen mitzutheilen (worauf unser Poet einen zweyten Erguß seines poetischen Galimathias folgen ließ). — Pallidor: „Das heiße ich Genius! Billy Shakspeare ist ein Nichts dagegen." — Der arme Poet: „Drücken Sie sich, Herr, nicht so unehrerbietig über den großen Barden aus, bedenken Sie, daß Sie sich im Beyseyn eines seiner Anhänger befinden. Was nun sothane 14 Schilling anbelangt, so wurden mir selbe für die Abfassung eines fünfactigen Lustspiels für Herrn Pallidor's Nichte verabfolgt." (Schallendes Lachen; ein Zuhörer ruft: „Ein glänzendes Honorar!" Sie sehen also, daß ich ihm keinen Deut schulde." — Kläger: „Wohlan, ich gebe mich zufrieden, und da mir der Gedanke, von einem solchen Genie getrennt zu seyn, unerträglich vorkommt, so verzichte ich auf meine Schuld!" — Der arme Poet: „Nun, so kann ich mit Pope sagen: Meine Musik sollst du hinfür unausgesetzt vernehmen, und all meine Worte sind deinen Ohren Musik, und mit unserm Billy Shakspeare: Ende gut, Alles gut." Der Bettelpoet entfernte sich am Arme seines Bewunderers und derjenigen, deren Paperl er so rührend besungen, unter unauslöschlichem Gelächter des ganzen Auditoriums aus dem Saale. F. M.

Notizenblatt.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Die daselbst am 15. d. M. Statt gehabte Akademie, deren Ertrag einem der edelsten, hülfreichsten Institute Wiens zugewendet ward, hatte sich, unter thätiger Einwirkung seines stets eifrigen Agenten, Hrn. Wache, abermals der Mitwirkung ausgezeichneter Talente und der lebhaften Theilnahme des Publicums zu erfreuen. Weder der schöne, menschenfreundliche Zweck, dem alle dabey Mitwirkende sich anschlossen, noch die größtentheils vollkommen gelungene Ausführung dürfen und können hier der Kritik Anhaltspuncte zur speciellen Besprechung bieten. Es genüge daher bey dieser Gelegenheit bloß die Bemerkung, daß die k. k. Hofopernsängerinnen Dlle. Lutzer, Mad. van Hasselt-Barth, Dlle. Diehl und der hier anwesende Concertsänger Hr. Wartel in Gesangescompositionen von Nicolai, Barth, Schubert und Beethoven — Mad. Wartel, begleitet vom Orchestermitgliede Hrn. Mayer, in einem Beethoven'schen Andante für Clavier und Violine, dann auch in einer eigenen

Pianofortphantasie — ferner die k. k. Hofschauspieler Hr. Anschütz, Mad. Rettich, Hr. und Mad. Fichtner in verschiedenen Declamationspiecen durch ihre Leistungen das Interesse des Abends stets rege zu erhalten wußten, welchem als orchestrale Fassung Ouverturen von Spontini und Weber angereiht waren. — Nicolai dirigirte, die HH. Randthartinger, Prof. Fischhof und Gustav Barth begleiteten am Clavier. Das Programm erlitt, wie es bey einer so reichhaltigen Zusammensetzung kaum vermeidlich, mancherley Abänderung; allein welch ein Ersatz wurde dafür geboten, welch eine freudige Überraschung für die Anwesenden, die schon beym bloßen Namen in die stürmischsten Acclamationen ausbrachen — Vieurtemps spielte. Schnell entschlossen, legte er die erste Blüthe seiner angestaunten Virtuosität, fern von aller kleinlichen Berechnung, auf den Altar der Wohlthätigkeit. Seiner Meisterschaft kann nun freylich die allgemeinste Bewunderung nicht entgehen, doch die Herzen gewinnt man sich nur so. Es wird daher ein um so angenehmeres Geschäft seyn, über die Eigenthümlichkeit dieses seltenen Künstlers bey Gelegenheit seiner, ungewöhnliche Genüsse versprechenden Concerte in diesen Blättern zu berichten. K.

Seekrankheit auf dem Lande. Bekanntlich wird der Seekrankheit die schaukelnde Bewegung des Schiffes auf den Meereswellen als Hauptursache zugeschrieben, und gesagt, gleich wie das Fahren auf dem Lande und das heftige Schaukeln Schwindel, Übelbefinden und Erbrechen veranlaßt, so geschieht das auch, nur in einem weit höhern Grade, und noch viel allgemeiner zur See, und trifft selbst noch die ältesten Matrosen, wenn sie längere Zeit auf dem Festlande zugebracht, und dann wieder zu Schiffe gehen. Nun behauptet aber der berühmte Geolog Mr. Hugi, der sich gegenwärtig in Italien befindet, daß er die Seekrankheit in einem sehr heftigen Grade bekommen habe, als er vor einiger Zeit auf dem Wege von Bernaldo nach Taranto (Tarent) am Meeresufer geritten war. Die Seewinde strichen an diesem Tage ziemlich heftig gegen das Land, und die Säumer dieser Gegend sagten aus, daß es auf dieser Strecke schon sehr vielen Reisenden zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuße begegnet sey, daß sie von der Seekrankheit befallen wurden, nur geschah es immer, wenn der Wind vom Meere gegen das Land, aber nie, wenn er vom Land gegen das Meer hin geweht hatte. Dieser Thatsache zufolge läge also der Hauptgrund dieses Übels offenbar in der Atmosphäre, obwohl es nicht zu läugnen ist, daß auch der Anblick der brandenden Wellen, welche immer bis an die Füße des Reisenden herangetrieben wurden, sehr viel zur Erregung des Schwindels und der ganzen Krankheit beygetragen habe. Übrigens ist in Betreff, der Seekrankheit wohl noch manches zu eruiren; daß die verschiedene Art des Wellenschlages eine bedeutende Rolle dabey spiele, beweist das Beyspiel Nelson's und anderer erprobter Seeleute, die jedesmal im Canal zwischen England und Frankreich, sonst aber nie, seekrank wurden. 28.

Bukowina. Der Fürst Kantemir liefert uns in der folgenden historischen Anekdote die Etymologie des Wortes Bukowina. Steyhan der Große, Fürst der Moldau, besiegte auf der unabsehbaren Ebene am Flusse Pruth im J. 1496 die Polen unter ihrem Könige Albrecht, und machte 20,000 zu Gefangenen. Der Sieger spannte sodann die Überwundenen in Joche, und machte ihnen, als seinen Leibeigenen, zur Aufgabe, das weite Feld umzuackern und Blutbuchensamen darauf zu säen. Seitdem soll nun diese Landschaft den Namen Bukowina d. i. Buchenland führen, was wir andern Linguisten und Historikern zur Bestätigung vorlegen. 9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein interessantes Geschenk. Wenn es wahr ist, was irgendwo gedruckt steht, daß es im Charakter des Juden liegt, wenn er gibt, großartig zu geben, so bestätigt sich das aufs Neue durch das Ehrengeschenk, welches die Londoner Judenschaft, nach einer Zeichnung von Sir George Hayter, der Silberhandlung Mortimer und Hunt in London zur Ausführung im feinsten Silber und zum Gewichte von 1300 Unzen übertragen hat und diese kurz vor der Überreichung an Sir Moses Montefiore ihren Freunden „und deren Verwandten" zur Schau gestellt haben. Das Geschenk soll ein Ausdruck des Dankes seyn für die von Sir Moses den leidenden Brüdern in Damaskus geleisteten Dienste — bekanntlich in Folge der denselben beygemessenen Ermordung eines Christen — und ist wirklich ein annehmbares Geschenk. Die vier Ecken der Basis ruhen auf vier Sphinxen. Die vordere Seite enthält die Zueignung in passenden Worten; die andern drey Seiten bestehen in Basreliefs von mattem Silber. Zwey derselben versinnlichen die Herrschaft des Streites und des Friedens. Raubthiere jagen eine Herde Schafe und Rehe, und ein Löwe ruht neben einem Lamme, ein Panther neben einem Kinde. Auf der dritten Seite führt Moses die Israeliten durchs rothe Meer. Über den Sphinxen auf dem obern Theile der Basis stehen vier Figuren, von denen die eine einen gefesselten Juden darstellt, dessen Mienen und Haltung an die Worte des Psalmisten erinnern: „Wir setzten uns nieder an den Gewässern von Babylon und weinten, denn wir gedachten deiner, o Sion." Die Figur gegenüber ist ein Jude im Dankgebethe für die erlangte Freyheit. Die dritte Figur zeigt Moses mit den Gesetztafeln, die vierte Elias, eine Rolle in der Hand. Mitten aus der Basis erhebt sich eine viereckige Säulenplatte und die Basreliefs an den vier Seiten haben die Hauptmomente von Sir Moses Reise nach Damaskus zum Gegenstande — seine Ankunft in Alexandrien, seine Audienz beym Pascha, seine Befreyung der Juden aus dem Kerker und die zum Dank gegen Gott in der Synagoge versammelte Gemeinde. In allen diesen Scenen hat der Künstler sogar Porträts geliefert. Das verschlungene Laub eines aus den Ecken der Säulenplatte emporsteigenden Weinstockes und Feigenbaumes beschattet die vier Figuren. Oben auf wird das Ganze von einer herrlichen Gruppe geschlossen. Es ist David, der das Lamm aus dem Rachen des Löwen rettet, nach Anleitung des Spruches Samuels: „Und ich lief ihm nach und schlug ihn und rettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bey seinem Bart und schlug ihn und tödtete ihn." W. S.

Das schlüpfrige Gras. Einem Schreibrn aus Couledoux (**Haute-Garonne**) zu Folge hat sich dort ein seltsam schauerliches Unglück ereignet. Ein Bauer aus der Gemeinde Melles, Namens Rennebe, wollte sich von einer Alpenweide einige Bündel von einer Grasart einsammeln, zu welcher sich das Alpenvieh selber nicht wagt, weil es auf demselben ausgleitet, indem es schlüpfrig ist wie das Eis selber. Rennebe wußte das, und soll sich auch mit aller Vorsicht an sein Geschäft begeben haben, nichts desto weniger glitt er aus, als würden ihm von einer unsichtbaren tückischen Macht die Beine untergeschlagen, und hatte das Unglück von diesem Rasen unaushaltsam weiter und immer weiter zu rollen — bis er in einen schauerlich tiefen Abgrund stürzte, und sich dort vor den Augen seines Bruders und einer Schwester auf eine Weise zerschmetterte, daß der Leichnam nur Eine Wunde war. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

231

Sonnabend, den 19. November 1842.

Die Väterschule.

(Fortsetzung.)

„Ich hegte gleiche Hoffnung," sagte Dortmund, „aber seit heute zweifle ich daran; denn als ich ihm nochmals Alles vorgestellt hatte, was Klugheit und Erfahrung lehren, als ich ihm alle die Vortheile und Gemächlichkeiten schilderte, die besonders aus einer vortheilhaften Ehe ihm erwachsen mußten, erklärte er, zwar bescheiden, aber fest, daß er namentlich bey der Wahl einer Gattinn nur seinem Herzen, sonst keinem andern Beweggrunde folgen, und Alles, was er auf Erden Gutes und Angenehmes in Amt und Ehe zu erwarten habe, sich selbst allein verdanken wolle."

„Das ist ein recht ehrenwerther Charakter!" warf der Hauptmann ein; „aber man kennt die jungen Herrn und ihren Enthusiasmus in solchen Angelegenheiten:

Erst stolz und hoch zu Roß,
Dann tief gebückt ums Schloß
Im Sollicitantentroß.

Die Jugendideen schwinden in der Wirklichkeit des Alltagslebens; die besseren Einsichten kommen mit der Entbehrung. Indessen, wenn der Karren einmal verfahren ist, dann helfen alle Erfahrungen nichts mehr. Mein Hauptprincip ist: Gehorchen! Er muß gehorchen; das müssen Sie durchsetzen; kurzweilig oder langweilig zum Ziele, — genug Sie wollen es. Geben Sie Acht, wenn Sie genau forschen, ob Sie nicht hinter ein Motiv seiner Weigerung kommen, das ganz anders aussieht, als das vorgeschobene. — Was ich dabey nochmals bemerken muß, lieber Freund, ist, daß Sie den Respect nicht genug gewahrt haben; jetzt kommen die Folgen! Daran ist aber — Sie nehmen es nicht übel, denn ich meine es im bessern Sinne — einzig und allein die väterliche Güte Ursache, welche so leicht von den jungen Leuten mißbraucht wird. Ich habe, ohne Selbstruhm, meinen Willen als Vater stets durchgesetzt, und ihm Respect zu verschaffen gewußt, deßwegen bin ich auch überzeugt, daß der Wille meiner Tochter, wenn sie je einen haben sollte, stets dem meinen unterworfen seyn wird; ohne Zwang, ohne Disput, ohne Demonstrationen; daher meine Beruhigung in diesem Puncte."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dortmund, den Tupf auf die wunde Stelle fühlend, hätte dem Hauptmanne gern entgegengesetzt, daß dieser Wille, auf dessen Unterwerfung er so fest baue, noch nicht auf die Probe gestellt worden sey; aber er war zu gutmüthig, eine Äußerung zu machen, welche die Ruhe des Tischnachbars, bey seinem reizbaren Temperamente, hätte stören, oder dem Töchterlein eine Willensprüfung zubereiten können, die ja durchaus nicht nothwendig war. Er, mit seinem gedrückten väterlichen Gefühle, konnte am besten beurtheilen, wie weh es thue, der Verwirklichung langgenährter Pläne einen Riegel durch den Eigenwillen des Kindes vorgeschoben zu sehen. Er schwieg, und der Hauptmann, dem feinen Gefühle nicht fremd, berührte die Taste nicht mehr, die auf dem Instrumente des Nachbars einen Mißton hervorgebracht hatte.

Das Gespräch wandte sich, so gut es gehen wollte, auf gleichgültige Gegenstände, und endlich schieden Beyde zur gesetzten Zeit mit dem beyderseits ausgesprochenen freundlichen Wunsche auf Wiedersehen. —

„Was macht der Widerspenstige?“ war die erste Frage des Hauptmanns, als sie am folgenden Abend pünctlich sechs Uhr zusammentrafen und ihre gewohnten Plätze eingenommen hatten; „haben Sie ihm den Text gelesen?“

Der Nachbar schaute mit ziemlich zufriedenem Gesichte vor sich hin und sagte: „Ich habe!“

„Nun? und? — fügt er sich?“ fragte Jener weiter.

„Er will sich fügen, wenn ich mich füge,“ war die Antwort.

„Eine schöne Bedingung,“ versetzte der Hauptmann, „welche aussieht, wie ein mit Kanonen dictirter Frieden; auf die Sie hoffentlich nicht eingehen werden?“

„Und warum nicht?“ entgegnete Dortmund, „wenn das Glück seiner Zukunft davon abhängt?“

„Hat er Sie breit geschlagen?“ spöttelte der Hauptmann, „hat er die Milde des zärtlichen Vaters so lange gestreichelt, bis sie wieder sanft wedelnd sich zu dem Lieblinge kehrt? — Sie müssen mir das Bild nicht übel nehmen,“ fuhr er nach einer Weile fort, als er sah, daß seine Worte einen Eindruck gemacht hatten, der sich nicht angenehm in den Zügen des Schweigenden ausdrückte, — „die Wahrheit ist immer, sogar im Munde des redlichsten Freundes, rauh. Ich nehme aufrichtigen Antheil an Ihnen, und kann es mit nichts besser beweisen, als durch den unverhehlten Zorn über Ihre Nachgiebigkeit.“

Dortmund entgegnete ruhig: „Sie kennen die Verhältnisse nicht, sonst würden Sie sanfter urtheilen.“

„So beehren Sie mich mit Ihrem Zutrauen, und machen mich mit Ihren Verhältnissen bekannt,“ sagte der Hauptmann, „damit mein Urtheil gerecht werde.“

„Das kann und will ich,“ versetzte Dortmund; „denn ich spreche mit einem Ehrenmanne, dessen zufällige, kurze Bekanntschaft den ersten günstigen Eindruck vollkommen bestätigt hat.“

„Wir kennen uns also beyderseits von der rechten Seite,“ entgegnete mit zustimmendem Kopfnicken der Hauptmann, dem Nachbar näher rückend.

„Sie werden,“ begann dieser seine vertrauliche Mittheilung, „an der Aufrichtigkeit meines Sohnes und seiner Liebe zu mir nicht zweifeln, wenn ich Ihnen sage, daß er mir den Hauptbeweggrund seiner Weigerung, sich unbedingt meinem Willen zu fügen, entdeckt hat. — Er liebt.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Da haben wir den Teufel!“ rief der Hauptmann, „hab' ich's nicht gesagt, daß mehr dahinter steckt als philosophische Reflexionen? Und das leiden Sie?“

„Wo lebt ein Vater, der das verhindern kann?“ fragte freundlich Dortmund.

„Ey zum Henker! warum nicht?“ antwortete rasch Jener.

„Kann ich hindern, was ich nicht in der Gewalt habe?“

„Ey, zum Donner! —“

„Kann man mich z. B. hindern, eine freundliche Neigung zu Ihnen zu fassen?“

„Das ist etwas Anderes.“

„Die Liebe ist stärker, als die Freundschaft.“

„Das möcht' ich bezweifeln.“

„Die Liebe ist stark, wie der Tod, sagt Salomo.“

„O der hat Manches gesagt, was jetzt nicht mehr so ist. Aber die Folgen einer unbesonnenen Liebe können Sie hindern, wenn Sie Ihre Einwilligung zur Heirath versagen.“

„Wenn aber diese Heirath sein Glück begründet?“

„Ja so! Nun, darüber kann ich nicht urtheilen, weil ich die Größe der Mitgift nicht kenne.“

„Die kenn' ich auch nicht,“ versicherte Dortmund, „weil davon noch nicht die Rede war; aber er hat mir den Gegenstand seiner Neigung geschildert: ein schönes, gebildetes, tugendhaftes Mädchen aus einem guten Hause.“

„O die Verliebten malen mit orientalischen Farben,“ fiel der Hauptmann in die Rede.

„Sie malen, wie sie sehen,“ entgegnete Dortmund, „für den Liebhaber ist die Geliebte die Schönste der Erde. Warum sollte ich übrigens an der Wahrheit des Bildes in seinen Hauptzügen zweifeln, wenn auch in der Färbung ein wenig geschmeichelt seyn könnte? Ich gestehe, daß mich die Schilderung angesprochen hat, und daß ich ihm nicht alle Hoffnung benommen habe.“

„Ohne das Frauenzimmer und dessen nähere Verhältnisse zu kennen?“ bemerkte der Hauptmann; „o wie gütig! Da wird der Herr Sohn ins Fäustchen lachen.“

„Besser, er lacht ins Fäustchen,“ versetzte gutmüthig Dortmund, „als er weint hinein.“

„Schwäche!“ brummte Jener.

„Waren Sie nie verliebt?“ fragte nach einigen Minuten leise der Nachbar.

„Was? Ich?“ brauste der Hauptmann auf, „wie kommen Sie darauf?“

„Auf die natürlichste Weise,“ antwortete Dortmund, „weil Sie auch einmal jung waren. Man sollte die Handlungen der Kinder immer mit dem Spiegel unserer Vergangenheit vergleichen, um ein milderes Urtheil in ihren Angelegenheiten zu fällen.“

„Man sollte den Spiegel der Vergangenheit stets den Kindern unter die Nase halten,“ eiferte der Hauptmann, „um ihnen die unseligen Folgen des Ungehorsams und der Leidenschaft zu zeigen.“

„Die Folge ist ganz einfach,“ sagte Dortmund, „er wandelt an der Hand seiner Geliebten auf einem selbstgewählten, aber eben so gesetzlichen Wege zum Ziele, das vielleicht nicht so glänzend ist, als auf der von dem Vater vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gezeichneten Laufbahn, aber ihm genügt und ihn beglückt. Da nun das Letztere allein meine väterliche Absicht ist, auf längerem oder kürzerem Wege erreicht, so kann es mir gleich gelten, auf welche Weise er glücklich wird."

„Glücklich!" unterbrach ihn der Hauptmann, „glücklich! das ist die Sache. Des Vaters Sorge muß auf ein solides, gediegenes Glück des Sohnes gerichtet seyn, nicht auf ein eingebildetes, chimärisches, momentanes Glück, das wie ein Rausch verfliegt, und Kopfweh zurückläßt."

„Wir werden ja sehen!" sagte heiter Dortmund. „Ist das Mädchen seiner Beschreibung nur annähernd ähnlich, ist sie aus wahrhaft guter Familie, wenn auch nicht reich; ist sie sogar arm, aber ein edles Geschöpf, das mit vollem jugendlichen Herzen seine zärtliche Neigung erwiedert, so kann ich gegen seine Wahl nicht viel oder gar nichts einwenden, denn er heirathet, nicht ich."

„Warum waren Sie denn gestern so betreten, so exaltirt bis zum Herzbrechen?" fragte etwas boshaft der Hauptmann.

„Guter Rath kommt über Nacht," antwortete der Gefragte.

„Da Sie selbst den Advocaten Ihres Sohnes machen," fuhr Jener fort, „so wäre es wirklich schade, wenn er nicht alle Prozesse des Eigenwillens dem Vater gegenüber gewänne, und Letzterer stets in die Kosten verurtheilt würde."

„Er hat mir ein Versprechen gegeben," erwiederte Dortmund, „das von seinem kindlichen Vertrauen auf meine Anerkennung seiner Wahl zeugt: er will sich meinem Willen unterwerfen, wenn der Gegenstand seiner Wünsche mir nicht gefällt."

„Er scheint seiner Sache gewiß zu seyn," spöttelte der Hauptmann.

„Er wird, glaub' ich, Ursache dazu haben."

„Besonders da er die Phantasie des Papas im Voraus mit dem geschmeichelten Gemälde erfüllt, und zu dessen Vortheil eingenommen hat."

„Ich gestehe, ich bin begierig, sie zu sehen."

Der Hauptmann sandte dicke Rauchwolken statt einer Erwiederung in die Luft, konnte sich aber doch nicht enthalten, das Stillschweigen des Tischnachbars mit der ironischen Frage zu unterbrechen: „Wann ist die Hochzeit?"

„Ich werde mir das Vergnügen machen, Sie davon zu benachrichtigen," antwortete nicht ohne Laune Dortmund.

Beyde schieden heute nicht ganz so zufrieden als sonst. Der Hauptmann, grollend über die allzugroße Nachgiebigkeit des Mannes, der dem Sohne zu Gefallen einen wohlgeordneten Plan aufgegeben; Dortmund mit der Empfindlichkeit eines sanften Charakters, dem man Schwäche schuld geben will, wo nur reine Herzensgüte die Triebfeder ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Londoner Zollbetrug.

Die in England nicht wenig Aufsehen machende Untersuchung der beym Londoner Zollamte entdeckten Betrügereyen ist zwar noch nicht geschlossen und dürfte auch wegen der weiten Verzweigungen keinen baldigen Schluß erwarten lassen. Inzwischen hat sie doch bis jetzt sich so ausschließend in Einer Sphäre bewegt und die bis jetzt durch einige Dimissionen und einige Suspensionen ins Publicum gelangten Resultate greifen so lediglich in diese Sphäre ein, daß trotz aller beobachteten Verschwiegenheit die Schuldigen einzig und allein in den Reihen der **landing waiters** oder Landungsaufseher, und der **searchers** oder Durch-

sucher zu stehen scheinen. Beydes ganz respectable Kategorien. Die Zahl dieser Beamten ist 150 und ihr Gehalt theilt sich in sechs Classen. Die Zwanzig der ersten beziehen jährlich jeder 400, von den zwanzig der zweyten jeder 350, von den zwanzig der dritten jeder 300, von den dreyßig der vierten jeder 250, von den dreyßig der fünften jeder 200, und von den dreyßig der sechsten jeder 160 Pf. St. Selbst mit 160 Pfund jährlichem Einkommen braucht in London Niemand, und wäre er Familienvater, Noth zu leiden, und der Stand der leading waiters und searchers verpflichtet sie nicht zu ruinösem Aufwande. Sowohl dieß als die Natur der in Untersuchung befangenen Betrügereyen möchte am leichtesten aus dem Geschäftskreise der Genannten zu erkennen seyn. Die Landungsaufseher nehmen die in den Docks und an den dazu verstatteten Kais ausgeschifften Güter in Empfang. Jeder hat ein Buch, in welches die bey der Hauptregistratur geschehenen Güteranmeldungen abschriftlich eingetragen werden, und danach regulirt sich sein Verfahren. Jene Anmeldungen sind nemlich dreyerley Art. Entweder betreffen sie Waaren, die unter königlichem Verschlusse bleiben sollen, und dann hat er dafür zu sorgen, daß sie gehörigen Orts abgeliefert werden; oder sie betreffen bereits versteuerte Waaren, und dann verabfolgt er sie dem, an den sie consignirt sind; oder sie betreffen Waaren, von welchen der Adressat versichert, daß ihm noch kein Aviso zugegangen sey und er deßhalb auch den Inhalt des Collis nicht kenne, und dann läßt der Aufseher sie vorläufig in Verwahrung nehmen. Bey Gütern ersterer Art kann der Aufseher keinen Unterschleif begehen. Er muß über die in seinem Buch eingetragenen Anmeldungen referiren, und diese Referate, in so weit sie Güter der ersten Art berühren, müssen mit dem Buche des Verschließers stimmen. Anders verhält sich das bey Gütern der zweyten und dritten Art. Zu den Pflichten des Aufsehers gehört es, sie so fort wiegen zu lassen und das Gewicht zu notiren. Da nun die meisten Artikel nach dem Gewichte versteuert werden und hiebey die Angaben des Aufsehers zur Norm dienen, so brauchen die Empfänger sich nur mit ihm zu verstehen, um bey Waaren der zweyten Art eine Nachsteuer abzuwenden und Waaren der dritten Art unter dem Gewichte zu verzollen. Was der Landungsaufseher für die ankommenden, das ist der Durchsucher für die abgehenden Güter. Er hat dieselben vor der Verschiffung mit den Facturen zu vergleichen und es hängt nun von ihm ab, ob er etwaige Unrichtigkeiten, wie seine Pflicht es fordert, zu weiterer Untersuchung anmelden oder — passiren lassen will. Je wichtiger daher der Wirkungskreis dieser zwey Beamtenclassen und je ansehnlicher für ihren Rang die Besoldung ist, desto mehr wird bey der Stellenbesetzung auf Männer Rücksicht genommen, die sich bereits als zuverlässig erprobt, und wie Alles in der Welt in Wechselwirkung steht, so mag gerade das Vertrauen, welches die Vorgesetzten in der Controllirung laxer gemacht, jene zum Mißbrauche, d. h. zum Unterschleife verführt haben. W. S.

Tabelle der Einkünfte aller in Großbritannien vorhandenen kirchlichen, Missions- u. dgl. Vereine jeder Art.

Nachstehende, der Londoner Zeitschrift „The World" entnommene authentische Ziffern dürften für mehrere Leser Interesse haben. Die Gesamteinnahme der verschiedenen in Großbritannien vorhandenen religiösen Vereine aller Art belief sich im Jahre 1841 in runder Summe auf 723 000 Pf. St. Die 47 Vereine, welche diese Einnahme beziehen, sind dabey auf folgende Weise in runden Summen betheiligt.

	Pf. St.
1) Die Wesleyanische Missionsgesellschaft	101,000
2) Die brittische und außerbrittische Bibelgesellschaft	95,000
3) Die Kirchenmissionsgesellschaft	93,000
4) Die Gesellschaft zur Beförderung der Kenntniß des Christenthums	90,000
5) Die Londoner Missionsgesellschaft	80,000

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Pf. St.
6) Die Gesellschaft für Vertheilung religiöser Schriften	56,000
7) Die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden	24,000
8) Die Gesellschaft zur Aushülfe der Seelsorger	18,000
9) Sonntagsschulengesellschaft	10,000
10) Herrnhutergesellschaft	10,500
11) Sonntagsschulenverein	10,000
12) Missionsverein für die Heimat	9,000
13) Brittische und außerbrittische Schulengesellschaft	7,000
14) Irländische Gesellschaft	7,000
15) Nationalschulengesellschaft	6,000
16) Missionsverein zur Bekehrung der Israeliten	6,000
17) Gesellschaft behufs der kirchlichen Erziehung	5,500
18) Baptistengesellschaft für das Inland	5,000
19) Missionsvereine der schottischen Kirche	4,500
20) Missionsvereine für die Colonien	2,000
21) Irländische Missionsvereine	4,000
22) Londoner Citymissionsverein	5,000
23) Neufoundland-Schulengesellschaft	3,500
24) Schottischer vereinigter Missionsfond	4,000
25) Irländische evangelische Vereine	2,000
26) Verein zur Verbreitung der Bibel unter die Land- und Seemacht	3,000
27) Neue brittische und außerbrittische Mäßigkeitsgesellschaft	2,000
28) Verein zur Vertheilung von Gebethbüchern und Homilien	2,500
29) Verein für den Religionsunterricht der Seeleute daheim (Sailors Home Society)	3,000
30) Verein zur Verbreitung der Bibel unter den Trinitariern	2,000
31) Irländische Baptistenvereine	2,000
32) Anti-Sclavereygesellschaft	3,000
33) Verein zum Religionsunterricht brittischer und außerbrittischer Matrosen	2,500
34) Verein zur Stiftung von Kirchen in den Colonien	1,900
35) Brittische und außerbrittische Mäßigkeitsgesellschaft	1,100
36) Verein zur Beförderung des christlichen Religionsunterrichts	1,400
37) Brittischer Reformationsverein	1,500
38) Verein zur Stiftung von Armenkinderschulen daheim und in den Colonien	1,900
39) Protestantischer Verein	1,300
40) Verein zur Unterstützung alter Pilgrime	1,600
41) Baptistenverein zur Übersetzung der Bibel	1,600
42) Baptistenmissionsverein für die Colonien	500
43) Verein für den Districtebesuch	250
44) Verein für Bekehrung von Handwerkern	800
45) Verein für gehörige Feyer des Sonntags	500
46) Verein zur Abschaffung der Völlerey	900
47) Gesellschaft zur Einführung der Civilisation in Afrika	3,600
	F. M.

Notizenblatt.

Aus Pesth. Francilla Pixis hat als Beatrice in den „Gibellinen“ sehr gefallen, und mit der dortigen Theaterdirection für einen neuen Gastrollenciclus abgeschlossen. 33.

Eine gescheidte Antwort. Wir lesen so eben eine recht artige Anekdote in einem neuern französischen Buche von dem jungen, geistvollen Fürsten Prémont, der mit dem Studium der alten Classiker nothwendig auch die Mythengeschichte der Griechen und Römer verbindet. Als ihm nemlich sein Lehrer den bekannten Mythos der Pandora vortrug und sagte: „Bis zu dieser Zeit gab es, wie einst im Paradiese, gar keine Schuld und kein Übel, denn alles das war in jener Büchse befindlich, welche die neugierige und vorwitzige Pandora, diese Eva der alten Heiden, wider das Verbot geöffnet hat, worauf alle Übel und Sünden, wie häßliche Raubvögel und garstiges Ungeziefer in die Welt herausgeflogen, und nur noch die Hoffnung auf dem Grunde zurückgeblieben ist,“ — antwortete der junge Fürst (eine Antwort, die wir noch nicht einmal aus gelehrtem Munde gehört haben): „Ich finde in dieser Sache zwey bedeutsame Widersprüche; fürs Erste mußte doch vor Eröffnung der Büchse schon der Vorwitz in der Welt gewesen seyn, und der Vorwitz dünkt mir ein Urübel, weil die Erfahrung lehrt, daß so viele andere aus ihm entspringen; fürs Zweyte hat sich dort die Hoffnung auch unter den Übeln befunden, und meines Erachtens ist sie eines der größten Lebensgüter, und gleichsam selbst eine goldene Büchse, deren Inhalt aber nur Gutes und Schönes ist!“ 28.

Neue Erfindung. Mr. Robine hat ein Instrument erfunden, das ungefähr die Gestalt eines Thermometers hat, und womit er die Qualität des Mehles prüft, auch wenn es schon zu Brot gebacken ist. Er nennt dasselbe **Appréciateur des farines**, und dieses Instrument ist gegenwärtig um so erwünschter, als immer mehr Fälle vorkommen, daß das Mehl auf eine der Gesundheit nachtheilige Weise gemengt wird. 9.

Eine kostbare Incunabel. Wie uns das **Echo du monde savant Nr. 31** berichtet, so hat der französische Gelehrte Mr. Schayes unlängst einen bibliographischen Fund gemacht, um den ihn Viele beneiden werden. Er sah nemlich bey einer betagten Ordensschwester von St. Trond ein Exemplar jener ersten Bibelausgabe zu Mainz, von der man bisher nur noch sechs Exemplare aufgefunden hatte, und brachte dieses schätzbare typographische Werk käuflich an sich. Es wird nicht gesagt, wie hoch das Buch im Werthe anzuschlagen sey, wir wissen aber, daß ein ähnliches Exemplar von Mac-Carty im Jahre 1816 durch den König Louis XVIII. für die enorme Summe von 20,000 Franken angekauft worden ist. 28.

Antediluviana. An den Ufern der Maas hat kürzlich ein Fischer zwischen Ruremonde und Kessel fossile Thierknochen von erstaunenswürdiger Dimension gefunden. Man hat bisher nur einige Wirbelbeine und das Schulterblatt aus der Erde gegraben, und dieses allein hat ein Gewicht von 18 Kilogrammen. Ritter Olislagers de Sipernau hat diesen Fund bereits käuflich an sich gebracht, und man hofft durch weiteres Graben das ganze Riesenskelett zu erhalten. 9.

Eisenbahnen. M. Samuel Parley hat kürzlich in Paris ein Werk über das Eisenbahnwesen herausgegeben, worin er ein neues System begründet, das allenthalben große Theilnahme erweckt, und vor der Hand wenigstens dem Buche einen äußerst lebhaften Absatz verschafft. 9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denkmal für Dumont d'Urville. Für den berühmten Weltumsegler und französischen Contreadmiral, der bekanntlich am 8. May d. J. ein so beklagenswürdiges Ende genommen, hat die Stadt Paris ein Terrain auf dem Gipfel des Mont Parnasse zu einem Denkmale bestimmt, und wie uns das „Univers" vom 4. November d. J. versichert, ist bereits Anstalt zur Errichtung dieses ehrenden Monuments getroffen worden. 28.

Paris dehnt sich gegenwärtig über 34.398.800 Quadratmetres aus, wenn aber diese Hauptstadt einmal den Umfang ausfüllen wird, der ihr kürzlich durch eine Linie bezeichnet worden ist, nach welcher eine hohe Bastey aufgeführt werden soll, so wird ihre ganze Oberfläche 267,558,000 Quadratmetres oder 26,755 Hectaren betragen, wornach sie also ungefähr denselben Umfang erlangen wird, welchen jetzt London, die Weltriesinn, hat. — Nach dem jüngsten Census betrug die Population von Paris am Schlusse des Jahres 912,530 Seelen; rechnet man aber auch noch die Garnisonen und die Fremden hinzu, so beläuft sich die gegenwärtige Bevölkerung auf 1,035,000 Seelen. 28.

Langes Fasten. Auf einem Gute in der englischen Grafschaft Cambridge wurde vor einiger Zeit ein Bulle vermißt. Siebzehn Tage später fand man ihn noch lebend in einem Graben, an dessen Boden seine Schnauze so fest haftete, daß er sich nicht loszureißen vermocht hatte. Er mußte, wie es sich ergab, nachdem er in den Graben gerathen war, auf die Kette getreten haben, die an einem durch seine Schnauze gezogenen Ring hing. Da der Boden des Grabens aus festem Lehm bestand, war die Kette durch den Tritt dermaßen hineingedrückt worden, daß das arme Thier, ohne sich das so zarte Knorpelwerk zu zerreißen, nicht loszumachen im Stande war. In welchem Zustande sich dasselbe befand, läßt sich denken. Durch sorgfältige Pflege ist es aber dennoch hergestellt worden. 1.

Thater-Bulletin. Im italienischen Theater debutirte der neue Tenorist, Sgr. Corelli, mit entschiedenem Glücke.

Ebenda machte Sgra. Viardot-Garcia in der Reprise der „Cenerontola" Furore.

„Linda di Chamounix" soll nächster Tage in Scene gehen.

Dlle. Rachel hat als Fredegonde in dem neu einstudierten Trauerspiele „Fredegonde et Brunehaut" kalt gelassen.

Im Odéon gefiel „Le Bourgeois Grand-Seigneur," Lustspiel in drey Acten von den HH. Royer und Baez; noch mehr aber das dreyactige Lustspiel „La petite guerre," von Mad. Ancelot. Die Heldinn des letzteren ist Niemand Geringeres als — Maria Theresia.

Die komische Oper brachte „Le Kiosk," Operette von den HH. Scribe und Dupat, mit Musik von Hrn. Mazas, eine Neuigkeit, die in den Cartons veraltet lag, und deren Exhumirung unbeschadet unterblieben wäre.

In der Gaîté fand „Pierre le Noir, ou: les Chouffeurs," Melodram in fünf Acten von den HH. Denau und Sue, sein an Gräueln noch nicht übersättigtes Publicum.

Die Eröffnung des Pantheon fand mit „C'est le roi Dagobert," „L'Acte mortuaire," „La fille de la Favorite" Statt. Das zweytgenannte Stück, Drama in drey Acten von Hrn. Bolbél, ist gelungen und fand Beyfall. 46.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

232

Montag, den 21. November 1842.

Die Väterschule.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Abend war der Hauptmann fünfzehn Minuten nach sechs Uhr noch nicht auf dem Platze. Dortmund wandte keinen Blick ab von der Zimmerthür, durch die der Säumende einzutreten gewohnt war.

„Es wird ihm doch kein Unglück begegnet seyn?“ flüsterte er für sich hin, als die Glocke halb sieben schlug.

Endlich erschien er, der Erwartete, ziemlich erhitzt, vom raschen Gange vermuthlich. Sein guter Abend war barsch, sein Gesicht ernster als sonst. Er nahm seinen Stuhl ein, und holte mit einer gewissen Hast die Cigarrenbüchse heraus.

Dortmund wollte nicht eine Idee unterbrechen, die den Nachbar heute so schweigsam machen mochte, als aber nach einigen Minuten derselbe starr vor sich hinsah, und mit seinem Geschäft nicht fertig werden konnte, trieb es ihn, bescheiden zu fragen, ob etwas Unangenehmes sein Eintreffen heute verzögert habe.

„Ich habe eine Affaire gehabt,“ antwortete der Hauptmann.

„Mit einem Gegner?“ rief erschrocken Jener.

„Mit einem Gegner meines Willens, den er jetzt respectiren wird. Reden wir nicht davon.“

Dortmund zog sich zurück und schwieg.

„Und wie stehen denn Ihre Affairen?“ fragte nach einer Weile Jener.

„Gut,“ antwortete Dortmund, sogleich zur Freundlichkeit übergehend. „Ich habe sie auf der Promenade gesehen; ihr Äußeres gefällt mir ausnehmend wohl; wenn diesem auch das Innere entspricht, woran ich, nach diesem Äußeren zu urtheilen, kein Recht zu zweifeln habe, so hat mein Sohn eine recht erwünschte Wahl getroffen.“

„Sie sind ein glücklicher Vater!“ rief Jener in einem Tone, der ungewiß ließ, ob es ernstlich gemeint sey.

„Ich bin mindestens auf dem Wege es zu werden,“ antwortete Dieser.

„Dieses Glück könnte ich mir auch leicht verschaffen,“ versetzte der Hauptmann; „ich dürfte nur fünfe gerad seyn lassen. Aber dem Himmel sey Dank, mein Wille ist fest.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der feste ist nicht immer der beste Wille," behauptete Dortmund, setzte aber entschuldigend hinzu, daß er das nur im Allgemeinen, durchaus nicht in Beziehung auf des Hauptmanns Willen gesagt habe.

Beyde schwiegen eine gute Weile; der Hauptmann unterbrach die Stille mit dem gleichsam nur vor sich hingesagten Ausspruche: „Nein, ich gebe nicht nach!"

„Darf ich wissen —?"

„O ja!" versetzte Jener hastig, „Sie sollen Alles wissen. — So wissen Sie denn, daß ich mich mit Ihnen in ähnlicher Lage befinde, und das ärgert mich zum Tollwerden. — Meine Tochter, ein sonst stilles, eingezogenes, fast zu ernstes Mädchen, hat sich mit einem jungen Bärenhäuter eingelassen, der, nach dem Billet zu urtheilen, das mir heut Nachmittag in die Hände fiel, und den Handel verrieth, als bestimmt annimmt, daß die elterliche Einwilligung beyderseitig nicht fehlen werde. — Ich habe hierauf derselben pro primo Hausarrest auf unbestimmte Zeit angekündigt; pro secundo streng verboten, den Patron weder zu sehen, noch eine Sylbe mündlich oder schriftlich mit ihm zu wechseln; pro tertio meinen festen, unabänderlichen Willen erklärt, in eine solche, ohne meine väterliche Autorisation angeknüpfte heimliche, also strafbare Verbindung nie einzuwilligen. Sehen Sie, so hab' ich es gemacht."

„Das ist hart!" sagte so schonend als möglich Dortmund.

„Das ist fest!" entgegnete der Hauptmann.

„Wenn aber der junge Mann —"

„Der junge Mann soll hinter dem Rücken des Vaters keine Intrigue anknüpfen; er soll, wenn er ein achtbares Wappenschild vorzeigen kann, ehrlich und offen zum Vater kommen und ihm sagen: Deine Tochter gefällt mir, ich möchte sie zum Weibe haben, deßhalb frage ich bey dir an, ob ich mich um ihre Gunst bewerben darf. Das wäre ehrlich gewesen."

„Aber vernünftigerweise muß er doch vorher wissen, ob die Tochter Neigung zu ihm hat."

„Das kann er unter meinen Augen erforschen; und hat sie keine Neigung, so ergänzt solche der väterliche Wille, den sie unter allen Umständen zu respectiren hat."

„Eine Ehe ohne Liebe!"

„O schweigen Sie mir nur von der verzweifelten Liebe," polterte der Gegner, „die nichts als Dummheiten in der Welt macht. Adam und Eva haben sich auch vorher nicht geliebt, und sind doch ein glückliches Paar geworden. Ich will Ihnen zwanzig glückliche Ehen nennen, wo die Liebe nicht vorausgegangen ist, dagegen keine zwey erträgliche, welche die sogenannte Liebe gestiftet, und die Unbesonnenheit und Schwäche zugegeben hat."

Dortmund, durch die Derbheit des Hauptmanns verletzt, brach die Unterhaltung ab, und schien seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu richten.

Der Hauptmann fühlte, dem Nachbar zu nahe getreten zu seyn, und wußte doch nicht recht den Faden zu finden, um das Gespräch wieder anzuknüpfen.

Endlich wandte er sich an ihn, mit der möglichst sanftgehaltenen Frage, ob er sein Verfahren mißbillige.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser, stets zur Vermittlung geneigt, aber eben so gern der Wahrheit und seiner Überzeugung huldigend, antwortete mit Bestimmtheit: „Ja!“

„Und warum?“

„Weil Sie den Prozeß durch einen Machtspruch entschieden haben, ohne die Parteyen vorher zu hören.“

„Ich habe ihn dadurch abgeschnitten, weil ich gewohnt bin, kurzen Prozeß zu machen.“

„Die kurzen Prozesse sind nicht immer die besten.“

„Die langen noch viel weniger.“

„Ehe ich mich überhaupt in einen Prozeß einließe, würde ich den Weg des Vergleiches einschlagen.“

„Sie scheinen unter allen Umständen zu Vergleichen geneigt.“

„Das bin ich. Ich könnte sogar mit einem Feinde mich vergleichen, wenn er mir die Hand dazu böte.“

„Recht erbaulich, aber nicht männlich. Wer sich vergleichen will, zweifelt an dem Siege seiner gerechten Sache.“

„Und wer Alles mit dem Schwerte der Gewalt zerhauen will, ist kein Freund der Gerechtigkeit.“

„Herr!“ fuhr der Hauptmann auf, „Sie sagen mir Dinge —“

„Bitte um Verzeihung,“ versetzte Dortmund, selbst erschrocken über seine Äußerung und deren Wirkung, „ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen freymüthig meine Meinung in einer Angelegenheit zu sagen, welche die Ehre meines Freundes und die Zukunft seiner Tochter betrifft, welche ich übrigens zu kennen nicht die Ehre habe. Thun Sie, bester Herr, was Sie wünschen, daß Ihnen in einem solchen Falle gethan werde möge; opfern Sie Ihrem — Willen, will ich es nennen — nicht das Glück eines Kindes auf, das, nach dem Verluste der Mutter, keinen nähern und bessern Freund auf der Welt haben kann, als seinen Vater, dem das Schicksal die Sorge dafür in die Hände gelegt hat, wofür er hier und dort verantwortlich ist.“

„Es ist recht schade,“ sagte der Hauptmann, „daß Sie nicht Feldprediger geworden sind. Aber auch ohne Ihre Ermahnung will ich die Sache beschlafen, und morgen sehen, wie mein Hausarrestant sich anläßt. — Gehen wir?“

Dortmund war bereit zum Aufbruche, und Beyde schieden an der gewöhnlichen Stelle, wo ihre Wege sich trennten, mit einem freundlichen: „Auf Wiedersehen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine originelle Künstlercarriere.

Der Sänger Darboville ist kürzlich zu Marseille gestorben. Um die Notabilitäten der Provinz pflegt man sich sonst nicht zu bekümmern, mit diesem Manne hat es aber eine besondere Bewandtniß. Er hatte sich im Théâtre Feydeau als Nachfolger des berühmten Martin bekannt gemacht, mußte aber später die Bühne verlassen, in Folge eines Übels an der Luftröhre. Er war zur Zeit des Directoriums in Seedienste getreten, und unter General Bonaparte nach Egypten gesegelt. Sein Beruf zum Bühnensänger that sich ihm bey folgender Veranlassung kund. Bonaparte hatte sich bekanntlich Gelehrte, Literaten und Künstler mit nach Egypten genommen. Unter Letztern befand sich der Pianist Rigel. Dieser erhielt eines Morgens zu Kairo Befehl, sich zum Ober-

general zu begeben. Er wird sofort nach seiner Ankunft eingeführt. Bonaparte sagte ihm in jenem abgebrochenen Tone, der ihm eigen war: „Bürger Rigel, meine Soldaten sind niedergeschlagen, meine Officiere sind es nicht minder; zum Zeitvertreibe spielen sie oder schießen sich; man muß sie zerstreuen. Organisiren Sie ein Theater für Lustspiel, Tragödie, besonders aber für die Oper; etwas, das sie an Europa, an Frankreich, an Paris erinnert." — „General, ich sehe die Möglichkeit nicht ab, Ihre Befehle zu vollziehen." — „Warum?" — „Es fehlt an Künstlern." — „Nehmen Sie die fähigsten aus meinem Stabe, aus der Verwaltung, aus der Commission der Künste; ich bin überzeugt, Sie bringen Etwas zu Stande. Ich kenne Ihr Talent, Ihren Eifer, Ihre Geduld; wenn man nur will, so ist nichts unmöglich." — „Acteurs ließen sich wohl noch improvisiren, aber Sänger! dazu gehört musikalische Bildung, ein richtiges Gefühl, Gedächtniß." — „Das findet sich Alles, erwirbt sich; genug, ich muß ein Theater haben, ich will es." — „Aber General, wie soll man denn Komödie spielen ohne Frauen? Wir haben an dieser schönern Hälfte des menschlichen Geschlechts gänzlichen Mangel und folglich auch an Actricen." Nach einigem Besinnen erwiederte Bonaparte in einem komisch barschen Tone: „Ey, zum Teufel! nehmen Sie unter den Schiffsjungen der Expedition einige, die gut aussehen, und einige Fähigkeit haben, ziehen Sie ihnen Weiberröcke an, und späterhin werden wir sehen. Noch einmal, ich will's, und zähle auf Ihre Thätigkeit."

Dem so kategorisch ausgesprochenen Willen des Generals mußte man sich fügen. Der Künstler that sein Bestes, um eine dramatische und lyrische Truppe zu improvisiren. Bey dieser Organisation, welche vier Monate dauerte, überzeugte sich der Impresario in angustie von der Richtigkeit des Ausspruches des Marschalls von Sachsen, daß es leichter sey, eine Armee von hunderttausend Mann zu befehligen, als eine Schauspielertruppe, zumal wenn's Liebhaber sind. In seiner Eigenschaft als Director, Tonsetzer und Professor der Declamation ließ er einen Aufruf an die sämtliche Armee ergehen. Unter den Postulirenden befand sich auch unser Darboville, der eine hübsche Baritonstimme hatte, und musikalisch gebildet war. Zu Marseille hatte er bereits auf einem Liebhabertheater gespielt, und in Concerten gesungen. Rigel sah sich um ein Libretto um. Balzac, der als Maler bey der Commission der Künste stand, fertigte eins. Die kleine komische Oper, betitelt: „Die beyden Müller," wurde in kurzer Zeit componirt und einstudiert. Es enthielt unter andern eine gar liebliche Melodie: **Petits oiseaux, le printemps vient de naître,** die sehr gefiel. Diese Romanze drang übers Meer, und verbreitete sich durch ganz Europa. Junot gab den Philoctet, Murat den Achilles in der „**Iphigénie**," der Commissaire Ordonnateur Colbert den Acomat in „**Bajazet.**" Er sollte die Rolle des einen der „beyden Müller" übernehmen, allein unterdeß kam Befehl, gegen St. Jean d'Acre aufzubrechen. Die komische Oper fand den größten Beyfall, und Darboville trat darin mit so glänzendem Erfolge auf, daß er sich entschloß, der Marine zu entsagen, und sich ausschließlich der theatralischen Laufbahn zu widmen.

Das kleine dramatische Corps unter dem Commando seines Generals Rigel theilte das Schicksal der Armee des Orients. Man spielte und sang zu Alexandrien, zu Damiette, an den Pyramiden.

Bey seiner Rückkehr nach Frankreich widmete sich Darboville ausschließlich der Bühne, und erwarb sich großen Ruf als Schauspieler und Sänger. Wie wir bereits oben bemerkt haben, wurde er zum Nachfolger Martin's ausersehen. Als er in Folge seiner Krankheit seiner glänzenden Laufbahn entsagen mußte, ging er nach Marseille zurück, wo man ihn noch immer gern im Vaudeville hörte, ein Beweis mehr, daß man im Vaudeville nicht zu singen brauche.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 17. November zum ersten Male: „Das System." Lustspiel in einem Aufzuge, von Johanna Weissenthurn.

Zwey junge Männer, der Graf Wildau und der Baron Sondern, treten zu gleicher Zeit als Bewerber um die Hand eines jungen Fräuleins auf, finden aber

Beyde gleich beym ersten Empfang keine sonderlich günstige Aufnahme; der Graf, weil er sich um seine Pferde mehr bekümmert, als um seine Braut; der Baron, ein Witwer, weil das Fräulein sich die Grille, oder wie sie es nennt „das System" in den Kopf gesetzt hat, nicht die zweyte Frau eines schon einmal verheirathet gewesenen Mannes werden zu wollen, da es von sich selbst verstehe, daß der Mann die Vollkommenheiten der ersten Frau immer als Zuchtruthe für die zweyte gebrauchen müsse. Das System der jungen Dame aber fängt an zu wanken und gibt endlich vollends nach, als der Baron nicht, wie ihm gerathen wird, seine erste Frau lästert, sondern mit Achtung von ihr spricht, und sie selbst daraus den Schluß zieht: mit einem so wackern Manne könne ein Mädchen auch in zweyter Ehe glücklich werden.

Wollte man den an und für sich schon mageren und dürftigen Stoff noch obendrein mit der kritischen Sonde untersuchen, so gäbe es der Bedenklichkeiten kein Ende; wenigstens könnte man sich der beyden Fragen nicht enthalten, einmal: wie der Einfall des Fräuleins zu dem prunkenden Titel „System," zweytens: wie ein junges, unerfahrenes, unbefangenes Mädchen zu einem Einfalle komme, der, ob nun vernünftig oder nicht, jedenfalls nur aus der Erfahrung, aus dem Verkehr mit der Welt, vielleicht nicht einmal der besten, entspringen kann? Indessen die Sache ist wohl nicht wichtig genug, und macht wohl auch keine Ansprüche darauf, Erörterungen der Art zu veranlassen oder zu rechtfertigen; es genüge daher schließlich zu bemerken, daß das Stück an löblichen und tugendhaften Gesinnungen keinen Mangel leide, und sich dem gemäß in jener behaglichen Ruhe fortbewege, die jeder stärkeren Aufregung fremd und fern ist.

Die männlichen Rollen des Stückes, zwar nicht umfang- und inhaltreich, hatten an den HH. Wilhelmi, Herzfeld und Lucas wirksame Vertreter; als Fräulein Hermine fand Dlle. Neumann neuerdings Gelegenheit, ihr liebenswürdiges Talent in naiv-gemüthlichen Parthien auf das Ansprechendste zu entwickeln.

Hierauf: zum ersten Male: „Sie schreibt an sich selbst." Lustspiel in einem Aufzuge, frey nach dem Französischen, von C. von Holtei.

In einem „Kaltwasserbadeorte" trifft der Advocat Ziegenpeter aus Leipzig mit der Familie Mumm aus Breslau zusammen, um, nach der Verabredung der beyden Väter, die Tochter des letztgenannten Hauses als seine Braut heimzuführen. Die beyden jungen Leute gefallen sich gegenseitig, aber das noch sehr unerfahrene Fräulein, von einer früheren Badebekanntschaft, einer geschiedenen Ehefrau, irregeleitet, erklärt dem ganzen Männergeschlechte den Krieg. Der Advocat verbündet sich mit dem eben angekommenen Ehemann jener Geschiedenen, und Beyde suchen nun die Einwirkungen jenes weiblichen Störenfrieds zu vereiteln und das Mädchen auf vernünftige Gedanken zu bringen. Der Angekommene muß den bromarbasirenden Vater des Bräutigams vorstellen; dieser macht das Mädchen glauben, daß er eine Andere liebe, und gewinnt das gutmüthige Geschöpf dergestalt, daß letztere sich zur Vermittlerinn und zur Abfassung eines von dem Advocaten dictirten Briefes an die erdichtete Geliebte erbietet. In dem Briefe selbst, und beym Schreiben desselben, kommt denn natürlich der wahre Thatbestand von beyden Seiten ans Licht, und die jungen Leute werden ein Paar.

Das Übersetzen ist gewiß ein nützliches und respectables Geschäft; das hat schon Göthe versichert, und er selbst hat sich, bey vorkommenden, der Mühe wer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

then Gelegenheiten mit diesem Geschäfte befaßt. Heutzutage indessen, wo die Sache fabrikmäßig und meistens ohne zu fragen: ob es der Mühe werth, betrieben wird, ist wenig Ehre damit einzuholen; wie bey Allem in der Welt, hat auch hier der Mißbrauch die Sache selbst um ihren Preis gebracht. Um so mehr hat es mich gewundert, auf dem Theaterzettel unter der ominösen Rubrik: „Frey nach dem Französischen," dem Namen eines Mannes zu begegnen, der bisher auf eigenem Grund und Boden sich Anerkennung und Theilnahme zu erringen gewußt hat. Wäre das Stück von so vollwichtigem Caliber, daß es die Vermittelung eines bewährten Bühnendichters benöthigte oder verdiente, so müßte man sich einem solchen Übersetzer nur zu doppeltem Danke verpflichtet fühlen. Allein das Stück ist nicht viel mehr als ein flüchtiger dramatischer Schwank, den man sich, weil er einigermaßen lustig und spaßig ist, gefallen läßt, der aber auch, ohne daß dem deutschen Repertoire eine neue Lücke erwachsen wäre, wohl hätte entbehrt werden können. Daß es an drolligen und wirksamen Einzelnheiten nicht fehlt, läßt sich von dem Talente und der Bühnenerfahrung unseres Bearbeiters erwarten, und diese gelungenen Einzelnheiten, wohin besonders die Pointe des Ganzen, die Scene mit dem Briefschreiben gehört, müssen für einige hin und wieder durchblickende Derbheiten entschädigen, die sich in den Individualitäten des Wiedermann'schen Ehepaares auf minder erfreuliche Weise bemerkbar machen. Das Stück hat, seines munteren, frischen Ganges wegen, viel zu lachen gegeben, also den Erfolg gehabt, zu dem das Stück allenfalls berechtigt ist. Möchte doch auch dem Verfasser, oder wie es heute heißen muß, dem Übersetzer, recht bald zu einem neuen, der ersteren Kathegorie würdigen Erfolge zu gratuliren seyn!

Unter den Darstellenden war es wieder Dlle. Neumann (Julie), welche durch Anmuth und Naivetät dem Stücke den kräftigsten Vorschub leistete. Auch die übrigen Parthien wurden von den HH. Löwe (Wiedermann), Fichtner (Ziegenpeter), Marr (Mumm) und Mad. Brede (Virginia Wiedermann) mit jener drastischen Laune gegeben, die bey dergleichen Genrebildern am Platze ist.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 17. November zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Nestroy: „Die Papiere des Teufels, oder: der Zufall." Posse in drey Acten, nebst einem Vorspiele, nach dem Französischen, vom Beneficianten.

Schon als sich das Gerücht verbreitete, Hr. Nestroy habe ebenfalls eine Bearbeitung der „**Mémoires du Diable**" unternommen, stiegen mir allerley Zweifel auf, ob denn der Stoff auch von der Art sey, um sich jene komische Grundfarbe abgewinnen zu lassen, in deren Manipulation unser Autor so sehr excellirt? Ein Jüngling, der es unternimmt, einer in ihren Rechten beeinträchtigten Familie, allem Ungemach, selbst Gefahren trotzend, wieder zu dem Besitze ihres Eigenthums zu verhelfen, ist in der That ein so ehrwürdiger Gegenstand, daß seine Beleuchtung von komischer Seite beynahe zur Profanation wird. Ich dachte jedoch: Hr. Nestroy werde sich mit der parodistischen, ironisirenden Manier helfen, die er so trefflich in seiner Gewalt hat; die Anlage des Vorspiels bekräftigte mich in dieser Meinung; allein es blieb bey der bloßen Anlage und der Dichter, die Unverträglichkeit des Stoffes mit der Komik erkennend, ließ dem Originale freyen Lauf, wodurch sich der doppelte Nachtheil ergab, daß das eigenthümliche, mysteriöse Helldunkel, welches über dem Sujet schwebt, gelichtet wurde, ohne das Verständniß der Handlung zu

fördern, und daß der Charakter des Helden, wie er sich im Vorspiele darlegte, gar nicht mit seinen Unternehmungen im Stück im Einklange stand. Gegen die Kreise, in welche Hr. Nestroy das Stück zog, kann nicht füglich etwas eingewendet werden, da er eine Posse durchzuführen hatte; allein gerade dadurch stellte sich der doppelte Todesfall im Vorspiel um so ungeeigneter dar, wie es denn überhaupt ein eigenes Unbehagen hervorruft, Züge einer geläuterten Humanität als Staffage für den Spaß benützt zu sehen. Auch an der Einbeziehung des schweigsamen Maurers in den gesamten Verlauf der Begebenheit scheint nicht gut geschehen zu seyn: jene Figur befördert die Spannung und imponirt durch die starre Consequenz des Benehmens, während sie in der Nestroy'schen Bearbeitung gleichsam als lebende Persifflage nebenher läuft und das Ganze zum unwahrscheinlichen, geistlosen Gaukelspiele umwandelt. Den Mißgriff mit dem Helden habe ich bereits früher angedeutet; er hat aber auch noch den Übelstand, Hrn. Nestroy, den deliciösen Groteskkomiker, in ein Bereich zu führen, welches ihm weit weniger zusagt; die Repräsentation eines Princips, sey es nun des Guten oder des Bösen, paßt nicht für unseren Meister, der ein Genremaler ist wie kein Anderer, welchem aber die Durchführung psychologischer Schildereyen gänzlich widerstrebt. Alle diese Voraussetzungen zeigen, daß Hr. Nestroy dießmal mit der Wahl des zu bearbeitenden Vorwurfes nicht glücklich gewesen sey; daß er dieß selbst, wenn auch vielleicht unwillkürlich, empfand, zeigt die Ausführung der Neuigkeit, welche sowohl im Dialog als in den Couplets weit hinter den andern Arbeiten des beliebten Verfassers zurücksteht, wiewohl viele Einzelnheiten seines Talentes allerdings würdig sind. — Die Aufnahme war zwar gut, allein sie schien doch mehr den Verdiensten Hrn. Nestroy's im Allgemeinen als seinem speciellen Wirken in der heutigen Novität zu gelten. Einigen Nachtheil brachte übrigens wohl auch die Übermacht des bereits anderwärts abgestreiften ersten Eindruckes und so ist denn dießmal die Ausgleichung mit Hrn. Kupelwieser geschehen, welchem Hr. Nestroy mit dem „Talisman" über „Roth, blau und braun" den Rang ablief, während Ersterer mit den „Memoiren des Teufels" die „Papiere des Teufels" überbot. — Das Haus war übervoll. Stbe.

Notizenblatt.

Ein russischer Hofball. Im „Journal de Frankfort" theilte kürzlich ein Tourist folgende Schilderung eines Balles mit, welchem er am russischen Kaiserhofe beygewohnt. Am russischen Hofe hat die weibliche Schönheit das Vorrecht des Zulasses zu den Bällen. Die Kaiserinn liebt es, die reizendsten Mädchen- und Frauengestalten um sich zu versammeln, und es ist nichts Seltenes, daß die jungen Töchter von keineswegs hochgestellten oder reichen Civil- und Militär-Functionnären, lediglich ihrer Schönheit halber, zu Hoffräulein der Kaiserinn ernannt werden. Der Kaiser, welcher den Ball in der Regel mit seiner Gemahlinn eröffnet, und hierauf mit jeder der Großfürstinnen einige Touren der Polonaise tanzt, wählt dann nicht selten einige von den schönsten unter den anwesenden Damen, wenn sie auch minder hochgestellten Classen angehören. Die Kaiserinn tanzte vordem sehr gerne, und zeichnete sich durch ihre ungemeine Kunstfertigkeit und Grazie aus, jetzt aber figurirt sie nur dann und wann in einer Quadrille oder tanzt ein Paar Walzertouren. Nach der Polonaise kommen in der Regel französische Quadrillen und Mazurkas an die Reihe, welche sämtlich mit Cotillons schließen. Bey dem Ball, wozu der

Tourist geladen war, soupirte der Kaiser im Wintergarten. Dieser, mit Palmen und prachtvollen Orangenbäumen geschmückte Zaubergarten bildete mit seiner grünen Dämmerung, um mit Wieland zu reden, einen entzückenden Gegensatz zu den von Tausenden von Kerzen strahlenden, von einem Flor wundervoll schöner Frauengestalten angefüllten Riesensälen. Dieses reizende Helldunkel, die mannigfaltigen Laute, welche die in diesem Garten gehegten Vogelarten fremder Klimate, in banger Furcht über das fremdartige Getöse ertönen ließen, der verschiedenartige Duft der Blüthen und Blumen, alles dieses machte, daß Einem zu Muthe wurde, als ob man sich in einem Feenpallaste befinde. 3.

Die Aleppopustel. Unter diesem Ausdrucke verstehen die neuern Mediciner eine Gesichtsentzündung, welche vornehmlich Syrien eigen, und in vielen Fällen sehr gefährlich ist. Diese Inflammation zeigt sich gewöhnlich an der linken Seite des Gesichts, und rafft nicht selten das linke Auge weg, daher es in Syrien und noch weiter hin sehr viele Einäugige geben soll. Diese Krankheit, welche Fremde fast noch lieber als Eingeborne befällt, nimmt gewöhnlich sechs Monate auf und sechs Monate ab, bedarf also zu ihrem Verlauf ein volles Jahr. Ein englischer Arzt ist der Meinung, dieses böse Übel, welches im Jahre 1840 viele brittische Soldaten in Beyrouth und Saïda befallen hat, rühre von einem parasitischen Thiere her, das sich in die Haut einfrißt, seine Brut absetzt und da jene schmerzliche und gefahrvolle Entzündung verursacht. 9.

Subscriptionseinladung.

(Eingesendet.)

Zum Besten einer zu gründenden Kleinkinderbewahranstalt zu Stadt-Steyr erscheinen im Laufe kommenden Monats bey Jos. Stöckholzer v. Hirschfeld in Wien, Stadt, Spitalplatz Nr. 1034 zwey Bände Novellen und Erzählungen von Fried. Wilh. Arming (William Fitz-Barth). Jeder Band, 15—16 Bogen stark in Octav, eng gedruckt auf schönem Velinpapier, Subscriptionspreis beyder Bände nur 2 fl. C.M. Der ganze Reinertrag ist zum obgenannten Zwecke bestimmt.

Die Gründung einer Kleinkinderbewahranstalt in der, von dem großen Brande im Frühjahre schwer heimgesuchten Stadt Steyr ist ein edles, höchst menschenfreundliches Unternehmen, zu dem gewiß Jedermann mit freudigem Herzen sein Scherflein beytragen wird. Der talentvolle Herr Verfasser, unstreitig Einer der begabtesten Novellisten unseres Vaterlandes, widmet ganz uneigennützig diesem edlen Zwecke zwey Bände seiner erzählenden Dichtungen, welche sich gewiß eines ungetheilten Beyfalls erfreuen werden. Bey dem höchst billig gestellten Preise erhalten die P. T. Subscribenten zwey Bände sehr gelungener Novellen, welche ihnen nebst dem Vergnügen, welches eine unterhaltende, geistreiche Lecture überhaupt bietet, auch noch das wohlthuende Gefühl gewähren: an ihren leidenden Mitmenschen, an hülflosen Kindern, deren Eltern, um ihr Leben zu fristen, dem täglichen Erwerbe nachgehen müssen und dann gezwungen sind, die armen Kleinen ohne Aufsicht zu Hause zu lassen, edelmüthig und menschenfreundlich gehandelt zu haben, wenn sie ein Asyl für solche hülflosen Kleinen mit gründen helfen.

Die v. Hirschfeld'sche Verlagshandlung.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

233

Dienstag, den 22. November 1842.

Die Väterschule.

(Fortsetzung.)

Es ist eine Erfahrung, welche sich bey allen Gemüthern bewährt, die durch äußere Eindrücke leicht in Zweifel, Unruhe oder Zorn versetzt werden, daß mit der Ruhe des Körpers auch die Ruhe der Seele wiederkehrt; daß sie geneigt wird, in milderem Lichte zu schauen, was ihr, von der blendenden Fackel der Leidenschaft beleuchtet, noch einmal so grell und verletzend erschien. Wie der sanfte Glanz der Sterne über die Erde nur so viel Licht verbreitet, als nöthig ist, die Gegenstände zu unterscheiden, eben so wirkt das innere Licht des Menschen, das, wenn die Augen für das Äußere sich schließen, aufgeht, und, wie die ewige Lampe, das innerste Heiligthum desselben erhellt, und führt ihm die wirren Bilder des Tages, in einen zarten Schleyer gehüllt, vorüber, der das Scharfe, Schroffe, Anstößige wohlthätig bedeckt. Mancher Entschluß, im Gewühle des Lebens und der Leidenschaften emporgeschossen, wankt, und fällt in dem göttlichen Dämmerlichte der Ruhe, das die Seele erfrischt, wie die Nacht die erregte Natur.

Bey Dortmund hatte sich das bereits bewährt; ob bey dem Hauptmanne, mußte der nächste Abend lehren.

Dieser kam, und mit ihm die beyden Bekannten. Der Hauptmann mit einem Gesichte, das eben nicht sehr versöhnlich aussah, und Dortmund sogleich zu der Frage veranlaßte, ob über Nacht nicht guter Rath gekommen sey.

Jener zögerte mit der Antwort, und machte, statt ihrer, seinem innern Unmuthe mit einem leisen Fluche Luft.

Der Nachbar schwieg klüglicher Weise bey solchem Stande der Sache, um nicht Holz zum Feuer zu tragen, voraussehend, daß ihm doch eine Mittheilung gemacht werden würde, und er hatte sich nicht geirrt.

„Und Sie sind gar nicht begierig, zu erfahren, wie weit ich bin?“ begann der Hauptmann das Gespräch nach guter Weile.

„Ja, das bin ich!“ war die Antwort.

„Gerade so weit wie gestern,“ versicherte der Hauptmann. „Wissen Sie, was sie gesagt?“

„Etwas Kluges, Kindliches, hoffe ich.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie sagt, und ich wiederhole es wörtlich, ich hätte ihr, bevor der Gegenstand zwischen Vater und Tochter ruhig besprochen worden, durch meine bestimmte Erklärung der Nichteinwilligung in ihre Wünsche und Hoffnungen, die ein Dritter theile, einen Beweis gegeben, daß sie von mir nichts Gütiges zu hoffen habe. Sie gehorche für den Augenblick, weil sie die Pflichten eines Kindes — aber auch ihre Grenzen kenne. Dem Herzen des Vaters möchte sie von ganzer Seele das Glück ihrer Zukunft verdanken, wozu jetzt Gelegenheit vorhanden sey, aber eben so fest sey ihr Entschluß, dem ihrigen keinen Zwang anthun zu lassen."

„Das ist ein sehr entschiedener, schätzenswerther Charakter," sagte Dortmund, „der einen tüchtigen Zusatz von Willenskraft erhalten hat."

„Wie? Sie entschuldigen eine solche Sprache?" versetzte der Hauptmann.

„Nicht völlig!" lenkte Jener ein; „indessen haben Sie durch den Machtspruch den Widerstand selbst hervorgerufen. Er ist die natürliche Folge Ihres Erziehungssystems, das Sie mir selbst angepriesen. Das Herz der Tochter stark und groß zu machen, war Ihre Absicht; nun, es ist stark und groß geworden, und sträubt sich gegen blinden Gehorsam, der sich mit Stärke und Größe folgerecht nicht verträgt. Gestehen Sie selbst, daß Sie die Sache zu rasch, zu dictatorisch angegriffen haben; es bleibt Ihnen fast kein Ausweg übrig, da Sie sich selbst alle abgeschnitten haben."

„Wer spricht von Ausweg?" fiel der Hauptmann ihm ins Wort. „Sie setzt mir ihren Willen entgegen, es ist an mir, ihr zu beweisen, daß der meinige stärker ist als der Ihrige."

„Ein unnatürlicher Kampf, in welchem der Sieger mit dem Besiegten im tiefsten Leben unheilbar verletzt wird."

Der Hauptmann starrte vor sich hin und trommelte mit den Fingern den Generalmarsch.

„Ich bitte Sie freundlich," fuhr Dortmund fort, „lenken Sie ein, da es noch Zeit ist, was ja geschehen kann, ohne Ihre väterliche Würde zu verletzen. Gewinnen Sie sich durch ein gütiges Wort das Herz des Kindes wieder, das auf dem Puncte steht, für Sie verloren zu gehen."

„So gehe es," murrte Jener; „auch das meinige ist für sie verloren."

„Das Herz des Geliebten gewährt ihr Ersatz; Sie haben solchen nirgends zu erwarten, und einsam bricht endlich das Ihrige mit dem bittern Gefühle der eigenen Verschuldung."

„Ich will Sorge tragen, daß ihr dieser Ersatz nicht wird," grollte der Hauptmann.

„Was Ihnen nicht wohl gelingen wird, wenn Sie keinen hinlänglichen Grund haben, den Antrag des jungen Mannes zurückzuweisen. Kennen Sie ihn? Wissen Sie, wer er ist? Wenn er beschollen, oder es sonst klar ist, daß ein redlicher Mann das Glück seiner Tochter ihm nicht anvertrauen darf, so bin ich — auch wenn die Neigung derselben noch so hartnäckig an ihm hinge — mit Ihnen ganz einverstanden."

„Ich kenne Ihn nicht, und will ihn nicht kennen lernen."

„Ich würde dennoch nach ihm gefragt haben."

„Sie will ihn ja nicht nennen, das starrsinnige Geschöpf."

„Weil sie den Geliebten dem Zorne des Vaters nicht aussetzen will, der ja doch durch seinen kurzen Prozeß, wie Sie den Act zu nennen beliebten, alle

Hoffnung zur Einwilligung vernichtet hat. Aufrichtig, werther Herr, Ihre Procedur war allerdings kurz, aber nicht gut. Ich will das Fräulein Tochter auf Ihre Kosten nicht entschuldigen, aber nach Allem ruht der Geist ihres Vaters auf ihr, und sie würde ihrem Erzeuger und Erzieher damit große Freude machen, wenn die eingeübte Waffe sich nicht gegen ihn selbst kehrte."

„Wo das bisher so stille und gehorsame Geschöpf den Muth dazu hergenommen?" sagte der doch ein wenig geschmeichelte Hauptmann.

„Sie ist mündig geworden; sie hat durch Vermittelung der Liebe das **Portépée** erhalten, dem sie Ehre machen will," scherzte Dortmund.

„Ja, Sie haben gut lachen," replicirte Jener.

„Das hätten Sie auch, wenn Sie es so machten, wie ich."

„Richtig! Jetzt kommt ein Lobgedicht auf Ihre Methode."

„Lieber Herr! die beste Methode ist immer die, welche die Herzen fröhlich macht."

„Das Herz Ihres Sohnes wird freylich darüber jauchzen!"

„Vor der Hand nicht so ganz laut; der Accord ist noch nicht vollstimmig. Er will morgen bey dem Vater um seine Auserwählte anhalten; auf diesen Ausspruch kommt Alles an. Aber ich zweifle nicht an dem günstigen Erfolge."

„Natürlich, wenn der zukünftige Herr Schwiegerpapa Ihrer Methode auch huldigt."

„O huldigen Sie nur zweymal vierundzwanzig Stunden dieser Methode," sagte launig Dortmund, „und Sie werden sehen, wie vortrefflich Alles gehen wird!"

„O gewiß! wenn man den lieben Kindern den Willen thut, so weinen sie nicht," spottete der Hauptmann.

Doch schieden Beyde freundlicher, als vor einer Stunde zu erwarten gewesen wäre.

(Der Schluß folgt.)

An den Fürsten Clemens Metternich.

Ein Monument, der deutschen Eintracht Walten
Fest zu erhalten,
Erbau'n sie jetzt im Freyheits-Morgenscheine
Zu Cöln am Rheine.

Ein Monument, das aller Zeiten Schauern
Wird überdauern,
Wenn, was in Schmerz und Liebe sich gefunden,
Bleibt eng verbunden.

Wie zeugt dieß Denkmal, Herr! in seiner Stärke
Von Deinem Werke,
Wie es mit Marmorzungen laut verkündet,
Was Du gegründet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Des Feind's Gewalt war, uns zu unterjochen,
Hereingebrochen;
Und Keiner da, um von der Schmach der Ketten
Uns zu erretten.

Zerwürfniß war und Kummer, Qual und Grauen
Ringsum zu schauen;
Und Thränen sah man, Blut, und Todesschrecken
Die Erde decken.

Da warfst Du, all das Unheil zu beenden,
Mit sichern Händen
Des Friedens Zweig in die empörten Fluten —
Sie aber ruhten.

„Seyd künftig Eins," sprachst Du „Euch ist beschieden
In Einheit Frieden.
Dasselbe künden jetzt die Marmorsteine
Zu Cöln am Rheine."

Wird schaudernd nur die Welt nach Jenen fragen,
Die sie zerschlagen,
Denkt segnend sie der schützenden Gewalten —
Du hast erhalten.

Der ruh'ge Blick im wirren Weltgetriebe,
Im Herzen Liebe,
Im Willen Kraft, Erkenntniß im Vollbringen,
War Dein Gelingen.

Der Gärtner legt den Samen in die Erde,
Daß Frucht er werde,
Und träumt in Sturm und Schnee und Winterschäumen
Von grünen Bäumen.

So sahst auch Du bey wildem Feindes Wüthen
Des Sieges Blüthen,
Durchbrachst die Macht der Lüge mit der Wahrheit,
Die Nacht mit Klarheit;

Mit den zwey Sternen, die Dein reiches Leben
Mit Glanz umgeben:
Dein Leben groß und einfach wie die Wahrheit,
Rein wie die Klarheit.

Am Clemenstage 1842. Deinhardstein.

Eine neue Oper von Adam.

Paris, im October 1842.

Die neue Oper von Adam ist denn endlich in die Scene gegangen, sie heißt: „Le Roi d'Yvetôt." Beranger's bekanntes Lied liegt zum Grunde. Das Sujet hat Interesse, obgleich es eben keine dramatischen Situationen darbietet. Die Handlung spielt im sechzehnten Jahrhundert. Um die chronologische Angabe, die auf den Theaterzetteln in Deutschland nie fehlen darf, kümmert man sich hier zu Lande wenig; wir erwähnen ihrer nur, weil von Kreuzzügen im Stücke die Rede ist, eine etwas starke poetische Licenz. Ein Tuchhändler von Rouen hat sich mit einem bedeutenden Vermögen nach Yvetot zurückgezogen. Er ist sehr angesehen, und braucht nur ein Wort zu sagen, um sich zum Nachfolger des Königs von Yvetot ernennen zu lassen, der im gelobten Lande als Kreuzfahrer geblieben ist. Josselyn, so heißt der Kaufherr, ist sogar im Besitze des Testaments, wodurch ihm der verstorbene König seine Krone übermacht. Der Bürger von Yvetot ist aber ein Weiser, dem es vor den Sorgen der höchsten Gewalt bangt, er hält das Testament sorgfältig in einem Schranke verborgen. Das Volk wird ungeduldig, und murrt über das lange Interregnum. So bescheiden und genügsam Meister Josselyn ist, so ehrgeizig ist seine Magd Jeanneton. Sie weiß sich den Schlüssel zum Schrank zu verschaffen, öffnet das Kästchen und findet das Testament. Sie hat einen Liebhaber, Daniel, ein Müllerbursche; sie liebt ihn, aber die Krone noch mehr. Sie setzt sich in den Kopf, das Testament bekannt zu machen und Josselyn zu heirathen. Dieser wird betrunken gemacht, und während er seinen Rausch ausschläft, wird der königliche Actus promulgirt. Wir haben Josselyn's Tochter vergessen, die in einen Hrn. Adalbert verliebt ist, der sie heirathen will, den aber sein Onkel, der Commandeur, dem Orden bestimmt. Als Josselyn erwacht, und erfährt, was vorgegangen, ergibt er sich in sein Schicksal, und tritt die Regierung an. Der Commandeur erklärt ihm den Krieg, und will ihm Adalbert gewaltsam entreißen; der König fordert den Commandanten. Als Beyde auf dem Kampfplatz erscheinen, wird dieser durch Josselyn's Erklärung, daß Marguerite seine, nemlich des Commandeurs Tochter, sey, entwaffnet. Er hat nun weiter nichts dagegen, daß Adalbert seine Tochter heirathe. Jeanneton heirathet ihren Daniel, und Josselyn bleibt König. — Die Musik habe ich nur einmal gehört; ich getraue mir noch kein vollständiges Urtheil darüber zu. Ich will daher zur Sicherheit die Ansicht eines französischen Journals mittheilen. Dergleichen Beurtheilungen belehren zugleich über die hier zu Lande geltenden Kunstansichten. „Die Ouverture," sagt Hr. Blanchard, einer der Hauptmitarbeiter der „Gazette musicale," „beginnt mit kleinen, abgebrochenen (brisées), mysteriösen Harmonien von vieler Distinction, dann kommt das Thema, das nie fehlen darf; es ist ziemlich sangbar, und wird der Masse gefallen. Dann die Trommel, wie im „Chalot" und dann die Galoppe Musard. Die ist indessen sehr richtig berechnet, um ein Publicum pur sang günstig zu stimmen. Die Arie, welche die Scene eröffnet, und welche Adalbert-Audran singt, ist graziös, und gibt dem Sänger, der trefflich vocalisirt, Gelegenheit, zu glänzen. Chollet-Josellyn tritt ein, und singt sehr hübsche Couplets voll zarter Anmuth, in denen sich das reine, stille Glück des Herzens malt. Das hierauf folgende Quartett ist unbedeutend; die Couplets, welche Daniel-Moecker singt, haben eine ziemlich originelle Melodie; das Finale des Actes bietet nichts Erhebliches dar. Der zweyte ist am reichlichsten versehen, er hat nicht weniger als sieben Sangstücke, und ist zugleich der längste und amusanteste der Partitur; doch sind die Couplets mit Begleitung der Soldatenchöre, welche Jeanneton-Darcier singt, nicht

glücklich erfunden. Liebhaber der ältern komischen Oper, denen Hr. Adam besonders zu gefallen strebt, ziehen ihnen die Couplets Digo Djeannetto in den beyden Savoyarden von Dalayrac vor. Dann singt wieder Moecker einige Couplets, denn Couplets gibt es hier in Menge, die aber auch nicht **en vogue** kommen werden Das Duett zwischen Adalbert und dem Commandeur-Grard hat einen schönen Charakter, obgleich es etwas zu lang ist. Das **Morceau d'ensemble**, in welchem Josselyn sich entschließt, sich zum König ernennen zu lassen, zeichnet sich durch eine sehr hübsche Melodie aus, nebst einfallenden Chören, die große Wirkung thun. Das Duett zwischen Josselyn und Jeanneton, worin diese darauf dringt, er solle sein Haus königlich einrichten, hat komische Kraft. Das aufrührerische Kriegsgeschrey am Schlusse des Actes thut wenig Wirkung. Der dritte Act hebt mit einer Romanze an, wobey das Fagott in den Gesang eingreift; man wünschte hier mehr Präcision; die ist aber bey Hrn. Adam nicht zu suchen, und sie setzt ernsthafte Studien voraus. Er macht es, wie gewisse Leute, welche zu sich selbst sagen: „Streng genommen brauche ich dem Garçon nur zwey Sous zu geben, warum soll ich ihm ein Zehnsousstück schenken?" Das **Morceau d'ensemble** der Pyetotier, welche aufgebracht sind, daß es nicht zum Kriege kommt, erinnert auf eine sehr glückliche Weise an den alten französischen **Pont-neuf**; so hat Dalayrac das berühmte Marlboroughlied in **Renaud d'Ast** benützt, und Boieldieu: „**mon ami Pierrot**" in „**Les voitures versées.**" Die populäre Musik bildet einen guten Contrast zu dem chevalereskeu Stücke, das der Commandeur singt, und dessen männliche Accorde von den Blechinstrumenten trefflich accompagnirt werden. Es wäre zu wünschen, daß das Chanson ingeniöser gehalten wäre, wann das Gefolge des Königs und des Commandeurs sich entfernt; daß einige kriegerische Phrasen sich dem naiven und pikanten Gesange des Königs zugesellten. Allein, nochmals sey es gesagt, Hr. Adam kümmert sich wenig um alles Interessante, das man durch das Studium des Contrapunctes findet. „**C'est le compositeur des idées reçues, adoptées, c'est l'homme de la mesure bourgeoise.**" Letztere Worte bezeichnen das Talent des Hrn. Adam treffend.

In der Meinung der Künstler und Tonsetzer steht Hr. Adam nicht hoch, aber seine Musik ist populär. Die Männer des großen Wissens zucken die Achsel, wenn vom „**Postillon de Lonjumeau**" die Rede ist. Er hat dieß mit Paul de Kock gemein, und wird, wie dieser, weit mehr im Auslande geschätzt als hier; für einen eigentlichen **homme de lettres** läßt man ihn gar nicht gelten, so wenig, als seine Werke für eigentlich literarische Producte, wobey aber wohl zu merken, daß die eigentlichen Literaten arme Teufel sind, und Hr. Paul de Kock mit seinen frivolen Büchern sich sehr solide Renten erschrieben.

In der „**Semiramide**" hat Mad. Pauline Viardot-Garcia als Arsace ihre Rentrée gemacht; zwischen ihr und der Grisi hat sich ein Wettstreit erhoben, der Letztere ein wenig aus dem Schlummer geweckt; für Beyde hat es Bouquets geregnet.

Notizenblatt.

Rangordnung der Fische. Eine alte, rheinische Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert macht die folgende scherzhafte Classification von zehn der bekanntesten Fische, welche sich nicht bloß im Rhein, sondern auch in den meisten größeren Flüssen unseres Welttheils finden.

1. Item: ein Salme — ist ein Keißer, darumb, daz er über die Berge strichet.
2. Item: ein Selmling — eines Keißers Kint.
3. Item: ein Stichling — ein Kunig, darumb, daz in kain visch getar unterstehen (darf unsterstehn) zu eßen.
4. Item: ein Vorhel (Forelle) — ein Herzog, darumb er hat ein grausierten Rock ann.
5. Item: ein Esche — ein Grane (Graf), darumb, daz er mit den Selmelingen strichet.
6. Item: ein Hechte, ein Raiber (Räuber), darumb er mus roubin, daz er isset.
7. Item: ein Barbe, ein snieder (Schneider), darumb der Faden hangt im zum munde uß.
8. Item: ein Karpe, ein fuersprech (Anwalt), darumb er swazet in dem waßer.
9. Item: ein Bersich, ein Schüze, darumb er ist der snelleſt von der Hant zu schüßen.
10. Item: ein Grundel, ein Liederlich Weibesbilt, darumb er leychet mit allen vischen.

Am Schlusse heißt es noch recht naiv: wer es nit glouben wil, der vare mittel in deß meeres grunt, do sindt er aller vische Bobst (vermuthlich ist der Wallfisch gemeint), den frage eygentlich nach der warheit. 28.

Brochirt oder broche. Zu Leeds und andern englischen großen Manufacturorten herrscht gegen den Ausdruck „brochirt," welcher bekanntlich in der deutschen Industrie- und Handelssprache gang und gäbe ist, eine förmliche Wuth Es wird ihm nemlich, welcher wohl allerdings durch einen völlig entsprechenden, einheimisch-deutschen bestimmtern Ausdruck ersetzbar seyn möchte, eine Unbestimmtheit und Umrißlosigkeit vorgeworfen, die, wie man dort besorgt, auf die brittische Industrie einen verderblichen Einfluß ausüben dürfte. In den Resolutionen des letzten Congresses des deutschen Zollvereins ist dieser Ausdruck neuerlich gebraucht worden. Nun bedeute dieses Wort (wird in England argumentirt) da, wo es von gewebten Stoffen gebraucht wird, ursprünglich und eigentlich nichts anders, als „mit der Nadel gearbeitet," vom Zollvereins-Congreß sey die Bedeutung jedoch über die Gebühr ausgedehnt, und jede Art von Figurirtheit und Gemustertheit gewebter Stoffe, dieselben seyen nun durch die Nadel, oder kraft der neuern Verbesserungen der Webekunst, durch die Weberspule selber bewirkt, damit benannt worden. „Was versteht man," heißt es in dem vom Leedser Merkur mitgetheilten Schreiben eines englischen Hauses, welches in einer großen deutschen Handelsstadt etablirt ist, „unter dem französisch-deutschen Worte „brochirt?" Da steckt der Knoten! Sonder Zweifel will man damit alle figurirte und gewässerte Zeuge jeden Stoffes und jeglicher Manufacturweise bezeichnen. Der Bannstrahl wird durch die ungebührliche Ausreckung dieses Wortes gegen alle, sowohl einfachen wie gemischten Zeuge, gegen Mohair, Alpaca, mit Einem Worte, gegen mehr als zwey Drittel der figurirten Zeugarten geschleudert, die jetzt so ungemein im Schwunge und an der Tagesordnung für den deutschen Verbrauch bey uns verfertigt werden. Brochirt oder broché ist jedenfalls ein unzweckmäßiger Ausdruck!" F. M.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der neue Tunnel auf der Eisenbahnstrecke zwischen Sheffield und Manchester ist ein Meisterstück der Bauart, wenn man bedenkt, daß er drey Meilen lang wird, in seiner ganzen Länge durch Felsen gebrochen ist, und über 600 Fuß unter der Oberfläche fortläuft. Er ist etwa vor zwey Jahren unter der Leitung des berühmten Ingenieurs Charles Vignole begonnen worden. Am 17. September d. J. traf man von beyden Seiten mit dem Graben und Sprengen zusammen, wobey sich das Merkwürdige ergab, daß das Niveau an den Vereinigungsstellen kaum um einen, und die Seitenabweichung kaum um zwey Zoll differirte. 9.

Der artesische Brunnen zu Grenelle ist nunmehr als ausgebaut und vollendet zu betrachten, weßhalb man gegenwärtig ein 100 Fuß hohes Gerüst rings herum baut, theils um zu sehen, wie hoch das Wasser emporgetrieben wird, und theils auch zur zweckmäßigen Ableitung und Benützung des Wassers, das jetzt so klar seyn soll, als ob es einem reichhaltigen Felsenquell entströmte. Der „Moniteur" schreibt: Seit 19 Monaten gibt dieser Brunnen (durch den sich der Baumeister Mulot wahrhaft unsterblich gemacht hat) in jeder Minute 2600, in jeder Stunde 78,000, in jedem Tage 1,872,000, in jedem Monate 56,160,000, im Ganzen also während der neunzehn Monate 1,067,040,000 Litres Wasser. 28.

Zerstörungsmacht der Schnecken. Die HH. Greenraigh und Buckland haben die interessante Bemerkung gemacht, daß die Schnecken im Stande sind, sehr dicke Felsenmassen auszuhöhlen, wie es bisher von der Patella vulgata bekannt war. Mr. Buckland hat in dem kohlenhältigen Gestein, auf dem die Ruinen von Tenby stehen, vielfache Aushöhlungen, und bey denselben viele, sowohl todte als auch lebendige Schnecken gesehen, welche letztern auf das Thätigste damit beschäftigt waren, sich mittelst eines ätzenden, ihnen eigenthümlichen Schleimes in die Steinmassen hineinzuarbeiten. Zur Erzeugung dieser ätzenden Säure, welche die Felsen mürbe macht, sollen diese Schnecken ein besonderes Organ besitzen. 28.

Auf der Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam ist in den Wägen zweyter Classe das Tabakrauchen erlaubt worden. Dieß veranlaßte unter den jungen Leuten einen Jubel, als ob jetzt die Fahrt ins Elysium ginge! 9.

Vergiftung. Zu Heurtaleon in Frankreich hat ein gewisser Garnoche seinen Schwiegervater und dessen Magd mit Arsenik vergiftet, welchen er in die Suppe practicirte; Letztere, welche sich durch den widerlichen Geschmack der Suppe abschrecken ließ, weiter zu essen, kam mit dem Leben davon; Ersterer starb nach wenigen Stunden. Der Mörder ist den Gerichten übergeben worden. 16.

Theater-Bulletin. Die Verfasser von „La Grace de Dieu" haben gegen die Aufführung der „Linda di Chamounix," deren Text jenem Stücke nachgebildet ist, Einspruch gethan, und den Italienern ist daher die Aufführung der Oper Donizetti's untersagt worden.

In der königlichen Akademie der Musik hat „Le Vaisseau-Fantôme," Oper in zwey Acten, Text von Hrn. Foucher, Musik von Hrn. Dietsch, reussirt; besonders sind die Chöre sehr gut aufgenommen worden.

In Palermo gefällt die Oper: „Matilde di Monforte," Text von Cacciopo, Musik von Fatale. Die Primadonna Merti-Clarici scheint dazu wesentlich beygetragen zu haben. 10.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

234

Donnerstag, den 24. November 1842.

Die Väterschule.

(Schluß.)

Wieder hatte die Erde unter dem beruhigenden Mantel der Nacht ihrer Ruhe gepflegt, und Dortmund, heiter erwacht, versprach sich von dem anbrechenden Tage die Erfüllung der Wünsche seines Sohnes, welche die seinigen geworden wären; zugleich hoffte er für seinen Abendgesellschafter die Ausgleichung aller Zerwürfnisse zwischen diesem und seiner Tochter. Er liebte die Ruhe, die Eintracht, und hätte mit allen seinen Kräften dazu beygetragen, den ewigen Frieden auf Erden zu gründen, wo Liebe, Freundschaft und Gerechtigkeit die dreymal gesegnete Herrschaft führten.

Aber wie oft dämmert der lieblichste Morgen herauf, von allen lebenden Wesen freudig begrüßt, und am Abende liegt die Hoffnung zertreten darnieder, und unter Thränen sinkt der Tag hinab, in düstere Wolken gehüllt.

Dortmund und der Hauptmann trafen sich auf ihrem gewöhnlichen Gange nach dem Kaffehhause schon auf der Promenade. Der Hauptmann machte ein Gesicht, als ging's zur Schlacht, und sein guter Abend klang, wie: Schlagt an! Feuer! Sein Begleiter sah trüb vor sich hin, als hätten — nach einem alten, deutschen Ausdrucke — ihm die Hühner das Brot genommen, und in solchem Tone erwiederte er den Gruß des Gesellschafters.

„Sie scheinen in Blockadestand versetzt zu seyn," bemerkte der Hauptmann im Gehen.

„Und Sie marschiren, als ging's zum Sturm!" versetzte Dortmund.

„Sturm! Ja!" entgegnete Jener, „vom Sturm wollen wir sprechen, wenn wir oben an unserm Tische ruhig vor Anker liegen. — Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pause fort, „diesen Port möcht' ich nicht entbehren, wohin mich häusliches und anderes Ungemach nicht verfolgt, und ich meine Ideen austauschen kann mit einem Nachbar, den gleiche Gefühle in diesen Hafen treiben. Und was diesem Verhältnisse, als ohne Nebenabsichten allein auf sich bestehend, die Krone aufsetzt, ist, daß wir gegenseitig nicht einmal wissen, wie wir heißen, und wer wir sind. Ein Beweis, daß Namen und Stand nichts beytragen, um sich freundschaftlich zu finden. Ich habe keinen Menschen fragen mögen, wer Sie wären, weil ich die Frucht, nicht den Namen, den Kern, nicht die Schale will."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Es ging mir auch so," versicherte Dortmund.

Sie hatten das Zimmer erreicht, und nahmen ihre gewöhnlichen Sitze ein.

„Ich habe," sagte der Hauptmann, nachdem seine Cigarre brannte, „ein väterliches Wort mit ihr sprechen wollen, auf Ehre! aber eine neue Entdeckung hat mich sogleich in Harnisch gebracht. Sie hat gegen meinen Befehl mit ihm correspondirt."

„Es ist doch etwas Schreckliches um die hitzigen Leute," erwiederte Dortmund.

„Es ist aber auch etwas Erschreckliches um die ungehorsamen Kinder! Und um die naseweisen jungen Herrn!" versetzte der Hauptmann. „Nun, lassen wir das vor der Hand. Wie ist es denn Ihrem Filius gegangen? Schlecht wahrscheinlich, denn Ihre Miene verkündet auch nicht viel Gutes."

„Schlecht! ja!" antwortete Dortmund. „Das ist nach der Beschreibung meines Sohnes ein furchtbarer Mensch, der präsumtive Herr Schwiegerpapa, bey dem er heute war. Nur die Besonnenheit des jungen Mannes und die Rücksicht auf die Lage der liebenswürdigen Tochter haben verhütet, daß es nicht zum Äußersten gekommen ist; denn mein Sohn hat das Herz auch auf dem rechten Flecke sitzen."

„Wie heißt denn der von Ihnen so vortheilhaft geschilderte Vater?" fragte der Hauptmann in einiger Unruhe.

„Ich sollte ihn nicht nennen, da er auch zu Ihrem Stande gehört, aber Sie dürfen seinen Namen wissen: Major Unstrutt!"

„Donnerwetter!" fuhr der Andere auf, „das bin ja ich!"

„Und der Vater des naseweisen jungen Herrn bin sonach ich, Hofkammerrath Mildheim," sagte dieser in gefaßtem Tone.

Der Major ließ einige Blitze aus den rollenden Augen auf den Hofkammerrath fallen, die dort aber nicht zündeten, und begab sich starken Schrittes ins nächste Zimmer.

Mildheim blieb sitzen, doch verfolgte er mit den Blicken den Zornigen, der wie ein Vulkan Tabaksdampfwolken ausstieß.

Nach einigen Minuten kam dieser zurück, stellte sich finstern Gesichts vor den bisherigen Tischnachbar und sagte: „Eigentlich sollte ich fortgehen, und diesen Platz nie mehr betreten; aber die verwünschte Gewohnheit! Es ist mir seit langer Zeit nirgend mehr so wohl gewesen, als hier an dem Tische, und — warum soll ich's läugnen — an Ihrer Seite, so lange ich Sie nicht kannte. Jetzt muß Einer weichen!"

„Ich nicht!" sagte freundlich Mildheim.

„So weiche ich!"

„Dann komm' ich auch nicht mehr hieher, die Gewohnheit ist mir eben so lieb geworden."

„Bomben und Raketen! und hinsitzen kann ich doch auch nicht mehr nach dem, was unter uns vorgefallen."

„Unter uns ist nichts vorgefallen, und was unter unsern Kindern sich ergeben hat, die übrigens ganz einig sind, das kann jeden Augenblick ausgeglichen werden."

„Aha!"

„Dann sitzen wir um so fröhlicher hier, und unterhalten uns von dem Glücke der jungen Leute."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Es ist eine Teufelsgeschichte!“ rief nach einer Weile der Major, „kann ich denn mit Ehren nachgeben?“

„Warum denn nicht?“ versetzte Mildheim, „der naseweise junge Herr, mein Adolph nemlich, muß Ihnen Abbitte thun, weil er nicht gewußt hat, daß der Herr Major ein täglicher Gesellschafter seines Vaters seit vielen Wochen gewesen ist. Sie lassen Gnade für Recht ergehen, und sagen: Um Ihres Vaters willen, mit dem ich eine tüchtige Schule durchgemacht habe, will ich Ihnen, junger Mann, verzeihen, daß Sie meine Tochter glücklich machen wollen. Aber Sie sehen ein, so kann der Handel nicht fortgehen. Um der Liebesgeschichte mit einem Male ein Ende zu machen, da — nehmen Sie sie, und machen Sie, daß das ungehorsame Kind aus meinem Hause kommt, wenn sie durchaus nicht darin bleiben will.“

Der Major stand vor dem Hofkammerrathe, ihm starr in die leuchtenden, freundlichen Augen schauend, und seine Züge wurden gleichzeitig mit denen des Tischnachbars immer milder.

„Kommen Sie, vor wie nach, alle Abende hieher?“ fragte Jener.

„Alle Abende, so viele uns Gott erleben läßt,“ war die Antwort.

Der Major setzte sich, reichte dem Nachbar die Hand und sagte: „So schicken Sie mir morgen Ihren Sohn.“

Noch vereinigt die sechste Stunde des Abends beyde Väter an dem Ecktische, und heute haben sie sich im freundschaftlichsten Vertrauen mitgetheilt, daß ein Enkel in Aussicht gestellt sey.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

„Catharina Cornaro, Königinn von Cypern.“

Große tragische Oper mit Ballet in vier Acten von Saint-Georges, frey übertragen von A. Büssel, Musik vom königl. bayerischen Hofcapellmeister Franz Lachner.

Ob uns Lachner einen ächtdeutschen Sohn oder einen französischen Adoptivsohn vorführt, gleichviel; die Achtung, ja die Beliebtheit, die er sich in unserer Mitte erwarb, ist zu dauernd, als daß wir uns nicht angeregt fühlen sollten, jedem seiner Werke mit besonderer Theilnahme entgegen zu kommen.

Trotz der großen journalistischen Variationen, die über ein kleines „perfides“ Thema gemacht worden, haben wir etwas Besonderes hinter dem Libretto weder gesucht noch gefunden. Es ist die gewöhnliche neu-französische Opernpastete, mit den bekannten Gewürzen zubereitet. Speciell ihren Inhalt zergliedert findet der geneigte Leser in den Nummern 204, 205 und 206 dieser Blätter, im Monat December vorigen Jahres.

Büssel hat frey übertragen; das heißt, er hat sich nicht genirt, Saint-Georges so langweilig zu übersetzen, als nur immer möglich; denn das muß man doch den französischen Librettisten lassen, daß ihre Handlung keine Menuettschritte macht, im dritten Acte noch fest auf den Beinen steht, auch nicht so ungeschickt ist, sich in lauter Duett-Conversationen aufzulösen. Das ist aber hier Alles buchstäblich der Fall. Nichts desto weniger hat der ehrliche Saint-Georges für seine 1600 Franken an Gift, Dolch, Höllenpein, Krankheit, Verrath und anderm

Schwernoth so viel geliefert, daß man glauben sollte, es müßte selbst der langweiligste deutsche Übersetzer und der allerdeutscheste Componist spectaculöse Effecte genug damit hervorbringen.

Müssen? Nein, weder müssen noch können! Eben hier, dünkt mir, steckt der Achillespunct des ganzen Werkes, und die — Wunde. Die moderne französische „Verzweiflungsoper" widerstrebt, ihrem Wesen nach, so ganz der innersten Natur des Deutschen, zumal der Gesinnung des ächtdeutschen Künstlers, daß die Verbindung des letztern mit dieser Gattung entweder dem Schaffenden oder dem Geschaffenen vor dem Richterstuhle einer unabhängigen deutschen Kunstnationalität Nachtheil bringen muß. Malt der deutsche Componist mit den analogen französischen Frescofarben, wie man gewohnt ist, derley Objecte kennen zu lernen, so schadet er in den Augen unserer Kunstbegriffe sich; malt er mit sanft in einander schwimmender deutscher Palette, so schadet er dem Werke, wenigstens wankt der Glaube an dessen Gelungenheit, weil alle Welt dem Franzosen eine größere Befähigung für Französisches, dem Deutschen eine größere für Deutsches vindiciren wird. Und thät' sie denn Unrecht daran? Soll denn das nationale Bühnenwerk nicht die innigste Verschlungenheit der Poesie und Musik aussprechen, wie sie eben in der tiefinnersten Gefühls- und Denkweise eines ganzen Volkes begründet ist? Man wende Gluck und Mozart nicht ein. Alles, was sie bearbeiteten, lag entweder in uns selbst, oder uns doch nahe. Aus den weiten Gebieten des Historischen, der Mythe, des Ahnungsreichen, Gemüthsinnern, Humorvollen, in welchen wir uns von jeher mit heimischer Lust ergingen, holten sie ihre großen Gebilde. Endlich waren dieß Genies, die nach Allem ihre Hand ausstrecken durften; eben weil Alles, was sie berührten, zu Gold wurde, womit sie den deutschen Kunstschatz bereicherten.

Wir sind selbstständig geworden, und müssen es bleiben; mehr als je zwar, zu einer Zeit, wo man die deutschen Repertoire ohnehin mit französischer und italienischer Musik füllt. Noch einige Beyspiele der Art, von minder ernsten, gewissenhaften deutschen Componisten befolgt, und die französischen Tertraben brüteten uns zuletzt noch am eigenen deutschen Herde französische Schauermusik aus. An hämischen Spottdrosseln aber fehlte es hinterher gewiß auch nicht, was Alles die Schutzpatrone unserer heiligen deutschen Tonkunst verhüten mögen!

Lachner, der würdevolle Meister, der so viele herrliche Lieder aus voller deutscher Brust sang, mit so seltener Kunstmächtigkeit das Instrumentale beherrscht, daß beynahe alle Formen der Tonkunst seinem Phantasusstabe ihre blühenden Kelche erschlossen — er bedurfte nicht einmal der Bühne, um der allgemeinen Schätzung im Vaterlande gewiß zu seyn. Lachner hat auch in dieser „Catharina Cornaro" den kunstreichen, allseitig fertigen Tonmeister bewährt. Er hat die Pariser Akademie-Heldinn, ihre Umgebungen, ihren Schauplatz mit einem künstlichen Klanggewebe umflochten, ihnen düstere Weisen eingeflößt, sie mit dem Geiste einer tief-ernsten Bedeutung angefüllt, kurz, er hat Alles gethan, um sie zu germanisiren, — allein er und seine Schöpfung blieben sich dennoch beynahe fremd. All das Galvanisch-Aufzuckende, Petillirende, Groteske der französisch-romantischen Musik, das allein diesen Objecten Leben, Thätigkeit, Glanz verleiht, fehlt. Sie bewegen sich in dem ihnen fremden Elemente, wie mit Gewichtern an den Füßen. Sie fühlen und handeln nicht selbst in Tönen, sie werden vom Meister mit Tönen behandelt, und sagen gezwungen zu Allem „Ja," was die Musik eben will. Hiezu kommt noch, daß Lachner's Individualität überhaupt weniger zur Darstellung des Kräftigen, Hochleidenschaftlichen geeignet ist, als zu der des Tiefbewegten, Empfindungsvollen, und daß sein Ge-

nius kühner die Schwingen regt, wo die romantische Wunderwelt der Instrumentalmusik aufgethan ist, als wo die enger abgegrenzte der Scene das Leben in scharfen Umrissen spiegelt.

Ein anderer Umstand betrifft die Melodie. Wir wissen, welch herrliche uns der Meister bereits geschenkt; daß ihm noch eine Menge derselben zu Gebote steht, wer wird daran zweifeln? Allein gerade im gegenwärtigen Werke, das schon wegen der Örtlichkeit der Handlung auf warm, ja glühend hervorquillende Melodien Anspräche macht, Melodien, die mit characteristischer Tiefe den sinnlichen Zauber des Wohlklanges einen sollten, — gerade hier scheint der Meister absichtlich damit gekargt zu haben; vielleicht aus Furcht, die tragische Würde des Stoffes zu verletzen, oder durch ihre Einfachheit der harmonischen Kunst Abbruch zu thun. Allein die Würde verträgt sich eben so wohl mit der Schönheit, als das Einfache mit einer sinnigvollen Harmonisirung. Siehe die älteren Hochmeister deutscher Kunst. Weber hat zuerst das Signal zu den „selbstständigen Vorhalten" in der Melodie gegeben. Die Deutschen sind im Verfolgen derselben zu weit gegangen, und da sie, in der Weise des originellen Spohr, hiezu auch noch die eigene Harmonisirung jeder unbedeutenden Intervallenwendung gesellen, so entsteht daraus etwas Schwerfälliges, Gedrücktes, Trübes, das allen Reiz eines natürlichen, Freude bringenden Gesanges aufhebt.

Wenn wir in unseren freymüthigen Äußerungen noch weiter gehen, und gestehen, daß wir in dieser oder jener Scene auch mit der psychologischen und dramatischen Behandlung Lachner's nicht gleicher Ansicht sind, daß uns fast durchgängig Alles zu breit ausgeführt, nur der kleinere Theil der Nummern in conciser Form gegeben, die Reinheit und Klarheit zuweilen vernachlässigt erscheint, — so kann dieß der anerkannten Verdienstlichkeit des mit Recht so geachteten Meisters keinen Abbruch thun. Vielmehr fühlen wir uns gedrungen zu erklären, daß das Ohr und der Verstand des Sachverständigen fast ununterbrochen durch eine Anzahl kleinerer und größerer Schönheiten gefesselt wird, die der thematischen Durchführung, der sinnigen Instrumentation, der Disposition der Stimmen, der harmonischen Künstlichkeit u. s. w. ihr Daseyn verdanken, so wie die Recitative durchgängig musterhaft, ja oft neu behandelt sind.

Glücklich hat Lachner im zweyten Acte gearbeitet; seine Inspiration wird hier zuweilen glühend, und wir finden Ansätze zu dramatischem, ja poetischem Aufschwunge. Doch wahrer, natürlicher, seinem Teperamente zusagender, bewegt er sich in der Leidensnacht des hinsiechenden Königs — vierten Act. In derley düstern, elegischen Scenen durchdringt der achtbare Meister seinen Stoff vollkommen. Leider wird auch in diesem Acte, wo die Handlung rasch ihrem Ende zueilen sollte, durch Gedehntheit und Einförmigkeit der Dichtung — drey Duette hinter einander — der breiten, in schönen Details sich behaglich fortspinnenden Manier unseres Componisten auf Unkosten des theatralischen Effectes allzuviel Vorschub geleistet.

Ich schließe meine allgemeinen Bemerkungen über dieses, in seiner Art gewiß höchst interessante Werk mit der Versicherung meiner und aller Musikverständigen innigsten Theilnahme an den würdigen, deutschen Bestrebungen des lieben Meisters, dem nur ein ihm zusagender ächtdeutscher Bühnenstoff zu wünschen gewesen wäre, geeignet, neben der Entwicklung ausgezeichneter Gründlichkeit im Satze, auch dramatische Fortbildung und Poesie der Gestaltung im analogen deutschen Sinn zu begünstigen. —

Die Besetzung war folgende: Titelrolle — Mad. van Hasselt-Barth, Marco — Hr. Erl, Andrea — Hr. Schober, Onofrio — Hr. Draxler, Kö-

nig — Hr. Kraus, Banditen — die HH. Hölzl und Forstner. Alle Mitwirkenden strebten in dieser schwierigen Musik den Forderungen des Publicums und des trefflich dirigirenden Meisters nach besten Kräften zu genügen. Ihre Bemühungen wurden theilnehmend anerkannt, doch die musikalisch und declamatorisch belebten Effecte der trefflichen Protagonistinn Hasselt-Barth, vor Allen ausgezeichnet. Überraschend war die Sicherheit und Haltung des Bühnenneulings Hrn. Kraus, dessen Fleiß und Talent, in solchen Proportionen fortwirkend, ihm eine herrliche Künstlerzukunft sichern.

Die scenische Ausstattung war der Würde der Novität angemessen.

Carl Kunt.

Eine Wette einzig in ihrer Art.

Grantley Berkeley, ein brittischer „Sporting character" ersten Wassers — unsere Leser wissen wohl zur Genüge, daß dieser Ausdruck so gut wie „Gentleman" und unzählige andere, durchaus unübertragbar ist — hat sich kürzlich gegen eine sehr ansehnliche Wette anheischig gemacht, am letzten Dienstag des laufenden Novembermonats folgende Waidmannsthat zu verrichten. Der Schauplatz, woselbst dieses in seiner Art einzige Jagdstück ausgeführt werden soll, ist der einem Herrn Drax gehörige Charborough-Park.

Am gedachten Tage, das Wetter mag seyn wie immer, mit Ausnahme von Frosteintritt, in welchem Falle bis zum nächsten Thauwetter gewartet werden mag, hat er 5, sage fünf vollgehörnte, sechs- bis siebenjährige Dammböcke*) zu jagen, niederzurennen, und zu hobbliren, d. h. Hinter- und Vorderfüße auf die übliche Weise zusammen zu binden. Das Wild, dessen er lebendig und so viel als möglich unverletzt habhaft werden muß, wird hierauf ins Wintergehege gebracht. Um die Wette zu gewinnen, muß er bey jedem einzelnen Bock das Werk von fünf der allergeübtesten und stärksten Waidmänner, also in allem von fünfundzwanzig verrichten. In der Regel werden (in wie außer England) drey Jäger zur Verfolgung, zum Fang und zum Binden eines ausgewachsenen Bockes erfordert, ein Vierter zur Abtreibung und Inzaumhaltung der Hunde (deren gewöhnlich ein Paar gebraucht wird), und ein Fünfter zum Halten der Pferde erheischt.

Herr Grantley Berkeley muß aber alle diese Geschäfte, woran das leichteste, nämlich das Halten des Rosses während des Fangens und Knebelns des sich sträubenden Wildes, noch schwierig genug ist, ganz allein verrichten, und sich obendrein nur Eines Hundes, seines dort weit und breit bekannten Orlin, und zu allen fünf Jagden an einem und demselben Tage eines und desselben Pferdes, seines berühmten Jagdrosses Brock, bedienen. Lediglich zu dem Theile der Jagd, welcher die Vereinzelung und Losrennung des Bockes von seinem Rudel bezweckt, darf er sich frischer Pferde bedienen.

Zu dem allen gesellt sich noch der erschwerende Umstand, daß das außerordentliche Waid- und Tagewerk nicht etwa schon in der Frühe, sondern erst um halb eilf Uhr Vormittags begonnen werden darf, also wohl kaum mehr als fünf Stunden zur Vollbringung desselben angenommen werden mögen! Der Merkwürdigkeit halber

---

*) Wir gebrauchen diesen Ausdruck, weil das Hochwild in England einzig und allein in dem bey uns sogenannten Dammwilde besteht, und es in ganz England weder Edelhirsche noch Rehe gibt; in Schottland kommen beyde vor.

wollen wir noch die im Wettvertrage vorkommenden anderweitigen Stipulationen mittheilen.

1) In dem Falle, wo das Jagdpferd Brock, oder der Jagdhund Orlin vor dem anberaumten Tage mit Tode abgehen oder jagdunfähig werden sollten, ist es Herrn Berkeley freygestellt sich loszusagen oder nicht. 2) Kommt während der Jagd eines von beyden um oder wird jagdunfähig, so steht ihm nur die unverzügliche Wahl eines andern Rosses oder Hundes, keineswegs aber die Lossagung frey. Eben so muß oder darf er sich vielmehr in dem Falle, wo einer von den Böcken durch einen Sturz oder einen ähnlichen Unfall umkommen oder schwerverletzt werden sollte, einen andern wählen. 3) Fälle, welche den Verlust der Wette für Herrn Berkeley nach sich ziehen, sind folgende: Tod oder schwere Verletzung eines Wildes durch den Hund oder umgekehrt; schwere Verletzung Berkeley's oder des Rosses durch das Wild, u. dgl.

Leider, daß die englischen Blätter es so häufig unterlassen, den Ausgang merkwürdiger Wetten oder anderer Unternehmungen, welche allgemeine Spannung erregen, seiner Zeit zu berichten. Die Zusage von Mittheilungen über derley-Ausgänge ist daher immer etwas Mißliches. F. M.

Notizenblatt.

Das dritte Concert des Violinisten Haumann (20. d. M.) hat auf die erfreulichste Weise das Urtheil bestätigt, welches diese Blätter wenige Tage vorher über den trefflichen Virtuosen ausgesprochen hatten. Ein voller, von dem lebhaftesten Beyfall wiederhallender Saal bezeugte dem Künstler, daß man auch in Wien seinen Werth erkannt und gleichsam einmüthig beschlossen habe, denselben öffentlich auf das Ehrendste anzuerkennen. Auch spielte der Künstler, von dieser herzlichen Ermunterung begeistert, mit einem Feuer und einer Vollendung, die alle seine bisherigen Leistungen übertraf. Die sämtlichen drey Piecen (ein Concertsatz eigener Composition, das berühmte Beriot'sche Tremolo und der nicht minder berühmte „Carneval von Venedig" von Paganini und Ernst) wurden mit jener Meisterschaft ausgeführt, die auch dem strengsten Richter nichts zu wünschen übrig ließ und die Hrn. Haumann einen Ehrenplatz unter den ersten Violinvirtuosen der Zeit anweist. — Als eine besondere Zierde dieses interessanten Concertes muß die Mitwirkung eines in Wien noch gänzlich unbekannten Pianisten erwähnt werden, nemlich des Hrn. Kullak aus Berlin, der heute zum ersten Male vor dem hiesigen Publicum auftrat und durch die außerordentliche Fertigkeit, den schönen Vortrag, ja man kann mit Recht sagen: die Meisterlichkeit seines Spieles allgemein überraschte und in der That zur Bewunderung hinriß. Wir hoffen im Verlaufe dieses Winters noch öfter über einen Virtuosen berichten zu können, der bey seinem ersten Auftreten die allgemeine Aufmerksamkeit in so entschiedener Weise auf sich zog. 33.

Ein neues russisches Wörterbuch. Auf Veranstaltung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, wurde ein großartiges Wörterbuch der russischen Sprache verfaßt, das bereits mehr als 70,000 Wörter gesammelt hat, und seiner Vollendung nahe ist. Dieses Werk ist ein dringendes Nationalbedürfniß, um so mehr, als jenes Wörterbuch, welches 1806 bis 1822 verfaßt worden ist, nicht allein unvollständig war, sondern auch schon der Art vergriffen ist, daß man es oft um einen hohen Preis nicht zu bekommen vermag. 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Gaunerstückchen. In Paris werden die Kloaken dadurch gereinigt, daß man des Nachts die unreinliche Flüssigkeit in Fässer pumpt, und sodann in die Seine abfließen läßt. Vor nicht langer Zeit kam ein ähnlicher Wagen des Nachts vor das Haus eines Weinhändlers, versenkte da seine Schläuche, und operirte, wie man es von jeher zu sehen gewohnt war. Die Vorübergehenden und selbst die Nachtwachen kümmerten sich wenig um dieses odiose Geschäft, und beeilten sich nur, um schnell vorüberzukommen. Als der Weinhändler am andern Tage seine Weinfässer untersuchte, waren sie bis auf den Grund ausgepumpt. 9.

Concertanzeige.

Die philharmonischen Concerte des Orchesterpersonals vom Hofoperntheater unter Leitung des Hrn. Capellmeisters Nicolai, welche schon im vergangenen Jahre die Theilnahme unseres Publicums in so hohem Grade in Anspruch nahmen, werden auch in diesem Jahre zur Freude aller wahren Musikfreunde fortgesetzt. Das nächste Concert findet Sonntag den 27. November im großen Redoutensaale Statt. Die Wahl der angekündigten Musikstücke, Tonwerke von Mozart, Beethoven und Spohr, giöt den Geist und den Zweck dieser Concerte zu erkennen; für die Ausführung bürgt die bereits gewonnene Erfahrung des vergangenen Jahres, der Name des Dirigenten so wie der mitwirkenden Solisten und der wohlbegründete Ruhm des Wiener Opernorchesters.

Heute, Donnerstag, den 24. November, findet im Saale des Musikvereins das Concert des Violoncellvirtuosen C. Romberg aus Petersburg, zur gewöhnlichen Mittagsstunde, Statt.

Modebericht.

Die meisten Damen, welche sich auf Promenaden und dergleichen öffentlichen Orten zeigen, erscheinen in sehr großen Camails von schwarzem Sammt, mit Pelzwerk, Passementerie, Stickerey garnirt; deßgleichen Pelze von Sammt oder Atlas mit ähnlichem Zubehör; hiezu Capotes von schwarzem, dunkelgrünem oder pensée Sammt mit einer Plattfeder oder einem Bouquet in verwandten Nuancen. Ein kleiner Kragen ganz in Valenciennes, ein Muff, an beyden Enden geschlossen durch lange Sammtschlupfen, Stiefleten von Sammt und ein schwarzer Spitzenvoile vervollständigen die Toilette.

Die Sorties-de-Bal von rosa Atlas haben eine Garnitur von Zobel; die Mäntel von violettem Sammt, welche zu Visiten bestimmt sind, eine Verbrämung von Kolinsky, die Morgencamails eine von Marder; diese drey Sorten von Rauhwerk werden die exclusiven für diesen Winter seyn, welcher an Neuheit und Pracht der Stoffe, an Geschmack der Moden und an Mannigfaltigkeit der Costumes alle frühern zu überflügeln verspricht. Unter Andern werden die Spitzen ihre Herrschaft wieder erweitern und man sieht bereits Sammtkleider mit drey Volans davon. 6.

Modebild XXXXVII.

Oberkleid von gestreiftem Seidenstoff mit Sammt geziert. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Hut von Atlas mit einer Blumenguirlande. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

[illegible]ß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitschr. No. 234
den 24 November 1842.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

235

Freytag, den 25. November 1842.

Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence.

Von H. Scherer.

Nach dem politischen Falle des weltherrschenden Roms widerstand auch die römische Sprache weder in den eroberten Ländern, noch in dem Mutterlande Italien dem Andrange deutscher roher Kraft; die weichlichen Enkel der großen Republikaner und Imperatoren beugten sich mit Körper und Geist nicht weniger unter das fremde Joch, als die romanisirten Gallier, Hispanier und Britannier. Aber auch der deutsche Herr und Gebieter bequemte sich zur Verständigung in der Landessprache mit seinen Sclaven, mischte seine Sprachformen in die ihm bekannt gewordenen römischen Wörter, und daraus mußte bald eine Verschmelzung hervorgehen, die den Ruin der ächten römischen Sprache bewirkte, aber auch die völlige Einführung der deutschen verhinderte. Von dieser unvermeidlichen Sprachverwirrung können wir, wegen der Rohheit des Zeitalters überhaupt, besonders aber wegen der Schwierigkeit, in einem solchen Sprachgemengsel zu schreiben, und des daraus entstandenen gänzlichen Mangels an schriftlichen Denkmälern, bis zum achten Jahrhunderte nach Christo nichts Bestimmtes sagen. Erst um die Zeit Carls des Großen hatte sich aus dem Conflicte der siegenden und besiegten Sprache das sogenannte Romanzo, oder die **lingua romana rustica** so weit entwickelt, daß darin geschrieben werden konnte. Doch sollte es nicht Eine Sprache bleiben; in ihr lagen die Keime der spanischen, französischen, italienischen und provençalischen Sprache, deren letztere zuerst sich bildete, aber auch bald den später sich entwickelnden Nachbarinnen unterliegen mußte.

Nach der Trennung Frankreichs von der großen carolingischen Monarchie (843) blieb dessen südlicher Theil unabhängig von den französischen Königen; die Bewohner des Südens und Nordens trennten sich durch die Regierung, Sprache und Sitten, und man benannte bald, eben nach der Sprache, den nördlichen Theil oder das eigentliche damalige Frankreich **Langue d'oui** (weil oui schon damals „ja" hieß) und den südlichen Theil **Langue d'oc** (weil „ja" hier durch das deutsche Wort „ok" (auch) ausgedrückt wurde). Dieser Name hat sich bis auf die Eintheilung in Departements für eine der südlichen Provinzen erhalten, bezeichnete aber früher vom zwölften Jahrhunderte bis auf Carl VII.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den ganzen Strich des Südens, von den Alpen bis zu den Pyrenäen, wo nicht französisch gesprochen wurde, und der gewöhnlicher „das Reich der Provence“ hieß.

Anfangs machte die Provence einen Theil des 879 errichteten Königreichs Arelat oder Arles aus. Als dieses späterhin (1033) dem deutschen Kaiser Conrad II. durch Erbschaft zufiel, entstand eine unabhängige Grafschaft Provence, die nachher durch Heirath an den berühmten Raimund Berengar, Grafen von Barcelona, kam, durch dessen Sohn Alphons mit Aragonien vereinigt, späterhin durch die Gräfinn Beatrix Besitzthum des stolzen und mächtigen Carl von Anjou, nachherigen Königs von Neapel und Sicilien wurde, und endlich unter dem grausamen Ludwig XI. der Krone Frankreichs zufiel. Die Existenz des provençalischen Reiches unter eigenen und fremden Herrschern währte also etwa 450 Jahre, in deren Mitte die Zeit des höchsten Glanzes fällt. Selbstständig war das Land Provence nur kurze Zeit, bildete aber immer einen Haupttheil der Macht seiner fremden Herrscher, und behauptete den Ruhm, ein eigenes Volk, eigenthümliche Sitten, und eine besondere Sprache zu haben. Die Provençalen waren bey den rauhen Nordfranzosen nicht beliebt, und wurden der Weichlichkeit beschuldigt; dieser Vorwurf aber ist der Stolz des Barbaren, der Bildung und milde Sitten mit dem Schwerte mißt, und, was er nicht zu würdigen versteht, übermüthig verachtet. Rittersinn, Ritterpflicht und Rittertugend waren bey den Provençalen, wie bey den Franzosen: Gott, Ehre und die Geliebte, der Wahlspruch; der Kampf für das heilige Grab das verdienstlichste der Werke; Turniere die edle Prüfung der Kraft; aber während der Franzose sich an elenden Erzählungen von Ritterthaten und Legenden ergötzte, blühte der Gesang der Liebe herrlich im Süden, tönte harmonisch die Leyer zu dem zarten Liede und der feyerlichen Hymne. Die Sprache (von dem Worte **Oc** die Occitanische genannt) übertraf an Wohlklang ihre noch rohen Schwestern, bildsam unterwarf sie sich der Kunst der Provençalsänger, und melodisch schmeichelte sie dem Ohre. Sie verband Anmuth mit Kraft, schmiegte sich gefällig in die neuerfundenen Versmaße, und gab der Poesie durch den von ihren Dichtern wo nicht erfundenen, doch zuerst ausgebildeten Reim, einen neuen Schmuck. Nicht mit Unrecht hat man die Provençaldichter, die so viel erfanden, was ihre Sprache heben und lieblich machen konnte, von dem Worte **trouvar, trouvare, trouver** (finden) Troubadours genannt, und dieser Name behauptet unter den andern, die man zur Bezeichnung der Sänger gebrauchte, den ersten Rang. Der Troubadour verfertigte selbst seine Gedichte, die er dann in Musik setzte, und allein, oder in Gesellschaft der Jongleurs, einer Art musikalischer Diener, die auf der Harfe, Guitarre, Geige, Laute, der kleinen Trommel, den Gesang begleiteten, zugleich aber Possen und allerley Künste machten, vortrug. Die Namen Minstrel (von **minestrel, menestrier**, ein niederer Hofbedienter, oder von **ministerialis**, Handwerker) und Trouvere gehören den Sängern an, die in Nordfrankreich und England schon früh, vielleicht als Reste der Barden, existirten und späterhin die Kunst der Troubadours nachahmten, auch wohl noch neben ihnen ihre alten Gesänge behielten.

Ein gewisser Taillefer, im Heere Wilhelms des Eroberers, zog als Minstrel mit nach England, und nachdem er die Normannen durch einen Schlachtgesang auf Carls des Großen und Rolands Unglück bey Roncevaux begeistert hatte, verlor er im hitzigsten Gefechte sein Leben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man findet auch Minstrels als musikalische Begleiter der Troubadours, meistens aber als niedere Sänger und Possenreißer, die gleich den Jongleurs, außer der Musik, noch durch Tanz, Gaukeleyen, abgerichtete Hunde, Affen u. s. w. zu vergnügen suchten. Nach einem Befehle Ludwig des Heiligen zahlte ein Jongleur und Minstrel keinen Zoll, sondern ließ entweder seinen Affen Künste machen, oder sang ein Lied. Am französischen Hofe gab es um das Jahr 1300 gleichsam eine stehende Truppe derselben, deren Haupt der König der Minstrels genannt wurde.

Sehr weit verbreitete sich die Kunst und der Gesang der Troubadours (la gaya sciença). Richard Löwenherz, der tapfere Überwinder des großen Saladin, gefangen gehalten vom österreichischen Leopold, dichtete in seinem Kerker ein provençalisches Lied an seine Unterthanen, welches sich erhalten hat; und wer kennt nicht den zärtlichen, treuen Blondel, der des Gesanges kundig, seinen gefangenen König durch ein Lied entdeckte? Das Provençalische wurde geliebt in Spanien, und der Aragonier Alphons wird als Dichter in der Provençalsprache genannt. Roger, König von Neapel, noch mehr aber Friedrich der Rothbart, und sein edler Enkel, Friedrich II., liebten und pflegten die Muse der Troubadours, und durch sie blühte in Schwaben, zart und lieblich, die jugendliche Poesie der Minnesänger auf. Friedrich der Rothbart wurde wegen seiner Tugenden der Gegenstand provençalischer Gesänge, und dichtete selbst ein Lied in dieser Sprache, worin er die französischen Ritter, die catalonischen Schönen, die Pracht der Genueser und Castilianer, die weißen Hände der Engländerinnen, die Schönheit der Toscanerinnen, und die Lieblichkeit des Provençalgesanges rühmt. Überhaupt werden von dem Jahre 1300 an 127 Provençaldichter gezählt. Von Hof zu Hof zogen die Troubadours, verherrlichten jedes Fest, entzückten jegliches Ohr, ernteten Dank und Gaben, und spornten Fürsten, Edle, selbst Frauen an, sich in der Lieblingssprache der Höfe zu versuchen. Willkommen waren sie überall, ausgezeichnet und geachtet, und die Freude wurde höher belebt, wenn bey einem fürstlichen Mahle ein Mitglied dieser poetischen Zunft mit seinen Minstrels und Jongleurs erschien, und von Liebe und Galanterie, Ritter- und Fürstentugend sang, muntere, leichtfertige Liebesnovellen oder schauerliche Geschichten und Abenteuer aus dem heiligen Kriege (fabliaux und contes) erzählte und, selbst tapfer, ritterlichen Sinnes und Geblütes, den Muth zum Kampfe weckte. Einst kehrte der Arion der Provençalen, Peter von Castelnau, auf einem edlen Rosse, bekleidet mit grünem, silbergestickten Gewande, die Leyer an einer feuerfarbenen Schärpe, von Roquemartin zurück, wo der Graf, entzückt von seinen Gesängen, ihn mit Geschenken überhäuft hatte. Langsam zog er durch den einsamen Wald von Valogne, als ihn plötzlich ein Trupp Räuber angriff, vom Pferde riß, ihn seiner Schärpe und seines Gewandes beraubte, und unmenschlich an den Rand eines Abgrundes schleppte, um ihn hinabzustürzen. In diesem verhängnißvollen Augenblicke verläßt ihn Muth und Entschlossenheit nicht. Er richtet bittend sein Auge auf die Henker: „Gestattet mir," redet er sie an, „daß ich, bereit das Leben zu verlassen, das letzte Gebeth an meinen Schöpfer richte, und meine Seele in seine Hände befehle!" Die Räuber geben ihm diese Frist, er aber fügt hinzu: „Meine Sitte, wenn ich zum Herrn flehe, ist, von der Leyer begleitet, meine Stimme zu ihm zu erheben; gebt mir mein Instrument, und versagt es mir nicht, meinen Todesgesang anzuhören." Die Räuber bewilligen

es, und er singt, nach einem kurzen Vorspiele, eine schnell gedichtete Sirvante. Die Gefahr, worin er sich befand, seine lebendige Phantasie, die Nähe des Todes in der Blüthe seiner Jugend, Alles begeistert ihn. Nackt, mit zerquetschten Gliedern, zerstreutem Haare, stehend auf dem Rande des Abgrundes, der sein Grab werden sollte, singt er, und singt nicht vergebens. Die Räuber, um ihn stehend, werden aufmerksam, allmälig erweichen sich die ehernen Herzen, und Thränen stürzen aus den wilden Augen. Als sie der Troubadour in dieser Stimmung sieht, wechselt er im Gesange, und stimmt ein Kriegslied an. Er malt die Freuden des Krieges und der freyen Bewohner des Waldes, er lobt ihr unstätes, stolzes und wildes Leben, er berauscht sie so mit dem Lobe, das er ihnen spendet, daß die, welche ihn vorher opfern wollten, jetzt zu seiner Vertheidigung aufzutreten nicht verschmähen würden. Sie gaben ihm nicht allein sein Roß, sein Gewand, und alles ihm Geraubte zurück, sondern fügten neue Reichthümer hinzu, und führten ihn im Triumphe an die Grenze des Waldes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Künstlerleben.

Die Selbsttäuschung.

Was die Künstler lächerlich macht, ist gewöhnlich gerade, was sie am glücklichsten macht. Gibt es einen glückseligeren Sterblichen als einen Tonsetzer oder Dichter, der sein Machwerk für ein Wunderwerk hält? Wer ihm das ausreden will, ist in seinen Augen ein Esel oder ein Neidhart. Allerdings muß man Zutrauen zu sich selbst haben, sonst würde man nichts unternehmen. Piron, der bekannte Verfasser der Metromanie, sagt in der Vorrede zu diesem trefflichen Lustspiele: „Gibt es ein junges Haupt, wenn nur irgend ein poetischer Funke darin knistert, das Festigkeit genug besäße, um sein Augenmerk nicht auf einen glänzenden Punct zu richten? Bey so geringer Kenntniß seiner selbst, was muthet man sich nicht zu? Der Staar, noch unter dem Fittig der Mutter, nimmt den Adler hoch in den Wolken wahr, und kaum aus dem Neste geschlüpft, traut er sich zu, ihn zu erreichen. Einer meiner Schulcameraden, ein kräftiger, wohlgebildeter junger Mensch, dessen angeborne Tapferkeit durch das Lesen der Ilias, der Äneis und der Ritterromane exaltirt worden war, ließ sich im fünfzehnten Jahre unter die Dragoner anwerben. „Lebe wohl," sagte er zu mir im Tone eines Artaban, „entweder gehe ich zu Grunde, oder ich werde der Welt zeigen, wohin es ein tapferer Soldat bringen kann." Er glaubte bereits, sein Degen und der Marschallsstab des berühmten Fabert stecken in seiner Scheide zusammen. „Muth, Freund," erwiederte ich ungefähr in demselben Tone, „und ich meinerseits entweder büße mein Latein dabey ein, oder ich pflücke eben so schöne Lorbeern wie die deinigen. Kehre als ein Achilles wieder, und du findest in mir einen Homer, dich zu besingen." Wir schieden, und haben unser Ziel so ziemlich auf eine und dieselbe Weise erreicht. Der arme Junge, mit einigen vierzig Jahren mehr auf dem Rücken, und einem Arme weniger, starb als gemeiner Soldat bey den Invaliden." Piron vergaß, als er dieß gesagt, daß er die Metromanie geschrieben.

Im reifern Alter kommt der Künstler zur Vernunft; die Illusionen schwinden größtentheils. Man überschätzt sich nicht mehr; man fühlt sich im vollen Besitze seiner Kraft, und hat so oft Gelegenheit gefunden, sie zu üben, daß es nicht wohl möglich ist, sich in dieser Hinsicht zu täuschen. Doch bleibt Einem zuweilen noch immer die Hoffnung weiter zu kommen, und neue Schätze in sich zu finden. Napoleon sagte an der Moskwa: „Das ist noch nicht meine Schlacht." Das konnte Gluck im sechzigsten Jahre zu sich sagen, bevor er die Armida geschrieben, und Weber im sechsunddreyßigsten, als er den Freyschütz, die Euryanthe und den Oberon noch nicht hervorgebracht.

Männer, die sich in irgend einem Fache hervorgethan, leiden häufig an einer eigenen Schwäche, welche darin besteht, daß sie glauben, sie hätten ihren Beruf verfehlt, die Natur hätte sie zu etwas ganz Anderem bestimmt. Sie geben sich mit Vorliebe einer andern Kunst hin, worin sie zu einer ewigen Mittelmäßigkeit verdammt sind. So hielt sich Gretry für einen großen Philosophen! Er hatte ein Werk geschrieben: „Was wir waren, was wir sind, was wir seyn werden.“ Dieses stand in seiner Meinung weit über seinen schönsten Partituren. David bedauerte, sein Leben mit Malen zugebracht zu haben; er hätte, meinte er, Staatswissenschaften studieren sollen; er wäre berufen, die Politik beyder Welten umzugestalten. Girardet schätzte seine schlechten Verse weit höher als seine herrlichen Gemälde; Canova, wenn von seinen Bildwerken die Rede war, holte eine frischbeschmierte Tafel herbey, und zeigte sie vor mit dem Lächeln des väterlichen Stolzes.

Die Beyspiele dieser Manie sind in so großer Anzahl vorhanden, und bieten sich in so mannigfacher Gestalt dar, daß ich versucht habe, die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen. Meine Betrachtungen haben mich zu folgendem Resultate geführt. In der Kunst, worin er sich Ruhm erworben, sieht der Künstler Alles, begreift Alles; er ermißt alle Hülfsmittel, die sie bietet, aber auch alle Schwierigkeiten, und diese sind von der Art, daß sie selbst den Genius in seinem Fluge hemmen, und er nie sein Ideal erreicht; daher die Entmuthigung, die sich des Meisters bemächtigt, während die Menschen ihm Beyfall klatschen. Eben weil sich der Künstler einen so hohen Begriff macht, ist er mit sich selbst unzufrieden, weil er fühlt, wie viel ihm fehlt. In einer Kunst aber, für welche er keinen Beruf hat, wo ihm kein Ideal vorschwebt, findet er Alles leicht; er befriedigt sich also mit geringer Mühe, und schätzt sich daher weit mehr. In Hinsicht auf diese letzte Kunst steht der große Mann nicht einmal auf gleicher Stufe mit dem großen Haufen; er steht tiefer, und bildet sich um so mehr ein, je tiefer er steht.

Auf dem Theater sind zunächst die Täuschungen der Eigenliebe zu Hause. Selbsttäuschung treibt die Meisten auf die Breter, und hält sie darauf zurück. Über physische Eigenschaften, über materielle Dinge, die in die Augen fallen, täuscht man sich noch mehr, als über rein intellectuelle Dinge, für welche es kein anderes Criterium gibt, als das des Geistes. Man hält sich für schön, und ist häßlich wie die Nacht; man hält sich für jung, und hat Runzeln und graue Haare. Mit einer Stimme wie eine Ente oder ein Rabe berauscht man sich in den Tönen seines Gesanges. Es scheint fast unglaublich, allein das erste beste Theater gibt davon unglaubliche Beweise.

Treten Sie hinter die Coulissen einer Opernbühne; betrachten Sie die sclavische Herde von Schmeichlern, welche sich um einen berühmten Sänger, um die Sängerinn des Tages drängen; hören Sie das Lob an, womit man sie überschüttet, wenn sie von der Bühne treten, wie sie auch sonst gesungen haben mögen. Mag der **Primo Tenore**, mag die **Prima donna** bey Stimme seyn oder nicht, es ist immer dieselbe preisende Hymne, dasselbe **Unisono** von Superlativen: „**Bravissimo! Bravissimo!** stupend! göttlich! welch ein Talent! welch ein Wunder! Ich bin noch ganz entzückt! fühlen Sie nur, wie mein Herz klopft! Sehen Sie die Thränen in meinen Augen!“ — Aber das Publicum ist kalt geblieben, und die Claqueurs allein haben applaudirt; wenigstens ist das häufig der Fall, daß der Saal mißvergnügt ist, während hinter dem Vorhange solche Triumphe gefeyert werden. Wie kann aber der Künstler dem Einflusse der ihn umgebenden Atmosphäre widerstehen? Wie soll er sich nicht zuletzt daran gewöhnen, sich als ein übernatürliches Wesen zu betrachten, und im Rathe der Götter zu thronen, wenn ihm jeden Abend so viele einfache und einfältige Sterbliche einen Olymp errichten, auf den sie ihn mit eigenen Händen erheben? — Steigen wir von dieser hohen bis zur letzten Stufe der dramatischen Hierarchie herab. Unter den Lumpen des ärmsten Figuranten, unter dem abgeschabten Paletot des unglückseligsten Choristen, im Loche des Souffleurs finden wir die Täuschung mit ihren Blendwerken wieder. Sollte ich alle einzelnen Züge der Art aufzählen, so würde ein Buch nicht hinreichen; ich will mich auf einen beschränken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war einmal ein an Stimme und Geist schwacher Sänger, der sich beygehen ließ, sich auf einem Theater der Hauptstadt hören zu lassen. Er meldet sich beym Director eines Operntheaters, der, auf Fürsprache eines Freundes, sich dazu versteht, ihn zu hören. Nach der Audition sagt der Director zum Freunde, der bey der Direction des Theaters angestellt war: „Ihr Protegé ist zu nichts zu gebrauchen; sagen Sie es ihm selbst.“ Der Freund meldet dem Candidaten Folgendes: „In unsern Theatern haben wir zwey Arten von Stellen: die Eine ist die eines Sujets von 5—6000 Franken Gehalt; aber du bist dem Posten nicht gewachsen; als utilité oder bouche-trou (dieß sind technische Ausdrücke) hättest du 1200 Franken; allein alle Stellen sind besetzt.“ Denselben Abend erhielt der Freund folgendes Billet: „Mein lieber G***, ich habe über deinen Vorschlag nachgedacht. Da kein Amt mit 1200 Franken vacant ist, so habe ich mich entschlossen, die Stelle mit 6000 Franken anzunehmen, um so mehr, da ich dadurch Gelegenheit erhalte, mich zu üben, und Fortschritte zu machen. A. S.“ — Das Theater wimmelt von solchen Originalen, solchen Opfern der Selbsttäuschung, die man nebst der Pest und der Cholera zu den Krankheiten rechnen kann, welche die meisten Opfer dahinraffen.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im October 1842.

Mit der „**Mathilde**“ von Sue ist es mir wunderlich gegangen. Ich hatte den festen Vorsatz gefaßt, sie nicht zu sehen; ich mag Hrn. Sue nicht, er will nur immer das Böse. Man kann freylich von dem Werke nicht immer auf den Verfasser schließen, aber wer Freude darin findet, die Menschen im Gedichte zu quälen, kann nicht wohl ein guter Mensch seyn. Seit Anfang des Monats hat der **Cirque olympique** mit „**Les pillules du diable**“ eröffnet. Teufelspillen im olympischen Circus! Ich wollte den harmlosen Schwank sehen, der Teufel führte mich aber in die **Porte St. Martin**. Es war nur noch Platz im Parterre. Ich setzte mich unter die Blousen und Kappen. Man kann daraus schließen, wie versessen die Pariser auf die theatralischen Genüsse sind, und welcher Wohlstand unter den niedern Classen herrscht; es war kaum noch Raum im Parterre, der Platz kostet 30 Sous oder 42 kr. rhn. Der Vorhang geht auf, ich suche nach Herrn Babilas, nach Herrn Sotinez, nach der Hexe; da sitzt Madame Secherin auf einem großen Sessel, und unterhält sich mit Madame Blondeau über Ursula und Mathilde, und ich weiß nicht, wo ich bin. Ich mußte mich darein fügen. Dlle. Klotz als Ursula sah allerliebst aus, und kokettirte meisterlich mit ihrem Schwager Gontran de Lenery. Ich kann Ihnen unmöglich das ganze Drama erzählen; es nimmt kein Ende. Das Ganze dreht sich um das Verhältniß zwischen dem Grafen Luguarto und dem Grafen Lenery. Letzterer hat die Unterschrift seines Freundes nachgemacht; dieser hat das Falsum in Händen, und kann seinen Freund mit einem Worte auf die Galeere schicken; somit hat ihn Gontran in seiner Macht. Er zwingt ihn, Ursula zu entführen, und nach London zu fliehen, läßt Mathilde, Gontran's Frau, nach Chantilly in ein abgelegenes Haus führen, gibt ihr einen Schlaftrunk ein, und will sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Da erscheint Herr von Rochegune und Herr Secherin, Ursula's Gemahl. Diese Scene ist abscheulich. Luguarto muß einen Brief an seinen Freund unterschreiben, worin er bekennt, er habe Gontran gezwungen, Ursula zu entführen, und er sey eben so boshaft als feig. Sodann macht Rochegune an der Lampe ein Eisen glühend, womit er ihn auf der Stirne brandmarken will. Mathilde, die unterdessen auf einem Sessel geschlafen, erwacht; Luguarto in seiner Höllenangst wirft sich ihr zu Füßen, und bit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tet um Gnade. Mathilde nimmt sich seiner an. Luguarto verspricht, Frankreich sofort zu verlassen; er wird freygegeben, und erschießt Rochegune von außen durchs offenstehende Fenster. Die Großmuth der beyden Herren Rochegune und Secherin läßt sich nicht rechtfertigen; wie können sie den Worten eines Mannes wie Luguarto trauen, nachdem sie ihn so fürchterlich beleidigt haben? Sie mußten ihn wenigstens unschädlich machen und ihn selbst über die Grenze bringen; damit wäre aber freylich das Drama zu Ende gewesen. Im vierten Acte kommt Luguarto mit Gontran wieder zum Vorscheine. Ursula hat ihren Verführer verlassen und warnt Mathilde. Die Scene, wo die einst so blühende Ursula, bleich und kaum mehr zu erkennen, sich vor ihrer Nebenbuhlerinn auf die Knie wirft, thut Einem wohl: der Tugend wird doch einmal ihr Recht. Auch ist Ursula zu entschuldigen; Gontran hatte sie bethört vor seiner Vermählung mit Mathilde. Um ihre Reue zu bekräftigen, ist Ursula gekommen, ihre Jugendfreundinn von Luguarto's und Gontran's Ankunft zu benachrichtigen, und beschwört sie, sich durch die Flucht zu retten. Aber schon sind die Bösewichter da. Gontran nimmt die Rechte des Mannes in Anspruch, und befiehlt Mathilden, ihm zu folgen. In diesem Augenblicke erscheinen wieder Rochegune und Secherin als wahre Gerichtsvollzieher der Vorsehung. Secherin fordert seinen Schwager Gontran; das Duell findet im fünften Acte Statt. Gontran stürzt, Luguarto eilt ihm zu Hülfe und nöthigt Secherin, sich auf die Mensur zu stellen; der Getroffene habe noch die Kraft, loszudrücken; Alle nehmen ihren vorigen Platz wieder ein. Gontran rafft seine letzten Kräfte zusammen, und feuert sein Pistol auf Luguarto ab: Beyde stürzen sterbend zu Boden. Ursula und Mathilde, die unterdessen hinzugekommen, stürzen bey ihren Leichen auf die Knie. In Luguarto's Charakter zerstört sich das Gräßliche durch sich selbst, es schlägt ins Lächerliche aus. Er sagt einmal in einem Monologe: Mephistopheles, Byron, Ihr seyd meine Vorgänger! Der gute Byron! Luguarto ist Mulatte, hat fünf Millionen Einkünfte, und ist der Sohn einer Sclavinn, die sein Vater zu Tode peitschen läßt. Nach dem ersten Acte, an dessen Schlusse Luguarto zum ersten Male auftritt, sagte eine Blouse neben mir: **J'ai l'idée, que Luguarto est un mouchard!**

Notizenblatt.

Europäische Verbreitung der heurigen Witterung. Daß nicht bloß die außerordentliche langanhaltende Hitze und Dürre des heurigen Sommers, sondern auch die Winterheftigkeit des heurigen Mittel- und Spätherbstes eine allgemeine europäische Erscheinung, zeigt unter vielem andern folgendes Schreiben aus Irland: „Seit Gedenken jenes männiglich bekannten Individuums, des ältesten Einwohners, haben sich die Anzeichen und Vorboten eines frühen und strengen Winters nicht so unverkennbar herausgestellt als heuer. Die letzten Octoberwochen hatten in ganz Irland unbedenklich für Februarwochen gelten können; — durchdringend kalte Regen, schwere Fröste und dann und wann Bergkoppe und Thalsole mit fußtiefem Schnee bedeckt. Ein wahrhaft Canadischer Winter!« 3.

Heirathsstatistik. Unlängst nahm sich ein Pariser Statistiker die Mühe tabellarisch darzustellen, in welchem Lebensalter sich die Frauen von Paris seit einer Reihe von Jahren verheirathet haben. Dem zu Folge hat er die Register des Civilstandes sorgfältig eingesehen, und gefunden, daß sich im Verlauf der letzten achtzehn Jahre 121,525 Frauen verehlicht haben. Von diesen waren 12 Frauen bey ihrer

Verheirathung 15 Jahre alt; 811: 16; 1920: 17; 3959: 18; 5816: 19; 6957: 20; 7618: 21; 8017: 22. Diese Zahl 8017 ist das Maximum; das Lebensalter von 23 Jahren steht zwischen 7 und 8000; 24 sinkt schon auf 6000; die Jahre 25, 26 und 27 auf 5000, und so geht die Progression verhältnißmäßig abwärts; doch haben sich noch 578 Frauen verheirathet, welche schon 60 Jahre und darüber alt waren. — In einer andern Colonne wird ferner noch gezeigt, daß sich in Paris von einer Million Frauenzimmer mehr als die Hälfte, nemlich 521,653 in das Joch der Ehe begeben haben. 28.

Die Eicheln als Wetterpropheten. Das gemeine Volk hat bekanntlich sehr viele und verschiedenartige Wetterpropheten, vornehmlich Frösche, Spinnen, Vögel, Mücken u. s. w., daß aber auch die Eicheln die Ereignisse der Zukunft in ihrem Schooße tragen, und Künder der Witterung seyn können, ist uns etwas Neues. Hat die Eichel einen ganz reinen weißen Kern (spricht der Landmann, vornehmlich in Ungarn), so deutet das auf einen sehr schönen, trockenen Sommer und auf ein fruchtreiches Jahr; ist aber das Innere dieser Frucht wolkig, feucht und fleckig, so folgt eine nasse, stürmische und unheilvolle Zeit. Macht die Rinde Furchen, so zeigt das eine unglückliche Dürre und versengende Sonnenhitze an — und in der That sollen die Eicheln im jüngsten Sommer mehr als jemals eingeschrumpft gewesen seyn. 28.

Der verständige Hund. Es ist bekannt, daß das Vieh, wenn Feuer ausbricht, mit schwerer Noth aus den Ställen wegzubringen ist, und oft wieder in die Flammen zurückläuft, wenn man es auch schon auf eine ziemliche Strecke weggetrieben hat. So schickte ein Pächter, dessen Gebäude in Brand gerathen war, seinen treuen Hund in die Ställe, und hieß ihm, das gefährdete Vieh hinaustreiben. Der Hund verstand ihn, und brachte durch Bellen und Beißen erst die Rinder, dann einige Pferde und zuletzt mehrere Schafe aus den Ställen, jagte sie ziemlich weit vom Brande weg und kehrte zu seinem Herrn zurück. Dieser hetzte ihn noch einmal in einen Schafstall; allein diese Thiere waren schon so verwirrt, daß sie sich lieber beißen ließen, und endlich auch im Rauche erstickten, als daß sie den Mahnungen des Hundes gefolgt wären. Der Hund selbst hatte schwere Mühe, sich noch aus dem Rauche und Feuer zu retten. Als er zu seinem Herrn kam, zog er den Schweif ein und kauerte sich zu dessen Füßen, als wollte er um Vergebung bitten, daß es ihm dießmal nicht gelungen sey, seinen Befehl pünctlich auszurichten. Man bot dem Pächter noch zur Stelle einen hohen Preis für dieses Thier; allein der Eigenthümer, obwohl des Geldes bedürftig, wollte sich um keinen Preis von seinem erprobten Hunde trennen. 28.

Neueste Poesie. Ein Dichter (!) unserer Zeit singt an seine Geliebte:

Ich falle selbst im Regenguß,
Du Allerschönste, dir zu Fuß (!)
Um einen süßen Liebeskuß. 9.

Theater-Bulletin. Im k.k. priv. Theater in der Josephstadt bereitet man eine Parodie des Balletes: „Gisella, oder: die Willis“ unter dem Titel: „Der Todtentanz“ vor; sie hat den Verfasser des „Zauberschleyers“ zum Autor, und wird wieder eine grandiose Ausstattung im Gefolge haben.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

236

Sonnabend, den 26. November 1842.

Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence.

(Fortsetzung.)

Solche Gewalt hatte also der provençalische Gesang, so gewann er die Herzen, so öffnete er die Hände zu reichen Spenden des Dankes. Man schenkte den Dichtern Gewänder, Waffen und Rosse; besonders aber als den vornehmsten Schmuck, eine Krone von Pfauenfedern, von den edelsten Damen verfertigt, damals das Zeichen des Glanzes und der Majestät. Und wie tief war der Eindruck auf zarte weibliche Herzen! Diese Gunst zu erlangen, übte der Jüngling die Kunst des Troubadours, und Thibaut, König von Navarra und Ritter der Königinn Blanche, Carl von Anjou, Rudolph von Soissons u. s. w. glänzten unter den Dichtern der Liebe. Hugo de Penna sang von der Untreue der Liebenden; Beatrix, Königinn von Neapel und Gräfinn von Provence, krönte ihn zum Lohne mit dem Lorbeerkranze vor dem theilnehmenden versammelten Volke, redete zu ihm in artigen von ihr selbst gedichteten provençalischen Versen, und gab ihm den Beynamen: der erste Troubadour. Aus diesem Sinne konnten in der Provence und Picardie die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour) entstehen, die Tribunale der wetteifernden Sänger und der Untersuchungen über Liebe, Galanterie und Rittersinn. An ihnen vorzüglich glänzte die Kunst der Troubadours, und durch dieselbe erheben sie sich weit über die seltsamen Geburten des Mittelalters, die unter dem Namen Narren- und Eselsfeste u. s. w. bekannt sind. Eine jener Sitzungen wird von einem Troubadour, dessen Name unbekannt ist, so beschrieben:

Der erste Tag des Maymonats bricht an, der Frühling führt seine Spiele zurück, der Liebeshof ist eröffnet auf dem Schlosse zu Romanin. Der Saal der liebenswürdigen Versammlung ist mit reichen Teppichen geziert, und mit Blumenkränzen geschmückt, die in tausend Guirlanden von tausend Farben herabhängen, sich verschlingen, und Auge und Geruch entzücken. Der Zephyr, der sich in ihre Mitte stiehlt, regt sie lieblich und löst die lockern Blüthen, die auf den Busen der Schönen niederfallen. Der Boden ist mit Rosmarin, Myrthen und Jasmin bestreut, der Vorhof und die Stufen sind bekleidet mit Granat- und Orangenzweigen und mit blühendem Lorbeer. Sie locken das lüsterne Auge mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bändern und anmuthigen Sprüchen der Liebe. Die Damen, welche Vorsitzerinnen der Liebeshöfe seyn werden, treten ein, jede mit der Blume, die zu ihrem Sinnbilde erwählt ist. Die Gebieterinn des Schlosses trägt die Lilie, Symbol der Weisheit und Tugend; Adalasie von Avignon die Amaranthe, ob des stolzen Geblütes; die Gräfinn von Diu das Ringelblümchen, denn sie beweint einen Ungetreuen; das bescheidene Veilchen schlingt sich durch die Locken der blühenden Clara von Baux, die Rosenknospe entfaltet sich auf dem Busen der schönen Elis; die andern Damen mit Tulpen, Narcissen, Anemonen, und den bescheidenen Kindern Flora's geziert, drücken Sehnsucht, Schmerz, Hoffnung, Stolz, und was in ihrem Herzen sonst verborgen seyn mag, aus durch die bedeutenden Blüthen. Sie setzen sich unter einen prachtvollen Thronhimmel, und junge Liebesdiener, bekleidet mit grünen Gewändern, und bekränzt mit weißen Rosen, öffnen die Pforten den sanglustigen Troubadours und Jongleurs. Die Troubadours treten zuerst ein; hinter ihnen die Jongleurs, fertig in der Kunst, die liebliche Guitarre, die Harfe und Laute harmonisch mit Castagnetten, Cymbeln und dem Tambourin ertönen zu lassen. Die Symphonie beginnt, die Lüfte sind davon bewegt, und die Guirlanden, lebhafter am Gewölbe schwankend, scheinen die süßen Töne zu empfinden. Plötzlich verstummt das volle Getön, und die Stimme Guiraldo's, des Sängers von Calanson, erhebt sich in seiner Hymne zum Lobe der Musik und Poesie. Als er schweigt, tritt ein stolzer Sänger im orientalischen Talar auf ihn zu, nennt sich Bidal von Toulouse, und Jener erkennt seinen Herrn und Meister, der mit Ruhm und Ehre aus dem heiligen Kriege zurückkehrt, der an Richard's Seite kämpfte. Jetzt singt dieser heldenmüthige Sänger von Liebe, Treue und sittiger Zucht, und ergießt seine Klagen über die Härte der schönen Adelaide, die ihn aus Marseille entfernte. Alle jauchzen und klatschen Beyfall; nach ihm erscheinen nicht minder von hoher Kunst andere Troubadours, den Preis zu erringen: da treten in den Saal drey junge Damen, glänzend in der Schönheit Pracht, alle Blicke heften sich auf sie, Alle gehorchen der Zauberstimme, mit der sie im Wechselgesange des Geliebten Untreue anklagen. Nach ihnen wagt kein Troubadour mehr zu streiten. Die züchtige Vorsitzerinn heißt die Jongleurs geschickt das Auge ergötzen, und diese üben die Glieder zu tausend Sprüngen und Künsten.

Nach diesem tritt ein Troubadour mit einer Dame hervor, um das Urtheil des Liebeshofes über zwey castilianische Ritter zu vernehmen, deren Geschichte so von ihnen erzählt wird:

„Diese beyden Ritter waren Brüder, von gleichem Muthe beseelt, gleich schön und liebeskundig. Von Liebe zu zwey schönen Damen erfüllt, unterließen sie nicht, sie ihnen durch glänzende Turniere, kostbare Geschenke und zärtliche Lieder zu beweisen. Die Damen wohnten auf einem Schlosse, etliche Meilen weit von dem Schlosse der Ritter. Einst wurden sie von denselben zu einem mitternächtlichen Besuche eingeladen, und jeder Ritter versprach zu kommen. Kaum hatten sie in der stürmischen Nacht eine Stunde zurückgelegt, so hörten sie Schritte im Walde, und leise horchend, vernahmen sie die Stimme zweyer Wanderer, die von Räubern geplündert und verwundet worden waren. Der Rüstigere derselben tröstete seinen Gefährten mit der Hoffnung, daß sie bald das gastfreundschaftliche Schloß der beyden Ritter erreichen würden. Diese hatten wegen der Fehden dem Burgvogte streng verboten, Jemand einzulassen, und kämpften zwischen Pflicht der Liebe und des Mitleids. Endlich entschloß

sich der Ältere, nach dem Schlosse zurückzukehren, wo er die Pilgrime gütig aufnahm und pflegte. Jetzt ist die Frage, welcher von den beyden Rittern verdient größeres Lob, und bewies seiner Geliebten größere Liebe? Der Liebeshof entscheidet für den Troubadour, welcher den älteren Bruder vertheidigt, und die Dame verneigt sich bescheiden und gehorsam vor dem Tribunale."

Nun erscheint ein Ritter, zu klagen über die List Guilhelma's von Benares, die ihn mit den feurigsten Blicken gelockt und gefesselt hatte, während sie an der Tafel ihren beyden Nachbarn durch zärtliche Hände- und Fußdrücke Liebe erklärte. Der gerechte Unwille der schönen Richterinnen wird durch die Ankunft schwarzgeharnischter Ritter und trauernder Troubadours unterbrochen, die um Einlaß bitten. Sie stimmen eine traurige Symphonie an, und singen in Klagetönen, daß Richard Löwenherz nicht mehr ist, singen sein Lob, und preisen seine Tugenden. Dumpfe Stille herrscht darauf in dem geräumigen Saale, nur durch schwere Seufzer unterbrochen; von den Wangen der Damen tröpfeln helle Thränen herab, — als plötzlich die Trompete ertönt, und die Ritter zum Turniere auffordert. Ein Troubadour beginnt vorher eine feurige Sirvante: „Ich liebe die frohe Zeit, wo die Herden zur Weide zurückkehren, wo das Grün und die Blumen wieder aufleben, wo die Vögel ihre Spiele wieder beginnen, — aber mehr liebe ich noch Zelte und Fahnen im Wiesenschmelz, Ritter im Harnisch, wiehernde Streitrosse. Ich liebe das drohende Schauspiel einer zahlreichen Reiterey, die die Flüchtigen verfolgt; ich bin entzückt, wenn ich Festen belagert, Wälle gestürzt, Mauern niedergeschmettert und Stürmende auf den Sturmleitern erblicke. Höher wächst meine Lust, wenn der tapfere Anführer, der Furcht unzugänglich, auf dem schnaubenden Rosse erscheint. Der Kampf hat begonnen. Ich sehe die Erzmassen, die funkelnden Helme und Schwerter, die vielfach gestalteten Schilder sich stoßen und zerschmettern. Die Rosse irren herrnlos in der Ebene, und lassen fern hinter sich die Todten und Sterbenden. Die Streiter stürzen aufs blutige Gras, das Angstgeschrey der Besiegten mischt sich zum Gewieher der Pferde, die Waffen rauschen und klirren, und das Leben enteilt aus weitgeöffneten Wunden." So singt der Troubadour; die Damen erheben sich und werden von ihren Rittern durch den Saal zum Turniere geführt.

(Der Schluß folgt.)

Zur Geschichte des weiblichen Herzens.

(Brieflich aus Bristol, October 1842.)

Zu Anfang dieses Monats ist bey unserm Polizeygerichte ein Vorfall in Untersuchung gekommen, deren Urheberinnen zwar erst bey den nächsten Assisen ihr Urtheil empfangen werden, der aber als Beytrag zur Geschichte des weiblichen Herzens, dieses räthselhaftesten Räthsels der Schöpfung, mir schon jetzt zur Mittheilung interessant genug scheint. Um Wiederholungen zu vermeiden, gebe ich hier nicht die einzelnen Zeugenverhöre, sondern stelle das Thatsächliche zu einem Ganzen zusammen.

Ein geachteter Holzhändler hiesiger Stadt, dem Rufe nach ein wohlhabender Mann, John Wooley mit Namen, verlor 1838 seine Frau. Schon zehn Jahre früher hatte er die damals achtjährige Schwester derselben, Miß Anna Bryers, in sein Haus genommen, und auf das Beste erziehen lassen. Seit dem Tode seiner Frau stand sie, die nun 22 Jahre zählt, seinem Hauswesen vor, und wie er selbst versichert, daß er nie Grund zur Unzufriedenheit mit

ihr gehabt; so bezeugt auch die Dienerschaft, daß zwischen Beyden stets das freundschaftlichste Verhältniß obgewaltet, sie in ihm einen Vater, er in ihr eine Tochter gesehen. Vergangenen Juny überraschte ihn Miß Bryers eines Morgens beym Frühstücke mit der Nachricht, daß eine junge Dame ihrer Bekanntschaft, die nicht bloß sehr liebenswürdig, sondern auch im freyen Besitze von 47,000 Pf. St. (470,000 Conv. Gulden) und an deren Wohnung sein Geschäftsweg ihn oft vorüberführe, eine heftige Neigung zu ihm gefaßt, so heftig, daß nach langem vergeblichen Ringen sie das Herzensgeheimniß ihr vertraut, und sie flehentlich gebeten habe, den Schwager auszuforschen, ob sie Hoffnung nähren dürfe, die Seinige zu werden. Dabey bemerkte Miß Bryers, daß sie vorgezogen, ihn unumwunden zu fragen, und nahm auch auf sein Verlangen, den Namen der jungen Dame zu wissen, keinen Anstand, Miß Louise Poole King zu nennen. Wooley erinnerte sich zwar nicht, Miß King gesehen zu haben, war auch mit der Familie persönlich unbekannt, wußte aber allerdings, daß die zwey Brüder, in deren Hause Miß King lebte, reiche Kaufleute, und die Schwester von den Eltern ein bedeutendes Erbtheil erhalten, und wünschte daher zuvörderst eine Zusammenkunft. Diese erklärte Miß Bryers, obwohl nicht für unmöglich, doch für höchst gewagt. „Es ist die Absicht der Brüder," äußerte sie, „daß die Schwester unverheirathet bleibe. Sollten sie das Geringste von ihrer Neigung merken, so würden sie nicht säumen, sie zu entfernen, und dann, lieber Wooley, verlieren Sie ein Mädchen, das Sie liebt, und Ihnen 47,090 Pfund bringt, und müßten sich noch Vorwürfe machen, im Falle der Gram das arme Herz bräche." Aber zur Vermittelung eines Briefwechsels erbot sich Miß Bryers und in Antwort auf das erste zärtliche Billet, welches Wooley durch sie von Miß King empfing, gelobte er bey seiner Ehre, wegen einer Zusammenkunft ferner nicht in sie zu dringen; sie solle darüber entscheiden, sobald es mit Sicherheit geschehen könne. Mehrere Wochen hatte der Briefwechsel gedauert, als Wooley sich einem Freunde entdeckte, der die Familie zwar ebenfalls bloß dem Namen nach kannte, ihn jedoch bat, auf seiner Hut zu seyn, und sich nicht etwa zum Spielballe zweyer Mädchen machen zu lassen. „Wie können Sie von meiner Schwägerinn das auch nur argwöhnen," hatte Wooley geantwortet, „von ihr, die ich erzogen, die mir reichlich vergilt, was ich an ihr gethan, und die mich liebt, wie sie einen Vater lieben würde!" Weil indessen der Freund sich noch immer ungläubig zeigte, nannte ihm Wooley die Stunde, zu welcher Miß Bryers des folgenden Tages mit einem Briefe von ihm zu Miß King gehen werde. Der Freund hielt sich in der Nähe, sah Miß Bryers in das Haus und wieder fortgehen, und erklärte seinen Verdacht für ungegründet. Wooley fand kein Bedenken, seiner Schwägerinn hievon zu sagen. Sie tadelte ihn wegen der Plauderey, forderte und erlangte das Versprechen größter Verschwiegenheit, und bestand dann darauf, daß er, um von ihrer Redlichkeit sich unwiderlegbar zu überzeugen, auf der Stelle an Miß King schreiben, und selbst sie in ihr Haus begleiten solle, wo, dafern sie Miß King allein sehen könne, sie ihm aus ihrem Zimmer die Antwort bringen werde. Wooley willigte ein, Miß King war zu Hause; Miß Bryers wurde vorgelassen, und als sie nach Verlauf einer Viertelstunde zu ihrem sie erwartenden Schwager zurückkam, drückte sie ihm die fast noch tintenfeuchte Antwort in die Hand. Es hätte für diesen, um ihr zu vertrauen, eines solchen Beweises nicht bedurft. Von jetzt an hätte ihm jeder Zweifel Hochverrath gedünkt. Und doch war er ein betrogener Mann, Miß Bryers eine Betrügerinn. Sie und Miß King hatten bis dahin sich nur einige Male in Gesellschaften begegnet, sich eigentlich nie kennen gelernt, und an jenem Tage hatte Miß Bryers ihren Besuch damit entschuldigt, daß sie von Miß King's Bereitwilligkeit gehört, armen kranken Frauen religiösen Trost zu bringen, und daß sie gekommen, ihr eine solche zu empfehlen, welchen nur religiöser Beystand noth thue, indem sie für die übrigen Bedürfnisse hinreichend gesorgt. Miß King hatte erwiedert, daß sie gern die Pflicht erfülle, zur Unterstützung armer kranker Menschen nach Kräften beyzutragen, sich aber nicht die Fähigkeit zutraue, religiöse Trostgründe zu reichen, und dieß für das Amt des Geistlichen halte. Miß Bryers hatte ihr in letzterer Hinsicht vollkommer recht gegeben, und unter erneuerten Entschuldigungen um Erlaubniß gebeten, sofort einige Zeilen an den Geistlichen schreiben zu dürfen, eine Erlaubniß,

die ihr ohne Weiters gewährt worden, und die sie benützt, ihrem Schwager, wie erwähnt, in Miß King's Namen zu antworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 23. November zum ersten Male: „Der Fiaker." Locale Posse in zwey Abtheilungen, mit Musik vom Beneficianten Hrn. Scutta.

In der ersten Abtheilung spielt der Fiakersohn Michl den Dandy, verlaborirt sein Bischen Vermögen, in der Hoffnung, sich durch eine reiche Heirath wieder aufzuhelfen, verläßt sein Liebchen und macht einer Modedame die Cour; doch hier kömmt er mit den Anbethern der Letzteren in Collision und soll sich schießen, übertölpelt aber seine Gegner und salvirt sich. — In der zweyten Abtheilung hat Michl durch den Bruder seiner Dame, die aber eine Abenteuerinn ist, seine letzten Vermögensrudera verloren und muß wieder Fiaker werden. Als solcher belauscht er jenen Bruder, der des Nachts ein junges Mädchen entführen und ihren Schmuck rauben will, lurt ihm sein Geld ab, und kehrt natürlich zu der Überzeugung zurück, daß es nicht gut sey, sich über seine Verhältnisse erheben zu wollen. — Eine dürftige Erfindung, eine große Zahl von dramatischen Unmöglichkeiten, eine trostlose Unbedeutenheit der Wortspielerey reihen dieses Product in die Kathegorie der Misere; doch findet sich hie und da ein Körnlein populärer Lebensanschauung und ein leiser, leiser Anflug von Ironie, welche einige Rücksicht verdienen; man kann daher dem Producte die patrocinirte Aufnahme vergönnen und dem ungenannten Verfasser immerhin ein Eckchen im Repertoire dieses Theaters zugestehen. — Hr. Scutta in der Hauptrolle spielte nicht übel und hatte auch eine recht artige Musik geschrieben; sonst waren noch Mad. Rohrbeck, Dlle. Schadetzky, Dlle. Erhardt, die HH. Lang, Blum, Landner u. A. erfolgreich beschäftigt.

Stbe.

Bekenntnisse eines Jägers.

„Franz! Franz! rühre du mir ja niemals ein Schießgewehr an!" warnte mich oft mein seliger Vater, da ich noch ein Schulknabe war, und zur Jägerey eine Lust zeigte, die mich zu verzehren drohte, wenn ich Nachbars Hans mit seinem Vater, dem Forstmeister, in den Wald gehen sah. Hans war mein einziger Jugendgespiele, und versprach mir oft, mich einmal ein Gewehr abfeuern zu lassen, wenn unsere Väter nicht zu Hause wären. Der ersehnte Glücksfall fügte sich eines Tages, und ich lief wie der Wind zum Forsthaus hinüber. Hans war schon mit dem Gewehre fort, er stand schon lange neben dem beschilften Teiche, und lauerte auf Duckenten. „Laß mich, mich schießen, wenn sie auftauchen," rief ich ihm von der Ferne zu, und er reichte mir bereitwillig die Flinte. „Verhalte dich ganz still und gib Acht!" sprach er, „ich will uns indeß einige Äpfel von unseren Bäumen dort holen." Ich stand wie eine Wegsäule ganz Aug, ganz Ohr, ganz Seligkeit. Auf einmal rauschte es neben mir im Geschilf, es rauschte immer näher, immer unheimlicher; plötzlich reckt eine Schlange — es war ein Ungeheuer in meiner Fantasie — den Kopf aus dem Wassergras empor, schießt den Pfeil ihrer Zunge nach mir — ich stoße einen Angstschrey aus, zucke mit dem Finger, schieße los, ohne es zu wollen, werde durch

den Knall noch verwirrter, schleudere die Flinte von mir — in den Teich, und laufe, mit der Windsbraut um die Wette, nach Hause. Die Sache hatte indeß keine schlimmern Folgen, als daß ich aus Angst und Schrecken ein paar Tage krank wurde. Nun rührte ich drey Jahre lang kein Gewehr an. Inzwischen starb mein Vater, und die Mutter gab mich zu ihrem Bruder, dem Revierjäger zu F. in die Lehre. Dieser nimmt schon am nächsten Tage eine Schießübung mit mir vor, zeigt mir eine Elster auf einem Baume, setzt mir das Gewehr an, und heißt mich gut zielen und schießen. Ich drücke los — der Vogel fliegt weg, und an seiner Statt fällt ein Eichhörnchen vom Baume. Ganz verwirrt warf ich abermal die Flinte weg, und wollte schon wieder davon laufen, weil ich den seltsamen Auftritt für einen bösen Geisterspuk hielt. Der Oheim beruhigte mich indeß, da er mich belehrte, wie neben der Elster hinter den Zweigen ein Eichhörnchen gesessen, das ich statt des Vogels getroffen hatte. Einige Tage später war große Treibjagd; etwa 20 Schritte vor mir machte ein armer Hase ein Männchen, und zappelte mit den Vorderpfoten, als ob er um Gnade bitten wollte. Ich konnte es auch nicht übers Herz bringen, loszudrücken und schenkte ihm das Leben. Das sah aber mein Oheim, gab mir eine derbe Ohrfeige und sagte: „Mit solcher Weichheit wirst du kein Waidmann." Ich nahm mir vor, ein rechter Wildwürger und Waldkrieger zu werden, gab meinem Feuerrohr eine doppelte Ladung, und lauerte nun mit flammenden, durchbohrenden Blicken. Meister Reinecke streicht heran, — meine Flinte kracht und der vierbeinige Schelm baumelt — ich laufe hin, um die Siegestrophäe zu holen, da wird die Bestie wieder lebendig, und fängt zu laufen — nein, zu kriechen an. Warte! rief ich, wandte die Flinte und versetzte ihm solch einen gewaltigen Streich auf den Kopf — daß dieser und auch der Schaft meiner Flinte zerschmettert war. Mein Oheim wiederholte die Maulschelle, und ich schlenderte mit dieser doppelten Bürde, d. i. mit zwey rothen Backen und gebrochenem Gewehre, müßig hinter den Schützen, und stellte mich mechanisch auf meinen Anstand in meinen Schmerz versunken. Auf einmal weckt mich ein furchtbares Rauschen und Dröhnen, ein Hirsch bricht vor mir aus dem Dickicht im ungestümsten Laufe, streift mich an der Schulter, unterspießt da mit seinem Geweih meinen Riemen, wirft mich zu Boden und zieht mir die Jagdtasche sammt Munition und Mundvorrath über den Kopf. Der Kukuck hole den Jägerstand, dachte ich, mit nassen Augen, rothen Wangen und gelähmten Gliedern, ich habe dazu weder Glück noch Geschick. Mein leerer Magen vermehrte mein Lamento, ich habe diesen ganzen verhängnißvollen Tag nichts als einige Waldbeeren genossen und dabey in beständiger Angst geschwebt, der strenge Onkel werde sich zum dritten Male wegen der verlornen Waidtasche mit meinen Backen in Berührung versetzen. —

Ich könnte noch eine Reihe von erlebten Abenteuern und Unfällen erzählen, doch mag es für diesmal genug seyn; ich füge nur noch bey, daß ich gegenwärtig ein ergrauter Jäger bin, und meinem geführten Tagebuche zu Folge seit jenem schwarzen Unglückstage bis zum 1. November 1842 erlegt habe: 429 Hirsche, 352 Rehe, 331 Füchse, 4768 Hasen, 9211 Rebhühner, 17 Dachse u. s. w. J. M—r.

Notizenblatt.

Die Reste der nordamerikanischen Ureinwohner. Dr. M. Wiener hat seine Reise herausgegeben, welche er durch Nordamerika gemacht, und bis zu den Indianerstämmen ausgedehnt hat, welche noch im Naturzustande nordwestlich

von den vereinigten Staaten leben, von eben diesen aber schon so geschmälert und in die Enge getrieben sind, daß sie einer armen Herde Wildes gleichen, welche das Fanggarn des Jägers bereits von allen Seiten umstrickt hat. Wenn man diese und die Berichte anderer Reisenden z. B. eines Castelnau, King ꝛc. über die Naturſöhne dieser westlichen Halbkugel lieset, und ihren physischen und moralischen Zustand mit dem ihrer bereits unterjochten Brüder vergleicht, so hält es schwer zu bestimmen: nicht etwa, welche man glücklicher preisen, sondern welche man weniger bedauern soll. Die furchtbarste Waffe der Weißen gegen die Kupferfarbigen war keineswegs das Feuerrohr, denn dieses verstümmelte oder tödtete nur den Leib, wohl aber der Branntwein, denn er legte den Körper in Fesseln und die Seele in den Bann des Verderbens. Wie schon gesagt, schmilzt die Zahl der noch unentweihten Naturſöhne von Tag zu Tag mehr zusammen, wornach die Ethnologen so zu sagen große Eile haben, den Naturmenschen in seinem eigentlichen Naturleben zu studieren. Man kann es nicht läugnen, daß wir Ultra-Gebildeten in vielfacher Hinsicht bey ihnen in die Schule gehen müßten. So schildert uns z. B. Dr. Wiener einen überaus schönen Charakterzug in Betreff ihrer Freundschaftsbündnisse, welche an eine preiswürdige Sitte der alten Griechen erinnern, und mit dieser für uns ans Ideale hinaufreichen. Jeder dieser Indianer wählt sich nach Sympathie, nicht aus schnödem Eigennutz, einen Busenfreund, und Beyde lieben sich mit einer Treue und Stärke des Gefühls, daß Jeder mit jedem Augenblicke bereit wäre, Blut und Leben, Hab und Gut für den Andern zu lassen. In Folge dessen geschieht es nicht selten, daß die Freundschaft mit der Liebe collidirt, und da wahrhaft tragische Scenen auf die Weltbühne bringt. Wenn nemlich zwey durch das innigste Band der Freundschaft vereinigte Jünglinge oder Männer in Liebe zu demselben Mädchen entbrennen, so entleibt sich derjenige in der Stunde, wo er merkt, daß er Nebenbuhler des geliebten Freundes und mit seinem irdischen Leben ein Hinderniß zu seinem Glücke sey. Sein Todesmuth scheint aus der Meinung zu entspringen, daß das geliebte Mädchen, welches er jetzt dem Freunde abtritt, in jenem Leben sein Weib werde. Außer diesem rührenden Falle, gibt es auch Beyspiele, daß sich ein Jüngling an der Leiche seines Freundes das Leben genommen hat, weil er in seinem gebrochenen Herzen keine Kraft mehr fühlte, sein anderes Selbst zu überleben. 28.

Neuer englischer Wohlthätigkeitsverein. Den unzähligen englischen Wohlthätigkeitsvereinen hat sich so eben ein neuer hinzugesellt, den der Londoner Atlas nicht mit Unrecht einen „god-like“ nennt. Dieser Verein, **Accident Relief Society** genannt, hat sich's zur Aufgabe gesetzt, mittellosen Familien, deren Gliedern ein unvermutheter Unfall zustößt, insbesondere eine leibliche Verletzung, wo doch Eines oder das Andere zeitweilig arbeits- und verdienstunfähig wird, augenblicklich Unterstützung zu gewähren. Es ist eine betrübende Thatsache (äußert gedachtes Blatt, zur Motivirung seines, dem erwähnten neuen Vereine beygelegten Epithets „gottähnlich“), daß Jahr aus Jahr ein gegen dreyßigtausend Unfälle, in schweren, körperlichen Verletzungen bestehend, in dieser Hauptstadt sich ereignen, wodurch sehr viele arme Familien in Noth und Elend gestürzt werden. Um nun bey derley Privatkatastrophen denjenigen, die davon betroffen worden, und den von ihrer Arbeit lebenden nächsten Angehörigen augenblicklich beyzuspringen, ist der neue Verein ins Leben getreten, dem wir, fügen wir hinzu, eine baldige und zahlreiche Genossenschaft in Deutschland wünschen. 1.

Leichenfeyer des englischen Oberrabbiners in London. Das Begräbniß des vor Kurzem verstorbenen Oberrabbiners der in Großbritannien ansäßigen

Bekenner des mosaischen Glaubens, Rabbi Herrschel, hat mit außerordentlichem Pomp Statt gefunden. In sämtlichen Synagogen der Hauptstadt und des Reichs wurden in einer und derselben Stunde Todtenfeyern gehalten und reichliche Collecten für die Armen veranstaltet. Die Synagogen waren im Innern ganz mit schwarzem Sammt und Crepp ausgeschlagen und mit Trauerkränzen geschmückt. Die gesamte israelitische Bevölkerung von Großbritannien hat Trauer angelegt, welche dreyßig Tage hindurch getragen werden soll, und ein ganzes Jahr hindurch wird an jedem Sabbath und den andern Feyertagen ein öffentliches Gebeth für die Seele des Verstorbenen gehalten werden. Der Nachfolger war noch nicht ernannt worden.

gz.

Die Kolowratstraße in Prag. Während der heurigen Anwesenheit Sr. Excellenz des k. k. Staats- und Conferenzministers Hrn. Franz Anton, Grafen von Kolowrat-Liebsteinsky, hat die Prager Bürgerschaft eine heilige Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, indem sie sich die Erlaubniß erbat, den ehemaligen Graben Kolowrat-Straße nennen zu dürfen. Dieser ausgezeichnete Staatsmann hatte nemlich als Obristburggraf in Böhmen den Grund zu den spätern Verschönerungen der Stadt gelegt, und unter Anderm auch die Regulirung des Grabens und Roßmarktes angeordnet, wodurch die spätere Verwandlung beyder Straßen entstanden ist.

15.

Zwey neue Brücken in Böhmen. Der vorige Monat wird einen wichtigen Punct in der Geschichte des böhmischen Brückenbaues bilden, da in demselben sowohl die Beraunner Steinbrücke als die Kettenbrücke bey Podiebrad eröffnet und eingeweiht wurde. Die Beraunner Brücke ist die einzige in dieser Bauart auf dem Continent aus sechs Bogen bestehende Brücke (die ähnliche Jena-Brücke in Paris hat nur 5 Bogen), deren jeder Bogen eine Spannweite von 14 Klaftern im Lichten.

13.

Hühnerstatistik. Der „Moniteur-industriel“ berichtet uns, daß Frankreich durch die Ausfuhr von Hühnereyern sehr beträchtliche Summen ins Land bringe, denn im verflossenen Jahre haben die fleißigen Hennen im ganzen Lande nicht weniger als 7,380,925,105 Eyer gelegt. Hievon sind nach England allein 76,091,120; nach Belgien 60,800; nach Nordamerika 49,969; nach der Schweiz 42,696; nach Spanien 34,800, und nach verschiedenen andern Ländern 306,304 ausgeführt worden. Wenn man nun das Stück zu einem Sous rechnet, so gibt das eine Summe von 3,329,284 Franken. Paris allein verbraucht jährlich 101,159,400 Stück Eyer. In Folge dessen kommen 115 Stück auf jede einzelne Person. Man hat es wohl schon wiederholt versucht, die Eyer künstlich in Öfen auszubrüten, wie es bekanntlich in Egypten und auch in China geschieht; allein man ist von dem Unternehmen wieder abgegangen, weil man aus Mangel an vieler Praxis nie das rechte Wärmemaß in der Heizung zu treffen wußte.

28.

Thater-Bulletin. Eugene Sue's berühmter (berüchtigter) Roman „Les mystères de Paris“ ist für das Theater Porte St. Martin dramatisirt worden und soll daselbst ehestens in Scene gehen.

Im Ambigu hat „Gaëtan,“ Drama in fünf Acten von Soulié, einen brillanten Succeß erhalten.

„Une aventure suédoise,“ Drama in einem Acte in Versen von Hrn. Lucas, ist im Odéon zu einem „Erfolge der Achtung“ gelangt.

10.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

237

Montag, den 28. November 1842.

Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence.

(Schluß.)

Kaum sind die Damen angekommen, so ertönen wieder die Trompeten, und rüstet sich Alles zum Lanzenbrechen. Die Herolde fordern zur Beobachtung der Rittergesetze auf, die Jongleurs und Minstrels erfüllen die Luft mit kriegerischer Musik, die Kämpfer erscheinen auf reichgeschmückten Streitrossen. In ihrer Mitte sind mehrere Damen auf Zeltern, die ihre Sclaven mit Blumenketten und Bändern gefesselt halten, bis sie in der Stechbahn ankommen. Von den süßen Banden befreyt, reiten die Ritter rund durch die Bahn, die von den Damen mit Blumen, Schärpen, Feldbinden und andern Zeichen der Gunst bestreut wird. Die Ritter fangen die Geschenke ihrer Damen auf, schmücken damit ihre Waffen, und erwarten, am Ende der Bahn, in grausender Stille das Zeichen. Der Kampfrichter ruft: „Streiter! Keiner von Euch verwunde des Gegners Roß, jeder stoße nur auf das Gesicht oder die Brust, und bediene sich nur der Schärfe des Schwertes, schlage aber nicht mehr, wenn der Gegner das Visier hebt, oder dessen Helm zerbrochen ist.“ Nun ertönt ein Trompetenstoß, und im Nu ist der Raum zwischen den Streitern verschwunden, die Erde zittert bey den gewaltigen Stößen, die Lanzen zersplittern, die Schwerter flammen in den Lüften. Näher dringen die Kämpfer ein, Staubwolken umhüllen sie, die Massen entwickeln sich mannigfach, umschließen und durchbrechen einander, während die Damen, deren Geschenke zerrissen umherflattern, Herolde mit neuen Aufmunterungen und Belohnungen senden. Jetzt sprengen zwey Ritter zum einzelnen Kampfe hervor; der Herr von Baux wirft Raimund von Agoult weit über sein Roß hinaus, und dasselbe Loos wird nach Raimund zwanzig Andern, bis der tapfere Savaric von Moléon die gewichtige Lanze ergreift. Das Roß des Gegners bäumt sich, indem die Lanzen sich nähern, und empfängt den tödtlichen Stoß in die Brust. Tausend Stimmen schreyen unwillig, alle Ritter richten die Lanzen auf den Sieger Savaric, und klagen ihn des Bruches der Ritterpflicht an. Die Damen aber senden den Damenritter, und erklären, es sey Zufall gewesen; ehrerbietig entfernen sich die Ritter. Der Preis wird beyden Kämpfern zuerkannt; die schöne

Elis und die reizende Elyonne reichen den Siegern zwey goldene Ketten mit kostbaren Diamanten, und zum züchtigen Kusse den lieblichen Mund. Der Zug geht ins Schloß, der symbolische Fasan und Pfau werden in goldenen Schüsseln den Siegern dargereicht, und von ihnen geschickt in ganz gleiche Theile zerlegt; alle Gemächer sind hell erleuchtet, und ertönen von lauter Freude.

Nach dem Mahle begibt sich die Dame von Romanin in den großen Saal, begleitet von Damen, Rittern, Troubadours und Jongleurs, nimmt ihren Sitz in der Mitte blumenbekränzter Richterinnen, und entbietet den Liebeswächter (viguier d'amour) mit den klagenden Parteyen vor ihren Richterstuhl. Er erscheint in einem grünseidenen Gewande, hinter ihm Jünglinge und Mädchen mit gelben Blumen auf den Häuptern; auf das Geheiß der Vorsitzerinn setzen sie auf zwey Bänke sich gegenüber, und der Wächter redet also: „Anmuthige Herrscherinn, und ihr schöne Richterinnen, seht diese unglücklichen Liebenden, die in Zwietracht leben, demüthig vor Eurem Tribunal; Alle bitten um Gehör, und schwören Ergebung in Euer Urtheil." Darauf nimmt er eine Rolle Pergament und liest die erste Klage:

„Vor mir, dem Liebeswächter, sind erschienen als Kläger ein junger edler Ritter, und als Beklagter seine süße Freundinn. Zur Zeit, wo gegenseitige Liebe ihr Herz entflammte, verbanden sie sich zu manchen Pflichten; besonders wollte er wöchentlich zweymal in der finstersten Nacht unter dem Fenster seiner Geliebten einen Veilchenstrauß oder andere Blumen erwarten, die sie ihm zuwerfen wollte mit den Worten: „Guten Abend, mein süßer Freund!" worauf er sanft die Hausthüre zu küssen versprach mit den leisen Worten: „Adieu, meine süße Freundinn! Gott gebe Euch eine gute Nacht!" Der Jüngling klagt nun, hierbey sehr gefährdet zu werden; denn um einige Blumen zu erhalten, muß er dem Ungestüm des Wetters Trotz bieten, und zuweilen wegen der strengen Duenna vergebens auf Öffnung des Fensters harren. Darum bittet er, von seinem Versprechen entbunden zu werden. Aber das junge Mädchen erhebt sich lebhaft, und sagt, ihre Unruhe, den Augenblick des Fenstergrußes zu genießen, sey so groß, ihr Herz schlage so heftig, daß sie oft nicht wisse, was sie thue, und zittere, es möge entdeckt werden. Sie finde ihren Geliebten um so weniger beklagenswerth, da sie nie die Blumen werfe, ohne sie geküßt zu haben." — Die Stimmen sind getheilt; endlich spricht die weise Phanie: der Contract sey auf vierzehn Tage aufgehoben; wenn der junge Freund während dieser Zeit nicht unter dem Fenster erscheint, so sey er der Verpflichtung entbunden; erscheint er aber nur ein einziges Mal, so soll der Vertrag in aller Strenge wieder gültig werden.

Alles klatschte diesem Ausspruche Beyfall zu, und der Wächter nahm eine andere Rolle und las die zweyte Klage:

„Eine junge Dame, die ihren Geliebten in einer schweren Krankheit dem Tode nahe sah, that das Gelübde, sobald ihr Freund hergestellt seyn würde, barfuß nach der Capelle von Estavel zu wallfahrten. Er genas, hörte aber zu seiner großen Betrübniß, daß seine Geliebte ihre zarten Füße nun den Dornen des Gebirges aussetzen wolle, und versuchte Alles, sie davon abzuhalten. Sie besteht auf ihrem Entschlusse, und bittet den Liebeshof, zu sprechen, ob sie mit Recht den Abmahnungen ihres Geliebten widerstehe?" Die Dame von Romanin ergötzt sich mit den andern Richterinnen an dem lebhaften Streite, der sich jetzt zwischen den beyden Liebenden erhebt, und urtheilt endlich, daß er, um

nicht von seiner Theuern getrennt zu werden, die Wallfahrt mit ihr thun solle, doch so, daß sie wechselseitig Schuhe tragen, und einander den Weg bahnen, alle spitzigen Kiesel und stechenden Dornen wegräumen."

Darauf las der Wächter:

„Zwey durch harten Zwang getrennte Liebende sind übereingekommen, um Mitternacht die glänzende Scheibe des Mondes zu beschauen, und mit dem Gedanken einander zu sagen: „Guten Abend, meine süße Freundinn! Guten Abend, mein süßer Freund!" Jetzt aber klagt der Liebende, daß er in den vierzehn Tagen, wo der Mond nicht die Nacht erhellt, Wünsche und Grüße weder schicken, noch erhalten kann, und bittet um einen andern Gegenstand zur Anschauung. Die Geliebte widersetzt sich, weil sie in Allem die Unbeständigkeit haßt." Der Liebeshof erklärte die Bitte des Liebenden für gerecht, und bewilligte ihm statt des Mondes das Venusgestirn. Der Ausspruch war kaum geschehen, so erhob sich ungeduldig eine junge Dame, und klagte selbst, ohne den Wächter, in bittern Ausdrücken: „Sehr reizende Gebieterinn, und Ihr, schöne Richterinnen, Ihr denkt sicher wie ich, daß Gewalt und Zwang aus dem Reiche der Liebe verbannt seyn müssen, wo Süßigkeit und zärtliche Pflicht herrscht. Welche Strafe ist nun wohl hart genug für Einen, der ohne alle Achtung seine Dame unerwartet in die Arme schließt, und trotz aller ihrer Bemühungen, den Mund abzuwenden, ihr einen Kuß raubt?" Der Liebende erwiedert mit Mäßigung: „Seit länger als einem Jahr war mir dieser Kuß als Lohn meiner Treue versprochen; ich habe ihn auf den Knien erfleht, aber vergebens! Er wurde mir unter den nichtigsten Vorwänden versagt. Darum, gestehe ich, war ich kürzlich nicht Herr meiner Ungeduld, und raubte, was ich geschenkt erhalten sollte. Ich verdiene Strafe, und will gern das Geraubte wieder erstatten, bitte aber den Gerichtshof, mir mein längst versprochenes Geschenk zu verschaffen." Die Dame läugnete anfangs ihr Versprechen, überwiesen aber, entschuldigte sie sich damit, daß sie zwar versprochen, aber keine Zeit der Erfüllung bestimmt habe. Der Liebeshof erklärte aber, daß die Dame die Geduld des Geliebten mißbraucht habe, und verurtheilt werde, ihrem theuern Freunde mit lachendem Gesicht einen Kuß zu geben." —

So weit die Erzählung des Troubadours, aus welcher der eigenthümliche Sinn der Provençalgalanterie, und die glänzende Sphäre der Troubadours erhellt. Mit dem Mittelalter verschwinden Troubadours, Liebeshöfe, Ritterstinn und das ganze provençalische Reich. Das südliche Frankreich war zu keiner Zeit politisch bedeutend, nie scharf begrenzt, oder gegen fremde Angriffe durch eigene Macht geschützt. Hierin liegt der Hauptgrund des Verfalls der Sprache und Poesie; denn als kein vaterländischer Fürst mehr die Musen begünstigte, wanderten sie aus, und verloren ihre frische Blüthe auf der Wanderung. Eine eigentliche Hauptstadt vereinte niemals das Interesse und den Sinn dieser Südländer; mit den Fürsten, die die Kunst begünstigten, z. B. mit der Gräfinn von Provence und Königinn von Neapel, Johanna (gestorben 1382) verlor sich daher auch der fixe Punct, der das Vorhandene erhalten, und Neues hervorrufen konnte, und so wie eine Provinz nach der andern von den Franzosen genommen wurde, verschwand auch allmälig der Landessinn, um am französischen Hofe, in französischer Sprache und Sitten nicht fremd zu bleiben. Aber nicht der politische Verfall der Provence allein stürzte die Troubadours; wie gewöhnlich hatten sie selbst den Keim des Verderbens in sich. Die Ehre, welche

die ganze Zunft genoß, lockte eine unzählige Menge schlechter Dichter und Sänger, und untergrub den hohen Ruhm; die Gunst, in welcher die Sänger bey dem weiblichen Geschlechte standen, führte sie bald zu einem zügellosen Leben, und mehr noch, als die Troubadours, machten sich die Jongleurs und Minstrels dadurch berüchtigt. Die mitunter höchst bizarren Gesetze des Reims, Verses und der Strophen lähmten die poetische Kunst, und erzeugten Reim- und Verskünsteley ohne Werth, die nicht mehr gefallen konnten. Troubadours, Jongleurs und Minstrels erschienen daher späterhin als ganz gemeine Lustigmacher unter dem Namen Jongleurs, Joueurs und Bateleurs, die von dem hohen Anfluge des Genius ihrer Vorfahren keine Spur mehr hatten, und Seiltänzern, Taschenspielern und fahrenden Musikanten gleichzustellen sind. Ihre Possenspiele waren oft so ärgerlich, daß sie von Concilien und Königen verboten wurden, und daß schon Philipp August alle Jongleurs aus dem Lande jagte.

Mächtiger aber als Alles wirkten zum Verfalle der Provençalpoesie das wieder glänzende Licht der Wissenschaften und alter Literarur, und die durch die Provençalsprache mit zu ihrer Bildung geführten modernen Sprachen. Die Italiener haben viel von den Provençalen erhalten, und das Meiste zu deren Sturze gethan. So sank neben den schön aufblühenden Dichtungen Dante's und Petrarca's, neben der glatt werdenden Prosa der Nordfranzosen und des Meisters Boccaccio, neben der majestätisch ertönenden spanischen Leyer die ältere provençalische Schwester gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach einer dritthalbhundertjährigen Blüthe tief unter ihren alten Glanz herab, und gerieth später so in Vergessenheit, daß Jean Racine auf einer Reise durch das südliche Frankreich sich über die besondere Mundart der dortigen Franzosen, die noch jetzt schwache Spuren des Provençalischen in sich hat, höchlichst wundern konnte, und daß die schriftlichen Reste jener schönen Zeit in dem Staube der Bibliotheken ungekannt und ungesucht modern.

Zur Geschichte des weiblichen Herzens.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Briefwechsel wieder einige Zeit fortgedauert, und in Bezug auf die künftige Verbindung bestimmt worden, daß 20,000 Pfund freyes Eigenthum der Miß King bleiben, und die übrigen 27,000 Pfund an Wooley übergehen sollten, behändigte ihm Miß Bryers einen Ring mit den Anfangsbuchstaben von Miß King's Namen, und der Bitte derselben, ihn zu ihrem Andenken zu tragen. Wooley zögerte nicht, durch seine Schwägerinn einen kostbaren Ring als Gegengeschenk zu übersenden. Mit dem Danke dafür drückte der nächste Brief von Miß King den Wunsch aus, ihre Uhren zu tauschen. Wooley war sofort bereit, erhielt eine hübsche Damenuhr samt Kette, und gab seine um das Vierfache werthvollere Uhr. Die Untersuchung hat erwiesen, daß Miß Bryers Ring und Uhr, die sie ihrem Schwager gegeben, von einem hiesigen Juwelier auf Credit entnommen, und den Ring und die Uhr, die sie von ihrem Schwager erhalten, weit unter dem Werthe verkauft hat. Wooley wiederholte nun, sein früheres Ehrenwort vergessend, in jedem Briefe den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft, und da Miß King erwiederte, daß dieß erst am Hochzeitstage geschehen dürfe, bestürmte er sie, den glücklichen Tag zu nennen. In der Zwischenzeit stellte ihm Miß Bryers vor, daß, da er schon seit vier Jahren Witwer, und für Completirung seiner Wirthschaft nichts gethan, er neue Meubles, Teppiche, Betten u. s. w. anschaffen müsse, und Wooley beauftragte

sie, das für ihn zu besorgen, und bezahlte die Rechnungen *). Als Alles zum Empfange der jungen Frau vorgerüstet war, Miß King aber in ihren Briefen sich immer noch nicht entschließen konnte, den Hochzeitstag anzusetzen, und Wooley sich eines Tages darüber gegen seine Schwägerinn beschwerte, schlug diese ihm vor, sie zu einem Morgenbesuche bey einer Dame in Clifton **) zu begleiten, die eine intime Freundinn von Miß King und durch deren Beystand die Bedenklichkeiten der Letzteren vielleicht gehoben werden könnten. Wooley fuhr mit seiner Schwägerinn nach Clifton, blieb jedoch auf ihren Rath im Wagen, während dieser vor dem Hause der Dame hielt, und Miß Bryers zu ihr ging. Bey der Rückkehr bat sie ihn tausendmal um Verzeihung, daß sie ihn so lange warten lassen, aber Mistreß Morris, so heißt die Dame, sey ihrer Bitte auf halbem Wege entgegengekommen, werde schon morgen zu Miß King fahren, mit ihr das Nähere zu besprechen, und habe in sie gedrungen, vorm Weggehen ein Glas Wein zu trinken. „Und wahrhaftig," hatte Miß Bryers bey diesen Worten lachend sich unterbrochen, „mein schönes Battistuch hat mitgetrunken." Damit zeigte sie dem Schwager die rothen Weinflecken. Was hat nun bey der Untersuchung sich herausgestellt? Laut Mistreß Morris Aussage kam die ihr völlig fremde Miß Bryers an ihr an der Landstraße gelegenes Haus, und bat wegen plötzlichen Übelbefindens um eine Tasse Suppe. Mistreß Morris ließ ihr ein Glas Wein bringen, und bemerkte, was sie ihrem Unwohlseyn beymaß, daß sie während des Trinkens zitterte, und einige Tropfen auf ihr Taschentuch fielen. Der Charakter des arglistigen Mädchens rechtfertigt die Vermuthung, daß sie den Wein vorsetzlich verschüttet, um ihren Schwager noch sicherer zu täuschen.

*) Für Leser und Leserinnen, welche die englischen Gebräuche nicht genau kennen, erlaube ich mir die Anmerkung, daß in England die Einrichtung der ganzen Häuslichkeit Sache des Bräutigams ist, die Braut in der Regel nichts mitbringt, als was zu ihrem Auzuge gehört.

**) Clifton liegt nahe bey Bristol.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 25. November zum ersten Male: „Chonchon, die Savoyardinn, oder: Die neue Fanchon." Vaudeville in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen „**La graçe de Dieu**" von Lyncker.

Der Titel: „Die Perle von Chamounir," unter welchem eine Übersetzung desselben Stückes im Josephstädter Theater gegeben worden war, ist passender als der neue, da Chonchon in keiner Hinsicht als Hauptperson betrachtet werden kann. Das Stück hat mir übrigens heute viel besser gefallen als bey der früheren Aufführung — vielleicht weil die Übertragung besser ist, oder vielleicht nur darum, weil die Darstellung eine ohne Vergleich ausgezeichnetere war. Die schöne Idee: „Muttersegen sey gleichsam der schützende Engel über den Geschicken des Kindes," trat sehr ansprechend heraus und kam dem Eindrucke fördersamst zu Statten; die wirklich augenfällige Frivolität mancher Motive erschien dadurch unter einer mildernden Beleuchtung und man begreift den brillanten Succeß des Originals in seinem Vaterlande. Wie das Stück nun gegeben wird, empfehle ich es recht herzlich, und glaube, daß die Theatercasse damit gute Einnahmen machen wird. — Mad. Brünnig-Wohlbrück, vom k. Hoftheater in Hannover, gastirte als Chonchon mit glänzendem Erfolge. Da ich die trefflichen Gaben dieser Künstlerinn in derselben Rolle bereits besprochen habe, so bemerke ich bloß, daß sie als Sängerinn und Darstellerinn eine enthusiastische Würdigung fand und — verdiente. Ausgezeichnet war auch Mad. Frieb-Blumauer,

welche als Mutter Margarethe eine Wahrheit und Innigkeit entwickelte, die gerechter Anerkennung würdig war; ein vielversprechendes Talent zeigte Dlle. Lechner als Marie, obwohl die Last der Aufgabe für die jugendlichen Schultern eine drückende genannt werden darf. Unter den Männern gebührt Hrn. Fröhlich als Pierre die Palme; ganz Natur, ganz Wärme und Wahrheit, leistete dieser reichbegabte Schauspieler wirklich Vorzügliches. Als denkender Künstler bewährte sich auch Hr. Director Carl, welcher in manchen Nuancen meisterhaft erschien; eben so Hr. Maier in seiner Scene mit der Tochter, und Mad. Scutta. Die übrigen Beschäftigten füllten ihre Plätze ohne Störung aus, und so kann man diese Vorstellung als eine wirklich gelungene rühmen, als die beste, welche uns hier seit sehr Langem geboten wurde. Das höchst anständige Arrangement, das (theilweise) prächtige Rococo-Costume und die schöne neue Decoration von Hrn. Michael Mayr trugen bey, das Publicum mit Befriedigung zu erfüllen, welche sich denn auch in häufigen Hervorrufungen fast aller Genannten werbthätig äußerte. — Der Besuch des Hauses war recht zahlreich. Stbe.

Literaturblatt.

Der Karthäuser.

Ein Roman von Joseph Baron Eötvös. Aus dem Ungarischen von H. Klein. 2 Bde. Pesth, Heckenast, 1842.

Wir haben es hier mit dem Producte eines geistreichen Mannes zu thun, eines Mannes, der vielleicht zu geistreich ist, als daß er dem Geschmacke des großen Haufens zusagen könnte; dafür wird ihm der Dank und die Anerkennung der Gebildeten nicht entgehen. „Der Karthäuser“ ist eine Art von Tendenznovelle, eine den deutschen Schriftstellern fast ausschließend vorbehaltene Gattung, welche eben so viel für als wider sich haben dürfte, indem sie einerseits zwar allerdings den Gesichtskreis des epischen Schriftstellers erweitert hat, andererseits aber, weil sie ohne einen gewissen Grad von Bildung nicht genießbar ist, eines der schönsten Prärogative des Dichters vergeben hat, zu allen Classen, zu allen Intelligenzen, allen Herzen zu sprechen. Leider ist sie nur allzusehr ein **Refugium** der erfindungsarmen Grübler geworden, welche die Blöße ihrer Phantasie mit einigen Lappen von zusammengeklaubter Reflexion zudecken, und sich selbst, indem sie die Erzähler factischer Zustände mit neidischem Gebell anfallen, weiß machen, wie jener Pharisäer, „daß sie besser seyen als diese.“ Gott besser's! — Die Handlung des Romans, welcher uns diesen Stoßseufzer abnöthigte, ist sehr schön erfunden; jedoch etwas zu dürftig für den Raum des Ganzen; einige wenige ergreifende, fast dramatische Momente, wissen jedoch das Interesse des Lesers zu erregen und festzuhalten, welchen die prägnante Characteristik der Personen und das geistreiche Räsonnement ohnehin gewonnen haben. Des Letzteren ist in der That viel, sehr viel, zu viel; es ist, als ob der Verfasser sein ganzes sociales Glaubensbekenntniß in diesem Schreine habe niederlegen wollen, als ob er Alles, was er in einem sinnigen Leben über menschliche Zustände aufgespeichert, hier mit Einem Male ganz und völlig ausgeschüttet habe zur Erleichterung seines Herzens! An alle Seiten der Gesellschaft hält er die Leuchte, alle Wunden reißt er mit sengendem Stahle auf, alle Geheimnisse des Innern stellt er vor das Forum des geistigen Gerichtes, alle Schuld donnert seine Posaune wach; —

in der That, man bleibt über dem Buche nicht ohne Besorgniß, daß sein hochbegabter Verfasser sich mit einem einzigen Anprall ans Ziel geschwungen, aber dabey auch zugleich sich — erschöpft haben dürfte; und dieß wäre gewiß ein Verlust für die Literatur, für die Menschheit, welcher so mächtige Geister noth thun als Vorfechter im Kampfe um das Heiligste und Höchste! — Es würde unsere Grenzen verletzen, die Einzelnheiten dieses interessanten Buches im Detail zu würdigen; gewiß ist dasselbe eine anziehende, werthvolle Erscheinung, welche eine unbeschränkte Wirkung hervorrufen müßte, ginge nicht der Tropfe Handlung in einem Ocean von Reflexion unter. Dennoch aber sind manche Momente der Begebenheit, die Characteristik, und vor Allem das geistige Gewand, worin das Werk gekleidet ist, von hohem Werthe, und lassen uns eben so sehr dessen Verfasser hochachten als hoffen, daß ihm sein Publicum und seine Geltung nicht entzogen bleiben werde. — Die Ausstattung gereicht dem thätigen Verleger zur Ehre. Die Übersetzung dürfte nicht unverdienstlich seyn.

E.

Der Königinn Juwelenschmuck, oder: Azouras Lazuli Tintomara.

Roman von C. J. L. Almqvist. Aus dem Schwedischen. Berlin, 1842, F. H. Morin. 2 Bde.

Dieser Roman bewegt sich in der Zeit vor, während und nach der Ermordung Gustav III. durch Ankerström, und bietet eine reiche Masse von Begebenheiten, große Mannigfaltigkeit des Personals und hübsche reflectirende Stellen dar, wird daher vor den Augen des Publicums Gnade finden, und verdient dieselbe auch. Meines Erachtens sind jedoch der Episoden gar zu viele, und die Darstellung hat etwas — ich möchte weniger sagen: Eigenthümliches, als vielmehr: Bizarres, an das man sich erst gewöhnen muß, um sich mit dem Autor zu befreunden. Die Abwechslung der erzählenden mit der dramatischen Form, wie sie sich in dem Buche findet, trägt das Ihrige zu dem etwas befremdenden Eindrucke bey, der aber nicht hindert, in dem Verfasser ein großes, bedeutsames Talent zu erkennen. Die interessante Zeit, von welcher der Roman handelt, ist mit vieler Lebendigkeit und localer Färbung dargestellt; unter den Charakteren tritt jedoch außer der Heldinn, einer Ballettänzerinn, welche dem k. Hause durch Bande der Natur angehört, Niemand recht hervor; häufig weiß man nicht einmal, ob diese oder jene Person dem guten oder dem bösen Principe als Vertreter dienen soll; auch die Farbe seiner eigenen Meinung läßt der Autor in einer Weise schillern, daß man nicht recht klar sieht, wie es mit derselben beschaffen sey. Wie dem übrigens auch sey; Almqvist gehört zu den achtunggebietenden Erscheinungen der neueren Literatur, und der Verleger verdient Dank, daß er uns diese Bekanntschaft in seiner „wohlfeilen Ausgabe der Sammlung schwedischer Musterromane“ vorführte. — Die Auflage ist schön und correct. E.

Florian Lange's Erstlingsreise auf den Schneeberg, zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 8. July 1842.

Aus dessen Tagebuch abgeschrieben von A. R. von Perger. Wien, 1842, Tauer & Sohn.

„Nihil est in literis parvum,“ sagte ein alter Lateiner mit jener Pietät, welche immer mehr einem knabenhaften Cliquengeiste und ruchloser Verhöhnung des Strebens zu weichen scheint. „Nichts ist klein in der Wissenschaft;“ gibt das geistige Product auch nur ein Moment aus dem Leben eines nicht alltäglichen Individuums, so wird es doch

durch dessen Beziehung zum Ganzen bedeutsam. — Der Verfasser dieser Kleinigkeit (dem Umfange von 28 Seiten gemäß) ist unserer Zeitschrift vielfach befreundet; wir schmeicheln uns, daß dieser Umstand für die Tüchtigkeit seiner Gesinnung bürge. Eine gesunde Lebensanschauung, kerniger Styl und jene geistige Vertrautheit mit seinem Gegenstande, welche in dieselbe gleichsam hinüberlebt, zeichnen das Heft aus, dessen Gegenstand einer der erhabensten ist, deren Dolmetsch die Kunst werden mag. Herr von Perger hat ihn als Poet und Maler mit Lebendigkeit und Humor aufgefaßt; erheiternd und ergreifend schildert er das wundervolle Ereigniß, und wir sind überzeugt, daß seine Schrift jeden Fühlenden, jeden Edlen vergnügen werde. Man lebt die Nuancen der Sonnenfinsterniß noch einmal durch und fühlt mit heiligem Schauer die Größe des Allmächtigen. — Die thätige Verlagshandlung hat den willkommenen Erstling würdig ausgestattet. —E—.

Notizenblatt.

Amerikanischer Schnellnachdruck. „**Percival Keene**," so heißt ein neuer englischer Roman, der sich einer günstigen Aufnahme erfreut. Der „**Great Western**" brachte ihn am 29. September d. J. nach New-York; amerikanische Speculanten machten sich sogleich über die Beute her, und siehe, in 33, sage drey- unddreyßig Stunden wurde der Nachdruck fertig und durch die „**New-World**" zum Verkauf ausgeboten. Das nennen wir Schnellnachdruck. 9.

Ein **Depit amoureur.** Eine Pariser Schöne überwarf sich mit ihrem Anbether und gab ihm plötzlich den definitiven Abschied. Wüthend darüber schrieb ihr dieser einen Brief, worin er ihr drohte, die ihm geschriebenen Billet-doux zu veröffentlichen. Wie man erzählt, antwortete ihm die Dame nichts als die Worte: „Thun Sie das; ich werde nur über die Adresse zu erröthen haben." 6.

Ein chinesisch-kaiserliches Handschreiben. Unter den Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten, die bey der neuesten Sitzung der k. asiatischen Gesellschaft zu London, wie gewöhnlich auf der Tafel zur Schau lagen, befand sich auch ein Handschreiben auf gelbem Papiere, welches von dem Kaiser von China vor einiger Zeit an den bekannten Mandarin Lin erlassen worden ist. 9z.

Hausfrauen-Bildungsanstalt in Prag. Dlle. Fr. Jackiewitz hat in der Vorstadt Carolinenthal eine solche errichtet, die sich eines trefflichen Erfolges zu rühmen hat, und worin die Zöglinge in sehr kurzer Zeit den Unterricht in den nöthigsten Literärgegenständen, in weiblichen Arbeiten und dem Hauptzwecke des Instituts, der Hauswirthschaft, erhalten. So hatte ein ganz unwissendes böhmisches Mädchen vom Lande in drey Monaten gelernt sich sehr gut in deutscher Sprache auszudrücken. Um die Gemeinnützigkeit der Anstalt noch zu erhöhen, ist dieselbe gegenwärtig in die Stadt verlegt worden. 15.

Anzeige.

Die Stegreifdichterinn Caroline Leonhardt Lyser, welche bey dem Wiener Publicum gewiß noch in gutem Andenken steht, und neuerdings wieder in Prag, Brünn und Ollmütz die auszeichnendste Anerkennung gefunden hat, wird Dinstag den 29. November im Saale des Musikvereins, abermalige Proben ihres seltenen Talentes ablegen, wobey die Neuheit der Form, in der sie ihre Dichtungen vorzutragen gedenkt, das Interesse der Zuhörer nur erhöhen kann.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

238

Dienstag, den 29. November 1842.

Der Geyerpfiff.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von B. A.

Auf den schneebedeckten Alpengipfeln erglänzte das Frühroth mit magischem Schimmer; die Nebel der Nacht zertheilten sich und fielen in tausendfarbigen blitzenden Tropfen auf die duftigen Matten herab; aus der dämmernden Tiefe des Thales erhoben sich zwitschernd die kleinen Sänger des Waldes, das heraufsteigende Tagesgestirn freudig zu begrüßen; dazwischen ertönte hin und wieder von den Sennen der melodische Ruf des Alphorns; frey und frisch wehte die labende Bergluft, Alles mit ihrem kräftigen Hauch erweckend und belebend; es war ein Morgen, wie ihn jene gesegneten Berggegenden oft sehen, wie er aber dem Bewohner des flachen Landes selten zu Theil wird.

Vor der Thür einer ärmlichen Sennhütte stand ein junger kräftiger Mann, mit heiterem Blick in die frohe Scene hinausschauend. Sein gebräuntes Antlitz trug das Gepräge des leichten fröhlichen Sinnes, der die Söhne des Hochgebirges auszeichnet; seine Tracht und der über die Schulter geworfene Stutzen verkündeten den Jäger. Eben ergriff er den Alpstock, und schickte sich an, ein lustiges Berglied singend, den grünen Abhang hinabzuschreiten, da fühlte er sich plötzlich von hinten umfaßt, zwey weiche Händchen hielten ihm die Augen zu, und scherzend fragte eine helle Mädchenstimme: „Kannst du rathen, wer dieß ist?“

„O ja, Marie!“ rief lachend der junge Jäger, indem er sich loszumachen bemühte. „Aber du wildes Mädchen du! Einen armen friedlichen Jäger so zu erschrecken! Und nun lacht sie mich noch obendrein aus, die Arge! Ja warte, deine kleinen bösen Hände sind nun mein, und die sollst du mir gebührend auslösen!“

Er zog das liebliche Mädchen mit sich zu der rohen Bank, die vor der Hütte stand, und fuhr dann, plötzlich ernst werdend, fort: „Ich wollte eben zu euch hinunter, Marie. Mir liegt eine schwere Last auf dem Herzen, die mir Niemand abnehmen kann, als du.“

„Ich Conrad? Wenn ich's nur kann, von Herzen gerne!“

„Nur du kannst es, mein süßes Mädchen. Sieh, gestern Abend kam Ruodi's Walter von Ettliswyl herüber, und klagte mir weinend, sein Vater sey gestorben, und nun wolle der Junker seine kranke Mutter samt den ar-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

men Kleinen aus der Hütte werfen lassen, wenn sie nicht heute noch das Geld bezahlen können, das sie ihm schuldig sind. Zweyhundert Batzen hab' ich mühsam erspart, um damit unsere kleine Wirthschaft einzurichten, und eben so viel beträgt ihre Schuld. — Sage, Marie — dieß Geld — sollen wir die unglückliche Frau damit retten? Was räthst du mir? deinem Ausspruche will ich folgen."

Sinnend schaute Marie zur Erde; in ihrem blauen Auge zitterte eine Thräne, aber sie drängte den Seufzer zurück, der sich unwillkürlich ihrer Brust entwand, und sprang lächelnd auf.

„Gib mir das Geld, Conrad. Ich trag es selbst nach Ettliswyl. Du aber geh' hinunter zum Vater, und bitte ihn, daß er nicht böse auf uns ist! Schade um unser nettes Häuschen! ich hatte mich so darauf gefreut. Und das Brautkleid hat der Vater auch schon gekauft! Aber wie die arme Frau glücklich seyn wird! Mein guter Conrad!"

„Ich wußte, Marie, daß du so sprechen würdest. Wer weiß, vielleicht wird auch noch für unser Häuschen Rath, ehe wir's denken. Hier nimm das Säckchen, und nun leb' wohl, du herziges Mädchen! — Sieh! da kommt die Sonne herauf! Wie sie heute so herrlich strahlt!"

In majestätischer Pracht trat die Sonne hinter den Bergen hervor, und verklärte Beyder Antlitz mit lichtem Glanze. Noch einmal küßte Conrad zum Abschied das rosige Mädchen, dann schieden sie zögernd, und lange noch begegneten sich ihre Blicke, so oft sie sich umschauten.

In den halbverschütteten Gewölben der Schloßruine saßen an demselben Morgen sieben wilde Gesellen in eifrigflüsterndem Gespräche. Der Schein des Feuers, an dem sie eben ihr karges Mahl bereiteten, beleuchtete flackernd die geschwärzten Gesichter, in denen zügellose Leidenschaft und Laster ihre unverkennbaren Spuren zurückgelassen hatten. Rings an den Wänden lehnten lange Büchsen, und Mordwaffen aller Art, in einem Winkel aufgespeichert, verriethen genugsam das entsetzliche Handwerk, dem sich die jetzigen Bewohner dieses verborgenen Raumes hingaben. Plötzlich hielten sie inne im Gespräche, um zu lauschen, denn eilige Schritte tönten durch das weite Gewölbe, und ehe die Erschreckten noch Zeit gewannen, sich zu erheben, trat ihnen die athletische Gestalt ihres wilden Führers entgegen, auf den sich nun Aller Blicke erwartungsvoll richteten.

„Lustig, Burschen," begann dieser, „ich bringe gute Zeitung! Vom hohen Kloster ist ein Wagen mit Geld unterwegs, und wir werden leichte Arbeit haben, denn die dummen Tröpfe von Landreitern, die ihn begleiten, vermuthen eher alles Andere als unsern Besuch. Und haben wir nur unsere Schätze in Sicherheit gebracht, dann säumen wir keinen Augenblick mehr, dann geht's gradeswegs nach Italien, denn hier ist's ohnehin nicht mehr sicher genug für uns!"

„Ja Hurrah! nach Italien! nach Italien!" brüllte der Haufe in roher Freude nach.

„Nun, geschwind auf eure Posten!" sprach der Räuber weiter. „Du, Rieder, bist der Schlauste und Verwegenste von Allen, du versteckst dich im Hohlweg; von da kannst du die Landstraße übersehen. So wie du den Wagen hörst, gibst du das Zeichen, dann brechen wir Übrigen hervor, und die ganze reiche Fracht ist unser. Sollte irgendwo Gefahr drohen, so thut ihr dreymal den Geyerpfiff — aber nur, wenn's dringend nöthig ist, hört ihr?"

Ohne Zögern erhoben sich jetzt die Räuber, und nachdem sie ihre Waffen in Stand gesetzt, schlichen sie vorsichtig zu den bezeichneten Stellen.

Glücklich in dem Bewußtseyn, den Unglücklichen Freude und Glück wiedergebracht zu haben, schritt Marie fröhlich der Heimat zu. Die Mittagssonne strahlte glühend vom unbewölkten Himmel, doch sie achtete es nicht, hatte sie doch ihrem Conrad den inbrünstigen Dank der geretteten Familie zu bringen! Leicht und behende eilte sie über die sonnige Flur, und erreichte bald die schattige Felsschlucht, in deren Kühle sie einige Augenblicke zu ruhen gedachte. Moos und Epheu wucherten üppigwild in den Felsritzen, aus denen das frische Bergwasser in klaren Strömen hervorrieselte. Hier, in dem heimlichen Dunkel eines riesig überhängenden Felsstückes setzte sie sich in das weiche Moos, und während sie in behaglicher Ruhe ihre vollen seidenen Flechten entfesselte, und sie spielend mit duftigen Epheuranken durchwand, schweiften ihre Gedanken hinüber zu Conrad, zu ihm, den sie heute mehr und inniger liebte, denn je; — dort lag sein Hüttchen, sie konnte es in neblichter Ferne schimmern sehen; — ob er wohl jetzt an sie dachte? Sie nahm sich vor, ihm das Werk der Barmherzigkeit, das er geübt, mit der innigsten Liebe zu vergelten; süße Bilder der Hoffnung, selige Träume künftigen Glückes umgaukelten ihre Seele; sinnend lehnte sie sich gegen die Felswand, immer verwirrter wurden ihre Gedanken, immer tiefer neigte sich das liebliche Köpfchen, das müde Auge schloß sich — sie schlummerte.

Aber neben der Jungfrau theilte sich jetzt das dichtverschlungene Gestrüpp, und aus seinem Versteck trat der wilde Rieder hervor, Freude der Hölle im narbenzerfetzten Antlitze. Gierigen Blickes betrachtete er die schöne Schläferinn. — Arme Marie, sie ahnt nicht ihr Verderben, sie träumt so süß, das Lächeln der Unschuld umschwebt ihre holden Züge. —

Jetzt lehnt er das Gewehr an den Felsen — er tritt heran zu seinem unglücklichen Opfer. —

Doch welche unsichtbare Macht fesselt plötzlich seinen Fuß? Was schrickt er zusammen? — Gellend ertönt von der Höhe des Felsens der „Pfiff des Geyers," das Signal zur Flucht. — Er steht lauschend, kaum traut er seinem Ohr, da schrillt es noch einmal und mahnender durch die Luft, — noch immer zögert er, zähneknirrschend, auf die Schlafende das Auge gerichtet, aber zum dritten Male erschallt das fürchterlich drängende Pfeifen, und schnell das hindernde Gewand von sich werfend, eilt er in rasender Angst den Felsen hinan, daß Sand und Steine polternd hinunterrollen.

Aufgeweckt durch das Getöse, schaute Marie erschrockenen Blickes empor: über ihr zog ein gewaltiger Lämmergeyer daher, mit ausgebreiteten Schwingen die Luft zertheilend, und neben sich gewahrte sie des Räubers Kleid, und Gewehr, die er zurückgelassen. Staunend und geängstet sprang sie auf, die unheimliche Stätte zu verlassen, da bog eben der schwere Wagen ächzend in den Hohlweg; zu dem Führer eilte sie hin und zeigte ihm das Gefundene, der aber warf's erschreckt auf den Wagen und hieß auch sie schnell aufsteigen; dann gebot er den Knechten, die Pferde anzutreiben, und ohne Aufenthalt ging es nun dem sicheren Dorfe zu.

„Höre Sie, liebes Kind," redete der greise Amtmann unsere Marie an, die freundlich grüßend ins Stübchen trat. „Sie hat ja heute einen schönen Fund

gethan. Ja ja, seh' Sie mich nicht so erstaunt an! Sie wird sich freuen, sag' ich Ihr. Da seh' Sie, was in dem Rocke gesteckt hat!" Und er hielt ihr eine gewichtige Brieftasche, gefüllt mit Papieren, entgegen.

„Was soll ich aber damit machen, Herr Amtmann?" fragte Marie lachend.

„Was Sie damit machen soll? Sie ist nicht gescheidt, Kind! Was macht man mit gefundenen Brieftaschen? Man gibt sie dem Besitzer wieder, nicht — wahr? — Na, sieht Sie, mit der Brieftasche da fahr' ich heute noch nach der Stadt, und wenn ich Ihr dann so einhundert Ducaten dafür mitbringe, was sagt Sie dann? — Aber wo will Sie denn hin, Jungfer Marie? So warte Sie doch! — Ja fort ist sie, wie der Wind! Das wackre Mädel! Gönn's ihr von Herzen; ja wahrhaftig das thu' ich." —

Unter ähnlichen Ausrufungen bestieg der ehrliche Alte den Wagen. Marie aber lag in seliger Freude an der Brust des Geliebten, und Beyder Herzen vereinigten sich zum stillen, feurigen Dankgebeth. —

Wiederum waren die Raubgenossen am Abende in ihrem Schlupfwinkel versammelt, aber kein Wort wurde gewechselt, lautlos schauten sie auf ihren Hauptmann, der mürrisch auf und ab schritt, fürchterliche Verwünschungen über das Mißlingen des Bubenstückes ausstoßend.

„Wo bleibt der Rieder?" fragte er endlich wild. „Er allein ist Schuld, daß uns die reiche Beute entgangen. Aber büßen soll er mir's, er soll nicht ungestraft davon kommen! Wo ist er, sag' ich."

Fragend schaute er im Kreise umher, doch Niemand antwortete; Keiner hatte ihn gesehen, Keiner wußte zu sagen, wo er geblieben.

Rieder aber lag zerschmettert im Bette des Bergstromes; die Angst hatte ihn auf falsche Bahn geführt, und der verwegene Sprung, der ihn retten sollte, war gräßlich mißlungen. Am eilften Tage trieb der Strom seine Leiche ans Ufer.

Kommst du nach Glarus, mein freundlicher Leser, so besteige den Arnberg! Auf der Hälfte des Weges erreichst du ein gemüthliches Häuschen, von herrlichen Linden beschattet. Das alte Mütterchen, das dir mit traulichem Gruße entgegentritt, mit dem weißen Haare und dem noch weißeren Mützchen, es ist Marie. — Gerne und mit Jugendfeuer erzählt sie dir ihre Geschichte, und ihre Enkel umringen dich und sie, um ihren Worten zu lauschen. Nach Conrad aber frage nicht: denn die Thränen der Greisinn würden dir sagen, daß er nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Unfern des Häuschens schlummert er den ewigen Schlaf, und jeden Morgen besucht sie sein Grab, um es mit frischen Blumen zu bekränzen.

Zur Geschichte des weiblichen Herzens.

(Schluß.)

Am zweyten Tage nach diesem Vorfalle meldete Miß King dem glücklichen Wooley, daß Mistreß Morris sie zu dem entscheidenden Schritte vermocht, und bestimmte Tag und Stunde, wo sie bereit seyn wolle, in der St. Mary Redcliff-Kirche sich mit ihm trauen zu lassen. Wooley erlangte den nöthigen Erlaubnißschein, kaufte die üblichen Hochzeitsgeschenke, und bestellte den

üblichen Hochzeitskuchen. Es ist aus dem Zeugenverhöre mir nicht klar geworden, ob der Bäcker von Wooley selbst, oder von wem sonst den Namen der Braut erfahren. So viel steht jedoch fest, daß er den zufällig bey ihm einsprechenden älteren Bruder der Miß King wegen der Verheirathung seiner Schwester beglückwünscht. Nicht wenig überrascht, eilte dieser nach Hause zu seinem Bruder, zu seiner Schwester, und da Letztere hoch betheuerte, daß sie Herrn Wooley nicht kenne, geschweige zum ehelichen Gemahl nehmen wolle, so vermutheten die Brüder, daß dem achtbaren Manne ein loser Streich gespielt werden solle, und beschlossen, ihn davon zu benachrichtigen. Sie gingen ungesäumt zu ihm, und ließen sich melden. Er saß eben mit Miß Bryers beym Abendthee. Schnell überredete ihn diese, daß jene gewiß sein Vorhaben ausgefunden, und nun kämen, ihn daran zu hindern. Er befolgte ihren Vorschlag, und ließ sich verläugnen. Jetzt schrieben sie ihm, daß er die Güte haben möchte, am folgenden Morgen so früh als thunlich zu ihnen aufs Comptoir zu kommen, indem sie mit ihm über eine Sache von der äußersten Wichtigkeit schleunigst sprechen müßten. Dieser Brief diente nur dazu, den bethörten Wooley in der von seiner Schwägerinn ihm beygebrachten Vermuthung zu bestätigen, und da er ihr zugleich beystimmte, daß unter solchen Umständen die Trauung in der St. Mary Redcliff-Kirche leicht gestört werden könne, so übernahm sie es, Miß King zu vermögen, zum Behuf der Trauung mit ihnen nach London zu reisen.

Als Wooley am folgenden Tage von seinem Gasthofe nach Hause kam, erzählte ihm Miß Bryers, daß sie bey Miß King gewesen, die Brüder allerdings um das Vorhaben wüßten, und zwischen ihnen und der Schwester ein fürchterlicher Auftritt Statt gefunden, Letztere aber deßhalb um so schneller auf ihren Vorschlag eingegangen, und zur Vermeidung jedes Hindernisses bereits in seinem Hause sey. Wooley war hoch entzückt, und wollte sofort zu ihr. „Nein!“ rief Miß Bryers, „ich habe ihr mit heiligem Eide zuschwören müssen, daß Niemand, nicht einmal Jemand von den Dienstleuten sie sehen solle, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich nicht zum Wortbruche zwingen.“ Wooley versprach es, begnügte sich mit der Erlaubniß, ihr zu schreiben, und erhielt endlich doch die Zusage, daß, ehe er sich zur Nachtruhe begebe, sie ihm durch die Thürspalte die Hand reichen wolle. Das geschah, und Wooley ist geständig, die Hand geküßt zu haben. Ohne Verzug wurden die Reiseanstalten getroffen. Dicht verschleyert setzte sich die vermeintliche Miß King in den Wagen, und erst in London genoß Wooley das Vergnügen, ihr Gesicht zu sehen.

Sie wissen, daß, um in London mit Dispensation getraut zu werden, man vierzehn Tage in einem dortigen Kirchspiele gewohnt haben muß. Das that Wooley nebst seinen Damen. Sie wohnten diese Zeit über im St. Pauls-Kaffehhause — aber in getrennten Zimmern, und streng in Ehren. Den muthmaßlichen Nachstellungen der Brüder zu entgehen, blieben sie meist zu Hause. Mit Ablauf der vierzehn Tage, am 12. vorigen Monats, erfolgte in der St. John's-Kirche die Trauung, und nach zweytätigem Verweilen in dem eleganten **Bridge-house hotel** begab sich die Gesellschaft, wie junge Eheleute das gern thun, auf einen Ausflug nach der Insel Whight. Am Abende des vierten jetzigen Monats trafen die Drey wohlbehalten hier in Bristol ein, und saßen am nächsten Morgen fröhlich beym Frühstücke, als ein Geschäftsfreund Wooley's diesen zu sprechen wünschte, und hereingerufen wurde. „Wie gefällt Ihnen mein Weibchen?“ sagte Wooley, während er dem Fortgehenden das Geleite gab. „Sehr gut,“ antwortete dieser, „nur haben Sie mir etwas aufgebunden, daß es die reiche Miß King sey. Die ist es eben so wenig, als ich es bin.“ — Wooley theilte seinem Weibchen das mit. Sie hörte es lachend, und versicherte ihn, daß er bald keinen Zweifel haben werde, denn unmittelbar nach dem Frühstücke wollte sie mit Miß Bryers in ihre Wohnung gehen, um ihm die Documente über ihr Vermögen zu holen. Mehrere Stunden später erfuhr Wooley bey seiner Rückkunft, daß sein Weibchen und Miß Bryers zwey gestern mitgebrachte, noch unausgepackte Koffer abfordern lassen, und eine Stunde später wußte er, daß sein Weibchen nicht Miß Louisa Poole King, und mit seiner Schwägerinn auf der Eisenbahn nach London abgereist sey. Begleitet von einem Polizeybeamten, folgte er. Es gelang, die Geflüchteten auszuspüren. Sie hatten bey einer Tante seines Weibchens, einer Wäscherinn in Islington,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Quartier genommen, und Miß Bryers sich Mistreß Bryers genannt, und für die Gebieterinn der Nichte ausgegeben, deren Name Mary Anna Morgan ist, und die bis zu ihrer Verheirathung mit Wooley hier in Bristol ein leichtsinniges Leben geführt haben soll. Der ehrlichen Tante, die von ihrer Nichte nur wußte, daß sie in Bristol Kammerjungfer sey, lobte Miß Bryers das Mädchen über alle Maßen, und da sie Geld und Banknoten sehen ließ — das entwendete Eigenthum des armen Wooley — säumte die Tante nicht, ihr auf die wenigen Tage, welche sie Geschäfte halber in London bleiben müsse, Quartier zu geben. Die Verhafteten wurden nach hier zurückgebracht, und haben nun, wie gesagt, von den nächsten Assisen ihr Urtheil zu erwarten. Ich hoffe menschenfreundlichst, daß es ein Strafurtheil, und die Strafe der Betrügerey angemessen seyn wird.

Der indische Nabob in Paris.

Der Winter bringt, wie gewöhnlich, viele Fremde. Wenn die Badesaison vorüber ist, und die Spielsäle in Deutschland, Italien und Belgien geschlossen sind, geht es nach Paris. Am zahlreichsten finden sich Russen, Polen und Engländer ein. Das Reich der Letzteren ist so ziemlich vorüber. Sie werfen die Guineen nicht mehr zum Fenster hinaus, und haben sich in die Grenzen des Comforts zurückgezogen. Die Russen und Polen hingegen machen großen Aufwand. Auch befindet sich hier ein ostindischer Prinz oder Nabob; sein Name ist einige Zoll lang; der Anfang ist Baboo oder Daboo, und das Ende Bagore; der mittlere Theil ist wenigstens zweymal so lang, wie die beyden andern zusammen, und sein Vermögen ist wenigstens eben so beträchtlich als sein Name. Der Nabob wohnt im **Hôtel Meurice**; seine Leute gehen oft unter den Arkaden der Straße Rivoli spazieren; ihr reiches Costume erregt das Staunen der Vorübergehenden. Se. Excellenz haben sich einige Male in der Oper und in den **Variétés** gezeigt, aber ohne große Sensation zu machen. Man ist solcher außerordentlicher Erscheinungen zu sehr gewohnt, und wie kann sich der Pariser für Leute interessiren, die nicht mit ihm sprechen! Der Fremde, der hier zu Lande sich großen Genuß verspricht, täuscht sich; von Theatern und öffentlichen Vergnügungen wollen wir nicht reden. Um sich in den Pariser Salons zu gefallen, muß man zunächst die Sprache völlig in seiner Gewalt haben, und das ist schwerer, als man glaubt; es gibt tausend Anspielungen und Nuancen, die dem Fremden nicht sogleich gegenwärtig sind, wenn er sie sonst auch wohl kennt. Der gesellige Genuß der Franzosen ist Witz; ihre Lieblingsleidenschaft ist Eitelkeit; ihre wahre Poesie ist das Epigramm; bey aller Höflichkeit bleiben sie stets hartnäckig in ihrer Nationalität, die um so schroffer ist, je weniger sie das Ausland kennen. Unter allen Menschen des Erdbodens sind es aber gewiß die Deutschen, die sich am wenigsten mit der französischen Sinnesart befreunden können; und seltsam genug sind es gerade die Deutschen, welche sich am eifrigsten darum bemühen, die Franzosen zu spielen. Kaum sind sie ein Jahr hier, so verläugnen sie ihre Muttersprache, und schreyen ihr schlechtes Französisch durch die **Cafés** und **Restaurants**, daß es Einem die Ohren zerreißt. Noch weniger aber kann einem Deutschen das materielle Leben behagen; von unserer reinlichen Gemächlichkeit weiß man hier so wenig, als vom englischen Comfort. Zwischen Luxus und Entbehrung ist hier kein Mittelweg.

Außer dem ostindischen Prinzen ist auch eine westindische Prinzessinn hier. Zwar weiß ich nicht, ob sie eine Prinzessinn ist, doch besitzt sie ein fürstliches Vermögen, denn es wird auf 12 Millionen Franken angeschlagen. Die Dame ist nach Paris gekommen, um sich für ihr Geld einen Mann zu holen. Da hat sie dann die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auswahl. Die Hauptstadt strotzt von schönen, jungen Männern, und im Allgemeinen ist bey den Franzosen das männliche Geschlecht schöner, als das schöne. Die Prinzessinn will einen jungen Mann haben, von gutem Aussehen, von Rang, Baron muß er wenigstens seyn, und er muß sie ins Theater führen, und in der vornehmen Welt produciren. Das sind freylich keine übertriebenen Ansprüche, und wenn sie solche Vermögensvorzüge besitzt, so läßt sich das Alles wohl erreichen, und weit mehr noch, allerdings; indeß hat die Sache ein Häkchen: die Prinzeß ist eine Negerinn.

Notizenblatt.

Der Violoncellist C. Romberg. Der Name eines berühmten Vaters ist gewiß ein beneidenswerthes Erbtheil, aber auch zugleich, wie so manche andere Ehre in der Welt, eine schwere Last, der die Schultern des Trägers nicht immer gewachsen sind. Nur selten ereignet sich der Fall (am glänzendsten vielleicht trat er in England bey Chatham und William Pitt ein), daß der Ruhm des Sohnes dem des Vaters gleich kommt. — Der Virtuose, der diese Bemerkung veranlaßt, ist ein Sohn des berühmten Bernhard Romberg, der seiner Zeit oft und mit Recht der „Vater des neuen Violoncellspieles“ genannt wurde und der Jahrelang als Vorbild der höchsten Künstlervirtuosität gegolten hat. Die tüchtige Schule eines solchen Vaters bewährt sich auch in dem Sohne; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, ob seine künstlerische Vollendung, die bey den Forderungen der Jetztzeit wohl noch Einiges zu wünschen übrig läßt. an die des Vaters und Lehrers hinaufreichen werde. An Aufmunterung und Beyfall von Seiten unseres Publicums hat es dem jungen Künstler nicht gefehlt. 33.

Neueste Südseefahrt. Capitän Langlois, welchen französische Blätter den geschicktesten Seefahrern beyzählen, steuerte vor drey Jahren mit dem Schiffe „**Le Comte de Paris**“ nach der Südsee, um Wallfische zu fangen, die bekanntlich im Norden von Jahr zu Jahr rarer werden. Kürzlich ist er zurückgekehrt und in den Hafen von Bordeaux eingelaufen. Seine Ausbeute war wohl sehr beträchtlich, denn er fing nicht weniger als 26 Stück Wallfische; allein seine Schicksale waren, seiner Erzählung zu Folge, von der Art, daß er seinen Fang wahrhaft für einen hohen Preis erkauft hat, denn er hat einige Seestürme bestanden, welche ihn öfter bis an den äußersten Rand des Verderbens brachten, und über Alles das hatte er mit Scorbut zu kämpfen, der seine Leute auf der hohen See ergriff und auf die schaudervollste Weise hinraffte, so daß er selber leidend mit den kranken Trümmern seiner Mannschaft nothgedrungen an der Küste von Neuseeland landen und dort den Ausgang seines traurigen Verhängnisses abwarten mußte. Er legte sich in einer Bay vor Anker, an einer Stelle nemlich, wo die Ureinwohner noch in ihrem rohesten Naturzustande lebten. Hier gewann er auch ein Paar junge Neuseeländer für seinen Dienst, und brachte sie mit nach Frankreich. Es sind flinke, rüstige und wildmuthige Bursche und so ganz das Gepräge ihres Stammes, den wir bisher freylich mehr von seiner häßlichen und furchtbaren Seite kennen gelernt haben. Die Bewohner von Bordeaux wandern seit einigen Tagen schaarenweise nach dem Hafen, um diese Fremdlinge und ihre seltsamen Waffen zu sehen, mit welchen sie allerley sehr ergötzliche Kriegsübungen vornehmen. Diese Waffen bestehen in langen Lanzen, deren Spitzen von Fischgräthen und deren Schaft aus einer sehr harten Holzgattung ist; ferner in Hacken und Hammern aus einer eigenthümlichen sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

harten Steinmasse. Ihre Kleidung ist sehr künstlich aus Bast gewoben und hat keine Nath; im Vaterlande gebrauchen sie aber dieselbe nur im Kriege, denn außerdem gehen sie gewöhnlich nackt, wie wir es schon von Cook und Forster wissen. Capitän Langlois hat auch eine Quantität sehr schöner Muscheln, viele seltene schönbefiederte Vögel und andere Naritäten mitgebracht, welche bestimmt seyn sollen, die Cabinete der Hauptstadt zu zieren. 28.

Ein englischer Spaß. In dem ernsthaften, soliden England kommen auch große Albernheiten vor, größere, als vielleicht irgend wo anders. So geschah es neulich in dem bekannten Badeorte Cheltenham, daß irgend ein Windbeutel fast sämtliche Handels-, Gewerbs- und Handwerksleute der Stadt gleichzeitig mit ihren Waarenerzeugnissen in das Haus einer dort wohnenden Dame bestellte, um sich in der Ferne an der daraus entspringenden Verwirrung zu weiden. Als sie, wie natürlich, mit dem Bescheide abgewiesen wurden: es sey nichts bestellt worden, schlugen die Leute einen unglaublichen Lärm. Es soll einen Wirrwarr ohne Gleichen gegeben haben. Ein Hutstepper war begehrtermaßen mit einem ganzen Karren voller Hüte gekommen; ein Pferdeverleiher mit seinem stattlichsten Paar angeschirrter Reitpferde. Eine Schleife mit zwey gewaltigen Ohlfässern war einer andern mit einem Dutzend Kisten voller Franzweine in die Stränge gefahren, so, daß es Flüche und Prügel nach Noten setzte. Sämtliche, nach dem Hause der armen Dame führende Straßen waren im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Wagen, Schleifen, Schiebkarren u. dgl. voller Porzellan, Leinen- und Baumwollen- und Specereywaaren u. s. f. angefüllt. Dort brachten keuchende Metzgerburschen ungeheure Hammelkeulen und anderes Fleischwerk herbeygeschleppt, da zimperliche Putzmachermamsells ganze Haufen Putzwaaren. Das Widerlichste bey der boshaften Posse aber war der Umstand, daß auch ein Leichenwagen samt Bahre und dem ganzen dazu gehörigen Personale sich einfanden, und am Thorwege mit einem schmucken Hochzeitswagen und andern bestellten eleganten Equipagen zusammentraf. Diese schwarze lugubre Erscheinung mit den feyerlich wehenden Federbüscheln soll einen gar seltsamen Abstich gegen das unglaubliche bunte Treiben ringsumher gebildet haben! Der Urheber des saubern Streiches war nicht ausfindig zu machen. F. M.

Alexander von Humboldt hat unlängst der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris einen umständlichen Bericht über die Höhenmessungen erstattet, welche von zwey englischen Officieren im Verlaufe dieses Jahres mit dem todten und dem mittelländischen Meere vorgenommen worden sind. Es hat sich hiebey ein Resultat herausgestellt, das man in Zweifel ziehen müßte, wenn die Sache einen andern Referenten und Vertreter als einen Alex. von Humboldt hätte, denn man hat das todte Meer um 427 Metres tiefer als das mittelländische befunden. 28.

Thater-Bulletin. „I due Sergenti," neue Oper vom Maestro Mazzucato, hat in Genua Furore gemacht und gefällt mit jeder Vorstellung noch mehr.

Eine glänzende Aufnahme fand auch „Il Duca d'Alba" von Pacini bey der ersten Aufführung in Neapel.

Im Theater des Palais royal hatte die Parodie „Les ressources de Jonathan" einen succès de fou rire. 32.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

239

Donnerstag, den 1. December 1842.

Die Liebe einer Kreolinn.

Erzählung.

I.

Ein stattlicher französischer Dreymaster segelte auf den durchsichtig leuchtenden Tropengewässern den westindischen Inseln zu. Der Himmel war heiter, und die laue würzige Abendluft war ein sicheres Zeichen des nahen Landes. Auf dem Vorderdeck saß Einer der zahlreichen Passagiere, dessen Schweigsamkeit und Zurückgezogenheit alle Übrigen während der ganzen Seereise mit Theilnahme oder Neugierde betrachtet hatten. Seine Augen waren fest auf den westlichen Horizont gerichtet, wo die Küste Cuba's als ein kaum bemerkbarer Streif auftauchte, und seine Züge nahmen in dem Maße, als das Schiff sich der Insel näherte, einen lebendigeren Ausdruck an. Das regelmäßig schöne, aber bleiche Gesicht des jungen Mannes belebte sich mit einer flüchtigen Röthe, und seine Augen leuchteten mit fast fieberhafter Glut. Am folgenden Tage warf das Schiff im Meerbusen von Havanna die Anker.

Wenn man das alte Spanien auf amerikanischem Boden kennen lernen will, so muß man Havanna sehen mit dem unaufhörlich belebten Hafen, wo die unzähligen, von nackten Negern geführten Piroguen zwischen den stattlichen Kauffahrteyschiffen, deren Anzahl sich gewöhnlich auf fünfzehnhundert beläuft, um Waaren auf die Schiffe zu bringen, oder Fremde, welche das großartige Schauspiel in der Nähe betrachten wollen, umherzuführen. Dieser originelle, großartige Anblick war indessen nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des jungen Reisenden zu fesseln; denn kaum war er ans Land gestiegen, so erkundigte er sich nach der Wohnung des Sennor Alonzo Huerta, eines reichen Rheders, an den er ein Einführungsschreiben hatte.

Der Sennor Alonzo empfing ihn mit allen Zeichen der Achtung, welche Handelsherrn den von auswärtigen Geschäftsfreunden empfohlenen Fremden zu erweisen pflegen. Er hatte sich in den Saal zurückgezogen, wo er seine Sieste zu halten pflegte. Er überließ sich dem Reize des in heißen Ländern so süßen hacer nada, indem er sich in einer Hängematte wiegte, und dem Guitarrespiel einer farbigen Sclavinn zuhörte. Der Spanier drückte eine halb ausgerauchte

Cigarre zwischen den Fingern, und ein Neger erfrischte mit einem aus Colibrifedern gewirkten Fächer die Temperatur des duftenden Gemaches.

Alonzo gab dem Neger, welcher den Fremden eingeführt hatte, ein Zeichen, und dem Letzteren wurde eine butaca, ein dem europäischen Sitzbade ähnlicher Sessel gereicht. Sobald die ersten Höflichkeiten gewechselt, und einige gleichgültige Fragen gethan waren, fragte der Fremde nach dem Marquis del Ritto, einem reichen Pflanzer der Insel.

„Der Marquis del Ritto! — Por Dios! Der Mann ist mir bekannt! Ich stand früher in Geschäftsverbindungen mit ihm.“

Der Fremde war sichtbar bewegt. Der Spanier nahm die Cigarre aus dem Munde, blies eine dicke aromatische Rauchwolke von sich, und rief seinen ersten Commis, der in einem Nebenzimmer arbeitete.

„Sennor Corrubedo, erinnern Sie sich eines Marquis del Ritto, mit dem wir einmal Geschäfte in Kaffeh und Zucker gemacht haben?“

„Ja, Sennor,“ erwiederte der Commis, der die Namen aller Pflanzer, Kaufleute und Schiffscapitäne, mit denen das Haus Huerra in Verbindung gestanden, im Kopfe hatte, „der Name steht in unsern Büchern, aber von langer Zeit her.“

„Suchen Sie —“

„Seinen Wohnort!“ ergänzte der Fremde hastig.

„Da ist er schon,“ sagte Sennor Corrubedo, nachdem er einige Blätter des Hauptbuches umgeschlagen hatte. „Empfangen hundertfünfzig Körbe Zucker von dem Hrn. Marquis del Ritto, wohnhaft zu Guoyama. Empfangen zweyhundert Fässer Kaffeh —“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ unterbrach der Fremde die Relation

„Es freut mich,“ sagte der Handelsherr, „daß ich Ihnen eine Auskunft ertheilen kann, welche für Sie von Interesse ist. Guoyama liegt ziemlich entfernt von hier. Die Reise dahin wird Sie wenigstens vierundzwanzig Stunden Zeit kosten. Der Landweg ist sehr mühsam; die Reise zu Wasser ist dagegen viel bequemer; Sie werden am Hafen leicht ein Fahrzeug nach Massipa miethen können, und von dort geht's einige Stunden zu Lande weiter.“

Der Fremde nahm dankend Abschied, und begab sich in den Hafen, wo er eine Menge von Schiffern fand, welche ihn an Bord nehmen wollten. Er fuhr gegen Mitternacht ab. —

Wenn man in ein noch unbesuchtes Land kommt, so fühlt man ein unersättliches Bedürfniß, zu sehen und zu beobachten; allein um zu sehen und zu beobachten, muß Geist und Herz von keinem drückenden Gedanken belastet seyn, welche die Sinne des Reisenden gefangen halten. Die Seele des beobachtenden Reisenden muß den weißen Blättern seines Notizenbuches gleichen, welche erst mit den empfangenen Eindrücken gefüllt werden sollen.

Der Gast des Sennor Alonzo besaß nichts weniger als diese Unbefangenheit des Geistes, übrigens war ihm auch das überraschende Schauspiel der Tropennatur keineswegs neu; denn obgleich er Havanna zum ersten Male sah, so hatte er doch schon im vorigen Jahre die Insel Porto Rico besucht. Die schleunige Wiederholung seiner Reise hatte also einen andern Grund als die Befriedigung der Wißbegierde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Georges L*** zeigte schon in früher Jugend ein ausgezeichnetes Kunsttalent. Er trieb die Malerey mit solchem Erfolge, daß alle Kunstkenner, welche seine durch den Stift oder Pinsel verkörperten Phantasiegebilde gesehen hatten, ihm das glänzendste Prognostikon stellten. Er fand in der Natur aller Länder Stoff zu künstlerischer Begeisterung; allein er war überzeugt, daß die in minder lebendigen Farben und minder kräftigen Umrissen sich darstellenden nördlichen Gegenden dem Pinsel des Malers große Schwierigkeiten darbieten, und er zog aus dieser Beobachtung bald den richtigen Schluß, daß andere Gegenden, namentlich die Tropenländer, zur Darstellung des Pittoresken weit günstiger seyen. Der südeuropäische Himmel, die südeuropäische Landschaft besitzt bey manchen Eigenthümlichkeiten doch Manches, was uns an unsere gewohnten Umgebungen erinnert, während sich in den überseeischen Ländern keine Spur von den Bildern wiederfindet, an welche des Europäers Auge gewohnt ist.

Diese Gründe bewogen den jungen begeisterten Künstler, der französischen Hauptstadt auf eine Zeitlang Lebewohl zu sagen, und sich nach Porto Rico einzuschiffen. Diese Insel wird unter allen Antillen von den Europäern am wenigsten besucht, und dieser Umstand war entscheidend für ihn; er wählte eine noch wenig betretene Bahn.

Es gibt wohl kaum ein Land, welches hohen poetischen Anlagen mehr Stoff darbietet, als die westindischen Colonien mit ihren lebendig frischen Tinten und ihren eigenthümlichen Sitten, wo ganze Classen der Bevölkerung zu einem beständig leidenden Daseyn verurtheilt sind; wo die Rache in den Herzen der Unterdrückten gleich einem vulkanischen Feuer brennt, welches jeden Augenblick loszubrechen und Alles zu vernichten droht. Was muß der Künstler, der Dichter, der Philosoph bey dem Anblicke so tiefer menschlicher Erniedrigung empfinden! Man kann in jenen paradiesischen Gegenden keinen Schritt thun, ohne von allen Seiten her die mächtigsten Eindrücke zu empfangen.

Georges war im Innersten seiner Seele ergriffen. Er schrieb und malte abwechselnd unter dem Einflusse dieser mächtigen Eindrücke, welche sein Dichter- und Künstlertalent erst völlig weckten. Zu diesen Regungen gesellte sich auch bald die Poesie der Liebe. Anitta, eine junge Kreolinn, erschien ihm als die Verkörperung seines Ideals, als das Meisterwerk der Schöpfung. Er hatte nie regelmäßig schönere Formen, nie ausdrucksvollere und anmuthigere Züge gesehen. Die liebliche Kreolinn war ganz Liebe und Hingebung für ihn, und er hing bald an ihr mit einer unter den Franzosen sonst nicht sehr häufigen Innigkeit und Reinheit des Gefühles.

Anitta gehörte jener Kaste an, welche bisher in den Colonien mit eiserner Strenge unterdrückt wurde. Die einzige Gunst, welche ihr das Schicksal gewährt hatte, bestand darin, daß sie in dem dortigen Sinne frey war, d. h. daß sie über ihre Person verfügen konnte, und daß kein Herr eine unumschränkte Gewalt über ihr Leben hatte. Georges, dem der sittliche und sociale Zustand des Landes völlig fremd war, sah keinen Grund, weßhalb er Anitta's Liebe nicht hätte erwiedern sollen. Übrigens wurde er in den Zügen der schönen Kreolinn die Beweise ihrer Abkunft vergebens gesucht haben; sie war nicht brauner, als die Spanierinnen, welche dort für „Weiße" gelten. Nur die Tradition sagte von Anitta, sie sey eine Farbige, etwa wie die Muselmänner sagen: er ist ein Franke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allerseelentag zu Paris.

Von J. Duesberg.

Ein trüber Morgen hängte seine Nebel tief über die Hauptstadt; leichte Regenschauer flogen vorüber, und zerstoben im Winde. Auf einmal lag die Morgue vor mir, still und schwarz mitten im Marktgetümmel. Nicht weit davon sang ein Fidler zu seiner Geige. Ich trat kühn hinein, aber als ich drinnen war, ergriff mich ein Grauen. Das Thor steht den ganzen Tag offen, so großer Zuspruch drängt sich zum Gasthofe des Todes; auch wird er stark von Neugierigen besucht; das Volk zumal läuft gern dahin. Für diese Leute ist es ein Genuß, der Gebildete entsetzt sich davor; was wir aber im Trauerspiele suchen, ist vielleicht dasselbe. Es ist hier wie dort das Walten finsterer Mächte, vor denen wir uns im Augenblicke in Sicherheit fühlen, die uns aber stets bedrohen.

Rechts ist die „Greffe," wo das Signalement der Verunglückten eingeschrieben wird; die Thüre, die zu dieser letzten Station vor der Ewigkeit führt, ist grün angestrichen. Dem Eingange gegenüber ist das Thor, durch welches die Leichen in den Todtensaal getragen werden; dieser befindet sich links. Ich konnte mich anfangs nicht entschließen, nach den hohen Fenstern zu blicken, die das Publicum davon trennen, und bis an die gewölbte Decke reichen; es ist ja wirklich entsetzlich, so auf einmal aus dem vollen Leben in den Tod zu schauen. Und hier vollends ist er gräßlicher als irgendwo; da erscheint er mit Wunden, die der Mord oder der Selbstmord geschlagen, mit allen Gräueln ohne einen Trost. Der Reiche, den man erdrosselt, um ihm das Geld abzunehmen, liegt da so verlassen, wie der Chiffonnier, den das Elend ins Wasser gestürzt. Kein Freund wacht an der Leiche, kein Priester bethet hier, nirgends winkt eine Hoffnung von Jenseits; in der ganzen Morgue ist kein Crucifix. Zuletzt faßte ich mir ein Herz, und trat an die schrecklichen Fenster, und blickte in die Vorhalle des Grabes; sie war leer. Acht schwarze Tafeln sind in zwey Reihen aufgestellt; auf diesen werden die Leichen ausgestreckt, ein schiefes mit Messing überzogenes Bret dient statt des Kopfkissens. An den Wänden laufen eiserne Stangen mit Haken hin, an welchen die Kleider aufgehängt werden. Der Saal war sehr reinlich. Die schwarzen Todtenbetten waren frisch gescheuert, die messingenen Platten blinkten, der Fußboden war frisch gerieben, der Ort war gleichsam zu einem Feste aufgeputzt, zum Feste aller Seelen!

In der Morgue lauert die Nemesis, und späht Blick und Geberden aus; ein Wort reicht hin, um das Verbrechen zu entlarven. Sobald der Verdacht eines Mordes aufsteigt, mischen sich verkleidete Polizeyagenten unter die Zuschauer, und horchen auf Alles, was gesprochen wird. Aus einer Äußerung, die ganz gleichgültig scheint, werden zuweilen die wichtigsten Indicien gefolgert. Oft auch treibt eine unsichtbare Hand den Mörder selbst an diese Stätte, damit er sich verrathe. Mir fiel der herrliche Hymnus der Eumeniden in den Kranichen des Ibikus ein. Ich könnte manche Geschichte erzählen, die sich hier zugetragen, aber jetzt ist's genug, weg aus dieser Stätte der Grabesschauer. Hören Sie läuten? Es ist **Notre-Dame**; die Kirche liegt ganz in der Nähe. Eilen wir dahin, damit die bösen Geister von uns weichen. Wir entrinnen dem ewigen Nichts, und treten in die Unsterblichkeit ein: die Kirche hat noch immer die Macht des Teufels ausgetrieben.

Notre-Dame, zu deutsch Muttergottes, hat hier einen gestifteten Altar, und außerdem eine eigene Capelle; sie sind recht sinnig aufgeputzt mit weißen Blumen, und die marmornen Bilder haben eine ganz jungfräuliche Anmuth. An hohen Feyertagen erscheint sie in massivem Silber, und wird von schönen jungen Mädchen getragen, mit langen weißen Schleyern, durch welche die glühende Wange, das blitzende Auge sich immer bemerkbar machen. An den Pfeilern brannten auf eisernen Gestellen mit unzähligen Spitzen unzählige Wachslichter, für die armen Seelen, wie das in katholischen Kirchen Gebrauch ist. Die Todtenmessen wurden an dem Votivaltare gelesen. Der Priester war ein ganz alter Mann; er konnte kaum das Haupt aufrichten, um zu bethen, so schwer lasteten die Jahre auf ihm. Er bethete für die Abgeschiedenen. Wie lange wird es dauern, so gehört er selbst dazu! Die Versammlung

bestand aus lauter Frauen, meist aus den Volksclassen, und meist bejahrte Frauen. Einige Damen mit schwarzen Federhüten und schwarzen Tüllschleyern weinten und betheten recht inbrünstig. Der Hauptaltar und das Chor waren schwarz ausgeschlagen. Auch außerhalb der Kirche, über die Bogen des Hauptthores war eine schwarze Draperie gebreitet. In den Sculpturen, womit diese Bogen angefüllt sind, ist das Original zu Quasimodo zu sehen; nur hat der Dichter wie gewöhnlich übertrieben. Alle Kirchen verhängen am Allerseelentage ihr Portal schwarz. In St. Merry wird das Fest mit besonderer Pracht begangen. Die Pfarrey hat ein eigenes Privilegium vom Papste. Der gregorianische Gesang hat etwas Schwerfälliges und Eintöniges; aber bey solchen Leichenfeyern, mit Begleitung von Baßgeigen und Posaunen, thun die kräftigen Noten gute Wirkung.

Nach dem Gottesdienste wandert man nach dem **Père la Chaise**. Die Straße **La Roquette** hält am Allerseelentage ihren Jahrmarkt. Die Leute sind geputzt und freundlich; je näher man dem Kirchhofe kommt, desto lustiger geht es zu. Hübsche Mädchen verkaufen Todtenkronen. Auch hierin ist die Industrie vorangeschritten: man macht jetzt Kränze aus Metall oder Glas. Die gewöhnlichen sind von weißen Immortellen gemacht, die Inschrift oder Aufschrift mit schwarzen Immortellen eingeflochten: **à ma mère etc.** Auch flicht man sie aus Zweigen von Buchsbaum und Granatblumen, welches recht gut läßt. Es wurden Marrons geröstet oder gesotten, und Waffeln gebacken. Kinder spielten auf der Roulette um Macaronen oder Croquetten. Bettler, die der Krieg lahm geschossen, bliesen: **ah; quel plaisir, d'être soldat!** auf der Clarinette, und Polichinello prügelte seine Frau. Die Polizeysergeanten und Municipalen hatten ihre Noth, um die Fiakers in Ordnung zu halten.

Auf **Père la Chaise** fand ich große Gesellschaft; man schlenderte auf und ab, man plauderte, man genoß die Aussicht nach Paris hin, man suchte die neuen Monumente auf, das Landvolk staunte die prächtigen Blumen auf den Gräbern an. Familien zogen mit Kränzen beladen vorüber, und verschwanden hinter den Cypressen. Eine mächtig starke Witwe blies den Staub von der steinernen Platte, unter welcher ihr eheliches Glück ruhte, sie machte das Kreuz, und schimpfte den Aufseher aus, weil schon wieder die Blumentöpfe gestohlen worden waren. Große Rührung war eben in dem Gewühle nicht zu bemerken: doch herrschte Anstand und Ernst. Empfindsamkeit ist die schwache Seite des Volkes nicht. Das Andenken ihrer Todten ehren übrigens die Franzosen mit musterhafter Pietät, und seit fünfzehn, zwanzig Jahren ist hier das Familienleben so rein und innig als irgendwo in der Welt.

Mit dem besten Willen, ernsthaft zu bleiben, wie es der Tag und der Ort geboten, mußte ich doch zuweilen lachen; da ist die Familiengruft des Hrn. Tamponet, Kunstgärtners; der Mann hat seinem Sohne eine ganze Orangerie aufs Grab gestellt, und sich auf diese Weise dem Publicum empfohlen. Eine Epicierfrau hat sogar der Grabschrift ihres Mannes ihre Adresse beygefügt: **Rue de la Verrerie Nr. 44.** Der Sohn des Hrn. Tamponet war Capitän in der Nationalgarde. Der Papa hat ihm eine Grabschrift setzen lassen, welche also schließt:

Hélas! tu m'as ravi l'orgueil de mes vieux ans,
Grand Dieu! de tes desseins quelle est la profondeur?

Muß man nicht staunen über die tiefen Rathschlüsse der Vorsehung, welche Hrn. Tamponet seinen Sohn, Hauptmann in der Nationalgarde, raubt? In einer andern Grabschrift heißt es:

L'instant, où tu perdis la vie,
Fut le dernier de nos beaux jours.

Am Grabe der Marquise von Asfeld hörte ich folgendes Gespräch zwischen einem Kinde und seiner Mutter: „Ach! wie hübsch ist das Grab.“ — „Jawohl, die arme Frau hat da einen recht angenehmen Aufenthalt, und ist recht ruhig.“ — „Man hat aber ihr Alter nicht angegeben.“ — „Sie hat's vielleicht nicht sagen wollen.“

Abends hörte ich das „Stabat“ von Rossini; ein Stabat, wie der Père la Chaise ein Kirchhof ist, aber die Cavatine, die erste Nummer nach der Einleitung, ist doch etwas Herrliches.

D.

Philharmonisches Concert,

gegeben vom sämtlichen Orchesterpersonale des k. k. Hofoperntheaters, unter Leitung des Capellmeisters Otto Nicolai.

Was lange als holder Traum, als frohe Ahnung die Herzen aller Musikschätzenden durchzog, ist wahr geworden. Aufführungen, welche auf dem Grunde technischer Vollkommenheit, den Geist, die Schönheit, das Seelenhafte des Kunstwerkes zur Anschauung bringen, werden uns nun geboten. Hier sind, unter den guten, die besten Kräfte vereinigt; längst vertraut mit dem Opferdienste der Muse, ist ihnen das Schwierige ein Leichtes, das Schwierigste ein Aufruf des Ehrgeizes an das Gelingen. So kommt's, daß classische Tonwerke hier ausgeführt, im Lichtglanze jener seligen Räume zu erglänzen scheinen, die den Schöpfern derselben zum Wohnsitze dienen. Welch ein Orchester ist dieses! Sein Crescendo ein Cataract, sein Forte ein Donner, sein Diminuendo ein fernhinrieselnder Krystallbach, sein Piano ein Frühlingshauch! Klopstock würde ausrufen: „Hier schwimmt man in den Wonnen der Musik!" —

Die G-moll von Mozart! — Eine Symphonie ohne Trompeten und Pauken, überdieß nur von wenigen Blasinstrumenten unterstützt. Die Violinen fast allein stiften hier Krieg und Frieden, schlingen und lösen den labyrinthischen Knäul. Und die Wirkung? Eine Mozart'sche. Solch eine Musik wiegt sich wie ein Stück des Himmels, und sieht aus dem reinen Äther in unser Herz, und zieht es hinauf.

Die C-moll Beethoven's! — Die Engländer haben ihre Schiffe, die Franzosen ihre Schlachten, die Italiener ihre Basiliken und Opernhäuser; der Deutsche hat seine Symphonien. Sie sind ein Nationalschatz, von dem alle anderen borgen müssen. — Beethoven's Symphoniemusik läutet Sturm. Alle Seelen gerathen bey ihr in Aufruhr. Es ist ein Ruf der Geister zu Geistern, des Menschen zum Menschen; eine Fanfare, welche die Ewigkeit verkündet. Wer nicht überfließt im seligen Weh, im düstern Wonnetaumel dieser gottdurchblitzten Flammenrede, dessen Herz vermag den Hauch der Unendlichkeit nicht zu fühlen; er „stehle weinend sich aus unserem Bunde!" —

Mozart's „G-moll" kann kaum vollendeter gehört werden. Es wallte deutsches Blut in der Ausführung. Die Naivetät, die Tiefe, die zarte und kräftige Empfindung dieser Musik schien ordentlich aus dem Innern der Tonkünstler herauszufließen, und fort und fort in den weichsten Wellenformen. — Die C-moll Beethoven's erfaßte wie mit süßem Schreck. Ihre Aufführung war so geistdurchdrungen, einheitlich-schön, fein ausgearbeitet, daß ich's für ein Vergehen hielte, wegen verschiedenartiger individueller Ansicht über Kleinigkeiten daran mäkeln zu wollen. Drüber noch freylich geht die Pariser, hoffentlich aber nur die Pariser allein. Die Franzosen besitzen eben für den heroischen Pathos Beethoven's die rechte Stimmung. Die seeleninnige, engelmildlächelnde, deutschidealische Lyrik Mozart'scher Instrumentalwerke gleitet von ihren thatdurstigen Gemüthern zu sehr ab. Beethoven dagegen ist ihnen ein Heros der Leidenschaften, ein tönender Kriegsgott, ein in Musik gesetzter Napoleon. Daher denn auch eine Beethoven'sche Symphonieaufführung in Paris — freylich das Resultat oft halbjähriger Studien — derzeit das Höchste ist, was ein Orchester in Begeisterung, Einheit und Declamation zu leisten vermag. Sind aber die Pariser ganz oben auf dem Berge, so sind wir Wiener in unseren Philharmonischen Concerten wenigstens den Berg schon tüchtig hinan, und es sind nur physische Hindernisse, keineswegs geistige noch

technische, die uns aufhalten, die Fahne neben jenen auf die Spitze zu pflanzen; was inzwischen, in Folge des bereits erwiesenen Fortschrittes, noch werden wird. —

Im Gesange erfreute uns Mad. van Hasselt-Barth mit der meisterhaft vorgetragenen großen Sopranarie „Come scoglio" aus „Così fan tutte," und die treffliche Dlle. Lutzer mit der Mozart'schen Concertarie „Non temer amato bene," zu welcher als Begleitung neben dem Orchester auch eine obligate Clavierstimme gesetzt ist. Wir waren dabey mit Kullak's Spiel, das uns in Hanmann's Concert fast zur Bewunderung hinriß, weniger zufrieden; es war flüchtig und empfindungslos. Muß man denn auch immer zwanzigfingerige Künste machen wollen? Oder wiegt etwa ein Mozart'sches Concertant geringer im Werthe als jene? —

Hebel, Bildner, Mittelpunct und Seele des Ganzen ist der talentreiche Capellmeister und Componist Nicolai. Ein schöner Enthusiasmus ließ ihn diese seit längerer Zeit ruhenden Concerte von Neuem begründen, und ein Verein trefflicher, künstlerischer Eigenschaften begünstigt ihn sie so erfolgreich zu leiten, daß ihnen gleich im Beginne freudige Liebe entgegenkam, und sie nun die Quelle des auserlesensten musikalischen Genusses bilden. Nicolai ist Dirigent durch und durch. Seine musikalische Intelligenz befähigt ihn das ganze große Gedicht in der Ausführung schöpferisch nachzudichten, und mächtig die Tongeister zu wecken. Sein Blick belebt, sein Arm bewegt, lenkt und fesselt das Orchester nach den Zauberssprüchen der Partitur. Inneres Bewußtseyn bietet ihm sicher den aufmunterndsten Lohn; möge er aber auch in der ehrenden Anerkennung von Außen die Triebfeder zu weiteren edlen Anstrengungen finden! Carl Kunt.

Notizenblatt.

Eine literarische Entdeckung. Vor etwa fünfzehn Jahren erschien in „Blackwoods Magazine" ein anonymes Gedicht, benannt „die Schmiedung des Ankers" (oder besser das Lied vom Anker), welches wegen seiner Originalität und ächt dichterischen Kraft von englischen Kritikern dem unsterblichen deutschen Liede von der „Glocke" an die Seite gesetzt wurde. Einer derselben, welcher, wie er neuerlichst (im Londoner „Athenaeum") äußerte, die Erinnerung an diesen Nebenbuhler des Schiller'schen Meisterwerkes getreu bewahrt, und stets nach irgend einem neuen Lebenszeichen von Seiten des namenlosen Dichters umhergespäht, glaubt nun demselben auf die Spur gekommen zu seyn. Es dürfte wohl, meint er, kein anderer seyn als Charles Dibdin, von dessen Liedern so eben von G. Hogarth eine chronologisch geordnete Sammlung mit Anmerkungen, neuen Compositionen derselben fürs Pianoforte, und einer Lebensskizze des Dichters herausgegeben worden ist. Ein darin vorkommendes Gedicht „die Ankerschmiede" wird nemlich von ihm als eine Vorarbeit oder als ein Vorläufer jener Dichtung angesehen. F. M.

Die Häuser aus Gußeisen, welche bekanntlich schon seit längerer Zeit in den Großschmieden und Schmelzwerken Englands verfertigt werden, scheinen immer mehr Anwerth zu finden, denn die Fabrication geschieht jetzt mit noch größerer Thätigkeit, als jemals, und dem Vernehmen nach sollen auch aus Hamburg bedeutende Bestellungen auf solche metallene Behausungen eingegangen seyn. Ein dreystöckiges Haus von zehn bis zwölf Zimmern, das durch einen einzigen Ofen geheizt werden kann, kostet nur 800 bis 1000 Pfund. Will man es zerlegen und von einem Platze auf den andern schaffen, so betragen die Kosten nicht über 25 Pfund.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein neuer Luftschiffer. Mr. Schwartz, ein Deutscher von Abkunft, hat ein neues überaus sinnreiches System der Aëronautik erfunden, und kürzlich auch zu Lyon eine Probe seiner Erfindung abgelegt, welche ganz nach Wunsch ausgefallen und mit einem allgemeinen Beyfall gekrönt worden ist. Er scheint seine Kunst so ganz an die Natur selber anzulehnen, und so einfach zu Werke zu gehen, daß er mit einem Ballon und zwey Flügeln mehr leistet, als man bisher mit großen complicirten Maschinerien geleistet hat. Er hat sich zu Lyon 36 Metres hoch erhoben, und ist an derselben Stelle, wo er aufgestiegen war, wieder zur Erde zurückgekehrt. Dem Vernehmen nach soll er Paris selber zum Schauplatz seiner nächsten Luftsegelung machen. 28.

Elend der Armen. Bey Nièvre, in der Gemeinde Chamvert, hat sich kürzlich ein herzzerreißenden Vorfall ergeben. Ein Tagelöhner und Vater von drey unmündigen Kindern starb — mehr aus Hunger und Gram, als in Folge einer wirklichen Krankheit, und hinterließ seine Familie in der dürftigsten Lage. Sein Weib, das vierte Kind unter dem Herzen, gerieth in Verzweiflung und ward ihrer Leibesbürde ohne Hülfe und Beystand entledigt; denn wer geht gern in die Hütte des Armen? Die Mutter gab neben der Leiche ihres Mannes in dem erbarmungswürdigsten Zustande ihren Geist auf, und das neugeborne Kindlein schickte nur wenige Laute des Schmerzens in dieses traurige Daseyn, dann verstummte es auf immer in den Armen der verölichenen Mutter. Die drey übrigen Kinder, von Leid, Schreck und Hunger getrieben, erhoben ein Geschrey, das endlich Menschen herbeyzog — denen das Herz im Busen bey diesem Anblicke krampfhaft erstarren mußte. Die Ortsobrigkeit sorgte nun für die Bestattung der Todten, und einstweilen auch für die Verpflegung der von Allen verlassenen Kinder. 9.

Modebericht.

Eine neue Gattung von Bournoußecharpe zeichnet sich durch ihre Form und eine Umgebung von Passementerie, Spitzen oder Stickereyen aus. Sie drapirt sich um die Taille und bildet, durch die Disposition der Falten, breite Ärmel, die man herauslegen kann oder nicht.

Der armenische Mantel erhält seinen Succeß; von Sammt, mit Pelzwerk verbrämt, oder von Drap mit Stickerey, gehört er zu den hübschesten Novitäten der Saison.

Etwas sehr Distinguirtes sind die Überröcke von Sammt, vorne auf dem Juvon, um die Pelerine und Ärmel mit einer reizenden Stickerey aus runden Seidenfäden geziert, welche sich ganz en relief herausstellen. Ein dergleichen Überrock von grünem Sammt, in dreyerley Grün mit weißem Fond gestickt, macht allgemeines Aufsehen.

In ähnlicher Weise macht man auch Schärpen in Sammt mit Stickerey in drey bis vier Tönen; sie dienen zugleich als Echantillon zu obigen Überröcken, indem man die Wirkung im Kleinen versucht.

Die neuesten Coiffures sind „**Bohémienne**“ in Sammt mit Goldeicheln und „**Geneviève,**“ Häubchen aus Blumen und Spitzen zusammengesetzt. 6.

Modebild XXXXVIII.

Zwey Männeranzüge für den Winter. Nach Originalen von Hrn. Joseph Gunkel, bürgl. Männerkleidermacher, am Graben, Nr. 1144, im ersten Stocke.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

240

Freytag, den 2. December 1842.

Die Liebe einer Kreolinn.

(Fortsetzung.)

So vergingen einige Monate, als das gelbe Fieber, jene bittere Frucht der Sclaverey, unter der dichtgedrängten Bevölkerung der Insel, ausbrach. Diese schreckliche Seuche verfolgt die Europäer oft bis in ihre Heimat zurück, als wollte sie sich an ihnen rächen für die Grausamkeiten, welche sie an den unglücklichen Afrikanern der neuen Welt verüben, vorzüglich aber erreicht sie auf den Antillen einen solchen Grad, daß die Bestrebungen der Heilkunst fast immer vergeblich sind.

Auch Georges theilte das Schicksal vieler Europäer. Die Krankheit gab sich durch plötzlich gelähmten Gang, ungewöhnlich heftigen Pulsschlag, und Schwere des Kopfes auf das Unzweydeutigste bey ihm kund; seine hohlen tiefliegenden Augen sagten deutlich, das gelbe Fieber habe ihn ereilt.

Hätte der junge Franzose nicht in großer Lebensgefahr geschwebt, so würde sich Anitta vielleicht glücklich gepriesen haben, daß ihr eine Gelegenheit geboten wurde, die bis zur größten Selbstverläugnung gesteigerte Innigkeit ihrer Liebe zu zeigen. Wie manche Stunde wachte sie am Krankenbette ihres Geliebten, sein bleiches Gesicht mit Wehmuth betrachtend! Wie manche stille Thräne weinte sie, wie manches Gebeth sandte sie zum Himmel empor um seine Rettung! Sie fürchtete weder die Ermüdung, noch die Ansteckung, und vergebens bat und beschwor sie der Kranke, ihn zu verlassen, und ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen.

Georges, dessen Muth durch die ihn bedrohende Gefahr keineswegs niedergebeugt war, erkannte die ganze Größe dieser edlen Aufopferung. Er fand in dem Besitze eines solchen Herzens reichen Ersatz für seine Schmerzen; und gleichwohl wurde seine Lage mit jedem Tage beklagenswerther. Während er in seinem hoffnungslosen Zustande an das Schmerzenslager gefesselt war, klopfte eine andere Geißel, der Mangel, an seine Thüre. Eine Zeitlang kamen ihm seine Freunde zu Hülfe, aber allmälig erkaltete ihr Mitgefühl.

Endlich schien der Himmel Anitta's Flehen erhören zu wollen. Des jungen Franzosen kräftige Natur widerstand der schrecklichen Krankheit. Er gehörte zu Jenen, welche von dem über die Insel schreitenden Würgengel ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schont wurden. Die Seuche war gewichen, aber das Elend mit seinem bleichen hohläugigen Antlitze war geblieben. Hier, von allen Lebensbedürfnissen entblößt, konnte Georges unmöglich völlig wieder hergestellt werden. Mit dem gelben Fieber kommt Niemand so wohlfeilen Kaufes davon, und wehe dem, der zum zweyten Male von der Seuche befallen wird: es ist ein unwiderrufliches Todesurtheil.

Der Arzt bestand darauf, daß Georges die Colonie verlassen solle. „Es ist durchaus nothwendig," sagte er zu Anitta, „denn nur die heimatliche Luft ist im Stande, ihm das Leben wiederzugeben. Hier schwebt er fortwährend in der größten Lebensgefahr."

„O mein Gott! Verschone ihn! Nimm mich! Aber er muß leben!" rief Anitta. Sie bethete Stunden lang vor dem Bilde der Gebenedeyten, während Thränen ihre Stimme erstickten.

„Er muß fort von hier!" wiederholte der Arzt dringender als zuvor; „er muß nach Europa zurück!"

„Fort! Aber wie?" fragte sich Anitta, unter dem Gewichte der harten Nothwendigkeit in tiefe Gedanken versinkend. Plötzlich jedoch eilte sie, wie von einem glücklichen Gedanken ergriffen, auf Georges zu und ergriff seine Hand.

„Ich weiß wohl," sagte sie, ihn bekümmert ansehend, „daß ein längeres Verweilen in unserm Klima dir den Tod bringt. Ich kann dich nicht länger leiden sehen; es würde mir das Leben kosten."

„Es ist nicht des Himmels Wille, daß ich meine Heimat wiedersehen soll," erwiederte Georges mit Resignation.

„Nein, Georges, der Himmel ist uns günstig, er will dich retten, er hat mir diese Nacht einen Gedanken eingegeben. — Liebst du mich wirklich?" fragte sie nach einer Pause, ihn zärtlich anblickend. Und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr sie fort: „Ja, ja, du liebst mich; ich habe Unrecht, so mit dir zu reden. Sieh mich hier zu deinen Füßen! Versprich mir Alles zu thun, was ich von dir verlange!"

„Ich verstehe dich nicht, Anitta. Rede, dein Wille ist auch der meinige; ich verspreche dir, Alles zu thun, was du von mir verlangst. Aber löse mir dieses sonderbare Räthsel!"

„Nein, das ist mein Geheimniß!" erwiederte Anitta mit einem so herzgewinnenden Lächeln, daß Georges glaubte, Anitta wolle ihm eine Überraschung bereiten, und er forschte nicht weiter nach.

III.

Im Hafen lag ein nach Havre bestimmtes Schiff. Viele unter denen, welche das gelbe Fieber überstanden, hatten sich bereits zur Überfahrt nach Europa gemeldet. Georges, welcher wieder einige kleine Spaziergänge am Gestade zu machen im Stande war, sah das segelfertige Fahrzeug, und ein Seufzer entwand sich unwillkürlich seiner Brust. Anitta schien es leicht zu bemerken. Ihre Blicke waren indessen düsterer, ihre Worte seltener und trauriger geworden, und Thränen rollten über ihre Wangen. Georges war jedoch seit seiner Erkrankung an derley Ausbrüche des Gefühles schon so sehr gewöhnt, daß er die Ursache derselben in keiner äußern Veranlassung finden zu müssen glaubte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eines Abends jedoch war Anitta beym Abschiede ungewöhnlich bewegt; sie blickte ihm mit besonderer Innigkeit in das abgezehrte Gesicht und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Lebe wohl, Georges," sagte sie mit halberstickter Stimme, indem sie ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand reichte. Und ohne auf seine Antwort zu achten, eilte sie davon.

Am andern Morgen fand Georges folgende, von Anitta's Hand geschriebene Zeilen: „Sey nicht in Sorgen um mich, lieber Georges, du wirst bald von mir hören."

Zwey Tage verflossen, und Anitta kam nicht. Am dritten Tage endlich trat ein alter Neger in seine Wohnung. Der Neger war in der größten Eile; er fragte nach Georges L***, er hatte einen Brief und Geld für ihn.

„Woher kommt dieses Geld?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer schickt es?"

„Das sagt der Brief."

Georges öffnete das Schreiben, und las Folgendes: „Du hast mir versprochen, Alles zu thun, was ich von dir verlangen würde. Ich verlange, daß du sogleich nach Europa reisest, um deine Gesundheit wieder zu erlangen. Verliere keine Zeit; und wenn du wieder gesund und stark bist, so komm wieder zurück — nicht um hier zu bleiben, sondern um mich nach Europa abzuholen, nach deinem schönen Heimatlande, wovon du mir so oft erzähltest, und wo die Liebe nicht mit Vorurtheilen zu kämpfen hat. Mein Entschluß — vergiß dieß nicht, Georges — ist unwiderruflich gefaßt. So lange du hier bist, wird dir mein Aufenthalt unbekannt bleiben. Suche die für unsere gemeinschaftliche Reise nöthige Summe zusammenzubringen; aber vor Allem sorge für deine Gesundheit. Nach deiner Ankunft in Europa wirst du meinen Aufenthalt erfahren. Suche nicht zu erforschen, woher ich die beykommende Summe erhalten habe; du kannst sie von Anitta wohl annehmen, die Alles, selbst das Leben für dich opfern, aber nicht für alle Schätze der Welt deiner unwerth werden würde."

„Nein, Anitta!" rief Georges, „nie reise ich ohne dich! — Wo ist Anitta?" fragte er darauf den Neger, welcher stumm wie eine Bildsäule blieb.

„Nun, wenn du mir nicht antworten willst, so gehe zu Anitta, und sage ihr, daß ich sie sehen muß, wenn es auch nur auf einige Augenblicke wäre."

Der Neger antwortete nur mit Kopfschütteln. „Warum? Anitta ist jetzt weit von hier; sie ist mit spanischen Handelsleuten nach Havanna gereist."

„O Gott im Himmel, ist es wahr?"

„Ja," war die lakonische Antwort des Negers, der sich eine Thräne aus dem Auge wischte.

Die Unterredung wurde durch den eintretenden Arzt unterbrochen, dessen Gesicht bey dem Anblicke des Kranken eine lebhafte Besorgniß ausdrückte.

„Sie müssen sich durchaus zur Abreise entschließen! Sie sind es nicht allein sich selbst, Sie sind es auch der trauernden Anitta schuldig. Verzeihen Sie," fügte der menschenfreundliche Mann zögernd hinzu, „ich begehe eine Indiscretion. Ich fürchte, Sie können bey der weiten Entfernung von Ihrer Heimat und den Ihrigen in diesem Augenblicke nicht über die ganze zur Überfahrt nöthige Summe disponiren. Ich bedaure, daß ich Ihnen nicht das Ganze anbieten kann; aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie einen Theil —"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich danke Ihnen," unterbrach ihn Georges, „Anitta hat dafür gesorgt." Er erzählte dem Arzte das Vorgefallene.

„Bedenken Sie sich keinen Augenblick, in Anitta's Verlangen zu willigen," fuhr der Arzt fort. Er vermuthete ein Geheimniß, wovon Georges nicht die geringste Ahnung hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der französischen Oper.

Es ist stark die Rede davon, ein drittes lyrisches Theater in Paris zu errichten. Die Autoren und Tonsetzer wünschen es; dadurch erhalten sie Gelegenheit, ihre Werke desto leichter anzubringen. Die Directoren wollen aber nichts davon wissen, sie können dabey nur verlieren. Das stärkste Argument, das man zu Gunsten des Projectes vorbringt, stützt sich auf die Erfahrung früherer Zeiten. Zehn Jahre hat Paris drey lyrische Theater zugleich gehabt, nemlich vor Eröffnung des Theaters **Feydau** bis zu dessen Vereinigung mit dem Theater **Favart**. In dieser Periode hatten nemlich die rasch auf einander folgenden Regierungen einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal dieser Anstalten, vor allen der **Académie royale de Musique**, welche vom Staate subventionirt wird; sie stand natürlicher Weise den jedesmaligen Machthabern zu Gebote. Als sie die Municipalität von Paris in ihren Sold nahm, war sie weiter nichts mehr, als eine politische Maschine.

Im Juny **1791** nahm sie den Titel **Opéra** an. Zu ihrem politischen Debut gab sie **1792** die „**Offrande à la liberté**," von Mehul und Gossec. Gossec hatte damals das Monopol der sogenannten **Fêtes civiques**; die Gleichheitswuth ging damals so weit, daß der **Almanach des spectacles** sich bitter über die Aristokratie des Talentes beschwert. Das Stück erhielt sich lange im Repertoire, und wurde täglich als **Lever de Rideau** gegeben. Außerdem wurden **1791** und **1792** gegeben: „**Castor et Pollux**" mit einer neuen Partitur von Candeille, — die erste war von Rameau — „**Corisandre**," in drey Acten, Musik von Langlé, „**Oedipe et Jocaste**," in drey Acten, Musik von Méreaux. Hymnen gab es die Menge: „**Le tombeau des Imposteurs**;" „**la journée du 10 Août**;" „**hymne à la victoire**;" „**à la raison**;" „**la prise de la Hollande**" etc.

Im Jahre **1793**: „**Le camp de Grandpré**, von Chénier, Musik von Gossec; „die Belagerung von Thionville," Musik von Jadin; „Fabius," Musik von Méreaux; „Miltiades zu Marathon," Musik von Lemoine. Nicht politische Opern aus diesem Zeitraume sind: „Das Urtheil des Paris," von Gardel und Mehul, das sich bis in die spätern Zeiten erhalten; „Figaro's Hochzeit," von Mozart, die aber durchfiel: „Orpheus" und „Armide," die das Publicum erträglich fand. Dagegen wurden „Roland," „Iphigenie auf Aulis," „Ödip zu Colonos," „Chimene" aus dem Repertoire gestrichen; das nannten die Kritiker damals die Chimären ihrer Väter.

Das Jahr **1794** begann mit „Horatius Cocles," wozu Mehul eine seiner besten Symphonien geschrieben; dann kam: „Der **10. August**" nebst einem Prolog; die „Eroberung von Toulon," von Sans Culottide, Musik von Porta; „Dionys der Tyrann, Schulmeister zu Korinth," und das „republikanische Rosenmädchen," (**Rosière**) beyde von Grétry; in dieser Partitur wurde zum ersten Male die Orgel in der Oper gehört. In demselben Jahre wanderte die Oper vom **Boulevard St. Martin** aus, und zog in den Saal der Straße Richelieu ein; zugleich nahm sie den Namen **Théâtre des arts** an.

Die Jahre **1795** und **1796** brachten keine Neuigkeit. Endlich **1797** betrat die Oper eine neue Bahn mit „Anakreon bey Polykrates." von Grétry; das folgende Jahr brachte „Apelles" und „Campaspe," in einem Act, Musik von Eler; „Olympia," Musik von Kalkbrenner.

Im Jahre **1798** finden wir „Adrian," von Mehul; dann kam wieder

ein Anfall von patriotischem Fieber: innerhalb weniger Monate erschien „Leonidas, oder: die Spartaner;“ „die Landung in England“ ꝛc. Das Ballet: „Hero und Leander“ bezeichnet das Ende der Krisis.

Im Jahre 1800: „Hekuba,“ in drey Acten, Musik von Milcent; das Ballet: „die Dansomanie,“ von Gardel, das eben so großes Glück machte, wie das „Urtheil des Paris.“

Im Jahre 1801 Nichts. In einem Zeitraume von zehn Jahren finden wir also höchstens zwey bis drey achtungswerthe Leistungen. „Anakreon,“ gewiß nicht Grétry's Meisterstück, ist die beste darunter. Die große Oper war eigentlich nur dem Namen nach vorhanden. Indessen nahm auf andern Bühnen die französische Musik einen ganz besondern Aufschwung; wir meinen Favart und Feydau; auf der erstern glänzte Ellevion, Feydau besaß dagegen den Sänger Martin; Beyde fanden sich später auf einer und derselben Bühne wieder. Den eleganten schönen Ellevion hatte ein unwiderstehlicher Drang aus der Medicinschule auf die Bretter getrieben; Martin war früher im Orchester angestellt, das er auf den Rath seiner Freunde verließ. Berton war der Erste, der ihn auf den Schatz aufmerksam machte, der in seiner Brust schlummerte: „Du dummer Tropf,“ sagte er zu ihm, „wie kannst du mit einer solchen Stimme deine Zeit mit Violinspielen verlieren; lerne singen!“ — „Ich habe keinen Lehrer.“ — „So geh zu deinem Oheim Candeille, er gibt dir einen;“ und Martin ging zu seinem Oheim, und brachte sein Anliegen vor. „Ah, du willst singen lernen,“ erwiederte dieser; „ich will dir ein Mittel dazu angeben: stelle dich unter einen Holzschoppen und brülle aus Leibeskräften, so mußt du es bald lernen.“ Glücklicherweise fand Martin in der italienischen Truppe des **Théâtre de Monsieur** Vorbilder und Lehrer, deren Unterricht ihm von größerem Nutzen war, als die Methode seines Onkels.

Im Jahre 1791 erschien im **Feydau** „**La nuit espagnole**“ und „**Lodoisca;**“ ein Meisterstück Cherubini's; der Text ist von Loraux; außerdem gab dieses Theater noch »**Il Bubero di bon cuore,**“ „**Il tamburro notturno,**“ „**La pazza par amore,**“ eine Oper, die zu einer Musik von Haydn geschrieben war, betitelt „**Laurette,**“ Lustspiel in Versen von Desmoutiers und Picard.

Unter den merkwürdigsten Erscheinungen im **Favart** aus diesem Jahre führen wir „**Paul et Virginie**“ von Kreutzer an; „**Camille**“ von Dalayrac; „**Guillaume Tell**“ von Gretry; eine andere „**Lodoisca**“ von Kreutzer. Ganz verschollen sind: „**Griselidis,**“ „**Bayard,**“ „**Adélaïde et Mirval,**“ und „**Agnes et Olivier,**“ letzte Oper von Dalayrac; im Ganzen gab **Feydau 21, Favart** nur **18** Stücke im Laufe des Jahres **1791**; doch ist **Favart** im Vortheil, die einzige „**Lodoisca**“ von Cherubini kann die „**Lodoisca**“ von Kreutzer, „**Paul et Virginie**“ von demselben und „**Camille**“ von Dalayrac zusammen genommen nicht aufwiegen. In Cherubini's Werk lag der Keim zu einem Umschwunge in dem Style der komischen Oper, allein die musikalische Revolution hatte bereits mit „**Euphrosine**“ und „**Conradin**“ von Mehul das Jahr vorher begonnen.

Im Jahre **1792** finden wir das Contingent beyder Bühnen sehr verringert in jeder Hinsicht: **Favart** bringt **10** Stücke, **Feydau 17**; aber unter den in **Favart** gegebenen befindet sich ein Meisterwerk von Mehul: „**Stratonice,**“ nebst einigen Leistungen von Gretry, Dalayrac und Berton; **Feydau** hat dagegen nur die Posse „**Les Visitandines**“ aufzuweisen, deren Ruf sich bis heute erhalten. Sie war das Debut des Hrn. Devienne, dessen Namen aber wenig bekannt geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November 1842.

Seit meinem letzten Briefe hat die Oper zwey, das recitirende Drama nur Eine Novität gebracht. Die erstern waren die „Krondiamanten“ und „Hans Sachs,“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die letztere „Kaiser Rudolph im Worms," von Alexander Rost, einem jungen Dichter in Weimar, wo auch, wie der Zettel meldete, sein Erstlingsproduct bereits aufgeführt worden ist.

Auber's sogenannte romantisch-komische Oper: „Die Krondiamanten," sollte jedoch nur hyperromantisch und statt komisch barock genannt werden; auch ist sie in musikalischer Hinsicht sehr unbedeutend, und hat trotz der Anstrengung der Sängerinnen Podhorsky und Herrmann (Königinn und Donna Diana), wie der HH. Emminger (Don Sebastian) und Kunz (Rebolledo), deren Verdienste um das Ganze von dem Publicum anerkannt wurden, doch nur einen sehr getheilten Beyfall gefunden, und ist schnell wieder vom Repertoir verschwunden.

Besser gefiel das zum Benefice der Dlle. Herrmann gewählte deutsche musikalische Drama: „Hans Sachs," komische (?) Oper in drey Acten von Lorzing, die bey so vollem Hause gegeben wurde, als es die Talente und die Verwendung der wackern jungen Sängerinn erwarten ließen, welche auch den ziemlich unbedeutenden Part der Kunegunde mit eben so viel Sorgfalt als Kunstfertigkeit durchführte, und von den HH. Kunz (Hans Sachs) und Schütky (Eoban Hesse) recht wacker unterstützt wurde.

Rost's „Kaiser Rudolph in Worms" zeugt für ein dem Verfasser inwohnendes dramatisches Talent, wenn gleich jetzt noch Erfahrung und Bühnenkenntniß offenbar fehlen. Er versteht noch nicht die vorhandenen guten Momente zu frappanten Situationen auszubilden, und insbesondere fehlt ihm die schöne Kunst, das, was erzählt werden muß, am rechten Orte anzubringen. So wirft er z. B. ein schlimmes Licht auf den Verstand des Kaisers, wenn sein Kanzler ihm erst die Zunftgebräuche deutscher Städte erklären muß. Die Bezeichnung: „Romantisches Zeitgemälde," erregt Erwartungen auf eine mehr detaillirte Einhaltung des Costumes in Sprache und Lebensweise, die hier eben nicht anders erscheint als in hundert andern Schauspielen in Versen. Im Ganzen sind die ersten Acte besser angelegt als die letztern, woher sich auch die Kälte des Publicums am Schlusse herschreiben dürfte, welches sich im Grunde strenger gegen dieses Drama bezeigte, als dasselbe verdient. Die Ausführung hätte in den meisten Theilen besser seyn können, und viele Mitglieder schienen eben nicht mit vieler Liebe zu spielen. Am wackersten hielten sich Dlle. Frey (Armgart) und die HH. Polawsky (Meister Justus) und Dietz (Wolfram), Hrn. Fischer (Rudolph) fehlte nur die kaiserliche Würde.

Am Tage der feyerlichen Enthüllung des Mozart-Denkmals wurde bey uns „Don Juan," in theilweise neuer Besetzung aufgeführt, erregte aber dennoch keinen großen Enthusiasmus.

Eine überraschende und höchst interessante Erscheinung war der königl. preußische Hofschauspieler Hr. Moritz Rolt, der uns in zwölf Tagen mit acht Gastrollen um so mehr erfreute, als er seit seiner letzten Anwesenheit (wo er beynahe noch als Reconvalescent nach einer langen Krankheit erschien) nicht allein an physischer Energie, sondern auch an Natur und Wärme der Darstellung noch gewonnen hat; dieses zeigte sich zumal in seiner ersten Gastvorstellung: „Hamlet," welchen er seit zwey Jahren größtentheils umstudiert zu haben scheint. Außerdem sahen wir ihn noch als Thomas Hild in „Garrik in Bristol," in „Wilhelm Tell," Hugo in der „Schuld," „Richard III." (dreymal) und „König Lear," und zwar stets bey vollen, meist überfüllten Häusern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Neue englische Componistenschule. Das **Athenaeum**," eine der gediegensten und gehaltvollsten englischen Zeitschriften, leitet eine kritische Übersicht der neuesten brittischen Instrumentalcompositionen mit folgenden Bemerkungen ein: „Wenn ein kritischer Aufsatz mit dieser Überschrift vor einigen zwanzig Jahren geschrieben worden wäre, hätte er traun eben so kurzläufig und gedrängt seyn können, als jenes famöse Capitel über die „Schlangen in Island" in Olans Magnus Geschichte dieser Insel. Doch die Zeiten haben sich auch in dieser Beziehung wesentlich geändert. Die gründlichere und vielseitigere musikalische Bildung, welche unseren Virtuosen und Tonsetzern dermalen zu Theil wird, vor Allem ihr Studium der Continentalmusik, hat das Verlangen in ihnen entzündet, irgend etwas zu leisten, wodurch sie den Hummels und Mendelssohns einst an die Seite zu treten hoffen dürften, und sie in Besitz einer Fülle von Mustern jeglichen Styles gesetzt. Die Folge hievon ist, daß unser „junges musikalisches England" begonnen hat von nichts als von Schöpfung großartiger Symphonien, Serteten, Septetten und anderer Erzeugnisse des schwierigsten und des intellectuellsten Zweiges musikalischer Composition zu träumen. Gewiß ist, daß es eben so resolut nach dermaliger hoher Auszeichnung trachtet, als nur irgend einer der jungen Continentaljünger Polyhymnias, welche mit entblößtem Halse, langwallendem Haare und Banditenbart die Linden oder die Boulevards entlang schlendern, versunken in Visionen von Mozart, Beethoven, Weber und — sich selber." 3.

Schlaraffenleben von Entlastungszeugen. Ein Londoner Blatt hat so eben die Wirthshausrechnung für drey Tage veröffentlicht, welche der berüchtigte Kammerdiener Suisse für seine Entlastungszeugen, die, wie man sich erinnern dürfte, aus „lustigen Weibern," gewesenen Mitdomestiken und derley Leuten bestanden haben, im Laufe von drey Tagen, während welcher sie ihres Verhöres halber in London verweilten, wohin sie von besagtem Suisse auf seine Kosten entboten worden waren, bloß für Dach und Fach, Kost und Erfrischungen die Summe von 257½ Pf. St., also 2575 fl. C. M. aufgehen lassen. Der Merkwürdigkeit halber folgen hier einige von den Posten: Mittagsmahlzeit nebst Dessert Tag für Tag 20 Pf.; Luncheons oder Gabelfrühstück, jeden Tag 3 bis 4 Pf.; Champagner tagtäglich für 15½ Pf.; Sherry oder spanische Weine in Eis tagtäglich für 16 Pf.; Portwein für 6 bis 8 Pf. täglich; Hock oder Rheinwein und Claret oder französische Tischweine täglich für 12 bis 15 Pf.; Sodawasser, Limonade, Mandelmilch u. dgl. für 3 bis 3½ Pf. täglich; Cigarren Tag für Tag an 1½ Pf. St. Dazu kommen noch an Trinkgeldern für Aufwärter und Stubenmädchen 7¼ Pf. und für einige zerbrochenen Gläser 1½ Pf. Und die Aussagen dieses Gesindels haben hauptsächlich oder eigentlich unbedingt die Freysprechung des verschmitzten Kammerdieners bewirkt. 3.

Die Zahn- und Brotgesellschaft — oder im Original: **the tooth and loaf society**, ist in London ein Gewächs der neuesten Zeit, und hat einen doppelten Zweck, wovon der Eine wahrlich eine stark humoristische Seite hat, während der Andere eine ernste und würdige Tendenz der Humanität verfolgte, wenn sein Pfad nicht gewissermaßen an den Schlangenweg des Betruges streifte. Wir wollen uns darüber etwas näher erklären: Die Legionen von Nothleidenden in England, welche meist aus Mangel an Beschäftigung nichts zu beißen und zu kauen haben, sollen gar beklagenswerth an Zahnweh leiden, und nicht die Mittel besitzen, sich von dieser neuen Qual zu befreyen, da das Ausziehen eines Zahnes mindestens ein

Paar Schillinge kostet. Dem zu Folge will jene Society eine Zahn-Curanstalt errichten, wo den armen Leuten die schadhaften Zähne für ein Paar Pence ausgerissen werden. Was nun den zweyten Punct betrifft, so steht er mit jenem gleichsam im Contraste, und beabsichtiget das Korngesetz zu umgehen, welches bekanntlich nur die Einfuhr des Getreides und Mehles stark beschränkt, aber von dem Brote keine Meldung macht. Sonach will die ehrsame Society in einem der nächsten Häfen von Frankreich täglich eine Quantität Brot backen und über den Canal führen lassen, um die Hungrigen zu speisen. 28.

Minerale in England. England scheint fast mehr mineralische Bestandtheile als wirkliche Erdarten, wenigstens mehr als Humus zu enthalten. So hat man unlängst wieder bey Airdrie, im sogenannten Schwarzlande, in Westschottland ungemein beträchtliche Eisenlager aufgefunden, und sogleich mehrere Hochöfen gebaut. Das Einkommen eines einzigen dieser Hochöfen soll sich gegenwärtig schon auf 10,000 Pfund Sterling belaufen. 9.

Reiseverkehr in Paris. Wie uns ein Pariser Blatt versichert, so seyen auf den Wagon der Messagerie royale in Paris, im Verlaufe eines Jahres, so viele vergessene Gegenstände zurückgeblieben, daß die Licitation derselben eine volle Woche gedauert hat. Dieß gibt uns außer der Nationalcharacteristik auch noch einen Beweis von der außerordentlichen Thätigkeit jener großartigen Privat-Postanstalt. 9.

Die Begräbnisse in Brasilien. Die Brasilianer halten mit einem frommen Glauben darauf, in irgend einer Kirche oder Capelle, nur nicht unter freyem Himmel begraben zu werden. Da ist aber so manches Dorf zwölf bis fühnzehn Leguas von einem Gotteshause entfernt, wornach es mit der Übertragung und Beysetzung eines Leichnams ungemein schwer hält, um so mehr, da man sich nicht gern eines Lastthieres bedient, um den Todten zur ewigen Ruhe zu befördenn. Dem zu Folge geschieht es nicht selten, daß derjenige Mann, der die schwere Mühe über sich nimmt, einen Leichnam auf den Rücken zu nehmen, und über hohe Gebirge, z. B. über die Serra da Canastra zu tragen, vor allzu großer Anstrengung mitten auf dem Wege unterliegt, oder in einem nicht viel bessern Zustand am Ziele ankommt, als derjenige ist, den er einen so weiten Weg auf dem Rücken fortgeschleppt hat. Solch ein Dienst ist auch nicht mit eitlem Gelde zu bezahlen, ihm unterzieht sich nur die Achtung und Liebe für den Verstorbenen, und in dieser Hinsicht ist diese letzte Dienstleistung einer der schönsten Charakterzüge der Menschheit. 28.

Der Prozeß Hourdequin, wegen Unredlichkeit und Mißbrauch der Amtsgewalt, wodurch die Stadt Paris um große Summen defraudirt wurde, ist am 19. November definitiv entschieden worden. Hourdequin ist zu vierjährigem Kerker verurtheilt, Morin und Boutet zu dreyjährigem Kerker; Ersterer überdieß zu einer Geldstrafe. 25.

Theater-Bulletin. „Linda di Chamouny“ ist nun von den Italienern in Paris, trotz des Einspruches der Autoren von „La Grâce de Dieu“ gegeben worden und hat außerordentlich gefallen. Sgra. Persiani, Mario, Tamburini, Lablache und Sgra. Brambilla wirkten darin mit Auszeichnung.

Im Vaudeville reussirte „L'Hôtel de Rambouillet,“ Lustspiel in drey Acten von Mad. Ancelot, obwohl die Intrigue etwas schwach seyn soll. 13.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

241

Sonnabend, den 3. December 1842.

Ankündigung.

Der Herausgeber der „Wiener Zeitschrift“ ladet die Freunde und Leser derselben zu dem mit dem 1. Jänner 1843 beginnenden acht und zwanzigsten Jahrgange ein.

Da der Herausgeber nicht die Gabe besitzt und es auch unter seiner Würde hält, durch pomphafte Versprechungen oder durch zudringliches Selbstlob das Publicum zu locken und zu täuschen, so muß er sich damit begnügen, auf das im vergangenen Jahre Geleistete und namentlich auf die seit dem Beginne desselben eingetretenen Verbesserungen und Erweiterungen des Blattes hinzuweisen. Sein unabläßiges Bestreben wird dahin gerichtet seyn, diese Verbesserungen auch im kommenden Jahre fortzusetzen und nach seinen besten Kräften den Zweck der „Wiener Zeitschrift“ zu erfüllen, welcher war und bleiben soll: denkenden und gebildeten Lesern eine ihrer würdige Unterhaltung zu gewähren. Es sollen weder Opfer noch Anstrengungen gescheut werden, diesem Ziele möglichst nahe zu kommen. Außer den schon bekannten und bewährten Mitarbeitern der „Wiener Zeitschrift“ haben mehrere der ausgezeichnetsten und beliebtesten Schriftsteller Deutschlands ihre Mitwirkung für das kommende Jahr zugesagt, weßhalb im Fache der Erzählung, der Novelle und überhaupt der größeren Artikel werthvolle und interessante Mittheilungen versprochen werden können. — Der Nachdruck aus deutschen Blättern bleibt, als ein unwürdiges und unehrliches Erwerbsmittel, wie bisher so auch ferner, von der „Wiener Zeitschrift“ streng ausgeschlossen, da sie es sich zum Gesetz gemacht hat, die Neugierde der Menge nicht auf Kosten ihrer literarischen Ehre zu befriedigen. — Die Kritik der „Wiener Zeitschrift“ bleibt den Männern anvertraut, von denen das Publicum weiß, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen und zugleich jeder Bestechung oder unwürdigen Nebenrücksicht unzugänglich sind. — In dem Literaturblatte sollen, mit Übergehung alles Schlechten und Verdienstlosen, die besseren Erzeugnisse der vaterländischen und auswärtigen Literatur mit freymüthiger Wahrheitsliebe und dem Anstande besprochen werden, wie ihn die Sache und der Leser fordern darf. — Die Notizen sollen, ohne die Zeitschrift zu einem Sammelplatze gehaltloser Klatschereyen herabzuziehen, durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts dem Leser eine belehrende Unterhaltung bieten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der äußeren Ausstattung der „Wiener Zeitschrift," namentlich in den artistischen Beylagen, sollen auch ferner die bedeutendsten Kosten nicht gespart werden. Die Modebilder, welche als Originaldarstellungen wirklicher Wiener Moden von den Pariser Nachzeichnungen sich wesentlich unterscheiden und die Autorität des bey uns Angenommenen für sich haben, bleiben den nemlichen Künstlern anvertraut, die den unbestrittenen Ruf dieser Darstellungen im In- und Auslande bis zur Stunde aufrecht erhalten haben. — Die mit dem allgemeinsten Interesse aufgenommenen Bildnisse ausgezeichneter Zeitgenossen sollen mit gleicher Sorgfalt fortgesetzt werden. Auch in den übrigen Beylagen der „Wiener Zeitschrift" soll keine Verminderung der Zahl oder des Werthes eintreten.

Die Pränumerationsbedingungen bleiben die bisher bestandenen. Die geehrten Abnehmer in Wien werden demnach ersucht, ihre Bestellungen, wie bisher, im Comptoir der „Wiener Zeitschrift" (Dorotheergasse, Nr. 1108), wo allein die Pränumeration für den Platz Wien angenommen wird, machen zu wollen; und zwar: mit den Modebildern und sämtlichen Beylagen 24 fl. C. M. ganzjährig; 12 fl. halb- und 6 fl. vierteljährig. Ohne Modebilder, jedoch mit den übrigen Beylagen, 16 fl. C. M. ganzjährig; 8 fl. halb- und 4 fl. vierteljährig.

Die geehrten Abnehmer in den Provinzen werden ersucht, sich mit ihren Bestellungen, die jedoch nur halbjährig und mit den Modebildern angenommen werden, direct an die Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Wien, oder an die ihnen zunächst gelegenen Provinzial-Postämter zu wenden. Der Pränumerationsbetrag auf der Post ist 13 fl. 12 kr. C. M. halbjährig.

Die Versendung ins Ausland, nach den eingegangenen Bestellungen, und zwar: mit den Modebildern und sämtlichen Beylagen zu 16 Thlr. sächsisch, Netto, übernimmt, wie bisher, die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Wien.

Wien, im December 1842. **Friedrich Witthauer,**
Herausgeber und Redacteur der
„Wiener Zeitschrift." (Am Peter, Nr. 571.)

Die Liebe einer Kreolinn.

(Fortsetzung.)

Einige Tage zuvor hatte auf der Westküste von Porto Rico ein öffentlicher Verkauf farbiger Sclaven Statt gefunden. Spanische Handelsleute kauften, so viel sie irgend konnten, von dieser Menschenwaare auf, woran gerade zu jener Zeit einiger Mangel war. In dem Gewimmel des Marktes erregte ein alter Neger, der eine junge Kreolinn feilbot, besonderes Aufsehen. Ein Gemurmel der Bewunderung verbreitete sich unter den Umstehenden, und nach langen Debatten und zahlreichen Steigerungen war sie endlich einem alten spanischen Pflanzer von der Insel Cuba zugefallen. Die junge Kreolinn schien niedergeschlagen, aber gefaßt. Als der Handel abgeschlossen war, ging der Spanier unter Segel, und der alte Neger eilte in die Stadt zurück.

Georges entschloß sich, wiewohl mit blutendem Herzen, zur Reise nach Europa. Der Ausspruch des Arztes ging in Erfüllung. Er hatte kaum den Bo-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den seiner Heimat betreten, als neues Leben in seine ermatteten Glieder zurückkehrte; aber sein Geist blieb traurig und niedergeschlagen; er erwartete mit fieberhafter Ängstlichkeit die versprochene Nachricht von Anitta. Er dachte nur an seine Rückkehr; er war bereit, von Neuem die mühevolle Reise anzutreten, und den Gefahren des tropischen Klimas Trotz zu bieten.

Endlich kam der ersehnte Brief, dessen Inhalt ihn fast zu Boden schmetterte, denn die schreckliche Nachricht, welche ihm mitgetheilt wurde, kam ihm völlig unerwartet. Anitta schilderte mit den glühendsten Farben den Kummer, den sie über die Trennung von ihm empfinde, und erzählte Alles, was sich seit ihrer letzten Zusammenkunft zugetragen. Sie hatte sich an einen reichen spanischen Pflanzer verkauft, und lebte auf dem Gute ihres Herrn. Sie gab die genaueste Auskunft über ihren Wohnort, über den Charakter ihres Herrn; und als ob nur Ein Gedanke sie erfüllt hätte, verlor sie oft den Faden ihrer Erzählung, um ihre Besorgniß über den Gesundheitszustand des in weiter Ferne wohnenden Geliebten auszudrücken, und ihn um baldige Nachricht zu bitten. Übrigens kein Wort der Klage über ihre gegenwärtige Lage, nicht den leisesten Wunsch Georges bey sich zu sehen. Aus dem ganzen Briefe sprach eine unbewußte Selbstverläugnung, welche nie genug gethan zu haben glaubt.

Unter des jungen Künstlers Freunden war Keiner, der ihm von seiner Reise abzurathen suchte. Er verkaufte um hohen Preis seine an Studien und Skizzen so reichen Cartons, und da die Geschichte seiner Abenteuer in seiner Familie den lebendigsten Antheil erweckt hatte, so wurde er von allen Seiten auf das Uneigennützigste in seinem Vorhaben unterstützt, so daß er bey seiner abermaligen Einschiffung in Havre wenigstens zehnmal größere Geldmittel besaß, als er zur Vollendung seiner Reise bedurfte.

Das Schiff lief nach einer glücklichen Fahrt im Hafen von Havanna ein. Wir haben im Anfange dieser Erzählung gesehen, mit welcher Ungeduld Georges über Guoyama Erkundigungen einzog, und ein Fahrzeug dahin miethete.

IV.

Guoyama war der Ort, den Anitta bewohnte.

Um Mitternacht begab sich Georges auf den Hafendamm, wo die Schiffer ihn erwarteten.

Die Nacht war herrlich. Der klare, wolkenlose Mondhimmel leuchtete mit aller, den Tropenländern eigenen Reinheit und bedeckte die leicht gekräuselte Meeresfläche mit kleinen hellglänzenden Stellen. Die ganze üppig blühende Landschaft schien mit Silber übergossen zu seyn. Georges stand eine Zeitlang schweigend am Ufer, als er endlich durch das schnarrende Geräusch des eben losgelassenen Schiffseiles und das Plätschern der Ruder an die Abfahrt erinnert wurde. Die Mannschaft des Fahrzeuges bestand aus sechs Seeleuten. Der Patron war ein Genueser, der Steuermann ein Portugiese, und von den vier Matrosen war der Eine ein Afrikaner aus Mozambique, der Andere aus Congo, der Dritte ein Caraibe, und der Vierte ein Indianer.

In einer andern Gemüthsstimmung würde Georges gewiß über die sonderbare Fügung des Schicksals nachgedacht haben, welches in diesen kleinen Raum sieben auf so verschiedenen Puncten des Erdbodens geborne Menschen zusammenführte. Der Genueser fühlte in der feyerlichen Stille der Nacht und bey den geheimnißvoll plätschernden Ruderschlägen jene vielleicht so lange in ihm

schlummernde poetische Natur, welche den Italienern eigen ist, wieder erwachen. Die lange Entfernung von seinem schönen Vaterlande hatte seine Sehnsucht noch nicht eingeschläfert, und er sang mit tiefem Gefühle ein italienisches Lied, welches zu einer andern Zeit ohne Beachtung und Anklang geblieben wäre. Dann wischte er mit seiner rauhen Hand eine Thräne ab und rief: „Ah! Genova, Genova! non mai ti rivedro!“

Diese einfache Klage, welche ein roher Seemann anstimmte, klang in des Malers Ohren wie eine poetische Erinnerung an die alte Welt. Er war tief bewegt. Sollte er Europa wieder sehen? Und solle Anitta ihn diesesmal begleiten? — Die Barke glitt schnell über den klaren schimmernden Wasserspiegel dahin, der Mündung des Flusses Gida zu, dessen langsamer und ruhiger Lauf die auf tiefblauem Grunde glänzenden Sternbilder der südlichen Himmelsphäre wie ein spiegelglatter See erkennen ließ. Die beyden Ufer des Flusses boten die mannigfaltigsten Abwechselungen dar. Bald waren sie von dichten Palmen und Cacaobäumen besetzt, bald beugten sich riesenmäßige Farrenkräuter und Schlingpflanzen über die Ufer herab, als ob sie die Reisenden neugierig betrachten wollten. In seinen zahlreichen Krümmungen zeigte der Fluß nicht nur die überraschendsten Scenen, welche in dem anbrechenden Tageslichte immer mehr sichtbar wurden, sondern auch ein überraschend reges Leben; denn jede Bucht, jeder hervorspringende Theil des Ufers bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Hier und da lagen auf steilen Anhöhen einige Negerhütten mit kleinen Gärten umgeben. Diese dürftigen, aber höchst malerisch gelegenen Wohnungen verkündeten die Nähe des Dorfes Massipa, wo die Barke anhalten sollte. Von dort nach Guoyama war kaum eine halbe Tagreise. Der Weg gewann jetzt ein immer lebendigeres Interesse, und je mehr sich Georges dem Ziele seiner Wanderung näherte, desto lebhafter fühlte er alle Wechselempfindungen der Freude und der Furcht.

In Massipa sagte er dem Flusse, der Barke, und den Schiffern Lebewohl, und nach einem etwa sechsstündigen Marsche durch das Kaleidoskop der Tropenvegetation zeigte ihm sein Führer einige am Abhange eines nicht mehr fernen Hügels zerstreut liegende Hütten und sagte: „das ist Guoyama.“ Darauf fügte er, auf eine Palmenpflanzung deutend, hinzu: „und dort fängt die Besitzung des Marquis del Ritto an.“

Diese Worte machten einen erschütternden Eindruck auf den jungen Franzosen. Er erblaßte, und fand kaum die nöthige Kraft, seinen Weg fortzusetzen.

In einer Hütte des Dorfes Guoyama fand er endlich ein Nachtlager. Der Zweck seiner Reise wurde den neugierigen Bewohnern in wenigen Worten angegeben: er sey ein Maler, und besuche die Gegend wegen der Naturschönheiten.

Die Erkundigungen, welche er in Havanna eingezogen, waren sehr genau. Der Marquis del Ritto war der reichste Pflanzer der Insel; und unter seinen zahlreichen Sclaven befand sich eine junge Kreolinn von ausgezeichneter Schönheit. Der Beschreibung zu Folge konnte dieß keine andere als Anitta seyn. Allein die schöne Kreolinn war, wie man sagte, die Favoritinn des Marquis, der sie leidenschaftlich liebte.

Georges glaubte bey diesen Worten einen Dolchstich in seinem Herzen zu fühlen. „Übrigens,“ fuhr der Erzähler fort, „hat man noch nie erlebt, daß eine Sclavinn die Liebe ihres Herrn mit solcher Standhaftigkeit zurückgewiesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es macht in der ganzen Gegend großes Aufsehen, und man wundert sich, daß der Marquis sie noch immer so glimpflich und nachsichtsvoll behandelt."

Diese letzten Mittheilungen milderten den heftigen Eindruck, den die ersten Worte auf ihn gemacht hatten. Unwillkürlich griff er nach seiner mit Banknoten gefüllten Brieftasche. Alles, was er besaß, wollte er für Anitta's Loskaufung hingeben. Er verhehlte sich indessen keineswegs die Schwierigkeiten eines solchen Handels, und er beschloß, mit möglichster Vorsicht zu Werke zu gehen.

Er zweifelte keineswegs, daß die Nachricht von seiner Ankunft sich schnell im Dorfe verbreiten, und auch bis zu Anitta dringen werde. Der Tag verging in ängstlicher Spannung. Abends streifte er in einiger Entfernung von der Wohnung des Pflanzers umher, um Anitta zu entdecken. Er glaubte auch wirklich eine weibliche Gestalt am Fenster zu erblicken, welche ihm mit einem weißen Tuche zuwinkte.

Mehr entdeckte er nicht; aber dieser Umstand war entscheidend. Er schloß daraus, daß Anitta von seiner Ankunft benachrichtigt sey, und daß er sich jetzt dem stolzen Spanier zeigen könne.

(Der Schluß folgt.)

Zur Geschichte der französischen Oper.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1793 hat Feydau entschieden die Oberhand. Ein neuer Meister und ein neues Genre machen großes Aufsehen. Lesueur, der in der Kirche aufgewachsen, und der sie nun verlassen, um nicht unter ihren Trümmern begraben zu werden, führt eine ganze Schaar von Sängern mit sich, welche sich unter die Choristen im Feydau anwerben lassen. Es waren darunter sehr schöne Stimmen, die meisten hatten eine gute Schule. Lesueur gibt „La Caverne," deren großes Glück vorzüglich den Chören zugerechnet werden muß. Später gibt er „Paul et Virginie;" der Kampf, der mit den beyden „Lodoisca" angefangen, beginnt aufs Neue. „Romeo et Juliette," Musik von Steibelt, steht rühmlich zwischen beyden Werken, doch war der Succeß für den Compositeur von keinen weitern Folgen. Auch „Les deux Hermites," und „La famille indigente" von Gaveaux gefielen, gingen aber spurlos vorüber.

Im Favart verdienen erwähnt zu werden: „Ambroise" von Dalayrac, „le jeune sage et le vieux fou" von Mehul, „le Congrès des rois," die Musik zu letzterem wurde durch einen Congreß von Tonsetzern geschrieben: Grétry, Mehul, Dalayrac, Deshayes, Solié, Devienne, Jadin, Cherubini, Trial der Sohn, Berton und Blasius. Es ist vermuthlich das erste Beyspiel einer Association, die sich später mehrmals erneuert hat, ohne daß daraus weder für die Kunst, noch für die Theater großer Vortheil erwachsen wäre.

Das Jahr 1794 war arm an ausgezeichneten Producten, im Favart „Melidor et Phrosine" von Mehul; im Feydau: „Télémaque" von Lesueur. Das folgende Jahr brachte nicht viel mehr: „La Caverne" von Mehul, „Alexis," „Adèle et Dorsan," beyde von Dalayrac; im Favart: „Elisa" von Cherubini, und „Le petit Matelôt" von Gaveaux; im Feydau Jahr 1796 „Le Secret," von Solié, „La Maison isolée" von Dalayrac, im Favart: „Medée" von Cherubini im Feydau. Das folgende Jahr ist durch mehrere Werke ausgezeichnet, deren Ruf sich erhalten hat: wir nennen bloß „Gulnare" von Dalayrac im Favart und im andern Theater „Le jeune Henri;" diese Oper fiel zwar durch, allein die Ouverture ist ein unvergängliches Meisterwerk, das viele Opern aufwiegt. In diesem Jahre erschien auch Boieldieu's erste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oper: „La Famille suisse“ auf derselben Bühne. Favart bringt 1798 eine Menge bedeutender Partituren; die meisten sind noch heute im Andenken des Publicums; wir nennen: „Le chateau de Monténéro,“ „Le Prisonnier“ von Della Maria, „La Dot de Suzette“ von Boieldieu, „Zoraine et Gulnure“ von demselben; Feydau steht dagegen sehr zurück; es hat bloß „L'hotellerie portugaise“ von Cherubini aufzuweisen.

Im Jahre 1799 geräth es mehr und mehr in Verfall, dagegen hat Favart: „Montano et Stephanie,“ von Berton; hoffentlich wird diese Oper nächstens zu Paris wieder in die Scene gehen. „Adolphe et Clara“ von Dalayrac, „le Délire“ von Berton. Feydau wurde geschlossen und vier Monate später unter einer neuen Direction eröffnet.

Im Jahre 1800 hat Favart: „Le Comte Beniowsky“ von Boieldieu, „Maison à vendre“ von Dalayrac. Ich muß hier einen der schönsten Calembourgs anführen, der mir bekannt ist. Die Oper fand ungemeinen Beyfall. Nach der Vorstellung kam ein Freund des Compositeurs in den Foyer, und sagte ihm etwas barsch: „Sie haben uns zum Besten gehabt, Herr Dalayrac.“ — „Wie so,“ erwiederte dieser etwas betreten. „Sie haben uns Maison à vendre versprochen, und wir fanden bloß une piéce à louer;“ es ist wohl nicht nöthig, das Wortspiel zu erklären. Trotz des großen Succeß des „Wasserträgers,“ der unter dem Titel: „Les deux Journées,“ im Feydau gegeben wurde, konnte sich dieses Theater nicht halten, und wurde das nächste Jahr neuerdings geschlossen. Das Theater Favart, obgleich es durch sein Personal sowohl als durch die Mannigfaltigkeit seines Repertoires jenem sehr überlegen war, eilte ebenfalls seinem Ruin entgegen, und im April 1801 waren beyde Bühnen geschlossen. Es wurden nun Unterhandlungen angeknüpft; sie führten einen Vertrag herbey; dem zu Folge beyde vereinigten Truppen ihren Sitz im Feydau aufschlugen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

„Mara.“

Romantische Oper in drey Aufzügen von Otto Prechtler, Musik von Joseph Netzer.

Die frühere Aufführung dieses Werkes zweyer hiesigen Talente fand kurz vor Beginn der letztentwichenen italienischen Saison Statt, also zu einer Zeit, wo man, halberfüllt schon von den Delicen, die da kommen werden, für Novitäten, zumal für deutsche, nicht mehr die rechte Sammlung ins Opernhaus mitbringt. Auf diese wurde nun in der jetzigen Wiederaufnahme mehr Rücksicht genommen. Günstig genug verband sich aber auch der längst gewünschte Wiederauftritt des nun genesenen trefflichen Staudigl damit, und so gewann man eine hinlänglich ruhige und unbefangene Fassung, die anziehenden Seiten dieser in unsern Blättern bereits lobend detaillirten Novität gehörig zu würdigen, und der wohlbegründeten Verdienstlichkeit beyder Autoren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sowohl der geregelte, wohlmotivirte Gang der anziehenden Handlung, als die frische, melodiöse, man kann sagen: gesunde Musik, in die sie eingekleidet, fanden nun lebhafteren Anklang. Netzer bewährt ein entschiedenes, nicht eben alltägliches Talent zur dramatischen Muse. Er erfüllt seine Gebilde und Situationen mit reichlichen, musikalischen und romantischen Stoffen, erfaßt ihre Stellung mit Verstand und Wärme, und belebt die Scene durch effectvollen Gesang, wie er dem Geschmacke zugänglich, ohne weder in nichtssagenden Sinnenkitzel noch in harmonische Überkünsteley abzuschweifen. Dabey bewährt er einen sichern und effectvollen Gebrauch der Instrumentalmittel, die hier nie eine ty-

raunische Herrschaft über die Singstimmen ausüben. Springt der Quell seiner künstlerischen Innerlichkeit so fort, so steht bey gehöriger Abklärung und Bildsamkeit der zuweilen noch trüben Materialien, noch recht Gelungenes von diesem jungen, wirklich befähigten Componisten zu erwarten, was wir zum Nutz und Frommen der vaterländischen Tonkunst von ganzem Herzen wünschen.

Mad. van Hasselt-Barth — Mara — entledigte sich ihrer schwierigen Aufgabe mit der an ihr gewohnten trefflichen Gesangesfertigkeit und Darstellungsroutine. Was hinter den höheren Conceptionen des Tonsetzers zurückblieb, fällt lediglich der ungewöhnlichen organischen und hochleidenschaftlichen Kraft, die er sich dabey gedacht, als Schuld anheim.

Hr. Staudigl, wiewohl noch nicht mit dem Stande seiner früheren imponirenden Mittel al pari, gewann dennoch der mit reichlichen und mannigfaltigen Effecten bedachten Parthie des Torald jene Beyfall erringende Haltung ab, die mit einer so vorzüglichen Zierde dieser Kunstanstalt seit Jahren identisch geworden ist.

Hr. Kraus, als Manuel neuerdings sein schönes Talent bewährend, dem freylich zur Zeit noch die bühnliche Rundung fehlt, und der erprobte tüchtige Hr. Draxler als Conoro schlossen sich den Vorgenannten mit ihren ehrenwerthen Bestrebungen an. Dlle. Kern — Ines — drang im Ensemble nicht kräftig genug durch. Der Componist dirigirte an beyden Abenden selbst. Carl Kunt.

Improvisation

der Mad. Caroline Leonhardt-Lyser.

Wir haben uns bereits im vergangenen Jahre, bey Gelegenheit des ersten Auftretens der Mad. Lyser, so ausführlich über das Wesen der Stegreifdichtung im Allgemeinen, wie über die Individualität unserer Künstlerinn insbesondere ausgesprochen, daß wir uns füglich, da die Sache und unsere Ansicht die nemlichen geblieben sind, auf die nachstehende Erzählung der dießmal Geschehenen und Geleisteten beschränken dürfen. Die Akademie fand am 29. v. M. vor einem recht zahlreich versammelten Publicum Statt. Am glänzendsten und wirksamsten erwiesen sich auch dieses Mal wieder die nach zugerufenen Endreimen verfaßten Sonette, in welchen unsere Dichterinn die ihr eigenthümliche Sprachgewandtheit und Gedankenfülle neuerdings entwickelte. Die Umkehrung der Sonette mit den Reimen von unten auf, war eine neue, und deßhalb doppelt überraschende Wendung der Sache. Das improvisirte Lustspiel, nach der gegebenen und angenommenen Tendenz „Dichten und Kochen“ konnte wohl nur als ein Versuch gelten, dessen Gelingen entweder einer glücklicheren Stunde oder überhaupt günstigeren Verhältnissen vorbehalten seyn mag. In dem improvisirten Liede, nach dem ebenfalls gegebenen Stoffe: „Was im Gesange soll unsterblich leben, muß im Leben untergehen“ gab sich eine zarte Empfindung und ein sehr richtiger Sinn für rhythmischen Wohllaut zu erkennen, eine Eigenschaft, die um so deutlicher hervortrat, als das Lied von dem anwesenden Capellmeister Adolph Müller sogleich in Musik gesetzt und von ihm selbst am Clavier gesungen wurde. Die gefällige Melodie und die kunstgerechte Begleitung bewährten das bekannte Talent des Componisten. — Mad. Lyser empfing während ihrer heutigen Leistungen viele und gewiß aufrichtige Äußerungen des Beyfalls; mögen dieselben ihr die Wege bahnen zu ihrem Ausfluge nach Pesth und ihr dort, wie überall, eine freundliche, theilnehmende Aufnahme bereiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Notizenblatt.

Tod Sir William Ouseley's. Zu Boulogne ist kürzlich der ausgezeichnete englische Orientalist Sir William Ouseley, im Alter von ungefähr 71 Jahren, mit Tode abgegangen. Er war ein Bruder Sir Gore Ouseley's, welcher eine Zeitlang den Posten eines großbritannischen Bothschafters am persischen Hofe bekleidete, und den er 1810 als Gesandtschaftssecretär begleitete. Einige Jahre nach seiner Zurückkunft gab er sein so bekannt gewordenes Reisewerk heraus: **Travels in various countries of the East, more particularly Persia, in 1840—1842. London 1839** — welches ihm einen europäischen Namen verschaffte. Der Verstorbene diente in seiner Jugend im brittischen Heere, und stand als Officier bey einem Dragonerregimente. Schon nach einigen Jahren aber verließ er den Kriegsdienst, um sich dem Studium der vorderasiatischen Sprachen und Literaturen zu widmen, welche man damals, wie in gewissen Ländern auch noch zur Stunde, vorzugsweise, ja ausschließlich die „orientalischen" nannte. Er brachte zu diesem Zwecke einige Zeit in Leyden zu, und gab 1795 sein erstes Werk die **„Persian Miscellanies"** heraus, welchem eine Reihe werthvoller, dem gleichen Forschungskreise angehörigen Schriften seines Lebens folgte. Er soll sich in den letzten Jahren in keineswegs glänzenden Umständen befunden haben. F. M.

Illustrirte Ausgabe von Thomson's Jahreszeiten. Der seit ungefähr anderthalb Jahren ins Leben getretene Londoner **„Etching Club,"** über dessen Tendenz und erste Gebahrung wir in einem der Blätter des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift umständliche Angaben mitgetheilt haben, hat so eben eine Reihe von Illustrationen zu Thomson's Jahreszeiten erscheinen lassen. Sie sind einer neuen Prachtausgabe dieses herrlichen Cyclus von Dichtungen einverleibt, welche von Bolton Corney besorgt worden ist. Die Vignetten sind von Kupferformen abgezogen, die mittelst des elektrotypischen Prozesses zuwegegebracht worden sind. Die landschaftliche Parthie der Illustration rührt von dem bekannten brittischen Künstler Creswick her. F. M.

Giftige Champignons. In Frankreich hat sich wiederholt der Fall ereignet, und zwar zuletzt in dem Orte Pontacq, daß Menschen nach dem Genusse dieser Gattung Schwämme, welche wir Campignons zu nennen pflegen, an unzweydeutigen Symptomen der Vergiftung gestorben sind. 9.

Theater-Bulletin. **„Le Séducteur et le Mari,"** Drama in drey Acten von Hrn. Ch. Lafont, hat im Theater der **Delassements-comiques** Beyfall gefunden; es bietet einen interessanten Stoff mit guter Ausführung.

Im **Panthéon** reussirte **„Les Fées de la rue St. Jacques,"** Vaudeville in fünf Abtheilungen; eine Parodie der **„Fées de Paris,"** welche im **Gymnase** Glück gemacht hatten.

Minderen Erfolges erfreute sich **„Les deux Couronnes,"** nach Masson's Roman, welcher auch zu „Richard Savage" benützt wurde. Diese Neuigkeit hat ganz kalt gelassen. 16.

Concertanzeige.

Morgen, den 4. December findet das erste Concert des Violinvirtuosen H. Vieurtemps Statt.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

242

Montag, den 5. December 1842.

Die Liebe einer Kreolinn.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen, ehe die Sonne zu heiß wurde, eilte er zu der Wohnung des Pflanzers. Er war eben im Begriffe, sich nach dem Marquis zu erkundigen, als Anitta bleich und zitternd in der Hausthüre erschien.

„Der Herr Marquis," sagte sie, „ist nicht zu Hause, er wird erst in einigen Stunden zurückkommen."

Bey diesen Worten gab sie ihm einen Wink. Beyde traten in das Wohnzimmer, wo Anitta in seine Arme sank, und ihren Gefühlen durch einen Thränenstrom Luft machte. Nach dieser ersten Aufwallung suchte Georges mehr durch Blicke als durch Worte über Anitta's gegenwärtige Lebensverhältnisse Aufschluß zu erhalten.

Der Marquis liebte sie, oder war wenigstens entschlossen, keine andere Favoritinn zu haben, als sie. Der unerwartete Widerstand, womit sie seine Werbungen zurückgewiesen, hatte diese rohe Leidenschaft zu einer schrecklichen Höhe gesteigert. Anitta war mit a[illegible] Heldenmuthe, den die Liebe ihr einflößte, auf das Ärgste gefaßt. Das Leben war ihr unerträglich geworden; sie hatte oft den Tod gewünscht, denn sie hatte nicht nur die Zudringlichkeiten des alten Marquis zu leiden, auch ein häßlicher Neger verfolgte sie mit seinen Werbungen. Der Elende mußte den Verstand verloren haben; denn ein Wort von Anitta wäre hinreichend gewesen, ihm die grausamste Züchtigung zuzuziehen; allein sie wurde durch das Gefühl des Mitleids zurückgehalten, welches sich vor dem Gedanken sträubte, durch ihre Schuld eine so schreckliche Behandlung herbeyzuführen.

„Siehe!" sagte Anitta, ihre Erzählung unterbrechend und auf einen Schatten deutend, der auf dem Fenstervorhange sichtbar wurde, „ich werde bewacht, das ist der abscheuliche Neger! Bey der ersten Nachricht von der Ankunft eines Fremden wird er seine Arbeit verlassen haben, um zu mir zu eilen."

„Es ist keine Zeit zu verlieren," sagte Georges, „ich will die Rückkehr des Marquis erwarten, ich will ihm Alles erzählen, deine Liebe und Aufopferung, meine Leiden, meine Reise nach Europa, und meine Rückkehr nach Westindien. Ich will ihm alles Geld bieten, das ich besitze."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Er wird es ausschlagen," erwiederte Anitta, „der Marquis ich reich, aber er besitzt noch mehr Stolz als Reichthum. Nein, Georges, es würde Alles vergeblich seyn, und meine Lage würde dadurch nur noch verschlimmert. Wir müssen fliehen. In dieser Nacht will ich heimlich das Haus verlassen, um dich am Ende der Palmenpflanzung zu treffen. Dort erwarte mich, aber dringe nicht weiter vor. Wenn ich eine Stunde nach Mitternacht nicht da bin, so komm' in der folgenden Nacht wieder."

Georges verließ das Haus, und begegnete einem Neger, der ihn mit wildglühenden Blicken betrachtete. Es war ein Herkules mit platter Nase, dicken Lippen, compactem wolligen Haar, breiten Schultern und stark hervortretenden Muskeln, welche zugleich die Festigkeit des Eisens und die Biegsamkeit eines Weidenzweiges zu haben schienen. Der Neger blieb unbeweglich auf seinem Platze, bis der Fremde sich entfernt hatte, dann eilte er seinem Herrn entgegen. In wenigen Minuten war der Marquis del Ritto von dem Besuche des Fremden unterrichtet. Der Neger verbarg in seiner Leidenschaft für Anitta die wildeste Eifersucht unter dem Scheine des Eifers für das Interesse seines Herrn. Er hatte so das ganze Vertrauen des weichlichen Europäers gewonnen, den er vielleicht wie eine Fliege zermalmt haben würde, wenn er nicht den Galgen gefürchtet hätte.

Der Marquis fand bey seiner Rückkehr die schöne Sclavinn ruhiger und unbefangener, als gewöhnlich. Er erkundigte sich lebhaft, was einen Unbekannten bewogen habe, sein Haus zu besuchen.

Anitta wußte keine befriedigende Antwort auf diese Frage zu geben; sie fand in der allbekannten Gastfreundschaft des Marquis eine genügende Erklärung dieses Besuches. Von dem Fremden war keine Rede mehr.

V.

Die Nacht war stürmisch, und die vom Winde gejagten Wolken verhüllten von Zeit zu Zeit die Sterne, so daß die Gegenstände nur zuweilen in deutlicheren Umrissen sichtbar wurden. Alles lag im tiefen Schlafe; die Lichter in den Negerhütten und die hier und dort angezündeten Feuer waren erloschen; und kein Geräusch gesellte sich zu dem Winde, der in dem Laube der Palmen rauschte.

Um Mitternacht wurde ein Fenster der Pflanzerwohnung leise geöffnet, und eine weibliche Gestalt zeigte sich, indem sie erst den Wolkenhimmel und nachher die Erde mit Unruhe betrachtete.

„O heilige Jungfrau," murmelte sie leise, „beschütze mich!" Und vermittelst eines Seiles, welches sie am Fenster befestigte, ließ sie sich hinab. Unterdessen lauerten zwey funkelnde Augen, von ihr unbemerkt, im Schatten eines Baumes. Sobald sie den Boden erreicht hatte, eilte sie die Allee hinab; ihre flüchtigen Füße schienen den Boden kaum zu berühren. Die Allee war in tiefes Dunkel gehüllt, welches stark contrastirte zu den langen weißen Thaustreifen auf dem hohen Grase der anstoßenden Wiesen.

Am äußersten Ende der Allee wartete ein Mann, dessen Gestalt und Gesicht ein weiter Mantel verhüllte.

„Hier bin ich, Anitta!"

„Geschwind laß uns fliehen!" flüsterte Anitta, sich an ihn schmiegend. „In drey Stunden sind wir in Massiva."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Augenblicke sprang gleich einem Jaguar, der auf seine Beute lauert, ein riesenhafter Mensch auf Anitta zu, und ergriff sie mit starker eiserner Faust. Es war der Neger, dessen Eifersucht den Plan der Liebenden gewittert, und ihn in dieser Nacht zu verdoppelter Wachsamkeit angetrieben hatte.

Auf seinen Ruf eilen andere Neger herbey, die Fliehenden werden umringt. Ein ungleicher Kampf entsteht zwischen Georges und den Angreifenden, und in dieser verzweifelten Lage zieht der Maler, seiner selbst kaum bewußt, ein Pistol hervor und feuert es auf den gefürchtetsten seiner Gegner ab. Der Neger fällt mit einem fürchterlichen Geheul zu Boden, die Kugel ist ihm in die Schulter gedrungen.

Der Marquis traute kaum seinen Ohren, als er plötzlich geweckt wurde, und den Bericht über diesen sonderbaren Vorfall anhörte. „Unmöglich! unmöglich!“ rief er zu wiederholten Malen. Aber je mehr seine Zweifel schwanden, desto finsterer wurde sein Gesicht, desto wilder rollten seine Augen. Das demüthigende Bewußtseyn der Erniedrigung machte ihn sprachlos, und es dauerte lange, ehe er, den beyden Ergriffenen gegenüber stehend, seinen Gefühlen durch Worte Luft machen konnte.

„Jetzt begreife ich dich, Undankbare!“ rief er endlich mit bebender halberstickter Stimme, „du weisest den Greis, der dir Obdach und Nahrung gibt, der dir die Hälfte seiner Güter geboten, mit schnöder Verachtung zurück, um dich einem Fremdlinge in die Arme zu werfen!“

„Herr Marquis! Hören Sie mich,“ sagte Georges.

„Ich will nichts hören!“ erwiederte der Marquis auffahrend. „Sie können gehen, mein Herr, Sie sind frey. Die Gerichte zu Havanna dürften wohl nicht so mild seyn gegen einen Dieb und Mörder — denn Sie sind Beydes!“

„Welchen Preis fordern Sie für Anitta?“ fragte der Maler, ohne auf die Worte des Pflanzers zu antworten.

„Für Anitta! und wenn Sie dreymal so viel Gold besäßen, als meine Besitzungen werth sind, Sie würden sie nicht bekommen; Sie könnten mir die ganze Insel bieten, ich würde sie Ihnen nicht geben. — Du hast mich schändlich betrogen!“ fuhr er mit steigendem Grimme, zu Anitta gewendet, fort; „ich habe zu deinen Füßen um deine Liebe gefleht, und du hast mich mit deinem Sclavenfuße zurückgestoßen — mich, den Marquis del Ritto, der mehr als tausend von deinesgleichen besitzt! Begreifst du wohl die ganze Größe des Schimpfes, den du mir angethan?“

„O haben Sie Mitleid mit mir!“ rief Anitta schluchzend, „Sie beurtheilen mich falsch. Dieser Mann ist mein Geliebter, es ist der mir vom Himmel bestimmte Gemahl!“

„Wie! — du lügst!“

„Nein, nein, ich lüge nicht. In Porto Rico, wo wir miteinander lebten, wo ich frey und glücklich war, wird es Ihnen Jedermann sagen. Ich war frey, ich ließ mich aus eigenem Antriebe verkaufen. Hören Sie, dieser Mann, den Sie einen Fremdling nennen, litt an den Folgen des gelben Fiebers. Ein längerer Aufenthalt in diesem Lande würde ihn getödet haben; nur die heimatliche Luft vermochte ihn zu heilen; aber es fehlten ihm die Mittel zu seiner Rückreise nach Europa. Die Summe, welche Sie für mich zahlten, wurde ihm überliefert. Er reiste in seine Heimat, um Gesundheit und Kraft wieder zu erlangen. Jetzt ist er wiedergekehrt, um mich loszukaufen; allein ich wußte, daß

alles Gold, was er zu bieten im Stande wäre, von Ihnen ausgeschlagen werden würde. Wir entschlossen uns daher zur Flucht, und kaum sind wir dem ersehnten Ziele nahe —"

Ein Strom von Thränen unterbrach ihre Worte. Der Pflanzer hörte unruhig zu; die mit dem tiefsten Gefühle gesprochenen Worte der reizenden Kreolinn machten einen sichtbaren Eindruck auf ihn; allein noch immer kämpfte das Gefühl der erlittenen Demüthigung mit dem Mitleid und Edelmuthe, und der Marquis sah den glücklichen Nebenbuhler mit finstern, wenn auch unschlüssigen Blicken an. Er hatte die Kreolinn so zärtlich geliebt, hatte sie auf den Händen getragen, und sie hatte ihn, dessen rechtmäßig erkauftes Eigenthum sie war, mit Verachtung zurückgewiesen — nein, das war zu viel.

„O was habe ich gelitten," fuhr Anitta mit steigendem Affecte fort, „mit welcher Ungeduld zählte ich jeden Tag, jede Stunde, welche mich dem ersehnten Ziele näher bringen würde! Und alle meine Hoffnungen sollten jetzt dahin seyn! O haben Sie Mitleid mit mir; nehmen Sie das Geld an, das er Ihnen geboten! Nehmen Sie Alles, was er besitzt, nur lassen Sie mich frey!"

Bey diesen Worten fiel sie dem stolzen Spanier zu Füßen. Eine Zeitlang blickte dieser unschlüssig vor sich hin, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, als ob er seinen stürmisch erregten Gefühlen einen Entschluß hätte erpressen wollen. Endlich hob er Anitta mit abgewandtem Gesichte auf, und sagte mit fester, fast strenger Stimme, hinter welcher sich eine tiefe Erschütterung verbarg: „Steh auf, du bist frey! Folge deinem Gemahl, und sey glücklich."

Georges L*** lebt jetzt in Paris der Ausübung seiner Kunst, und dem häuslichen Glücke, das ihm Anitta bereitet. Er erzählt seinen Freunden gern und mit Stolz die Geschichte seines Lebens und der edlen Aufopferung seines Weibes.

Zur Geschichte der französischen Oper.

(Schluß.)

Im July 1804 kehrte die neue Gesellschaft ins **Favart** zurück, um das Jahr darauf wieder im **Théâtre Feydau** zu spielen. Hier blieb sie, bis **Feydau** niedergerissen, und das **Théâtre Ventadour** eigens für die komische Oper gebaut wurde, die gegenwärtig im Saale **Favart** spielt. Das ist eine wahre Odyssee! Aus diesem Wechselfällen lassen sich nun manche interessante Folgerungen ziehen. In einem Zeitraume von zehn Jahren gab **Feydau 216** Werke, worunter bis **40** italienische oder übersetzte Opern, **50** Lustspiele und Dramen, bleiben also ungefähr **108** Opern oder Vaudevilles. Nehmen wir, eins ins andere gerechnet, **10** Opern jährlich, das ist im Durchschnitte das Maximum, welches eine lyrische Bühne erreichen kann. Während dieser zehn Jahre ließen vierzig Compositeurs, worunter mehrere noch nicht für die Bühne gearbeitet hatten, ihre Werke im **Feydau** aufführen, und zwar Dalayrac über **25**, Gaveaux **17**, Solié **11**, Mehul **10**, Devienne **10**, Bruni **9**, Jadin **9**, Grétry **8**, Berton **8**, Cherubini **8**, Kreutzer **8**, Boieldieu **7**, Plantade **6**, Persuis **5**, Lesueur **4**, Tarchi **4**, Champein **3**. Hier folgen die Namen der mehr oder weniger berühmten, mehr oder weniger obscuren Verfasser, die von Zeit zu Zeit zur Ehre der Aufführung gelangten: Philidor, Della Maria, Steibelt, Lemoine, Gresnick, Parenti, Trial der Sohn, Désaugiers Vater und Sohn, Lebrun, Porta, Fay, Men-

gozzi, Deshayes, Pradères, Beffroy de Reigny, bekannt unter dem Namen Cousin Jacques ꝛc.

Man sieht dennoch, daß einer der ältesten Compositeurs, dessen Ruf sich auf die große Anzahl von beliebten Werken gründete, die Vortheile, die das neue Theater darbot, am häufigsten ausgebeutet. Indeß leistete dessen ungeachtet diese Bühne große Dienste, indem sie unbekannte Namen hervorzog, die später berühmt wurden, und schon bekannten Meistern ein weiteres Feld eröffneten. Lesueur debutirte im Feydau, und blieb der Anstalt treu, so lange sie bestand. Seinem Beyspiele folgte Cherubini, der doch zuerst in der Académie royale de Musique, und im italienischen Theater aufgetreten war. Beyde schufen eine Gattung, wovon man bis dahin keinen Begriff gehabt, sowohl was die Erhabenheit des Styles betrifft, als in Hinsicht der Choralmassen und der Pracht der scenischen Ausstattung. „Lodoisca," „La Caverne," „Télémaque," „Medée, „Elisa, ou: le mont St. Bernard" wurden mit einem großen Aufwand von Decorationen in die Scene gesetzt. Für das letztere Stück hatte Degotti eine herrliche Decoration gemalt, welche die Gletscher darstellte; ein Maulesel aus den Ställen des Hrn. Franconi irrte in den Fußpfaden des Gebirges herum, und erstieg den letzten Gipfel: darüber wollte das Klatschen und Bravorufen im Saale kein Ende nehmen. Eines Tages ereignete es sich, daß der Maulesel herabfiel, allein Thier und Reiter kamen mit heiler Haut davon. In „Romeo et Juliette" herrschte derselbe Prachtaufwand, und das Stück von Steibelt fand so großen Beyfall, daß man nach 200 Vorstellungen noch keinen Platz im Saale finden konnte.

Neben diesen drey Tonsetzern, deren Talent sich erst auf dem neuen Theater entwickelte, finden wir drey andere, von geringerm Werthe, von denen einige allerliebste Operetten übrig geblieben: Devienne, Bruni und Gaveaux. Die bekanntesten unter ihren Werken sind: „Les Visitandines," „Toberne" und „L'amour filial." Demnach hat Frankreich dem Théâtre Feydau neue Tonsetzer, eine neue Schule und ein neues Genre zu verdanken. Martin, Juliet, Lesage, Gavaudan, Gaveaux, Mad. Scio wurden die Stützen der beyden vereinigten Bühnen.

Dieß sind die Resultate der Concurrenz, und betrachten wir jetzt die Kehrseite. Fürs Erste konnten sich beyde Bühnen nicht neben einander halten; nach einem hartnäckigen Kampfe, der auf beyden Seiten nicht ohne Ruhm war, blieben beyde Bühnen auf dem Kampfplatze. Auch ist die Zahl der Tonsetzer, die in Folge dieser Concurrenz Gelegenheit fanden, sich hervorzuthun, verhältnißmäßig gering. Cherubini, Mehul, Berton, hatten sich bereits einen Namen gemacht. Von allen Übrigen ist nur Boieldieu zu großem Rufe gelangt, wobey noch zu bemerken ist, daß seine ersten Werke das nicht von ihm erwarten ließen, was er später geleistet. Nicolo gab sein erstes Werk erst nach Vereinigung beyder Theater. Somit fanden sich, als die Concurrenz begann, sieben bis acht Compositeurs vor, welche bereit waren, um den Siegerkranz zu streiten, und als die Concurrenz aufhörte, waren nur zwey neue da, welche den Kampfplatz betreten konnten. Indeß muß man nicht vergessen, daß sich seitdem gar Vieles geändert, daß die Zahl der Kunstfreunde sehr zugenommen, daß sich die Bevölkerung von Paris verdoppelt, und daß sich hierin so wenig als in andern Dingen von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen läßt. Die Theaterdirectionen sind natürlich gegen die Errichtung einer dritten lyrischen Bühne. Sie sagen: Wir machen ohnedieß keine sehr brillanten Geschäfte, errichtet man ein drittes Theater, so verringert man unsere Einnahme um 3 bis 400,000 Franken, und ein solcher Verlust ist zu bedeutend, um uns nicht vollkommen zu ruiniren. Auch auf die übrigen Bühnen, die sich nur mit Mühe aufrecht erhalten, würde dieß einen verderblichen Einfluß haben, und omit würde man die Existenz von 14 bis 15 Theatern gefährden, um einigen Tonkünstlern ein sicheres Brot zu geben.

Dagegen könnte man einwenden, daß man Vieles ersparen könnte, wenn man dem Luxus in Costümen und Decorationen einige Schranken setzte, und daß in vieler anderer Hinsicht bedeutende Summen vergeudet werden. Indessen besteht die Schwierigkeit noch wie vor. Unter der republikanischen Verfassung

hatte man völlige Freyheit gegeben; das Kaiserreich hatte das Privilegium eingeführt, aber wie gesagt, aus dem, was sich in beyden Zeitabschnitten ereignet, läßt sich nicht auf die Gegenwart schließen, und es lohnte sich vielleicht der Mühe, neuerdings zur Erfahrung seine Zuflucht zu nehmen.

Beym Schlusse des Artikels erfahren wir, daß sich das Ministerium gegen die Errichtung einer dritten lyrischen Bühne ausgesprochen.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November 1842

(Fortsetzung zu Nr. 240.)

Frau von Lenz, vom Hamburger Stadttheater, gab auf unserer Bühne sieben Gastrollen, nemlich: Leopoldine in Töpfer's „besten Ton," Lady Macbeth, Adele Müller in der „gefährlichen Tante," Donna Isabella in der „Braut von Messina," Königinn Anna im „Glas Wasser," Jeanette im „Drama ohne Titel," und Amalie in Devrient's „Treue Liebe." Das letztere Schauspiel wurde zum Benefice der geschätzten Gastinn aufgeführt, sprach aber weniger als Devrient's frühere Dramen an. Frau von Lenz ist eine schätzbare dramatische Künstlerinn, die ein reiches, von der Natur erhaltenes Talent durch ernstes Studium ausgebildet, und, stets ihrer Aufgabe Herrinn, nicht nur ihre Rolle gut spielt, sondern ihre Charaktere mit festen Zügen anlegt und consequent durchführt. Wenn während ihres hiesigen Gastspiels die tragischen Leistungen denen im Conversationsstück weit vorzuziehen waren, so liegt wohl der Grund darin, daß die Wahl der letztern meist auf solche Parthien gefallen ist, welche als vorzüglichstes Requisit die erste Jugend ansprechen. Mit Recht bemerkt ein hiesiger Referent (die Künstlerinn wird ihm jedoch kaum dafür verbunden seyn), daß er sie viel älter macht, indem er erzählt, sie habe ihre tragischen Studien unter der großen Sophie Schröder gemacht, welche bekanntlich schon 1813 Hamburg verließ), daß im „Glas Wasser" die Herzoginn mehr für Frau von Lenz angezeigt sey, als die Königinn, deren kolossale Schwäche und Inconsequenz wohl nur durch Jugend entschuldigt werden kann.

Von den Gastdarstellungen der Mad. Dreßler-Pollert sprachen vorzüglich die beyden letzten: „Fidelio" und „Norma" an, als Rebekka in „Templer und Jüdinn," und zumal als Susanne in „Figaro" machte sie weniger Glück, wenn man gleich immer die denkende dramatische Sängerinn in ihr anerkannte.

Nach Scholz und Nestroy kam — la moutarde aprés dîner — noch ein Priester des Komus, Hr. Grobecker, vom Königstädter Theater in Berlin, und bewies seinen Beruf zum Komiker dadurch, daß er nach jenen beyden noch reichen Beyfall zu erringen wußte. Er betrat unsere Bühne zuerst als Baron Palm in „List und Phlegma" und Kluck in „Fest der Handwerker," von welchen beyden ihm der Letztere am Besten gerieth; im erstern trug er in den Verkleidungsscenen die Farben etwas zu stark auf, und den Baron versuchte man umsonst heraus zu finden. Seine folgenden Gastdarstellungen waren: Jeremias Lebrecht in: „Von sieben die Häßlichste," und Tanne im „Vater der Debutantinn," welcher als die vorzüglichste seiner Leistungen anerkannt wurde.

Hr. Dolt, neuengagirter Komiker an unserer Bühne, welcher als Lorenz in der „verhängnißvollen Faschingsnacht," Nigowitz in „Gut Waldegg" und Zwirn im „Lumpacivagabundus" debutirte, hatte eben kein leichtes Spiel, da er gerade in dreyen der besten Parthien des unerreichbaren Nestroy und des von unserer Bühne abge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gangenen und mit reicher vis comica ausgestatteten Hrn. Spiro zuerst vor dem Publicum erscheinen mußte; doch erwarb er sich reichen Beyfall, zumal durch den Vortrag der Couplets, da er eine so gute Stimme besitzt, als wir außer Nestroy noch von keinem Localschauspieler gehört haben. Eine feste Stellung beym Publicum erwirbt sich der theatralische Ankömmling erst in neuen Parthien, wo ihm weder Parallelen noch Gewöhnung störend entgegentritt.

Da Hr. Nerling bestimmt von unserer Bühne abgeht, hat die Direction, um denselben zu ersetzen, mehrere Schauspieler zu Gast- und Proberollen eingeladen. Zwey derselben, die HH. Selig und Engelhardt, haben ihr Rigorosum bereits gemacht, doch keine Vorzugsclassen erhalten. Hr. Selig gab den Ruslan im „Traum ein Leben," Baron Jacob im „Ball zu Ellernbrunn;" Hr. Engelhardt aber den Richard in „Schauspielers Wanderleben" und dann Beyde zusammen die feindlichen Brüder in Raupach's „Isidor und Olga," worauf — Beyde abreisten.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Dlle. Löwe.

Es ist für den Bühnenkünstler gewiß kein unbedeutender Vortheil, wenn ihm an dem Orte seines Gastspieles von allen Seiten eine Reihe befreundeter Erinnerungen entgegenkommt, wenn er gleichsam „den Tisch schon gedeckt findet," und er nicht erst dafür zu sorgen braucht, sich eine Stätte zu bereiten, wo's ihm wohl und heimisch wird. Am ausgiebigsten wird dieser Vortheil da, wo der Künstler gewissermaßen unter den Augen des Publicums herangewachsen ist und jene Schule, jene Lehrjahre durchgemacht hat, aus denen sich später das eigene, selbstständige Kunstleben entwickelt, von dem er nun Zeugen- und Rechenschaft ablegen soll. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich noch mehr an dem erfreut, was er entstehen und wachsen sah, als was ihm fertig und reif entgegentritt; man bildet sich ein, mitgeholfen zu haben, wenn man auch nur zugesehen hat. Ein solcher Fall findet bey der jungen Künstlerinn Statt, die nach mehrjähriger Abwesenheit auf den nemlichen Bretern wieder erschien, auf welchen sie ihre ersten theatralischen Versuche, gleichsam die Elementarstudien ihres Berufes gemacht hatte. Was damals im Keime verborgen lag, das hat sich nun entfaltet und wird, bey fortgesetzter sorgsamer Pflege, gewiß noch erfreulicher emporreifen. Dlle. Löwe hat der Schule ihres reichbegabten und erfahrenen Vaters Ehre gemacht; ihre Darstellungen tragen durchaus das Gepräge derselben. Ihre Auffassung ist recht eigentlich verständig, sie weiß sehr richtig zu unterscheiden, und ich läugne nicht, daß das unverkennbare Bestreben, jedem der darzustellenden Charaktere eine eigenthümliche Form und Farbe abzugewinnen, mir besonders verdienstlich erschienen ist, ja mich mehr angesprochen hat, als bisweilen die Ausführung im Einzelnen. Und das scheint mir der richtige Weg, um zu etwas mehr als Alltäglichem in der Darstellungskunst zu gelangen; das Einzelne gibt sich mit den Jahren, mit der Übung und mit der Erkenntniß dessen, was gut und wirksam zugleich ist. Es geht bey der Bühnenkunst wie bey der Malerey; das Erfinden, das Componiren ist die Sache des angebornen Talentes, und läßt sich schwerlich erwerben; das Malen im engeren Sinne, die technische Pinselfertigkeit läßt sich durch Fleiß und Ausdauer erlernen; mit dem zweyten allein und ohne das erste, kann Niemand ein großer Maler werden; der größte aber wird der seyn, der in beyden gleich gut zu Hause ist. Um daher der talentvollen Künstlerinn, der ein wohl-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemeinter Rath gewiß lieber ist als ein lobhudelndes Compliment, wahrhaft förderlich zu werden, möchte ich sie auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, ihr Organ und dessen nicht immer gleich fügsame Modulationen ja recht streng und sorgsam zu bewachen; so lange man jung und strebsam ist, kann man sogar eines physischen Hindernisses Herr werden, wie viel leichter einer Unvollkommenheit, die wohl nur aus Mangel an Warnung entstanden ist, und um so gewisser dem ernstlichen Willen weichen wird. — Die einzelnen Rollen der Dlle. Löwe, bey ihrem dießmaligen Auftreten im Burgtheater, waren: Donna Diana in dem Moreto-West'schen Lustspiele; Pauline in dem gleichnamigen Schauspiele der Mad. Weissenthurn; Parthenia (zweymal) in Halm's „Sohn der Wildniß" und Julia in der Shakespeare'schen Tragödie. In allen diesen Parthien bewies Dlle. Löwe jene verständige, ja nicht selten geistvolle Unterscheidungsgabe, die ich gleich anfangs ihrem Talente nachgerühmt habe; die Charaktere traten klar, entschieden, faßlich hervor, und was im Einzelnen etwa zu wünschen übrig blieb, kommt lediglich auf Rechnung jenes oben angedeuteten, zumal bey leidenschaftlichen Momenten fühlbaren Umstandes. Daß die Rolle der Parthenia zweymal mit ungetheiltem Beyfalle gegeben wurde, kann Dlle. Löwe als ein höchst ehrendes, ihr vom Wiener Burgtheater ausgestelltes Zeugniß aufweisen. — Möge die eben so bescheidene als talentvolle Künstlerinn auch in der Fremde, wohin ihr Beruf sie führt, jene Heimat finden, welche die Kunst ihren treu und redlich ausharrenden Jüngern überall bereitet. F. W.

Notizenblatt.

Chemische Entdeckung. Der Diamant wurde bekanntlich von den neuern Mineralogen und Chemikern als krystallisirter Kohlenstoff erklärt, der sich nicht, wie andere Minerale, schmelzen läßt, sondern sich über Kohlen in Dampf oder Gas auflöst und verflüchtiget. Nun hat Dr. Petzhold auf chemischem Wege gefunden, daß die Ursubstanz dieses Königs der Edelsteine aus Pflanzentheilen bestehe, oder vielmehr aus Pflanzenkräften, die sich im Verlaufe von Jahrtausenden unter zusammentreffenden günstigen Umständen zum Krystall erhärten. Dem zu Folge hätte nunmehr die Naturgeschichte dem Diamant eine Stelle im Pflanzenreiche einzuräumen. 28.

Wer kauft? Im „Allgemeinen Anzeiger" bietet ein anonymer Greis, der sich vor seinem zeitlichen Hinscheiden der Welt noch wohlthätig und nützlich erweisen will, ein wichtiges Geheimniß in den Kauf, welches kurz darin bestehen soll: mittelst eines ganz einfachen Instrumentes ein Feuer sogleich bey seinem Entstehen auszulöschen. Da es sich hier ausdrücklich um das Entstehen des Feuers, und nicht um einen angewachsenen Brand handelt, so dächten wir: das ganze sinnreiche Instrument bestehe in einem Glas Wasser oder höchstens in einem Kübel Flüssigkeit. 9.

Berichtigung.

Eine zufällige Verwechslung hat eine irrige Anzeige in unserem letzten Blatte veranlaßt. Das Concert des Violinvirtuosen H. Vieuxtemps findet erst Donnerstag, den 8. December Statt.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

243

Dienstag, den 6. December 1842.

Die Liebe auf der Alm.

Erzählung.

Unsere gegenwärtige Erzählung versetzt den Leser in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurück, und in die unwirthbaren Waldesgründe der carnischen Alpen, wie sie dort ostwärts vom Großglockner auslaufen. Wir kehren da zuvörderst in der Hütte eines Weidmanns ein, deren Bewohner drey an der Zahl, so ganz das Gepräge ihrer Zeit und ihrer Umgebung an sich tragen, aber unter sich dieselbe Verschiedenheit aussprechen, welche die dortige Natur noch jetzt in mannigfaltigen Typen zur Schau stellt.

Thomas Nobhard, der herrschaftliche Insasse des Jägerhäuschens, war rauh und wild, aber auch kräftig und majestätisch wie die hochragende Buche des endlosen Urwaldes, über welchen er gesetzt war. Philiberta, seine blühende Tochter, glich dem zarten Blümlein auf der Alpenweide, das um so süßer duftet und lieblicher blüht, je reiner die Lüfte, je lichter der Ätherthau und je milder der Lichtstrahl ist, die es nähren. Sein Geselle, Nicolo Rozzone, ein Wälscher von Geburt, war wie der mürrische Bär, der damals noch häufiger als jetzt, jene dunklen Felsenschluchten und Waldgründe zu Raubvesten gegen das wehrlose Wild und die zahmen Herden der Alpensennen machte.

Unweit der bezeichneten Wohnung des Weidmanns treibt auf luftiger Alpenhöhe der Jüngling Oswald seine bunte Herde, das Erbtheil seiner unlängst verstorbenen Eltern; gleich der schlanken gewandten Gemse, welche sich selbst mit den kühnsten Sätzen zur lebendigen Brücke über die weitesten Felsenklüfte macht, die steilsten Klippen im flüchtigen Sprunge verbindet, und von dem schmalen Riff sonder Grauen in bodenlose Abgründe niederschaut. Auch Lipp, sein Vetter, hat wohl ein treffendes, aber gar trauriges Ebenbild in den Erscheinungen jener Berge, denn er gleicht so ganz der verkrümmten verknöcherten Knieholzstaude, welche kümmerlich aus einem Felsenriß emporstrebt, allein mühvoll mit dem Wachsthum wuchert, und wenn sie nicht früh in ein besseres Erdreich und unter gute Pflege gesetzt wird, nimmermehr zu einigem Gedeihen kommen kann. Wie Philiberta ein Gegenbild des wilden rauhen Nicolo, so war auch Lipp ein schroffer Contrast seines wohlgebildeten Vetters, denn er war ein völlig mißgestalteter Knabe mit einem großen Kopfe, kur-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zen Sichelbeinen, einem dicken Auswuchse am Halse, kurz ein Cretin, der in seinem Geiste dieselben Gebrechen hatte, die wir zum Theil an seinem häßlichen Leibe bezeichneten.

Nach dem Gesagten brauchen wir kaum darauf hinzudeuten, daß die Natur zwischen Oswald und Philiberta keinen andern Unterschied, als den des Geschlechts gestellt, und bey der Harmonie ihrer Jahre, ihrer Bildung und Gefühle nicht unzweydeutig darauf hingewiesen zu haben schien, daß sie das blühende Paar in ihrer frohesten Laune für einander geschaffen habe. Allein selbst bey den Menschen, von welchen man glauben könnte, daß sie unmittelbar an der Hand der Mutter Natur wandeln, und mit kindlicher Willfährigkeit ihre Winke befolgen, waltet in widerstreitenden Leidenschaften, Vorurtheilen und Zufällen jene unsichtbare schauervolle Macht, welche uns Allen, dem Könige wie dem Bettler, nach unerforschlichen Rathschlüssen die Loose bereitet und das Leben zu einer schweren Aufgabe macht. Ach, die Blume unsers Glückes will oft erst dann nur gedeihen und blühen, wenn sie reichlich von Thränen begossen wird!

Die ersten Frühlingstage der Jugend waren für Oswald und Philiberta, da ihre beyden Mütter, welche die trautesten Freundinnen waren, noch lebten, gleichsam Echostimmen des verlornen Paradieses; sie glänzten, wie die goldenen Strahlen des Morgens auf den Zinnen der Gletscher, ihre unschuldigen Seelen glichen dem Gekose der Zephyre um die Rosenbüsche des Lenzes, und wenn sie sich im Austausche ihrer zärtlchen Gefühle und Gesinnungen liebkosten, so begannen die Nachtigallen auf den nahen Gipfeln zu flöten, und die duftgeschwellten Knospen der Blumen aufzubrechen. Die Mütter freuten sich über die rührende Eintracht und Geselligkeit der Kinder, und ahnten in ihren Herzen nicht, daß in den engen Kreis ihres Lebens alsbald eben so grauenvolle Stürme hereinbrechen werden, als oftmals jene Wetterverheerungen sind, die der rauhe Hauch des Nordens mit einem dunkeln unheilträchtigen Wolkenmeer zwischen die Berge hereinwälzt.

Philiberta's Mutter erkrankte; ihre Freundinn, die sich seit Jahren berühmte, die Heilkräfte vieler Alpenkräuter zu kennen, und an Menschen und Hausvieh glückliche Curen gemacht zu haben, übernahm es, voll des Selbstvertrauens und der Liebe, die Kranke wieder gesund zu machen, und sich in ihr gleichsam das eigene Selbst zu erhalten. Mit der Leidenden wurde es jedoch von Tag zu Tag schlimmer, und endlich so bedenklich, daß ihr Gatte, Thomas Rohhard, nicht länger mehr säumte, seinen Gesellen Nicolo dringlich nach Admont um den Arzt zu schicken. Dieser kam, untersuchte den Zustand der Kranken, untersuchte die Arzneyen, die sie bisher genommen, und erklärte unverholen: „das Weib sey schlecht behandelt worden, und um dieser Quacksalberey willen rettungslos verloren."

Die Arme starb auch wirklich noch an demselben Tage, und ihr Tod setzte nicht bloß ihre Angehörigen in die tiefste Betrübniß, sondern schüttete auch einen langsam vernichtenden Gifttrank in das Gemüth ihrer Freundinn, die sich trotz aller Selbstbeschwichtigung der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß sie wirklich, wie es der Arzt ausgesagt und die Vorwürfe des trostlosen Witwers mit lauten Verwünschungen oft wiederholten, die Mörderinn ihrer geliebten Nachbarinn gewesen sey. Sie zehrte leidenvoll ab, und ward noch am Ende desselben Jahres eine Beute des Grames.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn Thomas Robhard in seiner besagten Meinung anders zureichende Gründe gehabt hatte, die verblichene Nachbarinn als eine unglückselige Quacksalberinn zu verwünschen, und allen freundschaftlichen Verkehr mit ihr abzubrechen, so handelte er in seinem übertriebenen Hasse doch allzu grausam, wenn er es auch seiner Tochter gänzlich untersagte, mit ihrem Jugendgespielen Oswald auch auf dem Kirchengange, oder wo sie sonst der Zufall zusammenführte, ein trautes Wort zu sprechen. Der griesgrämige Alte bedachte dabey so gar nicht das Bedürfniß wechselseitigen Austausches der Empfindungen, an dem die jungen Leute seit Jahren in dieser öden Waldeinsamkeit ihren einzigen Lebensgenuß fanden, achtete mit so wenig Theilnahme auf die stillen Thränen seines mutterlosen armen Kindes, daß es oft den Anschein hatte, sein rauhes Gewerbe, dem er mit ganzer Leidenschaft oblag, habe ihm nach und nach eine Eiskruste um das Vaterherz gelegt, und alle zarteren Gefühle der Liebe in ihm erstarren lassen. Anstatt mit Oswald, dem geschmeidigen und gemüthvollen Jüngling, sollte sich Philiberta seiner Meinung und seinem Rathe nach mit dem Waldgesellen Nicolo unterhalten, wenn er des Sonntags frey oder des Abends mit seinem Dienste fertig wäre, da doch Nicolo, wie schon angedeutet, die wilde Natur und das Aussehen eines Bären hatte, und dabey so einkaltes unheimliches Gemüth verrieth, daß es die engelreine Jungfrau neben ihm jedesmal frostig durch die Seele schauerte. Es war beynahe unzweifelhaft, daß er, dem die Sünde und ihr Fluch im Antlitz abgedrückt war, ob irgend eines Vergehens, mindestens eines tollen Jugendstreiches, aus seiner südländischen Heimat flüchtig geworden, und in diesen stillen Waldesgründen ein Asyl gesucht habe; denn er gerieth in sichtliche Verlegenheit, wenn man ihm ein Geständniß aus seinen frühern Jahren abforderte, oder ihn auch nur an seine angebliche Geburtsstätte erinnerte, sprach oft, wenn er sich allein glaubte, laut und ungestüm mit sich selber, oder den bösen Geistern, die ihm wie Furien aus der Vergangenheit folgten, und seufzte tief aus der beklommenen Brust, wenn er in finstern Gedanken verloren dahinbrütete, oder auf Philiberta's unschuldvolles Weben sein leuchtendes Auge warf. Indeß war er ein tüchtiger Jäger und Forstmann, und deßhalb der Liebling seines Herrn, der offen gestand, daß ihm Nicolo mehr Nutzen schaffe, als die zwey Gesellen, die er vor ihm gehabt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rachel als Fredegonde.

Dlle. Rachel ist in einer neuen Rolle aufgetreten; das ist ein großes Ereigniß für Paris. Man interessirt sich zwar für sie nicht mehr wie früher, und wie das Stadtgerücht von ihr zu erzählen weiß, schicken ihr die Damen der Vorstadt St. Germain nicht mehr ihre Carossen; aber als Schauspielerinn hat sie nichts verloren. Der Zudrang ist derselbe, so oft sie auftritt. Alle Anerbietungen der neuern Dichter, eine Rolle für sie zu schreiben, hat sie abgelehnt; gewährte sie Einem diese Begünstigung, so hätte sie keine Ruhe vor den Andern. Um jedoch nicht ausschließlich beym ältern Theater stehen zu bleiben, hat sie unter den späteren Lemercier ausgewählt, und darin ihren sichern Tact bewährt; von allen französischen Tragikern sagt seine Manier ihrem Talente am meisten zu. Lemercier hat eine wilde Energie; seine Versuche haben der jetzigen Schule Bahn gebrochen. In der romantischen Bewegung war sein Name fast untergegangen; jetzt steigt er wieder aus den Fluten. „Aga-

memnon," „Clovis," Pinto," „der Wahnsinn Carls VII.," „Frédégonde et Brunehault," werden noch lange im Repertoire des Théâtre français sich erhalten, zumal das erste und das letzte. Die erste Vorstellung der „Frédégonde" war eben so merkwürdig, wie die des „Hernani." Das Stück wurde zum ersten Male am 27. May 1827 im Odéon aufgeführt; man befürchtete unangenehme Auftritte. Tags vorher hatte Lemercier in mehrere Journale ein Schreiben einrücken lassen, worin er den Schutz des Publicums in Anspruch nahm. Ein Gewitter, das jeden Augenblick loszubrechen drohte, schwebte den ganzen Abend über dem Saale; heftige Leidenschaften standen einander feindlich gegenüber; doch lief Alles gut ab. Gut gezeichnete Charaktere, eine klar und leicht zu fassende Handlung, eine kräftige Sprache und einzelne herrliche Scenen, zumal in den letzten Acten, retteten das Stück. Seitdem hat sich gar Vieles geändert. Lemercier ist gestorben; Prétentat (Lafargue) war ihm auf diesem Wege vorangegangen. Der König Chilperic (Joanny) ist pensionirt, und die schreckliche Brunehildis hält ein Hôtel garni in der Straße Du Mail, sie heißt Mad. Guerin. Fredegonde (Dlle. Humbert) ist ganz verschollen. Eine der Nebenrollen war Hrn. Frédéric le Maitre anvertraut, der sich seitdem von der Tragödie losgemacht, und in einer andern Sphäre ein berühmter, wenn auch nicht vorzüglicher Schauspieler geworden ist. Die Urtheile der Journale über die Fredegonde der Rachel lauten, wie es zu erwarten war; wo die Wahrheit feil ist, da ist eben Alles, auch das Unsinnigste und Widersprechendste, zu erwarten, und wenn die Presse ihr Ansehen verloren hat in politischen wie in literarischen Dingen, so ist sie selbst Schuld; die Kritik verkauft sich oder dient gehässigen Leidenschaften zum Werkzeug. So wird die Rachel, das bedeutenste Talent der französischen Bühne, wenigstens in der Tragödie, auf die gemeinste Weise heruntergemacht oder auf das Übertriebenste vergöttert. Wie mißhandelt sie Janin im Feuilleton! man hören nur: „Nein, nein, diese kleine Person, die so ohne Umstände in ihrer Furcht eintritt, das ist nicht Fredegonde, das ist nicht die schreckliche, blutige Königinn, wie sie uns in der Geschichte erscheint; sie führt weder die Furcht noch die Rache, ihre beyden Gefährtinnen, bey sich. Um die Fredegonde der Poesie oder bloß der Geschichte zu seyn, fehlt ihr die Gestalt und auch die Leidenschaft, und auch die Energie, Alles geht ihr ab, der Dlle. Rachel, Alles erdrückt sie, und in ihren Grausamkeiten, ihren Lügen ꝛc., muß sie ihren Zorn zu Hülfe rufen, der stets derselbe ist, und die so correcten kleinen Mittel, die ihr ganzes Talent ausmochen." — In diesem Tone geht es fort durch fünf Colonnen, und dasselbe arme Mädchen hat einst derselbe Journalist vergöttert. Der Verfasser der Tragödie kommt etwas besser weg; er kommt sogar zu gut weg. „An einer gewissen Energie fehlt es ihm nicht; aber Energie ist noch nicht das Schöne, im Gegentheile, sie steht ihm oft im Wege. Um brutale Verbrechen auf die Bühne zu schleppen, dazu gehört bloß eine kräftige Künstlerfaust, und um sich blind in abenteuerliche Sujets zu stürzen, dazu gehört eben nur Blindheit, weil man die Gefahren nicht sieht. Lemercier hat nach neuen Bahnen umhergetappt, ohne sie zu finden, wenigstens hat ihn nicht eine zu dauerndem Ruhme geführt, und von diesem Abenteurer in der Kunst ist nur ein Werk geblieben, das als ein Meisterwerk dasteht, und das ist ein classischer „Agamemnon." Lemercier war ein Schüler der Griechen, seinem innigsten poetischen Gefühle nach; mit dem Verstande wollte er sich in eine neue Richtung hineindichten, und daher die stäte Zerrissenheit in ihm, und daher das Mißgeschick seiner Stücke. Er hatte dabey die Schwachheit, zu glauben, Napoleon verfolge ihn, und kabalire gegen ihn. Später war es die Restauration, welche die Schuld seiner Mißgeschicke tragen mußte; wenn man ihm gesagt hätte, die heilige Allianz habe bloß die Bourbons wieder hergestellt um seine Dramen zum Fall zu bringen, er hätte es geglaubt." Hören wir nun den „National" über die Rachel in Lemercier's Tragödie: „Mademoiselle Rachel suchte eine Rolle, worin sie das ihr eigenthümliche Talent entwickeln könne, und diese glaubte sie in der Tragödie des Hrn. Lemercier zu finden. Wir rathen ihr, nicht so ausschließlich nach solchen Fredegunden und granitnen Frauen zu spähen, sie wähle vielmehr tragische Heldinnen, welche zwischen Liebe und Rache kämpfen; sie hat die Erfahrung gemacht, daß sie als Marie

Stuart, als Roxane, Camille vorzüglich ihren Ruf begründet hat. Indessen wollen wir gern gestehen, daß sie die wilde und blutgierige Fredegonde auf eine Art dargestellt hat, welche wenig zu wünschen übrig gelassen. Sie hat Rachetöne gefunden, die wie das Geschrey der Hyäne lauteten; ihr Blick war zugleich der einer Mutter und eines Mörders." Von der Tragödie heißt es: „Das Werk des guten ehrlichen Lemercier besteht eigentlich nur aus den drey Worten: Frédégonde, Frédégonde, Frédégonde, und dem berühmten Verse:

Chilperic.
Qu'il tarde à s'expliquer!
Frédégonde.
Qu il est lent à mourir!

Um den letztern Vers zu verstehen, der in der That in seiner düstern Kürze etwas Erschütterndes hat, muß man wissen, daß von dem jungen Merovée die Rede ist, dem Sohne Chilperic's, der ihn bleich und sterbend in den Armen hält, während Fredegonde die Fortschritte des Giftes beobachtet, das sie ihm gegeben. Der „National" ist wenigstens gerecht gegen die Rachel. Drey oder vier andere Feuilletonisten kriechen zu ihren Füßen, die andern stimmen ungefähr den Ton des Hrn. Janin an. Die Wahrheit liegt in der Mitte wie immer, und auch über das Trauerspiel des Hrn. Lemercier ist man beyderseits zu weit gegangen. Diesen Widersprüchen liegen aber böse oder parteyische Absichten zu Grunde; die Rachel sperrt der jungen Schule den Weg; so oft sie also eine neue Rolle aus dem alten Repertoire einstudiert, hat sie die jüngern Dichter gegen sich, von denen sie nichts wissen will, vielleicht auch nicht darf. Es ist stets von oben herab Grundsatz gewesen, die Meisterwerke des Corneille und Racine aufrecht zu halten, und der König Louis Philippe ist den Romantikern nicht hold. Den Angriffen des Hrn. Jules Janin soll eine persönliche Beleidigung zu Grunde liegen.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November 1842.

(Schluß.)

Die deutsche Improvisatrice, Mad. Caroline Leonhardt-Lyser, hat hier vier Vorstellungen gegeben, nemlich zwey im Theater, und zwey im Plateissaale, und wenn sie auch nicht gerade sogenannte gute Häuser machte, so erhielt sie doch volle Beweise von Beyfall und Zufriedenheit in der Ausübung einer Kunst, welche das deutsche Idiom eben nicht sehr begünstigt. Die Improvisatrice leitete ihre erste Akademie mit einer Rede über die Stegreifdichtung im Allgemeinen ein, welche jedoch bey ihrer etwas schwachen Stimme den Entfernteren nicht ganz klar wurde. Sie verlangte darauf die Endreime für ein Sonett, die nur mit großer Anstrengung aus dem Publicum herauszupressen, und auch nicht so poetisch zusammen gestellt waren, um der Künstlerinn ihr Werk zu erleichtern. Da sich unter den Reimen auch Tag und Prag befand, so bildete sie daraus ein recht artiges Sonett auf ihre Anwesenheit und erste Erscheinung vor den Prager Kunstliebhabern. Die Themen, welche in die Urne gelegt wurden, waren mitunter sonderbar genug, „Mozart und sein Denkmal" wurde gewählt, aber der große Tondichter schien Mad. Lyser eben nicht viel mehr begeistert zu haben, als vor einiger Zeit unsern Landsmann Uffo Horn. Noch ein zweytes Sonett gelang in doppelter Wiederkehr noch besser als das erste, weniger sprach die lange Sage von der Entdeckung des Carlsbader Sprudels an. Der Glanzpunct der zweyten Ausstellung war die Glosse über ein Thema von Goethe, die allgemeine freudige Sensation hervorbrachte. Für das erste Sonett hatten ihr ein Paar muthwillige junge Literaten sehr schwierige Endreime zuge-

rufen, von welchen sich jedoch die „Aganippe“ (der beste von allen) hätte vortheilhafter benützen lassen. Sie bildete zuerst ein humoristisches, dann um zu zeigen, daß sie auch über schweren Stoff Herr werden könne, noch ein ernstes Sonett daraus, die jedoch beyde nicht sehr ansprechen wollten. Nebst mehreren anderen Improvisationen trug sie auch die Heilingsage vor.

Hr. Director Stöger hat seinen Redoutensaal in ein recht zierliches Theater verwandelt, welches dem böhmischen Schauspiel gewidmet ist. Die neue Bühne, zu welcher eine bedeutende Anzahl Mitglieder — unter andern Dlle. Nina Herbst — engagirt sind, wurde am Wenzelsfeste mit einem Original-Lustspiel: „Carl Skreta, der böhmische Maler,“ von Professor Swoboda eröffnet. Seitdem erschienen daselbst Übersetzungen von Raupach's „Robert der Teufel,“ Holbein's „Pantoffel und Degen,“ „Dienstpflicht“ unter dem Titel: „Der treue Diener,“ Gutzkow's „Werner“ u. s. w., im Gebiete der Oper Donizetti's: „Liebestrank,“ und „Joseph und seine Brüder,“ von Mehul, mit dem brillantesten Erfolg. Eine ganz ausgezeichnete Vorstellung war Mozart's „Don Juan,“ gleichfalls mit Recitativen.

Die Zahl der Decorationen von Neefe, de Pian und Mößner ist auf vierzig bestimmt. Schon längere Zeit vor Eröffnung der Bühne wurden vierzehn Landschaftsdecorationen von Neefe ausgestellt, deren größter Theil allgemein Beyfall fand. Das Portale, mit Schiller und Mozart's Büsten verziert, und die treffliche Courtine: das Prager Schloß vom Standpuncte der Hetzinsel, ist von dem hiesigen Theatermaler Hrn. Mößner.

Die erste und sehr geglückte deutsche Vorstellung in diesem Theater: „Der Taubstumme,“ nach Bauilly von Kotzebue, zum Vortheile des Taubstummen-Institutes, war sehr besucht, und die Wahl dieses alten beliebten Drama's bot Hrn. Bayer und Dlle. Weisbach in den Rollen des Abbé de L'Epee und des Julius von Solar einen bedeutenden Spielraum zur Entfaltung ihrer Talente dar. Hr. Dr. Mußak hatte einen Epilog dazu gedichtet, worin er Schatten und Licht im Leben der Taubstummen, ihr angebornes Leiden und dessen Milderung durch Wohlthat und Sorgfalt aus einander setzte, und welchen ebenfalls Dlle. Weisbach mit vielem Gefühle vortrug.

Notizenblatt.

Landwirthschaftliche Entdeckung. Bey Genf hat ein wissenschaftlich gebildeter Landwirth, der schon verschiedenartige glückliche Experimente in der Agricultur, Physik und Botanik gemacht hat, einen eigenthümlichen Dünger bereitet, und mittelst desselben im laufenden Jahre einen Flachs gezogen, der riesenmäßig heranwuchs und eine dreymal bessere Ernte gab, als derselbe Same auf einem andern Boden. Das Hauptingredienz dieses wundersamen Düngers sind Nußbaumblätter. 28.

Ein schönes Meteor. Die „**Bibliothèque universelle de Genève**“ vom 28. September d. J. berichtet uns, daß am 13. August d. J. zu gleicher Zeit in Fribourg (Freyburg) auf der Wengernalpe bey Bussy und Vevey ein Meteor beobachtet hat, welches einzig in seiner Art gewesen ist. Der italienische Gelehrte E. Nicati war Augenzeuge desselben, als er sich gerade auf der Wengernalpe, d. i. 6200 Fuß über der Meeresfläche, befand, und er sagt: Das Phänomen glich einer

überaus großen Sternschnuppe, welche über der Höhe des Gipfels der Jungfrau leuchtete, und den ganzen Horizont wie eine Phosphorrakete in einen überaus reizenden Glanz der Verklärung umhüllte. 9.

Fang eines Wallfisches. Die englische Zeitschrift: „**The Annals and Magazine of Natural History**" vom July d. J. erzählt uns, daß ein sogenannter Butzkopf (**Phocaena melas**), welchen man den Cetaceen beyzählt, auf eine seltsame Weise erbeutet worden ist. Dieses Seethier wurde an die östliche Felsenküste der Insel Love mit einer solchen Gewalt angetrieben, daß es sich den Kopf, mit dem es zuerst an eine Klippe stieß, beynahe gänzlich zerschmetterte, denn auf den heftigen Stoß erfolgte unmittelbar eine große Blutentleerung, welche das Meer in einem weiten Umkreise roth färbte. Auch war das Thier offenbar betäubt und in allen Kräften gelähmt, und bemühte sich wohl wieder in die offene See hinauszulaufen, konnte aber den Andrang der sturmbewegten Flut nicht gewältigen, und so wurde es zwischen ein Labyrinth von Klippen hineingespült, aus dem es sich nicht mehr herauszuhelfen vermochte. Zwey Seemänner, welche das Schauspiel mit ansahen, warfen dem ohnmächtigen Fische einen Strick um die Schwanzwurzel, und das war hinreichend, um es am Platze zu fesseln. Als bald darauf der Sturm nachließ, und die Ebbe eintrat, war es ein Leichtes, die Beute aus der Untiefe ans Land zu schaffen. Seine Länge betrug in gerader Linie 20 Fuß. 9.

Londoner Stadtwirthschaft. Seit Jänner laufenden Jahres besteht zu London ein Verein, welcher den Namen „**Metropolitan Improvement Society**" (Hauptstadt-Verschönerungs- und Verbesserungsverein) führt. Der kurzen Zeit seines Bestandes ungeachtet, zählt er bereits die angesehensten Personen der Hauptstadt von allen Berufen und Ständen unter seine Mitglieder, und hat den Zusammentritt ähnlicher Vereine in andern Städten des Reichs veranlaßt. In einer der letzten Sitzungen dieses Vereins wurden unter andern Angaben vorgebracht, die kaum glaublich klingen würden, wenn sie nicht nur zu beglaubigt wären. Sie zeigen, wie weit man noch zur Stunde in der Hauptstadt des Volkes, welches sein öffentliches wie sein gesellschaftliches und häusliches Leben so allseitig durchgebildet, in Sachen des öffentlichen Comforts, wie z. B. Straßenbenennung, Häusernumerirung u. dgl. hinter den meisten deutschen Kleinstädten zurücksteht! Die erwähnten Angaben sind wörtlich aus dem Bericht des Ausschusses obgenannten Vereins entnommen. Es heißt nemlich darin: „Die Benennung und Numerirung der Straßen von London sollte ebenfalls schon jetzt die Aufmerksamkeit des Ausschusses beschäftigen. Der große öffentliche Übelstand, welcher daraus entspringt, daß dieser Zweig der Obliegenheiten der städtischen Verwaltung der individuellen Laune überlassen ist, springt in die Augen. Als Beleg dafür braucht man nur anzuführen, daß in manchen Straßen zuweilen fünf Häuser eine und dieselbe Nummer haben, und daß nur allein im commerziellen Theile der Hauptstadt es nicht weniger als achtundzwanzig Königsstraßen, zwanzig Königinnstraßen, sechsundzwanzig Carlsgassen, fünfundzwanzig Kirchengassen, zwanzig Georgsstraßen, dreyundzwanzig Johannesgassen gibt; — zahlreicher anderer Beyspiele dieser Art zu geschweigen!!" F. M.

Der verzweifelte Ritt. Der Meierhof des Herrn v. N*** gerieth im Verlauf des letzten Novembers in Flammen; man meldet es mit einem Eilbothen dem Gutsherrn, und dieser läßt alsogleich — es war Mitternacht — anspannen, um zur Brandstätte zu fahren und Hülfe zu leisten, so viel noch möglich sey. Inzwischen hatte man schon das Vieh aus den Ställen geschafft und auf der Straße

fortgetrieben, obwohl es, besonders das Hornvieh, sehr störrisch und wild war. Der Wagen des Gutsherrn rollt heran, geräth mitten in die Herde, und sonach in die größte Todesgefahr, denn ein wilder Stier verwundet ihm die Pferde mit den Hörnern, ein anderer springt sogar mit den Vorderfüßen in die offene Calesche; die Pferde werden verwirrt und scheu, sie reißen aus. Zum Glücke brechen die Stränge, weil der Wagen durch die Rinder gehemmt ist, und der bedrängte Gutsherr ersieht kein anderes Rettungsmittel mehr, als sich auf den Rücken eines Ochsen zu schwingen, und von diesem weiter tragen zu lassen. Diese Geistesgegenwart und Kühnheit war seine einzige Rettung; indeß war der Meierhof niedergebrannt, und eines der scheugewordenen Pferde hat sich tödtlich verletzt. 9.

Propignons. Unter diesem Namen sind durch ganz Frankreich jene vortrefflichen Peitschenstiele bekannt, welche man in zahlloser Menge aus dem Baume Micocondier schnitzt, welcher fast durch ganz Italien, aber auch in den französischen Südprovinzen vorkommt. Das Holz dieses Strauchbaumes ist sehr hart, zäh und elastisch, und macht für den benannten Zweck einen bedeutsamen Handelszweig aus, indem z. B. die einzige Gemeinde Piemont jährlich für 50,000 Franken solcher Peitschenstiele ausführt. Man verwendet diese Holzart auch noch zu vielen andern Zwecken; so werden z. B. zu Sauve im rd-Departement jährlich für 25 bis 30,000 Franken Heugabeln und Rechen daraus verfertigt. 28.

Amerigo Vespucci. Sgr. A. M. Bandini, der italienische Gelehrte (in Florenz) und Lobredner seines Landsmanns Amerigo Vespucci, schreibt: Es sey historisch erweislich, daß man schon vor dem sechzehnten Jahrhunderte wohl ausgezeichneten Fürsten, aber keinem Unterthane, wäre er auch ein berühmter Edelmann oder ein Reicher gewesen, zu irgend einer Festlichkeit eine Illumination veranstaltet habe. Es läßt sich also annehmen, daß Amerigo Vespucci der Erste war, dem eine solche Ehre und Auszeichnung erwiesen wurde; denn als im Juli 1500 die Nachricht seiner glücklichen Rückkehr von seiner ersten Reise aus der nach ihm benannten neuen Welt einlief, so sandte die Regierung von Florenz eine beträchtliche Quantität Kerzen in die Vorstadt Allerheiligen an die Mutter des Amerigo mit dem Bedeuten, daß sie zu Ehren ihres Sohnes das Haus drey Tage (oder vielmehr: Nächte?) hindurch beleuchten möge. Zu gleicher Zeit haben alle Hochadelichen der Stadt die Zimmer ihrer Palläste illuminirt. 28.

Journalflor. Die Schweiz erzeugt und hält nach Verhältniß der Bevölkerung mehr Zeitungen und Zeitschriften, als irgend ein europäischer Staat, Frankreich und England nicht ausgenommen. 9.

Theater-Bulletin. „Le Colonel Goger," Drama in drey Acten von Hrn. Desnoyer, gefiel im Théâtre Beaumarchais durch interessante, dramatische Handlung und frische Lebendigkeit.

Im Vaudeville erfreute sich „L'Hôtel de Rambouillet," Lustspiel in drey Acten von Mad. Ancelot, eines verdienten Successes; die Kritiker ereifern sich nicht wenig, daß dieses treffliche Stück vom Théâtre français zurückgewiesen wurde.

„LE'au merveilleuse" bietet der Mad. Thillon in der komischen Oper Gelegenheit, ihr Talent als Sängerinn und Schauspielerinn wieder einmal auf das Glänzendste zu entfalten. 22.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

244

Donnerstag, den 8. December 1842.

Die Liebe auf der Alm.

(Fortsetzung.)

Nicolo trug nicht wenig dazu bey, den Erbhaß seines Gebieters gegen den jungen Oswald zu bestärken, und zu verhindern, daß die weite Kluft, welche einmal zwischen Oswald und Philiberta aufgeriffen worden, wieder mit irgend einem Brücklein verbunden werde. Es wurde aber von keiner Seite dem armen Lipp etwas in den Weg gelegt, seinem Willen, oder vielmehr seinem Instincte nachzugehen, und sich dem Jägerhause zu nähern, oder nach seiner Weise mit Philiberta zu verkehren, wie es eben der Zufall seines ziel- und regellosen Herumschweifens fügte. Lipp war wild und boshaft, wenn etwas nicht nach seinem blöden Sinne geschah, nahm durchaus keinen Unterricht an, den ihm sein Vetter neben der Herde gutmüthig wollte angedeihen lassen, und ergriff bey dem mindesten Widerspruche sogleich wildgeberdig und kreischend die Flucht, nährte sich tagelang von Fröschen, Käfern, Eidechsen, Würmern und Spinnen, um nur recht böswillig seinen Trotz zu zeigen, und seinen Vetter in Angst und Kummer zu setzen. Nichts desto weniger war er zahm und willfährig, wenn er zu Philiberta kam, und wenn sie dann zu ihm plauderte, ihn sanft streichelte, und ihn mit einer Nahrung oder sonst einer Gabe beschenkte, war ein beständiges Lächeln über seinem einfältigen Antlitz ausgegossen, sein stieres Auge wurde beweglicher, sein Blick sprechender, seine Zunge stammelte sogar articulirte Laute, und sein Benehmen war, wenn auch stets ungeschlacht, linkisch und plump, wie das eines jeden Cagot, doch in manchem Momente der Art, daß ein Strahl von menschlicher Vernunft und Sitte wie durch einen Schleyer schimmerte, und dem Mädchen die süße Hoffnung erweckte, daß er bey zweckmäßiger Behandlung doch noch auf einen gewissen Grad von Cultur, und mindestens über den niedern Stand der Thierwelt erhoben, und somit seiner endlichen Bestimmung um einen Schritt näher gebracht werden könnte.

Es war in der That seltsam, zu beobachten, wie die verständige Philiberta weit größeres Behagen fand in der Gesellschaft dieses verkrüppelten Halbmenschen, als im Umgange mit Nicolo, und sich sogar freute, wenn sie den blödsinnigen Jungen von der nahen Alpe niedersteigen, und frohmüthig grinsend herankommen sah. Wohl kam er da von seinem Vetter Oswald, doch war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weder sein Gedächtniß, noch seine Zunge fähig, einen aufgetragenen Gruß zu überbringen, und wenn auch der schmachtende Senne ein bedeutungsvolles Blümchen in seine Hand gab, mit der Weisung, es zu der geliebten Jugendfreundinn ins Thal hinabzutragen, so hatte er das Blümchen, den Selam der Liebenden, entweder weggeworfen, oder verloren, oder aufs kläglichste zerrupft und zerrissen ans Ziel gebracht. Philiberta war es aber schon zufrieden, wenn er auch nur ein Blättchen, eine Faser von einem Veilchen, einer Heckenrose, einem Maßlieb in den plumpen Händen hielt; sie suchte in ihrem Gärtchen die Antwort auf den jedesmaligen Brief, und war klug genug, diese blühende Antwort mittelst einer Stecknadel an die Filzkappe des ungeschickten Liebesbothen zu befestigen. Zugleich nahm sie das arme Geschöpf jedesmal mit der meistervollsten Kunst der Pädagogik in die Lehre, übte vorzugsweise sein Sprachorgan, und fühlte sich für ihre stundenlange Mühe höchlich belohnt, wenn der unbeholfene Schüler nur zwey Sylben vernehmlich nachsprechen und behalten konnte. Sie glaubte einestheils mit diesem Unterricht eines Stiefkindes der Natur einen Fehlgriff der Schöpfung zu verbessern, und der Menschheit eine schuldige Pflicht abzutragen, und anderntheils wollte es ihr ahnen, daß sie sich in diesem unmündigen Wesen ein Werkzeug bilden werde, wodurch sie sich mindestens in der Zukunft ihre traurige Lage erleichtern könnte, wäre es auch nur insoferne, als Lipp einst befähigt würde, ein verläßlicher Zwischenbothe liebender und getrennter Herzen zu seyn.

Philiberta war zur reizendsten Jungfrau herangeblüht; sie zählte sechzehn Jahre oder vielmehr Frühlinge, denn wenn man sie anblickte, so war man unwillkürlich veranlaßt, ihr Lebensalter nur nach der Zahl der Lenze zu berechnen, als ob sie nur stets in dieser günstigsten Jahreszeit gelebt hätte. Eine ähnliche Zierde seines Geschlechtes war auch der Jüngling Oswald, aber auch über seine Gestalt war der düstere Schleyer der leidenden Sehnsucht und der Schwermuth ausgebreitet, wie er um das rosige Antlitz der gleichsam eingekerkerten Jugendfreundinn gehüllt war. Zwey Jahre lang hatte dieser Stand der Dinge gedauert, binnen welcher Zeit sich die Liebenden nur zweymal auf eine kurze Minute sahen, und ihre Gesinnungen und Gefühle durch Blicke und Winke wechselweise mittheilen konnten, und weit entfernt, daß diese traurige Lage der Dinge eine günstigere Wendung für sie nehmen sollte, traten im Verlaufe des nächsten Winters ein paar Ereignisse ein, welche jede Hoffnung zu zerstören schienen, daß die Liebenden hiernieden je wieder näher gerückt und an das Ziel ihrer geheimen Wünsche gebracht werden könnten.

Vater Robhard wurde eines Tages in einem tiefen Waldesgrunde plötzlich von drey heißhungrigen Wölfen überfallen, und hatte eine halbe Stunde lang die größte Noth, sich dieser grimmigen Feinde zu erwehren. Schon hatte er seine Büchse fruchtlos abgefeuert, und keine Zeit mehr, sie aufs Neue zu laden, schon waren seine beyden Hunde jammervoll vor seinen Augen zerrissen, schon waren ihm die Arme gelähmt nach den hundert Streichen, die er auf die Thiere geführt, deren Ungestüm und Wildheit nach jeder erhaltenen Wunde noch furchtbarer und unerträglicher wurde, ja schon hatte ihn eines dieser entsetzlichen Ungethüme mit den Zähnen erfaßt, und beynahe zu Boden gerissen, als Nicolo, der Bär, helfend herbeystürzte, und mit gewaltigen Schlägen die Unthiere zermalmend auf den Boden niederschmetterte.

Es braucht kaum angeführt zu werden, daß sich Nicolo durch diese hel-

demüthige Lebensrettung die Gunst seines Herrn in einem noch weit höheren Grade erwarb. Meister Robhard ließ ihn im Pflichtgefühle seiner Dankbarkeit unumwunden begehren, was sein Herz erfreuen würde, und was er ihm, dem Verdienstvollen, zu leisten im Stande wäre; der schlaue Knecht aber wollte einen gar arglistigen Wucher treiben, und verlangte nicht nur nichts von den zeitlichen Gütern und der Börse seines Gebieters, sondern stellte sich völlig uneigennützig, und wies jedes Geschenk zurück, das ihm Robhard's freygebige Hand dankbar anbot. Indeß merkte dieser doch aus allen Umständen, worauf es Nicolo in seinem ganzen Benehmen eigentlich anlege, und der Leser wird es gewiß auch schon errathen haben, daß nichts Geringeres, als die holdselige Philiberta das Ziel seiner Wünsche war.

Das unbefangene Mädchen, dem nur immer Ein Bild vor der Seele schwebte, hatte nicht die leiseste Ahnung, daß ein Nicolo sich vermessen könnte, sie zum Preise seiner Bestrebungen und der Liebesdienste, die er dem Vater erwies, zu machen, nachdem es ihm aus ihrem ganzen Betragen klar genug seyn mußte, daß ihr Herz weder Vertrauen noch Neigung zu ihm fassen könne. Wie mußte sie demnach eines Tages zu ihrem nicht geringen Schrecken aus dem süßen Traume erwachen, als der Vater zu ihr trat, und anfing, dem Gesellen Nicolo die erhebendste Lobrede zu halten, und seinen langen Sermon damit schloß, daß er weit in der Runde keinen Jüngling kenne, dem er lieber sein theuerstes Kleinod an den Busen legen und den Namen Eidam geben möchte.

Philiberta erbleichte bey diesen Worten vor Schreck und Kummer, und wagte es nicht, dem strengen Vater eine andere Antwort, als mit der Farbe ihres Antlitzes zu geben. Dieser verstand sie nur zu wohl, und gewann es auch seinem allzu kalten Vaterherzen ab, das arme Kind hart auszuschelten, und ihr mit dem Äußersten zu drohen, wenn sie sich nach einer gewissen Bedenkzeit seinem Verlangen nicht gehorsam und willfährig fügen wolle.

Die anberaumte Zeit zur Erklärung war das kommende Osterfest. Schon war die Leidenswoche des Herrn herangerückt, und Philiberta konnte sich noch immer nicht entschließen, sich dem grausamen Willen des Vaters zu fügen, und den stets eifrigen Bewerbungen des Freyers Gehör zu gehen. Auch sie verstand die Kunst zu schreiben, die damals noch so wenig verbreitet war, zu ihrem großen Leidwesen nicht, und Oswald hätte auch keinen Brief zu lesen vermocht; dennoch wußte sie ihm sinnbildlich durch einen Strauß von bunten Federn, welche im Winter die Stelle der Blumen vertreten mußten, durch Lipp, der jetzt schon einige Worte zu sprechen verstand, ihre verzweiflungsvolle Lage zu schildern, und ihn aufzufordern, daß er ihr einen Rath ertheilen wolle, wie sie sich in der nahen Stunde der Entscheidung zu erklären habe?

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Streifzüge.

Von Ernst Lemyl.

1. Wie ein deutscher Graf den berühmten Montefiasconerwein entdeckt und tauft.

Nachdem wir, von Rom kommend, die Merkwürdigkeiten der guten Stadt Viterbo bewundert hatten, bestiegen wir wieder unser antediluvianisches

Fuhrwerk, und fort ging's bey hellem Sonnenschein durch eine grüne hügelige Gegend gegen Montefiascone, das uns bald von seiner rebenumkränzten Höhe weinverheißend entgegen winkte, während in der Ebene rechts eine alte Basilike uns zu sich forderte, links eine **osteria** mit unsern Mägen liebäugelte, denen wir sofort einige scheinbare Concessionen machten, indem wir bey der schwarzaugigen Schönheit, die uns den Schlag öffnete, ein ausgiebiges Frühstück bestellten und während es zubereitet wurde, Kirchenschau hielten. Der Besuch der Basilike galt aber auch abgesehen von einer artistischen und archäologischen Gewissenserleichterung, der billigen Rücksicht für die Manen eines Landmannes, des ersten Schätzers des Montefiasconerweins, des guten Grafen Fugger, der darin begraben liegt. Selber gute Graf hatte vor einigen Jahrhunderten eine Reise nach Rom zu machen und schickte allenthalben einen Diener voran, der an den Kneipen, wo guter Wein geschenkt ward, ein „**EST**" hinschreiben mußte. Wo nun ein solches **Est** stand, blieb der deutsche Graf, bis er den Merkwürdigkeiten des Ortes und des Fasses auf den Grund gekommen, dann zog er dem nächsten „**Est**" zu. Man stelle sich seine Freude vor, als er Montefiascone's Wein schmeckte! „**Est, — est, — — est!**" rief er mit lallender Kennerzunge und wonnethränenden Augen, und eine Flasche nach der andern ergoß sich in das Stückfaß seines ausgepichten Magens. Rom und Deutschland verschwanden vor seinen Blicken; für ihn war außer Montefiascone ein **vacuum horrendum** und der gelbblinkende **Estestest** die Sonne seiner Welt.

Ein heimtückischer Schlagfluß warf ihn endlich nieder. Noch einmal stammelte er mit verklärtem Blicke: „**Est, — est, — est,**" und sein Weingeist entfloh in des Bacchus Schooß, der ihn zur Stelle Silen's promovirte, da dieser im Jahre Eins unserer Zeitrechnung durch einen Kreuzhieb Invalide geworden war.

In seinem Testamente hatte der Graf, angewidert von der Vorstellung, durch den Tod von seinem Lieblinge getrennt zu seyn, verordnet, daß alljährlich an seinem Sterbetage ein Faß des **Estestest** durch ein, im steinernen Grabdeckel practicirtes Loch in seine Gruft gegossen werde. Dieser närrische Gebrauch dauerte bis fast an unsere Tage.

Unter allerley scherzhaften Hin- und Herreden gelangten wir an die alterschwarze Basilike des heil. Fredianus. Die Kirche ist im Innern durch eine breite Gallerie, die auf kurzen schwerfälligen Säulen ruht, in zwey Stockwerke getheilt. Unten befindet sich vor dem Hochaltare am Boden das angebliche, wenig kennbare Grabmal Fugger's. In der Emporkirche, die ihren besondern Ausgang nach der Hochebene hat, an deren Abhang die Unterkirche angebaut ist, rannten die Archäologen nach einer alten Inschrift, die Architekten nach dem Taufstein und einem alten Bischofstuhl von allerhand Marmor. Mir bangte vor den fürchterlich langen Debatten, die solchen Anschauungen gewöhnlich folgen, aber glücklicherweise waren Alle hungerig und eilten bald zum Tempel hinaus, um noch mit einem Gang nach der Domkirche das Frühstück zu verdienen.

Die bischöfliche Kirche liegt am Gipfel des schroffen Hügels, den Häuser gänzlich überbauen, und es ist anmuthig zu sehen, wie dichtgeschaart auf und auf die gläubigen Schafe sich um die kuppelgekrönte Hirtinn gelagert. Wir stiegen eine steile enge Straße hinan, den übelbenannten „**Corso**" des Fleckens. Alt und Jung streckte die Hälse, um die fremden Ungethüme zu sehen; zum Glücke gehörten viele junge Hälse zu allerliebsten Gesichtchen und eben so allerliebsten Körpern.

Die Kathedrale aber lohnt das Hinaufklettern nicht. Die Façade ist unvollendet, das Innere nüchtern und kahl, die Kuppel unbedeutend. Rechts ab aber vom Domplatze ist eine Terrasse, die ein beredteres Zeugniß gibt von der Gegenwart des höchsten Wesens. Unten liegt, weitgestreckt, der See von Bolsena, zwey einsame Inselchen ragen aus dem schlummernden Gewässer, das geräuschlos dem Kahne weicht, der dem Lande zuschaukelt; drüberhin aber schauen die ernsten Berge von Viterbo und Corneto in die spiegelnde Flut, sich verwundernd ihrer ewigen Jugend. Die Stille der Umgebung, die durch sonnebergende Wolken etwas trübe Färbung der Landschaft legen etwas Ahnungsrei-

ches in den Eindruck, der sich des Beschauenden bemächtigt und den er in dem glanzreichen, heiterklaren Süden nicht oft wieder finden wird.

Eine Cohorte Bettelvolks störte unsere romantischen Betrachtungen, und bald hatten wir unsere **Osteria** am Fuße der Höhe erreicht. Man hatte uns in einem reinlichen Gemache oben gedeckt. Flaschen bewährtesten **Estestest's** besetzten herausfordernd die Länge des Tisches, eingeschlossen von der mächtigen Frittata (Eyerkuchen), dem glänzenden, nie fehlenden Capretto, Salami, Käse, Salat und Früchten. Die schlanke Wirthstochter Teta (Therese) machte die Honneurs, und die über ihr Gesicht verbreitete Trauer über den unlängst meuchlings ermordeten Bruder gab ihren Zügen einen Ausdruck der Vornehmheit, der mit dem von der Natur darauf ausgeprägten ländlicher Schalkhaftigkeit im anziehendsten Contraste stand. Jeder ächte Schmerz adelt.

Der Wein macht seinem Ruf alle Ehre. — Auf die Gefahr hin, von Weinkennern benaserümpft zu werden, gestehe ich in aller Laieneinfalt, daß ich ihn gesamten, mir bekannten Weinsorten, selbst Champagner nicht ausgenommen, vorziehe. Des **Estestest's** Bouquet ist fein und einschmeichelnd, sein Feuer erwärmt, ohne zu erhitzen, er macht lebhaft, heiter — wir hätten die ganze Welt umhalsen können, und die schwarzlockige Teresa für die Welt anschauen — kurz, **Estestest** ist der weingewordene Nektar der olympischen Götter, für die wir uns zu halten eben im Begriffe waren, als das Schellengeklingel der wartenden Pferde uns in den Flecken Montefiascone zurückbrachte. Die über Erwarten billige Zeche ward bezahlt, einige fiaschi des Fuggerweins patriotisch an Bord genommen, und nach vielen Addio's der freundlichen Wirthsleute steuerten wir weiter. Bald hatten wir wieder den Olymp im Wagen und der stattliche Vetturin hatte seine Freude an der **gente allegra**, bis die kühle Abendluft uns neuerdings unserer miserablen Sterblichkeit erinnerte und zur Betrachtung der Außenwelt einlud. Wir waren auf einer Hochebene angelangt und sahen inmitten eines weiten Thales auf einem mächtigen, einzeln ragenden, von Wasser bespühlten Felsstocke Orvieto mit seinen alten Thoren und den zackigen Giebeln seines weltberühmten Domes, die sich dunkel von dem rothdämmernden Himmel abhoben, gerade uns gegenüber. Bald darauf fuhren wir in die Stadt ein und stiegen beym **aquila bianca** ab, wohin uns der ehrwürdige Reinhardt in Rom gewiesen. In der Vorhalle begrüßten wir, als glückliches **omen**, das an der Wand prangende Wappen des königlichen Mäcenaten deutscher Kunst.

China in Wachsbossuren.

In einem der frühern Blätter des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift haben wir der zur Stunde noch in London ausgestellten umfangreichen Sammlung von Wachsbossuren erwähnt, welche genaue und lebensgetreue Darstellungen von Künsten und Gewerben, Sitten und Bräuchen, Festen und Spielen u. s. f. des chinesischen Reiches darbieten. Diese Gallerie, wofür dem Besitzer, N. Dunn aus Philadelphia, von der französischen Regierung an zwey Millionen Franken angeboten, von ihm aber abgelehnt worden seyn sollen, hat nach dem Urtheil der bewährtesten Sachkenner, z. B. des Obersten Sykes, eines der gründlichsten Forscher süd- und ostasiatischer Archäologien und Urgeschichten, ihres Gleichen auf dem ganzen Erdkreise nicht *).

Durch einen ausführlichen Aufsatz, welcher in einer Londoner wissenschaftlichen Monatschrift kürzlich über dieselbe erschienen ist, sind wir nun in Stand gesetzt, jenen vorläufigen Angaben eine umständlichere, jedoch nur das Wesentlichste auswählende Schilderung folgen zu lassen:

---

*) Sie ist kürzlich auch von Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Friedrich besucht worden, welcher mit seinem Gefolge mehrere Stunden darin verweilte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser vollständige Bildersaal der Vor- und Jetztzeit von China darf nicht nur allein als eine Schaubühne von dessen Jahrtausende alter Geschichte, sondern auch als ein Riesenspiegel des Geistes des größten Völkervereines, den die Weltgeschichte kennt, betrachtet werden. Von dem Augenblicke an, wo wir durch das Vestibul gekommen, fühlen wir, daß wir in eine neue, uns völlig fremde Welt getreten sind. Der geräumige Saal, dessen kunstreiches Schnitzwerk, die von den Säulen herunterwallenden gestickten Seidenzeuge, die vom Plafond herabhängenden ungeheuern reichverzierten Laternen, der Prunk, den die den ganzen Saal entlang aufgestellten Schreine entfalten, alles und jedes, was unsern Blicken begegnet, scheint jene Zauberbilder der morgenländischen Welt zu verwirklichen, die unsere Phantasie seit den Tagen der Kindheit beschäftigt haben. Es däucht uns, daß das China der „Tausend und Einen Nacht" uns umwebt, und dem Nüchternsten scheint Traum und Wirklichkeit zu verschwimmen.

Zuerst beschäftigt uns ein chinesischer Tempel mit den Idolen des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Buddha. Vergleicht man diese chinesische Buddha-Triade mit der birmanischen *) und mit derjenigen, welche in der Cingalesischen (ceylonschen) Sammlung befindlich, die vor einigen Jahren zu London ausgestellt gewesen, so gewahrt man, daß die chinesische Bildnerey die negerartigen Gesichtsformen und Züge, welche die gedachten beyden andern Buddha-Bildungen scharf ausgeprägt darbieten, nicht beybehalten hat. Von Buddha's Prüfungen und Versuchungen in der Wildniß findet sich in dieser Sammlung keine Vorstellung, wohl aber im Museum der Londoner asiatischen Gesellschaft, wo an den Wänden eines allda vorhandenen herrlichen Modells eines Buddha-Tempels, die Hauptereignisse und Begegnisse des Lebens Buddha's abgebildet sind.

Eine lange Reihe von Mandarinen aller Rangstufen in ihren Staatsanzügen und Abzeichen unter allen Dynastien fesselt zunächst den Blick.

Die chinesische Trauertracht wird durch zwey Figuren veranschaulicht, welche buchstäblich in Sackleinen gekleidet sind, ihre Schuhe sind weiß, welches die dortige Trauerfarbe, Haar und Bart sind ungeschoren.

Diese drey Graduirte da, welche so vergnüglich aussehen, haben mit Ehren ihre Prüfungen bestanden, die im Vorbeygehen gesagt, nicht wie in so manchen nicht-chinesischen Landen bloße Gedächtniß- und Scheinprüfungen sind, durch die sich Jahr aus Jahr ein einige Hunderte von Flachköpfen aufs Glücklichste durchschlagen!

Das zur Tabaksdose, die der Eine in der Hand hält, gehörige, zierliche Schäufelchen, ist ein gar nachahmenswerthes Geräthe, es vertritt nemlich die Stelle unserer Prisenfinger, die bey unseren Tabakschnupfern von Profession meistens nicht sehr anziehend auszusehen pflegen.

Einer von den Dreyen liest einem Mandarin aus einer Übersetzung der äsopischen Fabeln vor. Entweder die Pfeife, womit letzterer sich gütlich thut, oder die Vorlesung muß eine narkotische Wirkung ausüben, denn der Mandarin nickt bereits, und seine Augenlieder sind fast schon geschlossen.

Dieses Kränzchen liliputfüßiger Chinesinnen dort, welchem die Dienerinnen eben die Pfeifen gereicht, und die Tassen voll des verhängnißvollen Nasses kredenzen,

---

*) Ist auch in der nach München gewanderten Lamarre-Piquot'schen Sammlung vorhanden, welche über drey Jahre hier in Wien ausgestellt war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„welches erheitert, aber nicht berauscht," schickt sich unverkennbar zur Medisance an; es ist ein augenfälliges Kleeblatt von Scandal, Thee und Tabak; von dem guitarrenartigen Instrument, welches die Eine eben zur Hand genommen, wird wohl kein Ton erklingen; desto mehr dürfte im Verlaufe der Chronique scandaleuse der Fächer zu thun bekommen, mit welchem eine Andere kokettirt.

Nun beut sich eine Schaubühne dar, welche soeben von einem chinesischen Iffland betreten worden — die zwey Knaben da werden die weiblichen Rollen vorstellen. So unvolksthümlich und wie bey vielen andern Völkern im Alterthum und auch in spätern Zeiten, gesetz- und sittenwidrig weibliches Bühnenspiel in China, so volksthümlich und allgemein üblich ist dort weibliches Ruderspiel, und diese zwey Schifferinnen oder Dschonkenführerinnen da, gleichen mehr Seeheren als Syrenen.

Ein reichlich mit Geräthe versehener Pavillon gewährt eine ungemein günstige Vorstellung von dem Geschmacke und Comfort, welcher chinesischen Interieurs zu eigen, und in verschiedenen Schreinen ist eine große Mannigfaltigkeit von Schirmen, Fächern, Vasen und gestickten Zeugen zu sehen. Dicht dabey eine Reihe Cantoner Porzellan- und Seidenwaaren-Kaufgewölbe.

Schließlich folgende Bemerkung: Wie leicht müßte in London, wo so reiche Schätze von ethnographischen und natur- wie culturgeschichtlichen Gegenständen aus allen Gebieten des Erdkreises aufgestapelt sind, die Anlage eines geographisch-ethnographischen Museums seyn, worin jede von den großen Racen des Menschengeschlechts repräsentirt wäre.

Wie anziehend würde z. B. eine indische Sammlung gleich dieser chinesischen seyn, worin die gesamte indische Völkerwelt samt beyden Hauptculten derselben, des bramahischen wie des buddhaischen, dargestellt wären; die Stoffe dazu sind in reicher Fülle in England vorhanden und brauchten bloß zusammengebracht und zusammengestellt zu werden. F. M.

Notizenblatt.

Wasser thut's — allein. Meister Martin, ein Müller in P— hätte sich mehr mit dem Wasser befreunden sollen, das ihn nährte, als mit dem Weine, der ihn verzehrte. Als zuletzt beynahe seine ganze Mühle an die Schenke verschuldet war, theilte sich die Zerrüttung der Finanzen auch seinem Gehirne mit, denn er faßte den frevelhaften Entschluß, sich aus der Welt zu schaffen. Der arme Mann hing sich an dem Aste eines dürren Baumes auf, der nahe am Mühlbache stand, der Ast brach von der schweren Bürde, und der sinnverwirrte Müller rollte in den Bach, der zu seinen Füßen rauschte. Es war ihm, als ob er aus dem Schlafe erwachte, er schrie aus Leibeskräften um Hülfe, und das um so kläglicher, je näher ihn das Wasser gegen die Mühlräder herantrug. Jener dürre Ast, den der Strick noch immer mit seinem Halse verband, ward sein Retter, statt sein Verderber zu werden, denn er erhielt seine Körperlast über dem Wasser. Als er schon ganz nahe zur Mühle herangespült wurde, hörten ihn endlich seine Leute, und sprangen eilig herbey, ihm zu helfen. Die ausgestandene Todesangst hatte ihn völlig nüchtern und vernünftig gemacht, denn er fluchte über sein sündhaftes Beginnen, und schwor es seiner Familie, daß er fürder nichts mehr als Wasser trinken werde. 9.

Die Scylla und Charybdis sind nach den Berichten des Hrn. C. Schaub beynahe so zahm wie Tieger und Löwen geworden, die ihren Wärtern

aus der Haud fressen; indeß ist ihre Umgebung von sehr tückischer Natur, so daß das **Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin** unter gewissen Modificationen doch noch immer seine Gültigkeit hat. Derjenige Fels, welcher den Namen Scylla führt, trägt ein Haus auf seinem Rücken, und gleicht einem ewigen Brummbär, da sich an seinen durchlöcherten Wänden die Wellen und Brandungen beständig mit einem großen Geräusche und eigenthümlichen Sausen brechen. Die Gefahr besteht hier größtentheils in der Enge der Passage, denn die Fälle, daß da zwey Schiffe, die sich begegnen, in der Nacht zusammen stoßen und zertrümmern, sind nicht sehr selten, weßhalb unter den meisten Schiffleuten ein Übereinkommen besteht, daß sich des Nachts die Entgegenkommenden so viel möglich rechts halten, und das durch eine Dauer von etwa vier Stunden. 28.

Die Küste von Chile erhebt sich seit fünf Jahren schon immer höher aus dem Meere, ein Umstand, der für die Geologie von großer Wichtigkeit ist. Wie man berichtet, so soll sich diese Erhebung des Bodens von jenem großen Erdbeben herschreiben, welches im November 1837 dort Statt gefunden und zu Valdivia und an andern Seeplätzen bedeutenden Schaden angerichtet hat. Die Beweise dieser Erderhebung sind augenscheinlich, denn an vielen Felsen, welche früher unter dem Wasserspiegel lagen, und jetzt ziemlich weit über denselben hervorragen, gleichwie an den Gestaden bemerkt man Steckmuscheln, Patellen und andere Conchilien, ferner auch abgewelkte Seeschwämme in einer Höhe, zu welcher jetzt die stärksten Wellen und Brandungen der Flut nicht mehr hinaufreichen; ferner ist der einst so schöne Ankerplatz der Insel Santa Maria dergestalt seicht geworden, daß jetzt nur noch kleinere Fahrzeuge einlaufen können. Die Republik Chile wird wohl über diesen Zuwachs an Terrain nicht verdrießlich seyn, wird ihn aber fürder auch nicht wünschen, wenn er durch verheerende Erderschütterungen, wie bisher, theuer erkauft werden muß. 28.

Modebericht.

Ein höchst eleganter Camail neuester Façon ist von schwarzem Sammt, mit breiter Passementerie aufgeputzt, welcher nach unten zu schmäler wurde. Der Hals wird von einem ähnlichen Aufputz umgeben, welcher verschiedenartige Dessins bildet und mit Cameen von Gagat durchstreut ist.

Die Mantelets und Mäntel von Stoff werden häufig mit Rüchen von demselben Stoffe garnirt; der Mantelkragen hat bisweilen eine doppelte Reihe von Rüchen.

Rosen sind ein beliebter Aufputz der Sammthüte und erscheinen auch im Innern des Schirmes als Guirlande um das Gesicht; von Außen sind sie auch durch Schlupfen von schwarzen Spitzen überragt.

Quadrillirte Stoffe dürften sich in Schwung erhalten; unter den sonstigen Neuigkeiten scheint der **paletot russe** zur **vogue** berufen und dürfte für Mäntel und Crispines ein bedeutender Nebenbuhler werden. 6.

Modebild XXXXIX.

Crispine von schwarzem Sammt, mit Hermelin besetzt. Kleid von façonnirtem lila Stoff, mit Fransen besetzt. Nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Hut von Atlas mit Blonden und Blumen. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden.

Wien Zeitschr. N:o 244
den 8 December 1842.

XXXXIX

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

245

Freytag, den 9. December 1842.

Die Liebe auf der Alm.

(Fortsetzung.)

Oswald überwand auf diese Nachricht alles Bedenken, und verfügte sich, wie er es längst schon Willens gewesen, am folgenden Morgen in seinem Festanzuge zu Meister Robhard, und hielt mit einer feyerlichen Rede um die Hand seiner Tochter an.

„Seyd Ihr von Sinnen gekommen, Nachbar!“ sprach dieser ihn mit rauher Stimme an, „Ihr sollet Euch überhaupt meinem Hause gar nicht mehr nahen, und nun erfrecht Ihr Euch sogar, als Freyersmann zu kommen, und diejenige zum Weibe zu begehren, deren Mutter von der Eurigen in der Blüthe ihrer Jahre ist hingemordet worden.“

„Gesetzt, daß es so gewesen wäre, Herr Jägermeister!“ entgegnete der Jüngling, „so hat bey jenem Sterbefall ein bloßes Unglück, aber keine Schuld gewaltet, denn es ist das Gegentheil von dem eingetreten, was meine Mutter beabsichtigt hatte. Dagegen habe ich aber meine Mutter unzweifelhaft aus dem schlimmeren Grunde verloren, weil sie sich Euern harten Vorwurf, als hätte sie dumm und sorglos ihre Freundinn gemordet, allzusehr zu Gewissen nahm. Laßt uns aber wechselweise nicht in Gram und Feindschaft zurücksehen, was geschehen ist, und die Opfer verschmerzen, die uns das Unglück abgefordert; ja ich bitte Euch, laßt uns nicht bloß in unser altes Verhältniß zurücktreten, sondern uns noch enger verbinden, und mit dem Verlangen und dem Bedürfnisse unserer liebenden Herzen auch einen oft geäußerten Wunsch unserer seligen Mütter zu erfüllen.“

„Nimmermehr!“ rief Robhard mit grollender Stimme, und hieß den Hirten nach seinem Bezirke zurückkehren; in diesem Augenblicke stürzte aber Philiberta hervor und ihrem Vater zu Füßen, umklammerte zitternd und weinend seine Knie, und beschwor ihn bey dem Geiste ihrer Mutter, daß er mit Nicolo, den sie nie lieben könnte, ihrem kindlich gehorsamen Herzen nicht Gewalt anthun, und sie der Verzweiflung preis geben möge.

Robhard schien auf Augenblicke bewegt, und die Liebenden begannen zu hoffen. Nichts desto weniger siegte alsbald wieder sein böses Vorurtheil, seine wildere Natur über die zarten Regungen des Gemüthes, und er sprach: „Es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bleibt bey meinem Beschluß, bey meinem Befehle, du, Tochter, wirst Nicolo's Weib, und zahlst ihm die große Schuld, die ich an ihn abzutragen habe; und Ihr, Nachbar, behelligt mein Haus nicht weiter, und freyet anderswo, wenn Ihr nicht länger einsam bleiben wollt."

„So leb wohl, Philiberta!" rief der Jüngling mit des Schmerzens heftigstem Ungestüme aus; „leb wohl, Geliebte! für dieses Leben ist uns Alles verloren, ich will dir aber meine Liebe und Treue bis über das Grab hinaus bewahren."

„Und dort bin ich," entgegnete sie, „wie hier, im Geiste auf ewig dein!"

Bey diesen Worten sank sie ohnmächtig um, wurde jedoch von Oswalds Arm aufgefangen, und mit Innigkeit an den Busen gedrückt.

„Laß sie los, Verwegener!" schrie Robhard, und schlug mit der Faust nach ihm; in diesem Momente aber kam Lipp herbeygerannt, packte den Jäger mit schäumender Wuth, und rächte seinen mißhandelten Vetter mit der Wildheit eines reißenden Thieres. Der Auftritt war ein entsetzlicher, und wurde bald noch grauenvoller durch die Dazwischenkunft Nicolo's, der seine Bärenhände zuerst an den blödsinnigen Knaben legte, und ihn auf das fürchterlichste mißhandelte.

Mit Lipp ging in dieser entsetzlichen Stunde Außerordentliches, Wunderbares vor; das Band seiner Zunge, die Fessel seines Verstandes schien sich zu lösen, er hörte auf, ein Blödsinniger zu seyn, dabey sprach er, wenn auch unbehülflich, doch vernehmliche Worte aus, welche Nicolo's Herz wie Donner erschütterten. „Du Gebrandmarkter!" lallte er, „zeige deinen Rücken, da steht es geschrieben, wer du bist."

Aber kaum hatte er diese Seherworte in der größten geistigen und leiblichen Aufregung gesprochen, als die überspannten Nerven und Kräfte plötzlich wieder nachließen, und er, wie vom Schlage gerührt, in lethargischer Ohnmacht dahinsank.

Aller Augen waren inzwischen befremdet auf Nicolo, den Betroffenen, gerichtet, und Allen ward es seltsam und beynahe unheimlich zu Muthe.

Nach einer geraumen Weile regte sich Lipp wieder, und weil eben Nicolo vor ihm stand, rief Jener wie im Traume: „Hinweg da, du riechst nach Menschenblut!" und Nicolo trat knirschend auf die Seite.

Da neigten sich Oswald und Philiberta zu ihm nieder, und der Kranke sprach, ohne seine Augen zu öffnen: „Jetzt duftet es mir wie Rosengesträuch;" — und bald darauf schlug er auch sanft lächelnd die Augen auf.

Meister Robhard traute kaum seinen eigenen Sinnen, er stand da wie ein Träumender, und fragte sich selber, ob er wirklich träume? Diese Erscheinung hatte er für keine mögliche im menschlichen Leben gehalten. Das Außergewöhnliche erschütterte seinen Geist, und der Hinblick auf das liebende Paar, das wirklich wie zwey Rosen vor ihm blühte, und wieder der Hinblick auf Nicolo, der feindselig und grinsend in der Ferne stand, veranlaßte in seinen gewohnten Empfindungen einen Zwiespalt, der ihn irre an sich selber machte.

Nach langem Schweigen und Sinnen wandte er sich zu Oswald, und sprach mit gedämpfter Stimme: „Führt Euern Vetter nach Hause, Nachbar! in ihm geht Seltsames vor, und das wird wohl in eine Krankheit ausarten." Damit kehrte er ihm den Rücken zu, rief seine Tochter, und ging mit ihr in sein

Haus, wo er sich in seine stille Kammer zurückzog, während Oswald, den Vetter unter dem Arme führend, nach der Alpe emporkletterte, und Nicolo mordbrütend nach den dunklen Waldesgründen schritt.

Gleichwie oftmals in der Temperatur, in dem Stande und Weben der Natur, selber in der kurzen Frist einer Stunde, die auffallendsten Wechsel und Veränderungen Statt finden, die elementarischen Verhältnisse sich umgestalten, nnd der beißende Frost in milde Wärme sich verwandelt; eben solche Umgestaltungen traten mehr oder weniger in unsern beyden Nachbarfamilien ein, von denen wir oben gesagt, daß sie in enger Verkettung mit der Mutter Natur zu seyn schienen.

Lipp's geistige Entwickelung war seit Monden durch Philiberta's wohlthätigen Einfluß und Unterricht vorbereitet, seine Metamorphose selbst aber, die uns wie ein Meteor erscheint, ward vollendet durch jene leidenschaftliche Aufregung seiner Sinne nud seines ganzen Organismus, und diese führte wieder die Katastrophe unserer Erzählung herbey, da er wie ein Clairvoyant im Schlafwachen sprach, und mächtig auf die Gemüther aller Zeugen einwirkte. Meister Robhard, der sein ganzes Leben hindurch nie so tief in seinem Innersten aufgeregt war, als an diesem Tage, dachte jetzt erst mit Muße und besonnenem Ernste über Alles nach, was er seit lange hätte reiflicher und vorurtheilsfreyer in Erwägung ziehen sollen, schloß sich in seiner dunklen Kammer ab, verschmähte des Mittags wie des Abends jede Nahrung, und verlangte nichts, als ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können.

Er streckte sich mit Anbruch der Nacht vom Sinnen und Denken gleichsam erschöpft, und von den Vorwürfen seines Gewissens mürbe gemacht, auf sein Lager hin, und war es wirklich Traum, oder nur ein Phantom seiner aufgereizten Phantasie — er sah die Geister seines verblichenen Weibes und ihrer Freundinn, der Mutter Oswalds, Arm in Arm, wie zwey leuchtende Gestalten über seinem Bette schweben, und unzweydeutige Winke geben, daß er ihnen folgen möge.

Es war bereits die Stunde der Mitternacht vorüber. Robhard raffte sich vom Lager empor, öffnete ein Seitenpförtchen, durch welches die beyden Lichtgestalten zu verschwinden schienen, und so stand er, als er hinausgetreten war, vor der Thüre jener Stube, in welcher sein Geselle Nicolo schlief. Ha! dachte er, soll ich wohl da hinein schleichen, und den Schlafenden untersuchen, ob er wirklich ein Gebrandmarkter sey? Nein, ich will mir zu diesem Geschäfte die Lampe nicht anzünden, denn ich kann, ich mag es nicht glauben, was der blöde Lipp in seinem Fieberwahne ausgesagt; Nicolo ist mein Lebensretter, hat mir seit zwey Jahren gewirthschaftet, wie es kaum ein Sohn für seinen Vater thut, und wenn ich auch noch Anstand nehmen werde, ihm die Tochter zu geben, so mag ich doch selber den Schritt nicht thun, in ihm einen Verbrecher aufzusuchen!

(Der Schluß folgt.)

Eine Scene auf dem Marsfelde in Paris.

Wir fahren heute aufs Marsfeld; da ist Pferderennen. Auf dem Carroussel-platze sind Omnibus, die gehen nach allen vier Weltgegenden. Eben fährt einer ab nach Passy; aber er hat ein Schild ausgesteckt mit dem fatalen Worte: **Complot.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein anderer Wagen stellt sich an, er ist leer. Es läuft Alles herbey und will einsteigen. „Au bureau, Messieurs," ruft uns der Conducteur zu. Wir eilen auf's Bureau; da heißt's: la troisième voiture à venir. Jeder bekommt eine Karte mit Nr. 3, und harrt geduldig, daß die Reihe an ihn komme. Es fehlt in dem Bureau nicht an Zeitvertreib. Die Wände sind von oben bis unten mit Annoncen behängt; da werden alle möglichen Waaren ausgeboten. Hosenträger, die nie zerreißen, Biberons für Ammen, Chocolade und Mittel gegen die Wanzen, Gerstenzucker zu einem Sou der Stengel, und Landhäuser für 300,000 Franken. Auch die Buchhändler bieten ihre Verlagsartikel feil, Banquiers preisen eine Speculation an, kein Mittel, zur Publicität zu gelangen, wird in Paris verschmäht. Die Prospectus verfolgen Einen bis in die geheimsten Winkel; die Öffentlichkeit, d. h. die Aufmerksamkeit des Publicums, ist nächst dem Gelde die unerläßlichste und schwierigste Bedingung des Gelingens bey jedem Unternehmen. In diesem Puncte sind die Pariser Kaufleute unerschöpflich. Es kommen täglich neue Erfindungen zum Vorschein. In einem Laden, wo nouveautés verkauft werden, sah ich neulich einen Löwen von gelbem Seidenzeug, so künstlich zusammengenäht, daß man aus der Ferne ein ausgestopftes Thier zu sehen glaubte. In einer Boutique gegenüber hatte man gleich etwas Anderes ausgedacht, um den Löwen zu bekämpfen, dessen Nachbarschaft allerdings gefährlich wurde. Unter einer großen gläsernen Glocke steht ein Affe, im neuesten Geschmacke gekleidet, vor dem Spiegel; er hat nur noch eine Halsbinde anzuziehen, die ihm seine Frau, eine allerliebste Katze in einer Atlasrobe nebst Hut mit Federn, zurechtlegt. Die Zuschauer lösen sich vor dem Laden ab, und da ist es denn nicht wohl möglich, daß nicht der Eine oder der Andere, der ein Halstuch, ein Paar Handschuhe u. dgl. braucht, sich veranlaßt finde, in den Laden zu treten; geräth man aber einmal in ein Pariser Magazin, so wissen die Damen schon die Gelegenheit zu benützen. Aber da werden wir eben abgerufen: die Nr. 3 ist an der Reihe. Es ist erst ein Uhr und das Rennen beginnt um zwey. Wir haben also noch Zeit. Unterwegs begegnen wir keiner Equipage, keinem Gentleman-Rider: die hohen Herrschaften nehmen den Weg über den Pont-Royal und die Esplanade der Invaliden. An der Brücke, die zum Marsfelde führt, kurz vor Passy, steigen wir aus. Hier finden wir gleich zwey Municipalen zu Pferde; jenseits der Brücke ein ganzes Dutzend. Auch ein Piquet Lanziers ist aufgestellt. Polizeysergeanten fehlen nicht, so wenig, wie die Taschendiebe und die Floueurs, nicht Filoueurs, wie man noch zuweilen in deutschen Blättern schreiben läßt. Da liegt nun das unermeßliche Marsfeld vor uns, 1500 Schritt lang und über 1000 Schritt breit, zu beyden Seiten von Anhöhen eingefaßt, hinter welchen sich Alleen hinziehen. Im Hintergrunde erhebt sich ein Pallast im ernsten, großartigen Style, der mit den Seitengebäuden schier die ganze Breite des Feldes einnimmt, es ist die Militärschule. Links erhebt sich der Dom der Invaliden mit der vergoldeten Spitze, die aber ziemlich matt geworden ist. Die Rennbahn läuft in einer Länge von 2 Kilometer rings um das Marsfeld; sie wird von dem inneren Raume und dem Publicum durch Seile getrennt, die an einer doppelten Reihe Pfosten befestigt sind. Nach der Seite des Publicums steht an jedem Pfosten ein Infanterist. Auf der Höhe rechts ist eine Tribune für den Präfecten von Paris und die Kampfrichter, nebst einigen Zelten für die Honoratioren oder für die Begünstigten, welche Entréebillets erhalten haben. Es ist zwar hier zu Lande alles gleich vor dem Gesetze, aber was es sonst mit dieser Gleichheit für eine Bewandtniß hat, zeigt sich hier und bei andern Gelegenheiten. Für die Zukunft wird man einen Pavillon zu diesem Gebrauche aufbauen, und überhaupt das Marsfeld

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

decoriren. Um zwey Uhr erscheint der Präfect mit seinem Gefolge: er ist im großen Costume und trägt das Großkreuz der Ehrenlegion. Die Kampfrichter nehmen ihren Platz, eine gelbe Flagge, die Farbe des Haras, wird aufgezogen, und die Pferde stellen sich an. Place à louer, place à louer, dieß Geschrey, das die ganze Zeit nicht aufgehört hat, nimmt zu, und wird lästig; auch das Programm wird ausgeschrien, es ist im Vert-Vert abgedruckt, und wird zu Tausenden abgesetzt. — Es gibt den Namen der Pferde, der Eigenthümer und der Joquey's, wie auch das Costume der Letzteren an, nemlich ihre Jacke und Kappe. Diese sind von heller schreyender Farbe, couleur voyante, sagt der Franzose. Der Ausdruck ist zwar grammatikalisch unrichtig, er wird aber gebraucht. Das Rennen begann mit sieben vierjährigen Pferden, sie hießen: Angora, Roulette, Calembourg, Pamphile, Mirobolan, Peter und Quirita. Die Joquey's waren sämtlich Engländer, oder trugen wenigstens englische Namen. Das Zeichen wurde gegeben; die Thiere flogen dahin, aber bald wurden sie wieder eingehalten, nicht ohne Mühe. Es war, was man nennt, ein faux départ; Monsieur Peter war Schuld daran. So wurde dreymal angesetzt, und als es wirklich Ernst war, blieb man ziemlich gleichgültig; der erste Reiz der Neugierde war vorüber. Nur als der Trupp eine Zeit lang aus den Augen entschwunden war, und plötzlich wieder zum Vorschein kam, kehrte das Interesse zurück. Die Thiere selbst konnte man nicht genau unterscheiden, allein die Mützen der Joquey's leiteten den Blick. Aber auch dieß reichte nicht immer hin. So hatten der Joquey der Angora und der Joquey des Peter beyde schwarze Jacken; Ersterer trug eine rothe, der Andere eine Amaranthmütze, so daß man Beyde verwechselte, und Monsieur Peter eine Zeit lang für den Sieger galt. Man konnte sichs gar nicht erklären, und es wurden Commentare über das bescheidene Verdienst gemacht; in der That ließ er den Kopf hängen, und schien sich gar nichts mit seinem Triumphe zu wissen. Die sieben Renner stritten sich um den großen Preis von 3500 Fr. Es war en partie liée, und der Kampf daher noch nicht entschieden. Man ließ die Thiere ausschnaufen; vier andere wurden vorgeführt: Romanesca, Felix, Corsaire und Muse; sie hatten das Marsfeld einmal zu durchlaufen. Muse blieb Siegerinn, sie legte den Weg in zwey Minuten und 19 Secunden zurück; der Preis war 3000 Fr. Nach einer halben Stunde erschienen die sieben, die zuerst gelaufen waren, wieder auf dem Kampfplatze; dießmal ging es rasch von Statten. Die Leidenschaften waren rege geworden; die Thiere selbst schienen zu wissen, worum es sich handelte. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen Angora, welche die erste Partie gewonnen hatte, und Calembourg. Dieser blieb Sieger, und dennoch mußten Beyde noch einmal laufen. Die Spannung stieg aufs Höchste, es wurden große Summen auf Calembourg gewettet und verloren, denn Angora schlug ihn vollständig, und langte unter lautem Zurufe zuerst am Ziele an. Im Innern des Marsfeldes standen einige hundert Equipagen, worunter sich aber keine besonders durch Reichthum oder Eleganz auszeichnete. Die hippische Feyerlichkeit wurde vom schönsten Wetter begünstigt; trotz dem rauhen Nordwinde brannte die Sonne so heiß, daß man den Schatten suchte.

Der öffentliche Unterricht in China.

Das durch die brittischen Kanonen nunmehr aufgeschlossene himmlische Reich China wird sich auch den Blicken unserer Neu- und Wißbegier allmälig mehr entfalten. Hier entlehnen wir vorzugsweise einen Artikel der „Nouvelles annales des voyages," der das Unterrichtwesen betrifft. In der Hauptstadt Peking (heißt es)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestehen zum Behufe des öffentlichen Unterrichts drey Großanstalten, nemlich: das kaiserliche Seminarium, das astronomische Collegium und das Collegium **Han-Lin**. In den untern Classen lehrt man: Geschichte, Poesie, Rhetorik, die Moral und Ökonomie; auch die Musik und die Kenntniß der Religionsgebräuche machen Zweige des Unterrichtes aus; dagegen werden aber: Mathematik, Chemie, Medicin, Botanik, Architektur und Wasserbaukunst nicht öffentlich gelehrt, obwohl die Chinesen auch in diesen Wissenschaften viel Erhebliches geleistet haben — namentlich in der Hydraulik.

Das kaiserliche Seminar in Peking hat zur Bestimmung, Professoren für die verschiedenen Schulen des Reiches zu bilden. Die gesamten Schulen sind in drey Classen abgetheilt: a) in Volks-, b) in Kreis- und c) in Staatsschulen. Die erstern bestehen in jeder Stadt des ganzen Reiches und auch in vielen Flecken und Dörfern. Diejenigen Schüler, welche sie mit gutem Erfolge zurückgelegt haben, heißen Studierende und gehen über in die Kreisschulen. Diese zerfallen wieder in drey Classen, und jede hat einen Ober- und einen Unterlehrer. Es gibt im ganzen Reiche 3022 solche Schulen, die von etwa 40 600 Schülern besucht werden. Staatsschulen gibt es in allen Provinzialhauptstädten, und einige werden von Seite des Staatsschatzes, andere von den Provinzen selbst unterhalten. Die Ernennung der Lehrer geschieht jedesmal von Seite der Regierung; der Jugend ist es frey gestellt, dieselben zu besuchen oder nicht, denn für den Fall des Besuches begibt er sich des Rechtes, sich nach eigenem, freyen Willen einen Stand zu wählen, und wird gleichsam Eigenthum des Staates, muß lernen, was ihm vorgeschrieben wird, und sich für den Dienst verwenden, für welchen ihn die Regierung gebildet wissen will.

Für die Kreisschulen werden ein Vorbereitungs- und ein Jahreseramen abgehalten. Bey jenen sind drey Fragen zur Lösung gegeben, nemlich: eine Arbeit in Prosa über eine Stelle des **Sy-schou**, d. i. ein kanonisches Buch des zweyten Ranges; ferner eine Stelle des **King** in Prosa, und eine andere in fünfsylbigen Versen, wovon mindestens vier und höchstens zehn seyn dürfen. Solch ein Vorbereitungseramen findet nur alle drey Jahre Statt; wer es gut besteht, wird Candidat, begibt sich im folgenden Jahre nach Peking (wenn er nicht dort domicilirt), macht eine neue Prüfung und erhält sodann den Titel **Koun-sy**; besteht er auch noch eine vierte Prüfung mit glänzendem Erfolg, so heißt er **dsin-schi**, d. i. Staatsperson. Ein **dsin-schi** wird jedesmal vom Kaiser selbst ernannt und ausgezeichnet. Diese Koryphäen der Weisheit sind zu Professoren oder andern Staatsämtern bestimmt, und ihre Zahl ist auf 270 festgesetzt.

Die Akademie der **Han-Lin**, der Zielpunct jedes chinesischen Gelehrten, bildet einen Gerichtshof und einen Verwaltungskörper. Bey jenem präsidirt der Kaiser selbst mit den Großwürdenträgern des Reiches. Der Verwaltungskörper theilt sich in zwey Kammern, wovon die eine das Reichsjournal leitet, während sich die andere mit gelehrten Anzeigen befaßt und die Werke des gemeinnützigen und höhern Wissens herausgibt. Unter der gegenwärtigen Dynastie sind bereits 123 Bände wissenschaftlichen Inhalts erschienen, z. B. eine große Geographie und Statistik des Reiches, mehrere Encyklopädien. Auch die Mitglieder der **Han-Lin**-Akademie müssen sich einer Prüfung unterziehen, wenn es der Kaiser selbst begehrt, wobey dann er die Fragen, sey es nun in Versen oder Prosa, zur Beantwortung vorlegt, welche sodann der Kritik der Großwürdenträger unterworfen wird. Die Zahl derjenigen Akademiker, welche das Staatsjournal redigiren, ist 22. Dieses Zeitblatt enthält alle kaiserlichen Decrete und Verordnungen, ist also für ganz China von der größten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wichtigkeit und erscheint in halbmonatlichen Heften. Die Publication geschieht stets mit der genauesten Sorgfalt und jedesmal unter dem Siegel der Akademie. Ein schönes Exemplar wird in eine eiserne Kiste gelegt, und am Jahresschlusse dem Kaiser überbracht. Die Hofzeitung von Peking, welche alle Tage erscheint, hat ihre Urquelle nur in jenem Staatsjournale. J. M—r.

Notizenblatt.

Restauration alter Dome und Bauwerke in Belgien. Der edle Geist architektonischer Restauration, welcher dermalen fast allüberall in Europa waltet, und als dessen herrlichste Blüthe der Impuls zum Ausbau des Cöllner Münsters angesehen werden muß, regt auch in Belgien, dem an mittelalterlichen Bauwerken so reichen Lande, allerwärts seine Schwingen. So sind zu Brüssel die beyden Thürme des St. Gudulladomes sorgfältig ausgebessert, und all die zarten Zierrathen, welche im Laufe der Zeit beschädigt worden waren, vollkommen ihrer eigenthümlichen Art und Weise gemäß wieder hergestellt worden. Zu Antwerpen ist Gleiches mit dem zierlichen Thurm des dortigen Münsters geschehen, dessen 622 Stufen man nun ohne alle Gefahr hinansteigen mag. In demselben Dome ist der berühmte Geerst schon seit geraumer Zeit mit der Restauration des herrlichen mittelalterlichen Schnitzwerkes der Kirchenstühle aufs emsigste beschäftigt. Zu Gent herrscht im St. Bavonsdome der gleiche Bienenfleiß umsichtiger und stylgetreuer Restauration. Zu Brügge sind die St. Salvadors- und unserer lieben Frauen-Kirchen bereits restaurirt, und zu Tournai, dessen Kathedrale das älteste kirchliche Bauwerk in Belgien, geschieht seit Jahresfrist das Gleiche. Das Stadthaus zu Löwen, dessen Bild- und Zierrathenwerk an Zartheit unvergleichlich — das herrlichste Kleinod des sogenannten florid-gothischen Styles — ist bereits aufs sorgfältigste wieder hergestellt. 3.

Die arme Brieftaube. In den Hofraum eines Wirthshauses zu Lynn in England fiel vor Kurzem eine ganz erschöpfte Brieftaube aus der Luft herab. An einem ihrer Füße war ein unversiegeltes Briefchen mit einem Seidenbande befestigt. Es war in deutscher Sprache, aus Dresden datirt, von wo es zwey Tage vorher abgesendet worden seyn mußte, und an den Grafen von Haddington zu London gerichtet. Das arme Täubchen, welches offenbar so lange unausgesetzt geflogen war, bis es vor Erschöpfung sich nicht mehr mit den Schwingen zu halten vermochte, also nicht nur ein Muster der sprüchwörtlichen Liebestreue, sondern auch der Dienstestreue, wurde von den wackeren Wirthsleuten sogleich sorglichst gepflegt, in einen bequemen Bauer gebracht, mit Futter und Trank versehen, erholte sich nach kurzer Zeit vollkommen, und soll, wie unsere Quelle die „Cambrigde Chronicle“ meint, sich über den Verlust ihres Curieramtes nicht im geringsten untröstlich geberden. Das Billet wurde neu couvertirt, adressirt, und durch die Pennypost nach London befördert. 3.

Vergrößerung von Paris. Die Straßen und Plätze in Paris werden für die stets anschwellende Menschenmenge zu enge; die Bevölkerung von Paris beträgt nach amtlichen Urkunden über 900.000 Einwohner, und mit den Fremden und der Garnison über eine Million. Werden die Barrieren bis an die Festungswerke vorgeschoben, so wird Paris mindestens ebenso groß wie London. Die Präfectur hat das Bedürfniß gefühlt, die Straßen breiter zu machen und zu aligniren, und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dazu nöthigen Plane entwerfen lassen. Die Eigenthümer der Häuser, welche in das Alignement fallen, sind gezwungen, oft große Bauten vornehmen zu lassen, und um dieser Verbindlichkeit zu entgehen, wurden die Employés des Bureaus, welche die Pläne in Verwahr hatten, bestochen. So kam eine Menge Pläne abhanden; das Bureau wurde wahrhaft geplündert: eine dazu niedergesetzte Untersuchungscommission hat constatirt, daß über fünfhundert Pläne verschwunden sind. Die Stadt hat bereits 900,000 Franken für Erweiterung der Straßen ausgegeben, und es ist kaum der achtundvierzigste Theil der projectirten Arbeit hergestellt worden. Der Präsident der Assisen sprach sich mit Unwillen über diese scandalösen Vergeudungen der öffentlichen Gelder aus, die um so strafbarer sind, da in den engen Straßen Unglücksfälle durch Überfahren gar nicht verhütet werden können. In den Stadtvierteln St. Denis und St. Martin in der Nähe des **Marché des Innocents** drängen sich in den kaum 15 Schuh breiten Straßen die Wagen oft dergestalt, daß Reihen von fünfzig, sechzig Fuhrwerken oft geradezu unbeweglich bleiben, und nicht vor- noch rückwärts können. Die Gerichte sprechen schwere Strafen gegen die Kutscher aus, welche die Fußgänger beschädigen, aber die armen Teufel sind oft wirklich unschuldig.

D.

Clement Boulanger. Durch die Tagesblätter ist der Tod des Hrn. Clement Boulanger bekannt gemacht worden, der im Auftrage der französischen Regierung Kleinasien bereisete; der Künstler starb in der vollen Kraft des Lebens; er hatte kaum das sechsunddreyßigste Jahr erreicht. Sein Tod hat etwas Poetisches. Es war am 24. September d. J., als die wissenschaftliche Commission unter Leitung des Hrn. Texier in den Ruinen von Magnesia Nachforschungen anstellte; man wollte die noch bestehenden Überreste vom Fries des Tempels der Diana unter den Trümmern hervorziehen. Die Hitze war erdrückend; plötzlich fiel ihn ein Fieberfrost an, auf welchen beunruhigende Symptome folgten; am 28. September war Boulanger todt. Man konnte die Leiche nicht in dem öden Lande mitten unter den Ruinen lassen, und ließ sie nach **Scala-Nova** schaffen. Hier wurden ihr von der Mannschaft der Expedition die letzten Ehren erwiesen; die auswärtigen Consuln und die christliche Bevölkerung der Stadt schlossen sich dem Zuge an. Der Körper wurde auf dem griechischen Kirchhofe von **Scala-Nova** begraben. Hr. Clement Boulanger war erst Decorationsmaler, dann trat er in das Atelier des Hrn. Ingres, und später ging er nach Italien, wo er die Coloristen studierte; bey seiner Rückkehr stellte er im Salon von 1833 die Procession des **corpus domini** aus, welche allgemein gefiel; im folgenden Jahre die „Taufe Ludwigs XIII.;“ 1837 „**La Procession de la Gargouille**;“ 1838: „Der verlorne Sohn“; 1839: „**La Fontaine de Jouvence**;“ 1840: „Eine heilige Genofeva.“ Im dießjährigen Salon hatte er „**Les Ardents**“ ausgestellt; wir haben darüber berichtet, so wie über die „**Procession de la Gargouille**;“ letztere ist unstreitig sein bestes Gemälde. Clement Boulanger hatte ein lebhaftes Gefühl der Farbe und Phantasie: man merkte es aber auch seinen besten Leistungen an, daß er früher fürs Theater gemalt.

D.

Theekenner in China. In China gibt es Theekenner, welche man mit unseren Weinkennern vergleichen kann; denn jene unterscheiden von 700 Gattungen Thee, insofern dieses Getränk eigenthümlich schmecken soll, je nachdem es in diesem oder jenem Gefäß, mit diesem oder jenem Zusatz, um diese oder jene Zeit ꝛc. gekocht worden ist.

9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

246

Sonnabend, den 10. December 1842.

Die Liebe auf der Alm.

(Schluß.)

Robhard kehrte wieder in seine Kammer zurück, und rief den wohlthätigen Schlaf herbey. Seine Augen wollten sich nicht schließen, er ward noch zweymal versucht, nach der Stube seines Gesellen, der auf der Wage seiner Werthschätzung mit jeder Stunde geringer zu wiegen anfing, hinüber zu gehen, und auf dem Rücken des Schlummernden das angedeutete Brandmal der Schande und der Warnung zu erspähen; er widerstand jedoch jedesmal dem Drange der Versuchung, und blieb, in ein Labyrinth von Gedanken verirrt, brütend in seiner stillen dunklen Kammer.

Er hätte auch den Knecht in seiner gewöhnlichen Lagerstätte nicht getroffen; denn Nicolo war noch immer in den finstern grauenvollen Felsengründen des Waldes, wo die giftige Viper in den Steinklüften und die häßliche Kröte haust, wo der blutrünstige Wolf sein Lager hat und der nächtliche Raubvogel horstet; denn sein wildes schuldbewußtes Gemüth fühlte sich so heimisch in dieser schauerlichen Umgebung, daß es ihm eine laute Verwünschung erpreßte, als die jungfräuliche Morgenröthe mit dem Antlitze und Kleide der Unschuld den kommenden Tag verkündete. Ohne noch einen der scheußlichen Beschlüsse, über welchen er in dieser Nacht gebrütet hatte, für die Ausführung festgestellt zu haben, trat er mit Sonnenaufgang, die Finsterniß seiner bösen Gedanken noch im Gesichte, mürrisch und grimmvoll aus den Felsenwindungen hervor, und schritt sinnend einher, wie ihn der Zufall führte!

Als er aufblickte, zuckten seine Wimpern, denn er sah thurmhoch über sich die Sennhütte Oswalds, und ihn selbst mit Vetter Lipp auf einem überhangenden Felsenriff, welches sich, wie eine kleine graue Insel, aus dichten vieljährigen Schneemassen erhob; die beyden Bergsiedler schienen die aufgehende Sonne zu begrüßen, und verrichteten vielleicht ihre Morgenandacht, während die fette Herde hinter ihnen auf üppiger Weide den Morgenimbiß abzugrasen anfing.

Wie es in Nicolo's Wimpern zuckte, so zuckte es auch durch alle seine Nerven bis zu den Spitzen der Finger, zwischen welchen er das todesträchtige Feuerrohr hielt. Zwey Gemsen, dachte er, und eine doppelte Ladung; setz' ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht Alles aufs Spiel, so wird mein ganzer Plan zu nichts! Und ehe er noch eine Minute des Bedenkens verstreichen ließ, hatte er das Doppelgewehr fest und keck an die Schulter gesetzt, und ein zweyfacher Knall erdröhnte zurück von der hochragenden Felsenwand.

Aber im nächsten Augenblicke dröhnte es noch furchtbarer über ihn herein, und ehe er noch kreischend Gesù Maria! aussprach, war er auch schon bedeckt und begraben von den ungeheuern Schneemassen, welche sich auf die heftige Lufterschütterung von der Wand und dem Abhange des Felsenberges losgerissen und mehr als Schichteneinbruch, denn als Lawine zermalmend über ihn geschüttet, und die zwey Unschuldigen gerächt hatten, die er mit der Bosheit und Ruchlosigkeit eines Teufels hatte verderben wollen.

Wohl hatte eine der beyden Ladungen Oswald am linken Arme gestreift und verletzt, doch war die Wunde unbedeutend; er achtete auch keinen Augenblick darauf, sondern war in seinem edlen Herzen, das nach Christi Gebot auch die Feinde liebte, nur darauf bedacht, wie er dem Verschütteten noch Hülfe und Rettung bringen könnte. Er befahl seinem Vetter dringend, sogleich nach dem Jägerhause hinabzueilen, und den unglücklichen Vorfall zu melden, und indem sich Lipp sorgsam auf den bezeichneten Weg fortmachte, holte Oswald schnell einen Spaten aus seiner Hütte, und sprang dann, statt einen gefahrlosen Pfad zu suchen, wie die gehetzte Gemse von Klippe zu Klippe zu der überschütteten Stelle hinab, wo er sogleich mit der eilfertigsten Emsigkeit und Anstrengung zu graben anfing. Er hatte es so ziemlich genau in der Erinnerung, von welcher Stelle Nicolo auf ihn geschossen hatte, und da sich an demselben Platze über dem unglücklichen Racheopfer ein kleiner Schneehügel bildete, so räumte er dort die Massen hinweg, und fand auch alsbald die rechte Spur.

Inzwischen war Meister Robhard mit seiner Tochter und mit Lipp in größter Eile herbeygekommen.

Der ausgescharrte Nicolo war kalt, starr und regungslos; die zwey kräftigen Männer trugen ihn nach dem Jägerhause, und als sie die Gewänder von seinem Leibe rissen, um seine Glieder einzureiben, und an ihm die erforderlichen Rettungsversuche zu machen, gewahrten sie mit Entsetzen jenes vorbedeutete Brandmal an seinem Nacken, womit man einst gewisse Verbrecher zu bezeichnen pflegte.

Nicolo erwachte wohl wieder, und kam zur Besinnung, doch war keine Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten, da ihm die feuchten, schweren Eis- und Schneelasten das Brustbein gebrochen hatten. Er fühlte seine baldige Auflösung nahe, und er wußte, daß derjenige, dem er die Braut tückisch entreißen, und den er sogar meuchlerisch morden wollte, zuerst und aufs eifrigste bemüht war, ihm das Leben zu retten, und das rührte ihn, wie ihn noch nichts im Leben gerührt, das bewegte ihn zu Thränen, welche den Tropfen aufgeschmolzener Eiskrusten glichen, und drängte ihn, sein Daseyn mit einem offenen Bekenntniß zu beschließen.

„Mein wahrer Name," sprach er mit matter Stimme, „ist Stefano Bricconi, und war ein Schreckenswort von Roma bis Napoli, bis mich die äußerste Noth vor Häschern gezwungen hat, die Flucht längs den Apenninen nordwärts über die Alpen zu nehmen, und jede Spur hinter mir zu vertilgen. Ich war von der frühesten Kindheit zum Wilddiebe gleichsam erzogen, und somit auch vorbereitet worden zu dem gräßlichen Handwerke eines Straßenräu-

bers, der ich unter dem berüchtigten Banditenführer Ronoudi neun Jahre lang war, bis mich eines Tages die Sbirri einfingen, und in den finsterſten Kerker von Capua warfen. Nach zwey Jahren ward ich gebrandmarkt, und wieder frey gelaſſen.“

„Wohl nährte ich mich einige Wochen lang redlich durch Handarbeit, allein es war mir mit meiner Beſſerung nicht völlig Ernſt, und ſo ſollte ich durch den Fluch der Unbußfertigkeit noch tiefer in der Ruchloſigkeit fallen, als ich jemals ſchon geſunken war. Ich geſellte mich zu Gaunern, ward ihr Haupt, und ſtand alsbald ſelbſt einer verwegenen Räuberbande vor, die ich abwechſelnd nach den Apenninen, nach den pontiniſchen Sümpfen und nach all den Städten und Flecken führte, wo es unter Raub und Mord gute Beute gab.“

„Dieſes ſchändliche Gewerbe trieb ich wieder drey Jahre lang, kann es Euch aber beſchwören, daß ich keine Stunde recht froh geweſen, und bey all dem Überfluſſe meines Unrechts den armen Köhler im Walde um ſein gutes Gewiſſen und ſeine behagliche Seelenruhe beneidet habe; und als zuletzt die Häſcher meinen Anhang zerſprengt, und mich ſelbſt in die Weite getrieben hatten, gelobte ich mir auf meiner Flucht ernſtliche Beſſerung meines Wandels. Hier fand ich ein ruhiges Aſyl, und was gleich wohlthätig für mich war: Glauben und Vertrauen. Wohl war ich in meinem Dienſte ein fleißiger, aber auch ein ſchalkhafter Knecht; ich hatte es vom erſten Tage meiner Ankunft auf Philiberta abgeſehen, und meinen Plan auf das Schlaueſte angelegt; allein der Segen mußte mir entſtehen, weil ich für die alten Sünden nicht genug gethan, und als heuchleriſcher Verbrecher nach einem Gute ſtrebte, das Gott und die Natur — ich erkenne es in ihrer wunderbaren Fügung und Rache — unfehlbar für meinen würdigen Nebenbuhler beſtimmt!“

Da begann ihm der Athem plötzlich zu ſtocken; er faltete die Hände über dem gebrochenen Bruſtſchilde, und unter dieſem brach auch unter leiſem Gebethe der Umſtehenden das reumüthige Herz des Sünders.

Wenige Tage nach ſeinem Begräbniſſe war die Lage der Dinge um ein Bedeutendes verändert. Oswald wohnte unter einem Dache mit Philiberta in deren väterlichem Hauſe — als Eidam Robhard's, und Lipp, der die glückliche Kataſtrophe für das junge Ehepaar herbeygeführt, und der von ihm als ein Bruder verehrt ward, weidete fortan im Gebrauche einer geſunden Vernunft mit Hülfe eines Knechtes die fette Herde, die ihm der dankbare Vetter als eigen verſchrieben, und nach zehn Jahren, binnen welchen er ſich am Geiſte und Leibe mehr und mehr entwickelte, ward in der Sennhütte ein zweytes fröhliches Hochzeitfeſt gefeyert, dem Oswald und Philiberta ſchon mit einer kleinen muntern Schaar blühender Kinder beygewohnt haben!

J. Moshamer.

Auf eine holländiſche Landſchaft.

Ein Scherz.

Müde ſchleichen hier die Bäche;
Nicht ein Lüftchen hörſt du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Alterſchwäche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl ruh'n die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohcapuze
Tief in's Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge sinnend,
Ruht der Hirt bey seinen Schafen;
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Nicolaus Lenau.

Lemberger Briefe.

Lemberg, im November 1842.

Es ist Zeit, daß ich mit meinen Berichten mich wieder zum Theater zurückwende, in dessen Zuständen sich seit meinem vorletzten Briefe viel und Wesentliches verändert hat. Vor Allem muß ich der Oper gedenken, welche durch Engagement einer jugendlichen Primadonna, eines ersten Tenors und durch die Gastvorstellungen Wild's einen Aufschwung erhielt, wie er ihr so sehr Noth that. Den Cyclus seines Gastspiels begann Wild am 27. September und schloß ihn am 10. November. Er umfaßte die Opern: „Lucia" (zweymal), „Zampa," „Norma," „Othello," „Belisar," „Montecchi und Capuletti," „die Jüdinn" (zweymal), „Don Juan" und „die Ballnacht." Mir ergab sich, obwohl der Sänger weder den Fond, noch die Leichtigkeit der Stimme haben kann, die er vor einem Jahrzehend besaß, nach Anhörung dieser Opern das Resultat: Wild ist noch immer der erste dramatische Sänger Deutschlands. Dazu erhebt ihn mehr als alles Andere der ihm ganz eigenthümliche Styl seines Gesanges, der herrliche declamatorische Vortrag seines Recitativs, die Meisterschaft seines Spiels, worin er sich z. B. in der „Jüdinn," mit den größten Schauspielern des Tages kühn messen darf. Das jedesmal zahlreich versammelte Publicum ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dem werthen Gaste durch stürmischen Beyfall seine Anerkennung und seinen Dank für die genußreichen Abende auszudrücken, die des Künstlers so recht à propos erfolgte Ankunft ihm verschaffte. Denn kurz zuvor war der frühere Tenor von dem ehemaligen Director Frisch zur Entweichung nach Bukarest verlockt worden, und kein Ersatzmann so leicht aufzutreiben. Die Unternehmung kümmerte sich eben auch nicht viel um das Vergnügen des allzugutmüthigen Publicums — es war für die Musikfreunde eine traurige Zeit, — da erschien Hr. Wild, und Alles war vergeben und vergessen. Blumen, Verse und nicht enden wollender Beyfall begleiteten des Gastes letztes Auftreten, und der Wunsch, ihn bald wiederkehren zu sehen!

Würdig stand dem gefeyerten Gesangesmeister die neuengagirte jugendliche Primadonna, Dlle. Corradori, zur Seite. Das Bedürfniß einer ersten Sängerinn für jugendliche und romantische Parte war seit Eröffnung des neuen Theaters ein um so fühlbareres, als das Publicum der einzigen bisherigen Primadonna im-

mer mehr und mehr seine Gunst entzog, welche die Sängerinn durch Vernachlässigung, plötzliche Heiserkeiten, Selbstüberschätzung und vergebliche, wenig erbauliche Rivalitäten endlich ganz verscherzte. Dazu kamen ein Paar unbefangene Recensionen, welche dem, durch das orientalische Lobgehudel der hiesigen befangenen „Lesebläter" stutzigen Publicum die Augen vollends öffneten. Da wurde zu rechter Zeit Dlle. Corradori gewonnen, welche, da der Mangel eines Tenors sie hinderte, in „Lucia" aufzutreten, zuerst als Romeo debutirte und, obgleich dieser Part nicht ganz der hohen Lage ihres Soprans zusagte, einstimmigen Beyfall errang. Die Ankunft Wild's erlaubte ihr, den ganzen Umfang ihres Talentes der Beurtheilung des Publicums zu unterstellen und schon nach dem zweyten Debut (Lucia) war sie der Liebling desselben. Nur der Zweifel blieb, ob sie in seriösen oder heitern Parthien mehr excellire, bis sich die getrennten Meinungen in dem Ausspruche: sie sey in beyden Fächern gleich ausgezeichnet, — vereinigten. Auch dießmal, wie meistens, hatte unser Publicum Recht, und daraus geht, ohne daß ich es erst besonders zu erwähnen brauchte, hervor, daß Dlle. Corradori eine dramatische Sängerinn im eigentlichen Sinne des Wortes, und daß sie eine vielseitige dramatische Sängerinn seyn müsse. Ihre Lucia, Adalgisa, Giulietta, Amina sind wirkliche, in Auffassung und Durchführung scharf von einander verschiedene, consequent bis ins Detail ausgeprägte Charakterbilder, nicht, wie man es so häufig zu sehen gewohnt ist, bloße Verkleidungsscenen einer und derselben Sängerinn. Zu diesem Hauptvorzuge der Opernsängerinn gesellt sich eine umfangreiche Sopranstimme von bedeutender Höhe, edelstem Metalle, außerordentlicher Biegsamkeit und ausreichender Kraft. Diese Stimme ist in gründlich deutscher Schule erzogen und in ächtdramatischer italienischer Schule ausgebildet worden. Ihre Coloratur ist geschmackvoll, fast nie überladen, und wird eben so wie die höchsten Chorden ihrer Stimme, durch ausdauernde Übung zu einem seltenen Grade von Meisterschaft gebracht werden können. Unser Publicum gerieth in einen wahren Enthusiasmus über die Kunstleistungen der Sängerinn, deren Erscheinen und Abgang jedesmal mit stürmischem Applaus begleitet wurde, welcher sie häufig wiederholt und dreyfach hervorrief. Dazu kamen Serenaden, Gedichte, sogar poetische Prosa in der trefflichen polnischen Zeitung, die sonst das deutsche Theater nicht bespricht. Dieser Beyfall, diese schönen, bey uns seltenen Zeichen der Anerkennung sind der Sängerinn um so mehr zu gönnen, als ihre ungekünstelte Bescheidenheit, ihr unabläßig fortschreitender Eifer nicht befürchten lassen, daß ihre Künstlerschaft in maßloser Selbstvergötterung ersticke und zu Grunde gehe. Ächte Künstlernaturen haben eine innere Triebkraft, die sie niemals ruhen läßt, die sie immer vorwärts drängt.

Dlle. Corradori soll gesonnen seyn, nach Endigung ihres hiesigen Contractes nach Italien zu gehen, und dazu ist ihr, so sehr wir sie hier auch vermissen werden, nur Glück zu wünschen; denn ihre Methode und ihr ausgezeichnetes Spiel werden gewiß gefallen, und sie wird, wenn sie so fortschreitet, in gänzlicher Vollendung ihrer Kunstausbildung wie bisher, den Ruhm deutscher Sängerinnen in Italien gewiß vermehren helfen.

Es ist Zeit von dem neuengagirten Tenor Hrn. Steiner zu berichten. Er debutirte als Elvino in der „Sonnambula" und gefiel durch Zartheit und Seele des Vortrages. Nur wird sich unser an die starke Stimme und das feurig bewegte Spiel seines Vorgängers gewöhnte Publicum mit der Weise des Debutanten verständigen müssen, wo dann der volle Beyfall des Ersteren gewiß nicht ausbleiben wird.

So viel von dem berühmten Gaste und den neuengagirten Mitgliedern. Aber

auch unser Opernpersonal zeigte sich durch schnelles Studieren neuer Parte, durch Ausdauer und (mit einer einzigen Ausnahme) gutem Willen lobenswerth. Unsere Primadonna, Mad. Janik, sang und spielte wie gewöhnlich im Norma-, Romeo-, Antonia-, Desdemona-, Isabella-Costume. Ihre Zeit ist um — sie verläßt mit Ostern unsere Bühne. Dlle. Albau wirkte als Giulietta, Emilia, Lisa und in einigen kleineren Parthien genügend mit. Mad. Frontini, die eine gute Altstimme mit tüchtiger Methode besitzt, sahen wir als Nitta und Sibille, und fragen: warum man dieses recht ehrenwerthe Talent nicht öfter und angemessen in Gesangsparthien beschäftige?? Hr. Raicherd hat, seitdem ich über ihn in Nr. 134 dieser Blätter berichtet, tüchtige Fortschritte gemacht, die aber noch immer nicht hinreichend sind, die Unternehmung von der Beschuldigung des Leichtsinnes und der Mißachtung des Publicums freyzusprechen, wenn sie ihm so schwierige Ensembleparthien, wie Alfonso in „Zampa," Rodrigo in „Othello," Arnault in der „Jüdinn," eindressiren läßt. Zum Glück soll der humane Director des hiesigen Musikvereins den jungen, talentvollen Raicherd einem hohen Mäcen in der Residenz empfohlen haben, welcher im dortigen Conservatorium seine musikalische Schulausbildung veranlassen wird, um ihn dann später einem bewährten Meister dramatischen Gesanges zu übergeben. Bestätigt sich dieses Gerücht, so ist von den herrlichen Mitteln und der sichtlichen Liebe zur Sache von Seite des jungen Sängers, für ihn und die Kunst das Ersprießlichste und Erfreulichste zu hoffen. Dieß Verwenden des Hrn. Raicherd in zweyten Tenorparthien so wie das mehrerer Choristen (wodurch der durch unwürdige Behandlung und dadurch erfolgtes Durchgehen ohnehin schwache Chor seiner besten Mitglieder beraubt wurde) in selbstständigen Gesangsparthien, beschwor neuerdings die Frage herauf: Warum engagirt die Unternehmung keinen zweyten und dritten Tenor u. s. w. — Doch wir wollen es bey dieser Frage bewenden lassen und in keine Detaile eingehen, da, wie es heißt, die Unternehmung in andere Hände die Leitung der Bühne legen will, von welcher und anderen Veränderungen, so wie von den hiesigen Kunstzuständen mein nächster Brief handeln soll. M. E.

Notizenblatt.

Puffvirtuosität. Nachstehende Anzeige, die wir einem in Paris erscheinenden englischen Blatte entnehmen, darf wohl als ein Meisterstück der Pufkunst gelten. „**Magazin des Italiens.** Da die junge Prinzessinn von T***al zu Bilbao in Begriff steht, sich die süßen Fesseln Hymens anlegen zu lassen, so hat mich ihre Mutter mit dem Auftrage beehrt, den Trousseau der reizenden Braut zu besorgen. So durchdrungen ich von der Zartheit und Wichtigkeit solchen mir gewordenen Auftrages war, sah ich dennoch alsbald ein, daß die Verantwortlichkeit verhältnißmäßig gering sey, indem mir sogleich beyfiel, daß in den von Thiebaud und Guichard so trefflich geleiteten **Magazin des Italiens** der Trousseau jeder europäischen Fürstenbraut binnen einiger schnell wie Augenblicke verfliegenden Stunden, so reich und glänzend als nur möglich und nach dem neuesten Geschmacke ausgewählt und zusammengestellt werden könne. Meine gespannten Erwartungen wurden durch den Besuch noch übertroffen, denn die Neuigkeiten, die vor meinen Blicken in üppiger Fülle entfaltet wurden, waren durch Geschmack, Zierlichkeit und Pomp über alle Maßen überraschend. Unter den Seidenzeugen zogen die Pekins durch ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Dessins und Schattirungen vor allen andern den Blick unwiderste-

lich an. Die aufs trefflichste verschmolzenen und assortirten Farbentinten waren Haiti und Schwarz, Eminence und Kastanien, Pensee und Schwarz, dann Orange und Violet, und Mais und Orange. Die neulich in Schwung gekommenen **Draps Casimir** sind da ebenfalls in endloser Mannigfaltigkeit und von überraschender Seidenhaftigkeit (silkiness) der Textur zu finden. Unter den Shawls (und da tauschen Indien und Frankreich ihre reichsten Schätze dieses Zweiges) fielen mir vor allen die mit malachitfarbenem Grunde als hinreißend schön auf. Rechnet man hinzu, daß mit diesem unermeßlichen Etablissement große Ateliers verbunden sind, worin von den kunstgeübtesten Händen der Hauptstadt Anzüge, Kopfputze u. s. f. geschaffen werden; ferner, daß die Eigenthümer jeder Käuferinn ihren durch den feinsten und erprobtesten Geschmack und Blick geleiteten Rath in Betreff von Farbenwahl u. dgl. aufs bereitwilligste und zuvorkommendste ertheilen, und endlich die möglichst billigen und festgesetzten Preise, so läßt sich wohl nichts mehr hinzufügen. Marie de B***.“

1.

Die alte Seeschlange ist abermals aus den Tiefen des Meeres zwischen Aarsten und Strömsnaes im Stifte Ibbestad in Norwegen, und sofort auch in vielen nord- und südländischen Blättern aufgetaucht. Da die Sache so oft und von so verschiedenen Seiten her zur Sprache kommt, und da das Ungeheuer dießmal von vielen glaubwürdigen Zeugen beobachtet wurde, schreibt der Berichterstatter, so muß man doch endlich Anstand nehmen, dieses Monstrum, welches eine Länge von 200, sage zweyhundert Ellen gehabt haben soll, als eine Chimäre der Gesichtstäuschung gelten zu lassen, und in das Fabelbuch einzutragen.

28.

Statistisches. Dem neuesten Census zu Folge, hat Frankreich jetzt eine fast gleiche Bevölkerung wie das Kaiserthum Österreich, denn es enthält: 34,494,875 Einwohner — und zwar in 363 Arondissements, 2846 Cantons und 37,000 Gemeinden.

9.

Gold in Schottland. Es herrscht noch jetzt bey den schottischen Landleuten die Meinung, daß man Gold durch die Schafe auffinden kann, die auf solchen Weiden gehen, unter deren Boden Gold verborgen liegt. Bellenden sagt über die vermeinte Wirkung dieser Weideplätze: Die Schafe, welche auf den Weiden am Dundore fressen, werden gelb; ihre Zähne sind wie mit Gold gefärbt; ihr Fleisch ist roth, als wie in Safran getaucht; ihre Wolle ist von derselben Art. — Cordiner erwähnt in seinen Alterthümern ebenfalls dieses Hügels, der im nördlichen Schottland liegt, und erklärt ihn durch Dundore, Goldhügel, mit der Bemerkung, daß die Leute daselbst sich überzeugt halten, daß ihre Schafe herrlich vergoldete Zähne haben.

—gl—

Unerschrockenheit eines Vogels. Ein Blaumeisenpaar hatte sein Nest auf der obern Theil einer alten Pumpe gebaut, und zwar so, daß dasselbe an dem Zapfen saß, in welchem der Handschwengel ging. Es hatte sich nemlich getroffen, daß die Pumpe zur Zeit des Nesterbauens und Eyerlegens nicht im Gebrauch gewesen war; nun ward sie aber während des Brütens wieder benutzt, und man glaubte natürlich, daß die Bewegung des Pumpenschwengels den Vogel verscheuchen werde. Wider alle Erwartung wurden jedoch die Eyer vollständig ausgebrütet, obwohl das Weibchen durch die anhaltende Reibung des Schwengels einen Theil seines Schwanzes eingebüßt hatte. Auch schien dasselbe nicht im mindesten durch die Annäherung zahlreicher Neugieriger beunruhigt zu werden.

—gl—

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landhäringe und Pücklinge davon. Im Ilmensee, nördlich vom Waldaigebirge, unweit Groß-Nowgorad in Rußland, lebt ein Fisch von solcher Ähnlichkeit mit dem Häringe, daß er der Süßwasserhäring heißt, und außerdem noch eine Art des Spiering oder Stint. Die Bauern dieser Gegend haben einen eigenthümlichen Gebrauch, um diese Fische auf weite Märkte fahren zu können. Sie legen sie in mäßig erhitzte Öfen, und dörren sie auf diese Weise langsam, aber doch vollständig. — Sollte sich dieser Fisch nicht auch in andere süße Gewässer verpflanzen und dasselbe zweckmäßige Verfahren mit ihm nachahmen lassen? —gl—

Vorgefühl einer Gans. Eine alte Gans, welche vierzehn Tage lang in der Küche eines Pächters gebrütet hatte, ward plötzlich heftig krank. Sie verließ alsbald das Nest und begab sich in den Hofraum, wo sich eine junge einjährige Gans befand, welche die erste mit in die Küche zurückbrachte. Die junge Gans kletterte sogleich in das Nest der Alten, blieb darauf sitzen und brütete die Eyer aus, als wären es ihre eigenen. Die Alte ließ sich darauf neben ihrem Neste nieder und starb bald nachher. Da die junge Gans früher nie die Gewohnheit gehabt, in die Küche zu kommen, so kann man sich diesen seltenen Vorfall nur durch die Annahme erklären, daß die alte Gans irgend ein Mittel gehabt, die Junge von ihrer Angst, das Nest verlassen zu müssen, ohne ihre Küchlein ausbrüten zu können, in Kenntniß zu setzen, und daß die Junge diese Mittheilung vollkommen verstanden habe. —gl—

Theater-Bulletin. „La fils de Cromvell," ein langes und langweiliges Drama von E. Scribe, ist im Théâtre français ungeachtet einer bedeutenden Claque, kalt aufgenommen worden. Die Exposition verräth des Autors großes Talent neuerdings; allein dieß ist auch das einzige Verdienst seiner jüngsten Arbeit. Zum Theil war auch die Vorstellung schlecht.

Im Odéon erhielt „Venceslas," ein Trauerspiel von Rotron, einem Zeitgenossen Corneille's, einen succès littéraire.

Die Neuigkeiten der kleineren Theater haben durchaus kein Glück gemacht; und zwar im Gymnase: „La belle Amélie," Lustspiel in einem Acte von Hrn. Frederic; in den Variétés: „L'Organiste," in einem Acte von einem Ungenannten und „Ma Maîtresse et ma Femme" in einem Acte von Hrn. Dumanoir; endlich im Palais royal: „Mathilde," Parodie in drey Acten von den HH. Gabriel und Masson. 20.

„Bianca di Belmonte," lyrische Tragödie in vier Abtheilungen, mit Musik von H. Imperatori, ging an der Scala mit geringem Beyfall in Scene.

In Venedig fand Mercadante's „La Vestale" bey den späteren Vorstellungen eine bessere Aufnahme als in der ersten. 16.

Der „Zauberschleyer" mit neuer Decorirung und ganz aufgefrischt, geht dieser Tage in der Josephstadt in Scene; wie es heißt, soll unter den wandelnden Ansichten auch die „Walhalla" erscheinen. 10.

Concertanzeige.

Sonntag, den 11. December, findet das erste Concert des Pianisten Carl Evers im Saale des Musikvereins Statt.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

247

Montag, den 12. December 1842.

Eine wirkliche Begebenheit in London.

An einer der vier Ecken, wo zwey der lebhaftesten Straßen Londons, **the New-road** und **Tottenham-court-road** sich kreuzen, stand während meines Dortseyns und steht vielleicht noch ein Bäckerladen. Wer aber, wie ich, im Jahre 1838 an diesem Laden vorübergegangen ist, einen Blick in das Innere geworfen und nicht umhin gekonnt hat, ihn auf einer weiblichen Gestalt hinterm Ladentische ruhen zu lassen, der erinnert sich jedenfalls, daß diese Gestalt ein Mädchen seltener Schönheit war, das kaum den achtzehnten Frühling gesehen haben mochte. Sie hieß Marie, und: „Ich begreife nicht, Marie," sagte eines Tages ihr Vater, „was der junge Mann, der jeden Morgen hier vorübergeht, und den ich für einen Schotten halte, in unserm Laden eigentlich zu mustern findet. Unter zwey bis drey Minuten setzt er keinen Fuß weiter. Kennst du ihn etwa?"

„Nicht mehr als Sie, Vater," antwortete Marie. Der Bäcker sah seiner Tochter scharf in die Augen, und je länger er sie ansah, desto röther wurde sie. „Ich will nicht glauben, Marie," fuhr er fort, „daß du mich täuschest. Du weißt, wie sehr dein alter Vater dich liebt, und daß dein Glück das letzte Ziel meines Lebens ist. Seit deine Mutter gestorben ist, wüßte ich nicht, wofür ich lebte, wenn du nicht wärest, und es würde mir hart eingehen, mich von dir zu trennen. Gleichwohl begreife ich, daß du heirathen wirst und heirathen mußt. Solltest du aber zu dem jungen Manne eine —"

„Liebster, bester Vater," unterbrach Marie, „ich habe nie mit ihm gesprochen, er nie mit mir."

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen, so trat der junge Mann in den Laden, und begehrte **a french roll**, eine französische Semmel. Daran war durchaus nichts Ungewöhnliches, wenigstens nichts, was Marien verlegen machen konnte. Dennoch zitterte die Hand, die ihm die Semmel reichte, und es schien wirklich, als habe sein früherer Anblick sie nicht so gleichgültig gelassen, wie ihre Antwort es dem Vater andeuten sollte. War das Mangel an Vertrauen, Mangel an Aufrichtigkeit? — Nein, Marie liebte ihren Vater aus Herzensgrund, und wußte nicht, was Verstellung sey. Aber wo lebt das sechzehn- oder achtzehnjährige Mädchen, das die erste Frage, ob sie von einem Manne sich bewundert glaubt, mit Ja beantwortet? — Der Fremde seinerseits

hatte offenbar keine Ahnung von der Unruhe, die er erregt, denn nachdem er gesagt, was er sagen mußte, und die Semmel empfangen, legte er das Geld auf den Tisch und ging.

Von diesem Tage an kam der Fremde regelmäßig jeden Morgen, und holte eine französische Semmel. Sprach er da gleich kein Wort mit Marien oder sie eins mit ihm, so mußte Letztere sich doch gestehen, daß er sie interessire. Das war Folge seines Gesichtes, eines von den Gesichtern, die sich unwillkürlich bemerkbar machen. Denn obwohl er, um schön zu heißen, etwas zu blaß und mager war, so blickten doch Geist und Leben, bisweilen sogar Bewunderung der lieblichen Marie aus den großen blauen Augen. Als er drey oder vier Tage später abermals die gewöhnliche Frühsemmel geholt, sagte der zufällig anwesende Bäcker: „Ist es nicht seltsam, Marie, daß ein junger Mensch, dessen Anzug und übriges Aussehen Armuth verrathen, die Verschwendung so weit treibt, französische Semmeln zu essen? Er könnte für dasselbe Geld ein gutes, großes, viel nahrhafteres Brot bekommen."

Marie schwieg. Sie fühlte, daß der Vater recht habe, aber sie fühlte auch, daß sie dem Fremden nicht Unrecht geben mochte.

Ungefähr drey Wochen waren vergangen, seit der Bäcker seine Tochter nach dem jungen Manne gefragt, als Letzterer eines Morgens, während der Bäcker mit Marien sprach und sonst Niemand im Laden war, schnell eintrat, ein flaches Papierpacket auf den Tisch legte, den Bindfaden löste, und dem Bäcker Mariens Porträt vorhielt. Es war in Pastell gemalt und so redend ähnlich, daß der Bäcker und seine Tochter es mit Staunen betrachteten. Die Seele des jungen Mannes hing an Beyder Augen. „Gefällt es Ihnen?" stammelte er nach einer Pause.

„Und wie sollte es nicht?" antwortete der Bäcker. „Ich verstehe von derley allerdings nichts, sonst würde ich sagen, ein Porträt könne nicht schöner, ich meine nicht ähnlicher und vollkommener seyn.

„Hätten Sie Lust es zu kaufen?" fragte der junge Künstler, und seine Worte überstürzten sich, während Feuerröthe sein bleiches Gesicht bis zur Stirne überzog.

„Die hätte ich wohl," lächelte der Bäcker, „nur fürchte ich, der Preis geht über meine Kräfte."

„Würden fünf Schillinge Ihnen zu viel seyn?" stotterte der Andere und schlug die Augen nieder.

„Fünf Schillinge!" rief der Bäcker, „fünf Schillinge für ein solches Prachtstück! Nein, lieber Herr, lieber gebe ich zwanzig, und könnte ich Ihnen zehnmal zwanzig geben — das Gemälde ist's werth." Dabey reichte er dem Hocherröthenden einen goldenen Sovereign, den jener hastig nahm, und mit einem: „Gott sey Dank!" den Laden verließ.

„Curios," sagte der Bäcker, und sah Marien an, die purpurroth und mit nassen Augen neben ihm stand, „ein curioser Mensch das! Jedenfalls hat er dich wunderschön gemalt, Marie." Dann das Porträt sauber am äußersten Rande haltend trug er es in die anstoßende Schreibstube, wo es schon des folgenden Tages unter Glas und Rahmen über seinem Pulte hing.

Am nächsten Morgen und an vielen nächsten Morgen kam der junge Mann, und holte eine französische Semmel. Des Bildes geschah keine Erwähnung, wie er denn überhaupt wieder so schweigsam war, als früher. Dagegen schien er

von Tag zu Tag ärmer und magerer zu werden, und oft, wenn Marie sich umwendete, die Semmel vom Brete zu langen, ruhte sein Blick mit einem solchen Ausdruck von Schmerz und Zärtlichkeit auf ihr, daß der Bäcker, der aus seiner Schreibstube den Laden übersehen konnte, und den jungen Mann genau beobachtete, sein ehrliches Herz ganz sonderbar bewegt fühlte. Auch Marie war nicht mehr, was sie gewesen. Ihre Wangen wurden blässer, und ihre Heiterkeit seltener. Da ging eines Abends beym Thee dem Bäcker das Herz auf: „Ich will dir was sagen, Marie," hob er an, „der junge Mann, der liebt dich, und du liebst ihn. Still, still, ich mag nichts hören."

Maria schloß den Mund, den sie zu einer halben Verneinung geöffnet, und der Bäcker fuhr fort: „Du wirst mir das nicht ausreden. Ich habe meine Augen und sehe die ganze Historie so deutlich, wie dort meinen Hut. Ich habe dich und ihn oft genug beobachtet, und bin ich gleich nur ein schlichter Mann, ich hab's doch gemerkt, daß Ihr einander liebt. Er hat dirs nicht gesagt — ganz richtig; das ist just, was mir an ihm gefällt, denn vernünftigerweise kann er nicht glauben, daß mir das besonders angenehm seyn würde. Ich habe mir inzwischen die Sache von allen Seiten überlegt, und das Einzige, was mir soweit an dem jungen Manne mißfällt, ist seine Vorliebe zu französischen Semmeln; doch ließe sich diese ihm wohl abgewöhnen. Dann könnte er aus seiner Malerey gewiß etwas Hübsches machen, wenn er Jemand hätte, der ihn etablirte. Und gesetzt, das Schlimmste käme zum Schlimmen, wie die Leute sagen, nun, so wäre ich am Ende auch nicht der Mann, euch verhungern zu lassen; denn unter uns, Marie, obgleich wir immer nur unserm Stande gemäß gelebt, und ich dich ganz einfach erzogen habe, sitze ich doch ein gutes Theil wärmer, als die Leute glauben. — He, was war das? es wird uns doch Niemand behorcht haben. Sieh mal vor die Thür, Marie."

Marie sah vor die Thür in die Hausflur, aber sie sah Niemand, und doch hatte Jemand gehorcht, und zwar Jemand, den das Gespräch höchlich interessirte. James, der Altgeselle, der in der Vermuthung, daß der Meister reicher sey, als er scheine, auf Marien und das Geschäft speculirte, und von der vertrauten Mittheilung in Betreff des jungen Mannes nicht sonderlich erbaut war.

(Der Schluß folgt.)

Oesterreichische Kunst in Rom.

3. Joseph Cesar's Medaille auf den Mineralogen Mohs.

Eine der Hauptmanien unserer Zeit, die Gleichheitssucht — alles möchte nemlich gleich reich, gleich vornehm, gleich begütert seyn — hat leider auch die Verherrlichung durch Werke der Bildnerkunst, welche sonst nur dem wahrhaft Großen, Hervorragenden, Nachweltswerthen den Meißel und die Begeisterung zuwandte, zu etwas Alltäglichem herabnivellirt, und die Mitwelt gibt in Bildsäulen und Medaillen von geschwindfertigen Tagesheroen und leichtfertigen Tagesheroinnen der Nachwelt archäologische Räthsel auf. Wo früher die durch die Kunst verklärte Menschengröße und das durch die Menschengröße begeisterte Kunstwerk Hand in Hand den Weg zur Unsterblichkeit wandelten, soll der Künstler jetzt den Erscheinungen des Modegeschmackes, den vergänglichen Kunststücken mechanischer Finger- oder ähnlicher Beweglichkeit den Weg zur Nachwelt bahnen, den er gewöhnlich selbst durch die alltägliche Behandlung eines alltäglichen Sujets verwirkt.

Um desto erfreulicher ist es, eine historisch-bedeutsame Größe der Wissenschaft durch ein mit ächt künstlerischer Weihe empfangenes und ausgeführtes Denkmal gefeyert zu sehen. Dieß Denkmal ist die Medaille, welche der kaiserliche Pensionär, Hr. Joseph Cesar, zur Verherrlichung des berühmten Mineralogen Mohs vollendet hat. Auf der Vorderseite ist das links gewendete Antlitz des Gründers wissenschaftlicher Mineralogie in schönem Basrelief abgebildet. Die edle Auffassung des geistreichen Profils, die vortreffliche Ausführung, welche, fern von aller Manier, Arroganz und Coquetterie, in ihrer edlen Einfalt, in weicher und doch bestimmter Modellirung an die Muster antiker Glyptik erinnert (nur den Haaren wäre vielleicht hie und da mehr Bestimmtheit zu wünschen), die Verständigkeit, mit der das Relief der einzelnen Theile im Verhältnisse zu einander abgestuft ist, die Gewandtheit und Sicherheit der technischen Behandlung bestätigen das Urtheil, das wir uns vor zwey Jahren erlaubten, als wir mit der Besprechung von Cesar's erster Medaille (auf des Kaisers Amnestieact in Mailand) die Rubrik: „Österreichische Kunst in Rom," in diesen Blättern eröffneten*). — Seine, die ächte, heißstrebende Künstlernatur verrathenden Fortschritte seitdem, haben die Hoffnung, welche wir für das Wiederaufblühen des Medaillenschnittes in Österreich an sein Talent knüpften, ihrer Erfüllung erfreulich näher gerückt.

Wenn wir dem Künstler aus Herzensgrunde wünschen, daß er durch nichts in dem rastlosen Vorwärtsstreben sich möge beirren lassen, und daß ihm Gelegenheit werden möge, sein seltenes und dem Vaterlande zur Ehre gereichendes Talent in einer Weise, die Beyder würdig ist, anzuwenden, so haben wir wohl die Anerkennung und ehrende Erwartung aller Kunstfreunde und Kunstbesorgten ausgesprochen.

Die Rückseite zeigt ein aufgeschlagenes Buch mit den vier Grundformen der Mohs'schen Krystallehre, darüber den Vogel Minervens; Hammer und Schlägel und die unten brenneude Grubenlampe versinnlichen die Wissenschaften des Gefeyerten: Eichenlaub das deutsche Verdienst, Lorbeeren den allgemeinen Ruhm, der Dornzweig unten aber die Mühen und Schmerzen (und auch oft genug den Dank), die den ungebahnten Weg zu einer neuen Wahrheit umranken. Die Unterschrift: **Fecit · saxa · loqui** — ist ein kleines Meisterstück lapidarischer Kürze.

Möge Hr. Cesar uns recht bald wieder mit einem ähnlichen Kunstwerke erfreuen, möge er rüstig fortschreiten zu dem schönen, ihm nahen Ziele der Kunstvollendung, möge sein Verdienst anerkannt, seine Künstlerschaft würdig benützt werden. Mit diesem dreyfachen Wunsche begrüßen wir den in das Vaterland Heimgekehrten aus voller Seele. Ernst Lemyl.

---

*) Jahrgang 1840, Nr. 76.

Bemerkungen über den neuesten Zustand der portugiesischen Literatur und Sprache.

(Aufgezeichnet zu Lissabon im July l. J.)

Die jetzige Literatur von Portugal ist ein treues Ebenbild der Stellung dieses Landes im gegenwärtigen Europa. Sie ist eine zerbrochene Leyer, welche dann und wann einen klagenden, melodischen Ton erklingen läßt; er erstirbt, und eine lange Todtenstille tritt wieder ein. Und doch ist, was literarische Composition betrifft, das Portugiesische eine der herrlichsten Sprachen von Europa. Geeignet und fähig der höchsten Ausbildung, ist ihre Vernachlässigung und ihr Verfall nur um so beklagenswerther. Die italienischen Ottave und Terzerime blühen hier so reich wie in ihrem heimischen Boden; das Sonnet erscheint nach meinem Ermessen in diesem

Idiome vollkommener noch als im Italienischen, weil das Portugiesische mit all der Süße des letztern eine reichere Klangfülle und Majestät verbindet.

So gibt es, um nur Eines Namens zu gedenken, Hunderte von Sonneten des Bocage, denen keine andere Literatur Ähnliches entgegenzustellen hat. (?) So von da Cruz eine meisterhafte und unübertreffliche Anwendung der Pindarischen Oden, die zur Feyer der Großthaten portugiesischer Helden, und andererseits ein burleskes Heldengedicht „Ysop," welches in Gegenstand und Behandlung mit Butler's »Hudibras« und Boileau's »Lutrin« kühn wetteifert. Die erotischen Dichtungen Gonzaga's, die so voller Lieblichkeit und Zierlichkeit, haben ihm mit Recht den Namen des portugiesischen Anakreon erworben. In J. A. Macede haben wir in neuester Zeit, wie 1831, einen gewaltigen und beißenden Satyrendichter gesehen, der so scharf wie Juvenal, und zerschmetternd wie Churchill.

Die jetzige portugiesische Literatur, mit Ausschluß derjenigen der Zeitungen und Zeitschriften, welche letztere bloß alltägliche Nachahmungen unserer Pfennigmagazine, beschränkt sich auf die gelegentliche Übertragung von Erzählungen und Feuilletons aus dem Englischen und Französischen, und die jeweilige Anpassung eines erfolgreichen Pariser Stückes. Unter Anpassung wird hier Scenerie und Decoration verstanden, denn außerdem wird nichts als eine buchstäbliche Übersetzung versucht. Es ist merkwürdig und drollig, die Lobsprüche zu hören, welche diesem wohlfeilen Aufwand von Intelligenz gespendet werden. In einem Lande wie Portugal, wo Schriftsteller, wessen Geistes Kind auch immer, seltener als schwarze Schwäne sind, wird die allerarmseligste literarische Leistung natürlicherweise mit einer Art von Veneration angesehen; die Pfiffe und Kniffe der Autorschaft kennt man hierlands nicht, und vom Gewerbe der Buchmacherey weiß man noch nichts. Bringt daher irgend ein portugiesisches literarisches Sonntagskind die Übersetzung einer einactigen Posse auf die Bühne, so kann es darauf rechnen, von allen Blättern des Landes mit dem Gruß bewillkommt zu werden, daß sein Stück geschrieben sey »em lingoagem portugueza corrente e casta,« d. h. in fließendem und lauterm Portugiesisch. Theaterkritik ist unbekannt, mit Ausnahme jener besoldeten »Puffe,« welche die Pest des Dramas und der Literatur überhaupt in allen europäischen Ländern sind.

Eine gelegentliche Besprechung so eines Stückes, von irgend einem Liebhaber in einem Blatte, verräth in der Regel dermaßen den Pumpernickel, daß derley Urtheile gar nicht in Anschlag zu bringen sind. Die Lobhudeley ist, wie man sich denken kann, in diesen Dilettantenurtheilen vorherrschend, ganz wie in den »Theaternachrichten« mancher unserer Tagesblätter, z. B. „A war bewundernswerth," „B warbezaubernd," „C spielte hinreißend« und „D übertraf sich selber." In diesen portugiesischen Theateranzeigen begegnet einem der Lieblingsausdruck „parabens," d. h. Glückwunsch, oder wörtlich »gutgemacht." Der Übersetzer (in dem Falle, wenn er so ehrlich gewesen, das Stück nicht als sein Geisteswerk auszugeben) erhält parabens, der Schauspieler und vor allen die Schauspielerinn, parabens, der Decorationsmaler deßgleichen, der Theaterschneider detto, ja sogar Sonffleur, Coulissiers und Rufbursche bekommen das obligate parabens. Alles ist couleur de rose, mit einem Sudelpinsel aufgetragen.

Eine Vorstellung von dem Zustande, worin sich das eigentliche portugiesische Nationaltheater befindet, läßt sich aus dem Umstande entnehmen, daß das Lissaboner Nationaltheater, welches kürzlich umschlug, durch Ein Hundert seiner Habitué's, deren jeder etwa eine Guinee unterzeichnete, wieder auf die Beine gebracht wurde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und daß während der verflossenen Fastenzeit in sothanem rehabilitirtem Theater jene sogenannten „Mysterien“ aufgeführt worden, welche im Mittelalter gang und gäbe waren. (Also eine Zurückkehr der Bühne zu ihren frühesten Anfängen!) Und doch gebricht es diesem Volke an keiner Eigenschaft des ächt poetischen Geistes. Seiner Sprache sind ungemeine Zierlichkeiten und Reize des Ausdruckes, besonders in Diminutiven, zu eigen. An letztern ist sie ausnehmend reich, und verdient, nach dem Urtheile der bewährtesten Sachkenner, das von Byron dem italienischen Idiom gespendete Lob in viel höherm Grade.

Das Portugiesische eben ist das „süße weiche Bastardlatein.“ Man nehme nur z. B. die Anmuth von Schmeicheldiminutiven, wie: **maridinho** (Gättchen oder Gattelein), **mulhersinha** (Weibchen), **noivinha** (Bräutlein), **bemquista amiguinha** (theure, kleine, liebliche Freundinn, eine buchstäbliche Übersetzung dieser beyden Ausdrücke ist unmöglich), **mamasinha** (Mamachen), **boccadinho** (ein kleiner Mundvoll, ein Nippchen), u. s. v. a.

In all diesem athmet eine Zärtlichkeit und ein Abandon, darob unsere nordische Steifheit verwirrt wird.

Das allermerkwürdigste Beyspiel aber von einem Liebkosungs-Diminutiv, das vielleicht irgend eine Sprache aufzuweisen haben dürfte, ist Folgendes, das in Portugal gar nicht selten vernommen wird: „**Entao a saudesinha, como, soi?**“ zu deutsch: „Wie stehts mit Ihrem Gesundheitchen?“

An Ausdrücken ritterlicher Anhänglichkeit an das schöne Geschlecht hat das portugiesische Idiom ebenfalls eine schwelgerische Fülle; und Kraft wie ihre Harmonie derselben ist unnachahmlich. Die allerliebste aller dieser Ausdrucksformen dürfte aber wohl der zärtliche Abschiedsgruß seyn: **adeosinho**! buchstäblich: Lebewohlchen, oder tyrolisirt etwa: B'hüt'-di-Gottchen! Diesen im Deutschen so drollig und kindisch klingenden Gruß kann man hierlands bejahrte, sonnegebräunte Militärs mit Bärten **à la Don Pedro** einander zurufen hören. Dem zärtlichsten und enthusiastischesten unserer nordischen Liebhaber würde es auch nicht im Schlafe einfallen, den Rist des zarten Füßchens seiner Geliebten zu preisen, wie der nüchternste portugiesische als die „**garganta de pé pequenino d'amor,**“ den „**Busen ihres niedlichen Amorfüßchens!**“

Ein wahrer Scandal aber ist die portugiesische Orthographie, und Briefe, welche selbst von dem gebildetsten Portugiesen geschrieben worden, sind in der Regel orthographische Curiositäten. Das Wort „Salat“ mag als ein Pröbchen dieser orthographischen Anarchie gelten. Man findet dasselbe geschrieben „**Sallada,**“ „**Selada,**“ „**Selladda,**“ „**Salladda,**“ „**Cellada,**“ „**Callada,**“ „**Calada,**“ „**Silladda,**“ „**Silada,**“ „**Cilladda**“ u. s. f., kurz auf mehr verschiedenerley Weise, als der geschickteste französische Maitre de Plaisir denselben anzumachen im Stande seyn mag.

F. M.

Notizenblatt.

Das allgemeine Wiener polytechnische Journal. Dieses werthvolle, für die gegenwärtigen Zeitinteressen vielfach wichtige Unternehmen beginnt mit dem 1. Jänner 1843 seinen zweyten Jahrgang und wird von dem genannten Tage an unter der Firma der thätigen und umsichtigen Verlagshandlung Braumüller und Seidl erscheinen. Das vor einigen Tagen ausgegebene Probeblatt deutet den Gang an, den das Unternehmen zu verfolgen verspricht, und läßt auf eben so große

Mannigfaltigkeit als Gediegenheit des Inhalts schließen; letzteres um so mehr, da die beygefügten Namen der Mitarbeiter die sachverständige Behandlung der Gegenstände verbürgen. Die dem Texte zugegebenen Holzschnitte, zu deren Anfertigung ein rühmlich in diesem Fache bekannter Künstler gewonnen ist, können nicht anders als wesentlich zur Belehrung und Verständigung der Leser beytragen. Unter so günstigen Umständen läßt sich dem verdienstlichen Unternehmen gewiß die allgemeine Theilnahme des Publicums voraussagen. 33.

Die Löwenfamilie. Der englische Marinelieutenant Mr. Coakfield, der sich einige Jahre hindurch in der brittischen Colonie **Free-Town**, d. i. an der Westküste von Afrika aufgehalten und das Studium der Botanik aus besonderer Liebhaberey eifrig betrieben hat, machte zu diesem Ende viele und bisweilen ziemlich weite Excursionen nach dem Innern des Landes, namentlich in die Ausläufer der Sierra Leona, welche eine sehr üppige Vegetation und interessante Flora haben. Der „**Mirror**“ hat uns kürzlich Auszüge aus seinen „afrikanischen Memoiren“ geliefert, welche bis zum März des Jahres **1842** heraufreichen, und viel des Wissenswürdigen und Anziehenden enthalten. „Es war im Jänner **1841** (schreibt er), als ich eines Tages durch eine enge Felsenschlucht wandelte, und in einem anstoßenden Thalkessel eine reichliche Ausbeute zu finden hoffte. Ich war schon beynahe bis an den Hintergrund vorgedrungen, als plötzlich aus einer Höhle, die sich unter einem überhangenden Felsen vertiefte, eine Löwinn mit wildem Ungestüm und Gebrüll auf mich und meinen treuen Sclaven, einen Fuhlahneger, hervorstürzte und uns Beyde zu zerreißen drohte. Ein Pistolenschuß, der dem Herzen des Ungeheuers vermeint war, traf und lähmte nur dessen linken Vorderfuß, warf aber doch das Thier zu Boden, und verschaffte uns ein paar Minuten Zeit, um an der nahen Felsenwand emporklettern zu können. Wir hatten auch wahrlich die höchste, dringlichste Noth, unser Bischen Leben einigermaßen in Sicherheit zu bringen, denn ehe sich noch die niedergestreckte Löwenmutter von der Erde aufraffte und hinkend auf drey Füßen gegen die steile Felsenwand heran humpelte, war ihr grimmiger Gemahl, der Löwenvater, schon bey der Hand, die Unbill seiner Genossinn und die Gefährdung seiner Jungen mit den furchtbaren Krallen und Zähnen zu rächen. Er kletterte uns nach, aber ohne das Talent einer Gemse zu besitzen; wir brachen ein paar Felsenstücke zum Rollen, und seltsam genug, ehe sie ihn noch berührten, zog er seinen Schweif ein, ward auf einmal scheu und feige und lief seinem Lager zu, wohin ihm auch alsbald die schnurrende Löwinn folgte. Wir arbeiteten uns indeß mittelst Ranken und Wurzeln mühvoll von Klippe zu Klippe, von Riff zu Riff, bis wir die Zinne des Felsens erreichten, unter dem das Löwenpaar hauste. „Herr! diese Bestien müssen unser werden,“ sprach Truthy, der Neger, „leiht mir nur Euer Gewehr und ein paar Ladungen; während Ihr Euer Mittagsmahl haltet und etwa im Schatten ein Schläfchen macht, will ich aus Baumzweigen und Ranken eine Strickleiter machen, und in einer Stunde hab' ich die Brut in meiner Gewalt.“ Ich ließ den rüstigen Burschen gewähren, hielt meine Mahlzeit und lehnte mich an eine schattige Dattelpalme, um ein Weilchen der Ruhe zu pflegen. Die Neugierde, wie der wackere Kämpe seine Kriegsoperation anfangen werde, ließ mich nicht schlafen. Er verfertigte sich im Verlauf einer Stunde eine ziemlich lange und feste Leiter aus Ranken und Zweigen, befestigte sie mit dem einen Ende an einer starken Baumwurzel und warf das andere Ende über den vorhangenden Felsen, von dem sie beynahe bis zum Thalgrunde hinabreichte. Nun stieg er an der Leiter hinab, bis er etwa nur zwey Klafter über dem Thalgrunde frey in der Luft hing, und zwar gerade vor

dem Lager der Löwen. Die Ungethüme stürzten mit entsetzlicher Wuth hervor, aber mit zwey Schüssen waren Männchen und Weibchen hin gestreckt. Truthy sprang nach diesem Siege jubelnd von seiner künstlichen Leiter in den Thalgrund, und holte sich die zwey Jungen aus dem Neste, welche erst ein paar Wochen alt seyn mochten. Diese Beute war ihm noch nicht genug, er zog auch den zwey Alten die Haut ab, und belastete sich mit dieser Bürde." J. M—r.

Die diebische Elster, welche wir in der Rossini'schen **Gazza ladra** eine so intriguante Rolle spielen sehen, und welche ausgemacht seit Erschaffung der Welt an demjenigen Übel leidet, dem so viele tausend Menschen unterworfen sind, nemlich dem unwiderstehlichen Hange, Alles, was blinkt und glänzt, an sich zu raffen, dieser Diebsvogel, sage ich, wird im „**Mémorial**" von **Pas-de-Calais** eines neuen Verbrechens, nemlich der Brandlegung, beschuldigt. Am 26. November d. J. (schreibt man aus St. Omer) raubte eine Elster, die ein dortiger Einwohner zu seinem Vergnügen hielt, vom Herde eine Holzkohle, welche wenigstens zum Theile noch glühte, und flog damit auf einen Schoppen, in dem sich Stroh befand. Hier ließ sie die Kohle, von der sie wahrscheinlich empfindlich versengt wurde, fallen, und hätte nicht eine Magd, die sie beobachtet hatte, schnell die Glut gedämpft, wäre sie unfehlbar in einen lohen Brand ausgebrochen. 28.

Ein eigenthümliches Janusbild. Vor nicht langer Zeit erregte auf den Boulevards in Paris ein hundertjähriger Greis, seine kleine Enkeltochter auf den Schultern tragend, nicht geringes Aufsehen. Er war zu Fuß aus Lille (Ryssel) gekommen, um in Paris einen Mann aufzusuchen, der bisher sein edelmüthiger Wohlthäter gewesen war. Seit zwey Monden blieb diese Unterstützung aus — denn der Wohlthäter war inzwischen mit Tod abgegangen. Nichts desto weniger erhielt der ehrwürdige Greis von den edlen Erben des seltenen Edelmanns **per eminentiam** nicht bloß die Rückstände ausbezahlt, sondern auch die Zusicherung, daß er sich der genossenen Unterstützung noch bis an sein Lebensende zu erfreuen habe, worauf der neue Methusalem mit Freudenthränen in den Augen und unter lauten Segnungen die kleine Enkelinn ohne alle Beyhülfe wieder auf seine Schulter setzte und den Wanderstab nach der entfernten Heimat ergriff. 9.

„**El Heraldo**," eine blühende Madrider Zeitschrift, erschien am Namensfeste der jungen Königinn Isabella in Golddruck und mit den schönsten Emblemen geziert. Dießmal wimmelte das ganze Blatt von lauter artigen Sonetten, welche jedoch viele berühmte Namen vor unser Auge bringen. 28.

Große musikalische Akademie

zum Vortheile des Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg, am **22.** und **23.** December, geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird aufgeführt werden: Haydn's große Cantate:

„Die Jahreszeiten."

Das Nähere wird der Anschlagzettel melden.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

248

Dienstag, den 13. December 1842.

Eine wirkliche Begebenheit in London.

(Schluß.)

Tags darauf blieb der junge Mann aus. Wenigstens verging die Stunde, wo er eine französische Semmel zu holen pflegte, ohne daß er kam. Mit einem Herzen voll Angst und Liebe folgten Mariens Augen dem Weiser an der Ladenuhr, denn der Vater hatte gesagt, sobald Jener in den Laden käme, wolle er eine Erklärung mit ihm haben. Ein Gemisch von Empfindungen durchkreuzte ihre Brust. Jetzt trauerte sie über die getäuschte Hoffnung, dann freute sie sich des Aufschubes. Endlich trat der Vater mit Hut und Stock aus der Schreibstube. Er hatte in der City zu thun, und konnte länger nicht warten. Das Herz sank Marien, als sie ihn in einen Omnibus steigen sah, und ungefähr eine halbe Stunde später ließ sie das Bisquit fallen, das sie Jemand reichen wollte, denn der junge Mann stand in der Straße, nahe am Fenster, die Augen fest auf sie gerichtet. Ihre Pulse flogen bey dem Gedanken, daß er in nächster Minute ihr gegenüberstehen, sie den Klang seiner Stimme hören werde. Doch warum zögerte er? Der Laden war leer. Sah er, was sie bewegte, ahnte er, was ihr Vater gesagt? Sie faßte Muth, und blickte ihn an. Aber seine sorgenvolle Miene und seine eingesunkenen Augen zeigten von tieferem Kummer, als dem eines zwischen Hoffnung und Furcht bangenden Herzens. Auch hatte ihr Blick kaum dem seinigen begegnet, als er, statt in den Laden zu kommen, sich wegwendete, und die Straße hinabeilte. Gleich nachher ging James durch den Laden, den Brotkorb über der Schulter, und obgleich Marie das für eine Zufälligkeit halten mußte, fühlte sie sich doch kalt überrieselt, als sie ihn mit langen Schritten dem Fremden folgen sah.

Die Zeit hatte für Marien Bley. Sie verrichtete, was es im Laden zu thun gab, aber es würde ihr unmöglich gewesen seyn, zu sagen, was sie gethan. Dazu kam, daß das Wetter sich änderte. Der blanke Sonnenschein, der den Morgen vergoldet, barg sich hinter dunkeln Wolken und es fing an zu regnen. Die arme Marie wurde so traurig und niedergeschlagen, daß sie mehr als einmal den Vorsatz faßte, ihren Vater aufzusuchen. Beschied sie sich dann aber, daß das nicht bloß vergeblich seyn würde, sondern sie auch den Laden nicht verlassen könne, rollten die hellen Thränen ihr über die Backen. Endlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kam der Vater. Kaum hatte Marie ihm den nassen Hut aus der Hand genommen, so trat James ein und rief lachend: „Hab mir's immer gedacht, der junge Musje hält sich eine Mamsell!“

Der ehrliche Bäcker war kaum weniger erschrocken, als seine Tochter. Er tadelte sich wegen seiner Voreiligkeit, und überhäufte den Unbekannten mit Vorwürfen. „Junger Bösewicht!“ rief er zornig, „hieher zu kommen, und Elend in mein glückliches Haus zu bringen, und das, nachdem ich so freygebig gegen ihn gewesen, und so viel für ihn thun wollte!“ Als jedoch die erste Hitze verflogen, mußte er sich gestehen, daß, wenn Jemand zu tadeln sey, ihn selbst der härtere Tadel treffe. Der junge Mann hatte ja mit Marien nie von Liebe gesprochen, und was seine Blicke betraf, so war es mindestens möglich, daß sie der künstlerischen Bewunderung ihrer Schönheit gegolten. Jedenfalls, sagte sich der Bäcker, sey es unbillig, Jemand wegen seiner Blicke zu verurtheilen. „Und doch,“ monologisirte er weiter, „hab' ich mein Lebetag nichts gesehen, das mehr wie Liebe aussah. Ich möchte es geradehin unmöglich glauben, daß ich mich geirrt. Eher nehme ich an, daß James im Irrthume ist; er war von jeher ein dummer einfältiger Bursche. Ich will ihn ausfragen, und mich dann weiter erkundigen.“

Mit diesem Entschlusse ging der Bäcker zu seiner Tochter. Er verschwieg, was er vorhatte, und bat sie, auf ihrem Zimmer zu bleiben, indem James den Laden versorgen solle. Marie willigte gern ein, denn schon der Gedanke, einem Fremden unter die Augen zu treten, war ihr fürchterlich. Sie bildete sich ein, Jeder müsse auf ihrem Gesichte die thörichte Hoffnung lesen, die ihr Herz erfüllte, und die sie bitter bereute.

Sobald der Bäcker von seinem Gesellen gehört, daß der Unbekannte in einem gemeinen Logirhause wohne, nahm er den Weg dahin, trat nahebey in eine Schenkstube, und fragte, wer Alles dort logire. Der Wirth, dessen Hauptvergnügen es war, seine Nachbarn zu beobachten, erzählte treulich, was er in dieser Beziehung wußte, und nachdem er jeder Person, die er nannte, mehr oder weniger Scandal angehängt, fuhr er fort: „Ganz oben unterm Dache wohnt ein Schotte mit einer — nun ja, mit der Dame, die Jedermann für das hält, was sie wahrscheinlich ist, obgleich Keiner sie gesehen hat. Sie kam in einem Miethwagen, und war in Tücher und Mäntel und Schleyer so verpackt, daß Niemand wegkriegen konnte, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich. Zu ihrem Frühstücke hat sie allemal Kaffeh und eine französische Semmel, die der junge Mensch selbst nach Hause holt. Beym Frühstück sitzt sie im vordern Zimmer, und inzwischen macht das Stubenmädchen das Bett. Mehr als einmal habe ich dem dummen Dinge gesagt, ich müsse mich doch sehr wundern, daß sie gar nichts erfahren könne. Aber die Sache ist, der Schotte bewahrt seine Charmante wie ein Kettenhund, und so oft auch Susanne versucht hat, Beyde beym Frühstück zu überraschen, — kaum hat sie angeklopft, so wird inwendig aufgeriegelt, der junge Mensch prallt heraus und macht die Thür hinter sich zu. Und wenn er ausgeht, so schließt er die arme Person ein und nimmt den Schlüssel mit. Das muß einen Haken haben. Hinter so viel Geheimnißkrämerey kann nichts Gutes stecken.“

Der Bäcker bezahlte das Glas Porter, das er nur halb getrunken, und ging langsam heim, wohl zwanzigmal die letzten Worte des Schenkwirthes wiederholend: „Hinter so viel Geheimnißkrämerey kann nichts Gutes stecken.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn wie laut auch in seinem Innern eine Stimme zu Gunsten des Schotten sprach, er konnte sich doch nicht bergen, daß der Schein wider ihn sey. In solchen Betrachtungen war er nahe vor seinem Hause, als er eine Scene erblickte, die ihn fast zweifeln machte, ob das sein Haus sey. Ein dichter Menschenknäul schob sich gegen den Eingang; mit Rücken, Fäusten und Ellbogen wurde gedrängt, geschuppt, gestoßen, und während Hunderte schrien und fluchten, riefen Andere nach Polizey. Ein Polizeydiener kam, ein starker, stämmiger Mann, und wie dieser sich Bahn brach, folgte der Bäcker. Was dieser jetzt im Laden erblickte, bedurfte keiner Erklärung. Der Schotte saß auf einem Stuhle, niedergebeugt auf den Ladentisch, die Hände vorm Gesicht. James schwang triumphirend eine französische Semmel, die, wie er behauptete, der Fremde gestohlen und er ihm abgejagt.

Des Bäckers Ankunft verwandelte die Scene. Er sagte dem Polizeydiener, der Vorfall beruhe auf einem Irrthume, bat ihn, den Volkshaufen zu zerstreuen, und ersuchte den jungen, heftig weinenden Mann, ihm in die Schreibstube zu folgen. Dieser that es, und tief ergriffen von der Güte des Bäckers, erzählte er in kurzen Worten seine Geschichte. Seine Mutter, die aus vornehmem schottischen Hause, hatte unter ihrem Stande geheirathet, ihr Gemahl, um den Wechsel der Verhältnisse ihr minder fühlbar zu machen, über sein Einkommen gelebt, und bey seinem Tode ihr wenig mehr hinterlassen, als den einzigen Sohn. Von ihrer Familie verstoßen, und zum Bitten zu stolz, war die Witwe mit ihrem Sohne nach London gegangen, wo er eine Anstellung suchen sollte. Hoffnungen waren erregt und getäuscht, die Mutter krank, der Sohn von der Verzweiflung bitterster Armuth zu einem Schritte getrieben worden, der ohne die Vermittlung des Bäckers ihn fürs Leben gebrandmarkt haben müßte.

Der ehrliche Bäcker schüttelte ihm gerührt die Hand, und drang ihm zur Bestreitung der nöthigsten Bedürfnisse unter dem Titel eines Darlehens eine kleine Geldsumme auf. Aber schon vier Wochen später hatte er seiner Tochter unweit London ein hübsches Landhaus gekauft, und derselbe Tag, der dem jungen Schotten eine Anstellung brachte, war der Vorabend ihrer Verbindung. Wenige Monate nachher legten sie die Mutter in den Sarg, und nachdem der Bäcker einen Enkel aus der Taufe gehoben, schloß auch er die Augen. W. S.

Palimpsest *).

Einem veränderten Freunde.

Sonett.

„Geschrieb'ne Schätze aus vergang'nen Tagen,
Mit denen spät're Zeiten Unbill trieben,
Da ihre Hände drüber Schlechtes schrieben, —"
Du kennst vom Palimpsest die trüben Klagen.

*) Dieser Kunstausdruck bezeichnet, wie bekannt, eine antike Handschrift, welche in späteren Zeiten wieder überschrieben, dadurch entstellt oder ganz unkenntlich gemacht wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dich selber hört' ich oft mit Wehmuth sagen:
„Entstellte Blätter, die wir dennoch lieben!
Ach, wäre hier die alte Schrift geblieben,
Die Worte, die einst unbedeckt hier lagen!"

— Nun magst du meinem Blick und Wort vergeben:
Mir dünkt ein solches Blatt dein eignes Leben,
Wo neue Zeit die alte überdeckt.

Dein einstig Ich, dein altes liebes Wesen,
Kaum kann ich unterm Firniß mehr es lesen,
Der, als ich ihn erblickt, mich leise schreckte.

K. A. Kaltenbrunner.

Die Folgen der allzugroßen Klugheit.

(Bruchstück aus dem Tagebuche eines amerikanischen Touristen.)

Ich hatte eine Vergnügungsreise unternommen, und einen ansehnlichen Theil der Union bereits durchzogen. Statt mich jedoch auf dem Dampfboote nach Neu-Braunschweig einzuschiffen, was meine ursprüngliche Absicht gewesen war, ließ ich mich von Hrn. Slick bereden, ihn nach Horton zu begleiten. (Hier unterbricht mich ein Leser mit der Frage: Wer ist dieser Hr. Slick? — Antwort: Mein Freund und ein Original.) Erwähnter Hr. Slick versicherte mich also, ich würde auf dem Wege dahin die größten Naturschönheiten sehen, deren die Welt sich berühmen könne. Es waren aber keineswegs diese seine Versicherungen, die mich bestimmten ihn zu begleiten, sondern einzig und allein der Wunsch, noch einige Tage in Gesellschaft dieses höchst originellen Mannes zu verleben.

Man denke sich folglich meine freudige Überraschung, als ich fand, daß Hr. Slick statt zu viel, was gewöhnlich sein Fall war, zu wenig versprochen hatte. In der That! eine Scene von so bezaubernder Schönheit zu erblicken, darauf war ich nicht vorbereitet. Ich hatte zu verschiedenen Epochen meines Lebens einen guten Theil Europa's und Amerika's durchwandert, aber ich hatte noch nichts gesehen, das den Umgegenden von Minas, dem See gleichen Namens und dem Berge Denson auch nur nahe gekommen wäre. Ich will es nicht versuchen, diese herrliche Landschaft zu schildern, und halte mich auch keineswegs für jenen zweyten Walter Scott, der allein dieß vermöchte. Ich begnüge mich damit, den Touristen in Amerika einen kleinen Abstecher nach dem Densonberge hiermit anzuempfehlen. „Wer Paris nicht sah, der hat nichts gesehen," sagt ein Sprichwort. Ein Freund der Natur, der unser Festland bereist, und der nicht einige Tage an den Ufern dieses Feensees zubringt, geht unachtsam an einer der größten Zierden der neuen Welt vorüber.

In diesem kleinen Wasserbecken kann die seltene Naturerscheinung einer Ebbe und Flut beobachtet werden, und meines Wissens findet ein solches Phänomen nur noch in einem zweyten See (im kaspischen Meere) Statt. Auch der Naturforscher und der Mineralogist finden hier reichliche Ausbeute. Die Gegend hat überdieß den Reiz der Neuheit für sich. Sie ist so viel wie gar nicht bekannt, da sie von jedem bedeutenden Straßenzuge zu sehr entfernt liegt. Aber wie lange wird dieß währen, in unsern Tagen des Dampfes und des atmosphärischen Druckes? Schon höre ich im Geiste das infernable Pfeifen eines Locomotives diese stillen Thäler und Berge aufschrecken. — Während ich in dieser Weise fortstmulirte, zog Hr. Slick meine Aufmerksamkeit wieder auf die Außenwelt. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sehen Sie einmal hierher!“ rief Hr. Slick plötzlich aus. Ich blickte empor — ein nettes Häuschen stand in einiger Entfernung von uns neben der Straße, von hohen Bäumen malerisch überwachsen.

„Betrachten Sie doch diesen Menschen hier,“ fuhr Hr. Slick fort. „Die Nachbarn kennen ihn unter den Namen Bill Dill Mill. Hier sitzt er unter der Thüre, mit seiner Sonntagsjacke angethan, und faullenzt. Doch nein! Er arbeitet! Bemerken Sie nicht, wie er mit einem Messer Kartoffeln schneidet, und die Schweine damit füttert?“

„Ich sehe eben nichts Außerordentliches an dem Manne,“ entgegnete ich.

„Nichts Außerordentliches? — Freundchen! Er besitzt das Renommée, auf 50 Meilen in der Runde der klügste Mann zu seyn! — Sehen Sie dort auch seine Frau, wie sie auf dem Grase sitzt, von Zeit zu Zeit den Mund aufsperrt, und ihren traurigen Mann betrachtet? — Ist sie nicht ein himmlisches Wesen? Jeder Zoll eine Grazie? Blicken Sie doch hin! — Ein schöner, kräftiger Schlag Menschen hier zu Lande! Wahrhaftig, diese kleine Provinz übertrifft ganz Amerika, was den Artikel Mädchen anbelangt. Ich habe schon verzweifelt hübsche Exemplare hier gesehen! — Aber trotz der Schönheit seiner Frau ist Bill Dill Mill ein unglücklicher Mann! In diesen Wäldern leben zu müssen — ohne Beschäftigung für den Geist — und mit einem Weibe, die nichts zu thun und weniger noch zu sagen hat — welche Situation für einen Mann wie Bill Dill Mill! Er kann unmöglich den ganzen Tag tändeln mit seiner Frau. Wer zum Henker möchte sein Daseyn fristen bloß mit Zuckerkand? Ich wäre es nicht im Stande. Honig zum Exempel esse ich sehr gerne, aber nur von Zeit zu Zeit. Essig ist lange nicht so ekelhaft; er reizt wenigstens.“ —

„Warum arbeitet dieser Mann nicht, wenn er sich langweilt?“ unterbrach ich die Rhapsodien des Hrn. Slick.

„Sie könnten mich eben so gut fragen, warum ich nicht Präsident bin. — Er kann nicht arbeiten, Freundchen; er ist zu klug!“

„Zu klug? das verstehe ich nicht!“

„Hierin liegt eben der Spaß. Bill Dill Mill hat sich überzeugt, daß er füe die Welt zu klug sey; das ärgert ihn, und er wird sich darüber noch zu Tode grämen. Seit jener unglücklichen Entdeckung magert er zusehends ab, so daß ich fürchte, er wird bald gar keinen Schatten mehr werfen. Er ist ein Kerlchen, von dem die Leute sagen, er sey beynahe um die Hälfte zu klug. Aber das macht der Zeitgeist. Mächtig schreiten — ich möchte beynahe sagen — laufen die Zeiten vorwärts, und das Nemliche thun auch wir Menschen!“

(Der Schluß folgt.)

Henri Vieuxtemps.

Beynahe von Stufe zu Stufe sind wir seiner Entwicklung gefolgt. Da er Knabe noch, haben wir seine vorauseilende Virtuosität bewundert; dem Jünglinge nah, uns an seinem kühnern Fluge erfreut; jetzt erst, nach einem Zwischenraume von 5 Jahren, da er männlicher gereift, und eben im Schwerpuncte aller seiner künstlerischen Mittel, sind wir in der Lage, den Vollgehalt seiner errungenen Künstlerschaft mit sicherem Maße zu messen. Wir thun es gewissenhaft und sonder Rückhalt.

Vieuxtemps darf unstreitig den ersten Violinvirtuosen des Tages beygezählt werden. Ohne all die verschiedenartigen mechanischen Schwierigkeiten dieses Instrumentes hier nahmhaft zu machen, erhöht noch durch die blendenden Acquisitionen unserer so bravourgesegneten Zeit, sey bloß erwähnt, daß er sie nicht nur tadellos zu überwinden verstehe, sondern auch bemüht ist, ihre Summe durch eigene, interessante Combinationen zu vergrößern — worunter ich jedoch weder die gehäuften chromatischen Claviergänge, die stets etwas Winselndes an sich haben, noch die den Unkundigen verblüffenden Ewigkeitstriller gezählt wissen will. Vieuxtemps ist aus der Schule Beriot's hervorgegangen, und alle Welt weiß, welche Mannigfaltig-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit des Bogens, welche Reinheit und Tonschmelz, welche Lieblichkeit, Eleganz und Rundung das Spiel dieses Ephoren der belgischen Violinvirtuosen bezeichnen, dieses großen Detailspielers, dessen ganze siegende Gewalt im Zauberworte „Gefallen“ enthalten liegt. So Vieurtemps, der den Tendenzen dieser Lehre treu geblieben, dergestalt zwar, daß nur kurzes Anhören den Aufmerksamen überzeugt, es habe weder Temperament, Eigenthümlichkeit noch höher strebende Kunstanschauung irgend eine besondere Abweichung von derselben bey ihm bewirkt. Wo es darauf ankommt, durch regelrechte, liebliche und geschmackvolle Darstellung den Sinnen zu schmeicheln, die Aufmerksamkeit durch allerliebste Details, durch pikante Mignon-Überraschungen zu fesseln, da wird denn auch solch ein Spiel, ganz übereinstimmend mit dem angenehm singenden Ton, Vergnügen erwecken, ja die bedeutend entwickelte Spielfertigkeit auch stellenweise Bewunderung anregen. Man setzt sich gleichsam in einer schönen mondhellen Nacht mit dem Künstler in einen Kahn, und überläßt sich halb träumend dem schaukelnden Flutenspiele, gar lieblich umkost von holden Abendlüftchen, nur selten von einer etwas höher gehenden Welle gestört. Es ist nichts als billig, daß dieses kleine, doch reizende Genre der Kunst, in welchem uns Poesie und Malerey so gar liebe Werke geboten haben, auch in der musikalischen Virtuosität repräsentirt werde, und ist Beriot gleich der vollendetste Meister desselben, so wird man nur gerecht seyn, einem so trefflichen Meisterschüler als Vieurtemps den nächsten Ehrenplatz dießfalls anzuweisen.

Manche pomphafte Zuthat dünkt mir übrigens der Natur dieses Vortrages wenig angemessen. Riesig einherschreitende, herausfordernde Ritornelle, welchen die niedliche Sängerinn nicht imponirend genug antworten kann. Ein ermüdend langes, verhängnißvolles Schweigen vor jedem Einsatze des Solo, ein symbolisches „Merkt auf!“ als sollten die unerhörtesten Weltwunder darauf folgen u. A. m.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit eines Vorzuges erwähnen, der die Schätzung Vieurtemps um ein Bedeutendes erhöht. Nicht eben häufig schmückt den jungen Künstler der Doppelkranz der Virtuosität und der Composition zugleich. Die Musen bleiben nun einmal Frauen, sogar wenn sie im Olymp wohnen; verschwenderisch — haushälterisch — nach Laune. Vieurtemps hat aber das Glück ihr Günstling zu seyn, gleichwie auch Göttinn Fama ihn protegirt. Er bewährte schon früh ein schönes Compositionstalent. Sein höchst beyfällig vorgetragenes, neuestes E-dur Concert gleicht einer üppigen, romantischen Landschaft, deren Mittelpunct eine reizend sprudelnde Cascade bildet. So seine schön getragene Principalstimme, um die bald dienend, bald dominirend das stets bewegte Orchester einherflutet. Nur dem ersten Satze wäre bey seiner frischen Eigenthümlichkeit mehr Einheit und Gedrungenheit zu wünschen. Auf die uns zum Schlusse vorgeführte: »Sentimentale“ wird der begabte Künstler hoffentlich selbst eben so wenig Werth legen, als wir. Es ist eine gewöhnliche Opernkokette, deren blasirte Empfindsamkeit ganz und gar nicht erobernder Natur ist. —

Haben wir nun den reichen Talenten Vieurtemps' alle ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir offen bekennen, daß er den großen Erwartungen, welche seine ehemaligen Wunderknaben-Leistungen und sein jetziger Ruf anregten, nicht ganz und völlig entsprochen hat. Was ist aber auch im Grunde ein Wunderkind, selbst wenn es noch so verrückt macht, ein Ruf, wenn er noch so hausbackig durch die Lande schmettert? Wunderkinder sind fast allemal fantastische Morgengewölke; je höher die Lebenssonne heraufsteigt, desto bläßer wird ihr Purpurglanz. Und der Ruf? Je nun der Ruf ist ein stark girirter Wechselbrief, den eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stadt für Baares annimmt, die andere wieder nicht. In unsern Tagen aber, meine ich, wo mehr denn je die Virtuosität stolz ihr Haupt erhebt, darf, soll man sogar die Forderungen an sie schärfen. Sie, die so häufig mit gefüllten Taschen, prunkenden Ordensbändern, glänzenden Titeln und dem **Passe partout** der Berühmtheit fast herablassend auf die zurückgedrängte Schaar der timiden Musiker schauet, die sich bloß mit dem armseligen — Schaffen befassen, dafür aber auch mit dem „Poeten“ Schiller's bloß auf olympische Tafelfreuden angewiesen sind! In unsern Tagen, meine ich, wo selbst Industrie und Geist stets auf einem Blatte stehen, werden wir doch wohl auch von der praktischen Kunstproduction Durchgeistigung fordern dürfen? Jetzt, wo mit Recht an den Pfeilern des bloß Formellen in der Tonkunst mächtig gerüttelt wird, müssen Geist und Seele die kolossalen Aufgipfelungen der Technik durchdrungen haben, sollen sie nicht als leblose Massen in ihr ursprüngliches Nichts zerfallen. Mannigfaltigkeit herrsche in der Darstellung; Reichthum sey mit Einfachheit, Größe mit Zartheit, Kraft mit Schmelz gepaart. Ohne gerade in jene hiperromantische Verzückung zu verfallen, die den Himmel mitsamt seiner dichten Sternenwelt mitten durchzumusiciren wähnt, sey der höhere Virtuose von schönen poetischen Ideen beseelt, die ihre Himmelsfunken in die Brust der Zuhörer werfen, das magische Band knüpfend zwischen Beyden. Ein edler Enthusiasmus schwelle ihm den Busen, den ganzen Kreis des Schönen der Tonwelt einzuverleiben, die in sein kleines Instrument gebannt ist. Der Natur lausche er ihre Zephyre ab, ihr Bachesmurmeln, ihr Blätterrauschen; aber auch ihre Orkane, ihr aufgepeitschtes Wogengebrause. Der Menschenbrust leise Gebethe male er, ihre stillen Seufzer, ihre Schwermuthstöne; aber auch ihr süßes Liebeslied, ihre Leidenschaftskämpfe, ihren Freudejubel. Alles gehört dem großen Bilderschatze des Künstlers, wenn er nur will. Allein sein Gemüth muß reizbar, empfänglich seyn, soll die Sonne des Seelen- und Außenlebens die bildenden Strahlen darauf fallen lassen. Wahrhaft, große Virtuosen, denen es nicht bloß um parfümirte Musik, um süß zunickendes „Gefallen“ zu thun war, deren Herz für das Große, Schöne, Kräftige feurig schlug, haben uns dieß nur zu deutlich bewiesen. —

Ich frage aber, was ist von allem dem der Antheil Vieuxtemps? Besitzt er gefühlsglühende Mannigfaltigkeit, poetische Subjectivität, wallende Begeisterung? Sucht sein Spiel den Weg zum Innern? Rührt, erhebt, ergreift es? Etwas weniger noch: ist der Ton quellend, die Phrase rethorisch vollendet, der Rhythmus beschwingt, die Bravour sprühend genug? Wohlgemerkt, ich frage eben bey Vieuxtemps so, von dem man ja Außerordentliches erwartete, und antworte darauf mit wahrem Bedauern — „Nein.“ Sein Spiel ist kalt, kleinlich nuancirt, und schwunglos bis zum Lethargischen fast. Man möchte dem zweyundzwanzigjährigen Jüngling, der im Zenith seiner Kunst, im Frühsommer seines Lebens stehend, mit flammendem Bogen spielen sollte, etwas von den Prometheusgluten des ehrwürdigen Künstlergreises Kaufmann mittheilen, dessen Tonmaschinen verhältnißmäßig raschere Lebenspulse entwickeln. Mit der Weichheit, Zartheit und Lieblichkeit allein, obwohl sie allerdings wesentliche Eigenschaften des vollendet Schönen sind, ist es bey uns nicht abgethan. Wir fühlen lebhaft, südlich; unsere Phantasie, unser Gemüth will beschäftigt seyn und das Äußere soll nicht jubeln, wenn das Innere leer ausgeht. Auch wissen wir die Bedingungen des großen Concertspieles, wo Massen bewegt seyn wollen, von jenen des Salonspieles wohl zu unterscheiden, fordern daher im ersten Falle von der Violine, die ihrem Ursprunge nach mehr als irgend ein anderes Instrument „Italienerinn“ ist, großartiges Gesanges- und Gefühlsleben in gleichem Grade.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schließlich räume ich sehr gerne ein, daß die ganze Spielweise Vieuxtemps, mit allen ihren unläugbaren reellen Vorzügen und Mängeln, mit ihrer lieblichen Grandesse und ihrem noblen Phlegma in kleineren Räumen an Größe des Eindruckes in dem Grade gewinnen mag, als sie in größeren daran verliert. Die Devise aber dieses Styles, des Beriot'schen überhaupt, die französische Kunstregel:

„La douceur et la grace sont des moyens, qu'il faut habituellement employer pour emouvoir et persuader"

behagt mir weder hier noch dort. Sie paßt weit besser zum Wahlspruche eines liebeerfahrenen girrenden Ritters. Ein Virtuose aber ist kein Seladon und ein Publicum keine Schöne.

Carl Kunt.

Notizenblatt.

Goethe's Haus in Weimar soll allerdings von Seite des deutschen Bundes angekauft und fortan als ein Nationaldenkmal beachtet werden, wie wir bereits in mehreren Zeitblättern gelesen haben. Es soll aber völlig grundlos seyn, daß die Angehörigen und Erben des großen Deutschen den Kaufschilling auf die namhafte Summe von 350,000 Thaler gesetzt; wie wir wenigstens vernehmen, soll diese mäklerische Frage noch gar nicht gestellt worden seyn, und überdieß bleibe es den Erben und Verwandten des Dichterfürsten auch nach geschehenem Verkaufe frey gestellt, dieses denkwürdige Haus wie bisher zu bewohnen, indem man daran keine wesentliche Veränderung vornehmen werde. 9.

Eine neue Rafflesia. Die in der Botanik so hochbekannte Riesenblume **Rafflesia Arnoldi**, welche an sich eine Schmarotzerpflanze ist, wurde bisher (seit 1818) nur auf Java und Sumatra, und am größten und schönsten unter dem Aquator gefunden, wo sie einen Durchmesser von beynahe 3 Fuß und ein Gewicht von 15 Pfund erreichen soll. Nun wird uns aber durch die **Annals and Magazine of Natural history**, July 1842, berichtet, daß man auch auf der Insel Manilla, die größte des Luçonarchipels, eine ganz neue Species der **Rafflesia** gefunden habe, welche zwar nur 2½ Fuß Knospendurchmesser hat, aber mit der malayischen um den Preis der Schönheit streitet, und jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung für Blumisten ist. 28.

Hr. Whitfield, der brittische Botaniker, ist schon fünfundzwanzig Jahre lang auf der Wanderschaft begriffen, und hat sonach alle Zonen und fast alle Winkel der Erde durchpilgert. Die Resultate seiner gelehrten Forschungen sollen für die Wissenschaft überaus erheblich seyn, da er nicht bloß Botaniker, sondern auch Zoolog und Geolog — überhaupt Physiker war. In den letzten paar Jahren reisete er au Ersuchen und Kosten des edlen Grafen von Derby, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Naturhistoriker ist, vortreffliche Sammlungen hat, und auch eine reiche Menagerie unterhält. Kürzlich ist Dr. Whitfield aus Afrika nach England zurückgekehrt, und die Pflanzen und Thiere, welche er dießmal wieder mitgebracht, sollen einen beträchtlichen Zuwachs zu den Schätzen seines Mäcens machen. 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

249

Donnerstag, den 15. December 1842.

Ozias Hala.

Eine wahre Geschichte; einer Originalquelle entnommen.

In den ersten Tagen des Monats May 1606 verließ Baron de Solignac, französischer Gesandter an der ottomanischen Pforte, plötzlich Paris, um sich mit größtmöglicher Eile nach dem Orte seiner Bestimmung zu verfügen. Sein Weg führte ihn durch Venedig, welches damals der gewöhnliche Sammelplatz derjenigen war, welche die Frömmigkeit oder der Handel nach dem Oriente zog. Hier machte er die Bekanntschaft eines Deutschen, der sich Ozias Hala nennen ließ, und der nach seiner Angabe aus einem Städtchen Oberösterreichs gebürtig war. Der Gesandte nahm keinen Anstand, diesen Mann in seine Suite aufzunehmen, und verschaffte ihm auf diese Weise die Gelegenheit den Orient und namentlich die türkische Hauptstadt zu besuchen, welches schon lange sein sehnlichster Wunsch gewesen war.

Ozias Hala (seinen eigentlichen Namen hat man nicht erfahren) war ein Mann von einer Herkulesstatur und unbeugsamen Muthe. Der Wunsch die Welt zu sehen, und eine gewisse Unruhe hatten ihn aus der Stadt seiner Väter und von einem Lande nach dem andern getrieben. Er besaß eine starke Dosis jener Excentricität, welche französische und englische Schriftsteller dem deutschen Charakter im Allgemeinen zugeschrieben haben; aber sein Gemüth war so einfältig und harmlos wie das eines Kindes. Er hatte in seiner Jugend wenig Unterricht genossen, und es mangelten ihm sogar jene zerstreuten Kenntnisse, welche sich gewisse Geister untergeordneten Ranges durch den Umgang mit Andern eigen machen. Als einen Ersatz dafür hatte ihm die Natur jedoch einen Scharfsinn und einen Mutterwitz verliehen, welche mit der ungebildeten Einfachheit seines Geistes einen sonderbaren Contrast bildeten.

Sobald die Gesandtschaft in Constantinopel angelangt war, schickte sich Ozias Hala an, seinen langgenährten Wunsch, die Hauptmerkwürdigkeiten jener Stadt zu besehen, in Ausführung zu bringen. Alle seine Freystunden wurden zu diesem Zwecke verwendet. Er begann seine Besuche mit dem Arsenal, welches sowohl durch seine Lage, da es an das Hotel des Gesandten angebaut war, als auch durch seine Wichtigkeit, seine Aufmerksamkeit am meisten angeregt hatte. Er konnte die Martern, welche die unseligen Bewohner jenes trau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rigen Ortes zu erdulden hatten, nicht mit ansehen, ohne vom tiefen Mitleid und Schauder ergriffen zu werden. Aber ein Umstand, den er nicht voraussah, erweckte in Hala's Busen ein mehr als gewöhnliches Mitgefühl. Als er nemlich durch einen der innern Gänge schritt, kam er plötzlich zu einer Gruppe von Sclaven, welche sich in deutscher Sprache mit einander unterhielten. Er näherte sich ihnen, und fand, daß sie nicht nur seine Landsleute, sondern daß sie sogar aus seinem Geburtsstädtchen seyen.

Für einen Mann von Hala's Charakter war dieser letzte Umstand ein besonders wichtiger und entscheidender. Er flößte ihm sogar den Gedanken ein, für ihre Befreyung thätig zu seyn, und dieser Gedanke wurde zur fixen Idee, sobald er ihre traurige Geschichte vernommen hatte. Sie waren in dem letzten Kriege gefangen genommen und zu den übrigen Sclaven des Sultans in das Arsenal gesperrt worden. Zwey Jahre hatten sie hier schon zugebracht, während welcher Zeit der harte Boden ihr Lager, Wasser und schlechtes Brot ihre Nahrung gewesen war. Indeß hätten sie ihr Unglück noch leichter getragen, aber sie waren Gatten und Väter, und das Andenken ihrer Familien vermehrte noch, wie natürlich, ihren Kummer und ihre Qual. Hala vergoß einen Strom von Thränen, während sie sprachen; er sammelte sich jedoch wieder, und bat sie, nicht zu verzweifeln, indem ihre Leiden vielleicht bald ein Ende nehmen würden.

Als er nach Hause gekommen war, stellte er Betrachtungen an, auf welche Weise er sein Vorhaben am besten ausführen könne. Sein erster Gedanke war, den Einfluß des Gesandten in Anspruch zu nehmen; politische Ursachen erlaubten es jedoch diesem nicht, sich in dergleichen Angelegenheiten zu mengen. Als sich Hala in dieser Hinsicht getäuscht sah, versuchte er eine andere Gattung von Einfluß, nemlich den der Aspers und Sequinnen, da er vernommen hatte, daß dieß die einzigen Flügel wären, auf welchen die Bitten eines Christen das Ohr eines Türken erreichen könnten. Seine bescheidenen Hülfsquellen waren indessen bald erschöpft, und nachdem er einige Agas und Janitscharen bestochen hatte, denen es jedoch an Macht oder an Willen fehlte, ihm behülflich zu seyn, fand er, daß sein ganzer Geldvorrath aufgezehrt sey. Da er demnach seine Brüder auf rechtmäßigem Wege nicht befreyen konnte, so entschloß er sich, List und Gewalt aufzubieten, und sich durch nichts von der Ausführung seines Vorhabens abbringen zu lassen. Nach einigem Nachdenken ersann er folgenden Plan, den er auch ohne Verzug ins Werk setzte.

Es besteht in der Türkey der Gebrauch, daß die Sclaven in Begleitung eines Wächters nicht nur in die Stadt, sondern auch in die Häuser der Bekannten kommen dürfen, wenn sie deren haben. Bey solchen Gelegenheiten bekommt der Wächter für seine Mühe ein Geschenk, welches je nach der Weite des Weges kleiner oder größer ist. Ozias Hala benützte diese Erlaubniß und lud den Wächter ein, ihn mit seinen Landsleuten im Hotel der französischen Gesandtschaft zu besuchen; und nachdem er den Türken daselbst ein splendides Diner vorgesetzt und ein ansehnliches Geldgeschenk gemacht hatte, entließ er ihn mit dem Versprechen, ihn das nächste Mal noch freygebiger zu tractiren, wenn er sich mit seinen Sclaven an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde wieder einfinden würde.

Hala wählte zu diesem Endzwecke einen Tag, an welchem er wußte, daß keine Gesellschaft bey dem Gesandten seyn würde. Die Richtung, welche er den Wächtern einzuschlagen befahl, ging durch lauter kleine Gäßchen und wenig

besuchte Straßen, und führte zu einer kleinen Thür an der Rückseite des Hotels, welche nur wenigen der Bewohner desselben bekannt war. Der Wächter verließ demnach mit seinen vier Sclaven das Arsenal und erreichte das erwähnte Pförtchen, ohne daß ihn Jemand bemerkte.

Der Deutsche führte seine Gäste auf sein Zimmer und setzte ihnen einen Überfluß von guten Speisen nebst den herrlichsten Weinsorten vor. Den Türken hätte das Bewußtseyn seiner Würde, und ohne Zweifel auch sein religiöses Gefühl verhindert, in Gegenwart eines Rechtgläubigen von den vorgesetzten Weinen zu kosten; da er sich aber von lauter gemeinen Franken umgeben sah, die unmöglich ein Ärgerniß nehmen konnten, so gab er sich dermaßen dem Trunke hin, daß er sich bald auf seinen gekreuzten Beinen nicht mehr erhalten konnte und hinter den Tisch fiel. Dieses war der Augenblick, den Hala mit Ungeduld abgewartet hatte. Er sprang von seinem Sitze empor, setzte dem Türken das Knie auf die Brust und packte ihn mit beyden Händen am Halse. Der Moslem sperrte die Augen auf, machte eine convulsivische Bewegung, und blieb als ein schwarzer entstellter Leichnam am Boden liegen.

Die Sclaven waren den ersten Augenblick nicht wenig erstaunt über diese verzweifelte That; ihr Erstaunen verwandelte sich aber in unaussprechliches Entzücken, als sie von Hala's Lippen die Versicherung erhielten, daß sie frey wären. Sie warfen sich zu seinen Füßen, umfaßten seine Knie und stammelten ihren heißen Dank, als plötzlich an die Thür des Zimmers gepocht ward. Hala befahl ihnen sich in seinem Cabinete zu verbergen, und den todten Wächter mit sich zu nehmen, während er selbst mit der größten Fassung und Ruhe nach der Thüre ging, um den ungelegenen Besuch zu empfangen. Es war ein Bedienter, welcher ihm meldete, daß der Gesandte so eben nach Hause gekommen sey und mit ihm zu sprechen wünsche. Mit klopfendem Herzen verfügte sich Hala in das Cabinet seines Herrn, aber wer beschreibt seine Gefühle, als der Gesandte ihm beym Eintreten ein Schreiben des Großveziers überreichte, welcher auf die kräftige Fürsprache des französischen und österreichischen Gesandten den vier deutschen Sclaven die Freyheit gegeben hatte!

In tiefer Betrübniß kehrte Ozias Hala nach seinem Gemache zurück. Er fühlte, daß er durch seine voreilige That nicht nur das Blut eines Nebenmenschen nutzlos vergossen, sondern daß er auch diejenigen, welche dadurch gerettet werden sollten, in eine unnöthige Gefahr gebracht habe. Es war jedoch keine Zeit zu langen Reflexionen. Sobald die Lichter im Hotel ausgelöscht und die Domestiken zur Ruhe gegangen waren, nahm er den Leichnam, und trug ihn, gekleidet wie er war, mit Hülfe der Sclaven in den Garten, wo er ihn in eine alte, theilweise mit Steinen und Gebüsch bedeckte Cisterne warf, welche er vor einigen Tagen zufälligerweise entdeckt hatte. Als dieß geschehen war, vertheilte er den Inhalt seiner Börse unter seine Landsleute, und indem er nach Westen zeigte, beschwor er sie, mit der größtmöglichen Hast in dieser Richtung fortzueilen, bis sie den türkischen Boden hinter sich haben würden. Die Sclaven küßten und drückten seine Hände, und nach tausend Versicherungen ihrer ewigen Dankbarkeit traten sie durch das früher erwähnte kleine Pförtchen auf die Straße, wo sie im Dunkel der Nacht alsogleich verschwanden.

(Der Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Folgen der allzugroßen Klugheit.

(Schluß.)

Unsere Annäherung, wie mein scharfsinniger Reisegefährte vorausgesehen hatte, jagte die liebliche Braut der Wälder in die Flucht. Mit behenden Sprüngen eilte sie in das Haus. Der Mann vor der Thüre packte stillschweigend seine Siebensachen zusammen. Man sah, daß er sich schämte, bey einer so albernen Beschäftigung überrascht worden zu seyn. Verlegen erwiederte er den Gruß des Hrn. Slick, und folgte dann seiner Frau in die Hütte.

„Das sind die traurigen Folgen der allzugroßen Klugheit," hub mein Gefährte wieder an, „oder des Mangels an Klugheit, was ein und dasselbe ist. Dieser Bill Dill Mill war ein Krämer zu Horton, und da er, wie gesagt, eine ungewöhnliche Dosis an Mutterwitz besitzt, so gewann er sowohl beym Ein- als beym Verkaufe. Da jedoch die Leute nicht gesonnen waren, beständig an ihn ihr Geld zu verlieren, so wollten sie am Ende nichts mehr von ihm wissen. Er beklagt sich nun, er sey ein ruinirter Mann, weil er ein allzu kluger Mann gewesen sey. Als er noch in der Stadt lebte, besuchte ich ihn eines Tages. „Lieber Freund!" rief er aus, „rathet mir doch, was ich beginnen soll! Mein Schicksal ist sonderbar! Die Leute haben eine so übertrieben hohe Meinung von meinem Verstande, daß ich durchaus kein Geschäft mehr abschließen kann. Es geht mir wie jenem Schachspieler zu Neu-York, mit dem Niemand mehr spielen wollte, da man im vorhinein darauf rechnen konnte, die Parthie zu verlieren. Will ich bey einer Auction irgend etwas erstehen, so heißt es gleich: „Bill Dill Mill bietet so und so viel; dabey ist zu profitiren!" und nun wird der Preis um die Wette hinaufgetrieben. Ich kann keinen Lastträger um den gewöhnlichen Lohn bekommen, und als ich mich verliebte, mußte ich nur schnell über Hals und Kopf heirathen — denn kaum war es bekannt, daß ich ein Mädchen hätte, so waren auch schon zwanzig Freyer hinter ihr drein. Ich habe einstens eine Fabel gelesen von einem Manne, in dessen Händen Alles zu Gold ward, was er berührte. So geht es auch mir; und ich darf ein Ding nur berühren, so steigt es um fünfzig Procent im Preise. — Verdammt! Hätte man ausgesprengt, ich sey ein Esel — nicht das Mindeste hätte ich mir daraus gemacht! Des T— wöchte ich werden über meine große Klugheit! Bevor dieses Malheur über mich kam, gingen meine Geschäfte ganz gut! Nun aber werde ich bald eine Tafel mit den drey Buchstaben **G. N. T.** über mein Hausthor nageln müssen." — „Was zum Henker bedeuten diese drey Buchstaben?" frage ich ihn. — „Gegangen nach Texas," antwortet er. „Was bleibt mir auch sonst übrig? Ich vergehe hier vor Ärger; das Tageslicht ist mir verhaßt!" — „Ach!" rufe ich aus, „das habe ich Neuvermählte oft sagen hören. Aber ich sehe, wo Euch der Schuh drückt. Ihr braucht Beschäftigung. Müßiggang ist die wahre Quelle aller Seelenkrankheiten. Versucht Euch im Politischen. Es ist ein weites Feld, und manches gibt es noch zu verjagen darin." — „Ach nein," sagt er kopfschüttelnd, „das ist ein trauriges Geschäft, wobey nichts gewonnen wird als Feindschaften. Das ist nichts für mich!" — „Gut, so versucht es mit der Rechtsgelehrsamkeit. Werdet ein herumziehender Advocat." — „Hm," sagte er, „ich habe schon daran gedacht, und die Speculation wäre so übel nicht. Herumwandern, gut essen und trinken ist kein unangenehmer Prospect. Aber ich bin kein Redner, und in meinen Jahren erst zu studieren — ach nein, das geht auch nicht." — „Nun das ist doch fatal," sage ich. „Das wären gerade zwey Carrieren, wobey Eure Klugheit Euch die vortrefflichsten Dienste leisten müßte, statt Euch zu geniren! Aber ich fange an zu begreifen, daß es pure Verleumdung ist, Euch einen Pfiffikus zu nennen." — „Was meint Ihr, Nachbar?" frägt er mit spitzem Tone. „Nichts," sage ich trocken, „als was ich eben meinte. Aber hört! Kauft Euch einen Pflug, und ein Spinnrad für Euer Weib! Arbeitet! Lebt von Euren Händen und nicht von Eurer großen Klugheit, und der Tag wird Euch statt zu lang, zu kurz werden." Mit diesen Worten verließ ich ihn. Und ich versichere Sie, wäre dieser Mensch wirklich klug, so wäre er nie in den Ruf eines Klugen gekommen; denn darin besteht ja eben die

wahre Pfiffigkeit, daß die Leute unsere Pfiffe nicht merken. Bill Dill Mill ein Pfiffikus? — Ein Dummkopf ist er!"

Lemberger Briefe.

Lemberg, im November 1842.

Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe als Gerücht berichtete, hat sich als erwünschte Wahrheit erwiesen. Dem in der Theaterwelt wohl- und rühmlich bekannten Hrn. Pellet, der jetzt die Linzerbühne leitet, hat der endlich zur Einsicht gekommene Eigenthümer unserer Bühne die technische und ökonomische Direction derselben mit gänzlicher Vollmacht übergeben. Die Letztere bot auch das einzige Mittel, wenn das hiesige Theater auf die Dauer befriedigen und die einzelnen Kräfte — und wir haben deren tüchtige — zu einem harmonirenden Ganzen vereinigt werden sollten. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Unternehmer schon früher, als er dem Theatersecretär, Hrn. Friederich Löwe, provisorisch die technische Leitung der Bühnenangelegenheiten übertrug, demselben nicht überall die Hände gebunden, und seine Anordnungen contremandirt hätte. Daher, und weil man sah, daß der Unternehmer mit Hrn. Löwe's scheinbarer Ernennung zum technischen Director sich nur die Vorwürfe und Klagen der Gesellschaft und des Publicums vom Leibe halten, daß er sich desselben bloß als Schild und Sündenblock bedienen wollte, konnte dieser, trotz dem besten Willen, der redlichsten Gesinnung und einer von Kindesbeinen an erworbenen Coulissenerfahrung nicht nur nicht den Forderungen des Publicums genügen, sondern mußte auch noch in dem wässerigen Witze eines obscuren Journals schwimmen lernen, obwohl dessen Redacteur so gut wie irgend Jemand in Lemberg wußte, wo, wenn Mißgriffe geschahen, die Schuld zu suchen sey. Da nun durch das **plein pouvoir**, welches Hrn. Pellet zugestanden wurde, die Haupturſache des Übels gehoben ist, so dürfen wir hoffen, daß derselbe den Ruf eines kenntnißreichen, umsichtigen, eifrigen Bühnenleiters, den er sich in Grätz und Linz erworben, zu erhalten und zu vermehren trachten werde. Ich freue mich im Voraus, die Anerkennung, die er sich bey unserem Publicum verdienen wird, in diesen Blättern seinerzeit verkündigen zu können. Vielleicht auch werden durch diese Theaterreform die Mitglieder, welche bereits gekündigt hatten, und zur Elite der Gesellschaft gehören, bewogen, wieder zu bleiben.

Mit dem besten Wunsche für die Zukunft wende ich mich für heute vom Theater, um eine kurze Andeutung über den Zustand der bildenden Künste hierlands zu geben. Fangen wir bey der Malerey an, so dürfen wir, wie überhaupt, nur einen bescheidenen Maßstab anlegen; aber selbst da begegnen wir fast nur einem Namen, der in Betracht kommt, nemlich jenem des Hrn. Reichan, dessen wirklicher Kunstberuf unbestritten ist. Nur schade, daß er hauptsächlich auf Porträts und in trauriger Folge auf große Nachgiebigkeit gegen das porträtlustige, das Glatte, Lackirte liebende Publicum angewiesen ist. Vortreffliche Studienköpfe in seinem Atelier beweisen, welchen Flug der Künstler nehmen könnte, wenn er diejenige lebendige Aufmunterung fände, die dem Künstler so förderlich ist. Ein Pensionär des Ossolinski'schen Nationalinstitutes, Tiemsewicz glaube ich, schickt von Zeit zu Zeit aus Wien Proben ein, die von hoher Kunstbegabung zeugen und seine Mäcene bewogen haben, ihn nach Rom reisen zu lassen, was bey tüchtiger Vorbereitung und bescheidenem Sinne sehr ersprießlich, sonst aber nur schädlich und lähmend ist, wie ein unlängst von Rom hieher zurückgekehrter Kunstjünger deutlich bewies.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Bildhauerey, die schon in der Residenz genug Mühe hat, zu würdigen Productionen zu gelangen, wird hier nur von Steinmetzen geübt, und hätten wir nicht ein Grabbasrelief von Thorwaldsen, einige armlose Gypsmodelle antiker Statuen und eine hübsche Statuettengruppe im Nationalinstitut, so könnte der Jugend der praktische Begriff der Sculptur gar nicht beygebracht werden.

Über Architektur in meinem nächsten Briefe, da der Stoff zu gehäuft ist, und zu wichtig, um in wenigen Zeilen angedeutet zu werden. M. E.

Die Galibi.

Das gediegene „**Echo du monde savant**" enthielt kürzlich einen sehr interessanten Aufsatz über die Galibi-Indianer im französischen Guyana, aus dem wir Einiges entlehnen. Die Galibi sind unstreitig Überreste der wilden Caraiben, die sich einst auch über die westindischen Inseln ausgebreitet haben, und jetzt noch in vielfacher Hinsicht ein so eigenthümliches Volk sind, daß sie sich von allen amerikanischen Stammfamilien unterscheiden. Da, wo europäische Civilisation noch sehr wenig, oder keinen Einfluß genommen hat, sind sie wie ihre Väter im rohesten Naturstande, aber darum nicht arm und unglücklich, weil sie ungemein wenige Bedürfnisse und an ihrem überaus üppigen Boden eine Amme haben, die ihre Kinder trefflich nährt. Sie brauchen eigentlich, wenn sie hungrig sind, nur die Hand nach dieser oder jener Frucht auszustrecken; denn was der Magen verlangt, liegt überall nahe, nur ist das Nützliche mit dem Schädlichen und das Schöne mit dem Gräßlichen nirgendwo so nahe zusammen gerückt, als in dieser heißen Zone. Die Galibi verschmähen jeden europäischen Leckerbissen für eine Kröte — oder eine große Sackspinne, deren Leib die Größe eines Kindskopfes hat; aber neben der schönen würzigen Blume wuchert ein Giftkraut, neben dem Fruchtbaume ein giftiger Strauch, und unter jedem oder auf jedem lauert eine Anakonda oder eine schwarze Vyper. Hier wird auch das schärfste **Urari** bereitet, jenes entsetzliche Gift nemlich, womit diese Wilden ihre Pfeilspitzen bestreichen, welche auch noch tödtlich seyn sollen, wenn man sich nach vielen Jahren daran ritzt.

Die Sprache der Galibis klingt eben nicht rauh, aber sie ist sehr arm, ja, sie besteht größtentheils nur aus Zeitwörtern im Infinitiv, welche erst wieder durch gewisse Zusätze conjugirt oder im Substantiva ꝛc. umgewandelt werden können. So lautet z. B. das Zeitwort gehen: **nisa** und die Conjugation des **Praesens** wie folgt:

ich gehe **aou nisa**	wir gehen **aua nisa**
du gehest **amore nisa**	ihr gehet **amiare nisa**
er geht **niere nisa**	sie gehen **niere nisa**

Das Wort **bog** (**bogue**) bildet die Hauptwörter in **Verba** und wie z. B. von: **vette** das Bett, **vette bog**, d. i. schlafen, von **simona** das Ruder, **simona bog**, d. i. rudern, gebildet wird. Das Wort **veyon** bedeutet sowohl die Sonne als auch Gott; doch heißt Gott auch **tamouchy** oder noch häufiger **potome tamouchi**, d. h. das Älteste von Allen.

Besonders merkwürdig sind ihre Leichenbestattungen, und rührend die Leichenreden, welche sie am Grabe eines geliebten Hauptes zu halten pflegen. Mit dem Todten begraben sie Alles, was er im Leben gebraucht oder geliebt hat; denn sie glauben, daß er in jener Welt dasselbe forttreiben werde, was er hier getrieben hat: Jagd, Fischerey, Weberey ꝛc. Der Berichterstatter spendet uns auch eine kurze

Nänie, welche bey dem Begräbniß eines Familienvaters von Einem seiner Angehörigen unter einem Strom von Thränen gesprochen worden ist:

„Ach! warum hast du uns verlassen, wir haben dich doch so sehr geliebt? gewiß, wo du jetzt bist, wird man dich nicht so lieben und ehren. Kehre doch wieder zurück, wir leihen dir ein Auge, daß du sehen, ein Ohr, daß du hören, eine Hand und einen Fuß, daß du sie bewegen kannst; auch sollst du dich nicht mehr plagen und abmühen, wie bisher, wir wollen dich auf das weichste Moos legen, und Alle zusammen helfen, um dich zu ernähren, kehre doch zurück, du sollst von Allem die besten Stücke bekommen und immer auf dem Moose liegen können!“ —

Viele Galibi sind wohl schon zum Christenthume bekehrt, wenn aber Einer derselben stirbt, und unter christlichen Ceremonien in einen Kirchhof begraben wird, so geschieht es nicht selten, daß ihn seine noch heidnischen Freunde oder Angehörigen heimlich des Nachts aus dem Grabe wühlen, und auf einen Berg tragen, wo die Galibi ihre Todten zu bestatten pflegen. J. M—r.

Notizenblatt.

Concert des Pianisten Carl Evers. Hr. Evers ist dem Wiener Publicum bereits eine bekannte und befreundete Erscheinung, weßhalb denn sein Concert am 11. d. M. (das erste des dießmaligen Cyclus) von einem sehr zahlreichen Kreise von Zuhörern besucht und mit reger Theilnahme aufgenommen wurde. Der Künstler hat, zumal als Componist, den breitgetretenen Pfad der gewöhnlichen Concertvirtuosität verlassen, und statt sich in den herkömmlichen Variationen oder Phantasien über bekannte Opernmotive zu ergehen, den eigenen selbstständigen Weg des Erfindens und Schaffens erwählt. An Popularität mag dieser Weg allerdings dem beliebten Modegeschmack des Tages weichen müssen; an Verdienstlichkeit, an wahrem musikalischen Werthe steht er ihm gewiß nicht nach, und es ist nur zu wünschen, daß ein so kräftiger, der guten Sache als Opfer dargebrachter Entschluß baldige und viele Nachahmer finden möge. — Das Nähere über Hrn. Evers' Spiel- und Compositionsweise möge bis nach dem zweyten Concerte des Künstlers am 20. d. M. dem unsern Lesern bekannten musikalischen Berichterstatter dieser Blätter vorbehalten bleiben. 33.

Das vierte Concert des Violinisten Haumann fand Sonntag den 11. d. M. im großen Redoutensaale Statt, und rechtfertigte abermals die unbeschränkte Anerkennung, die seinem Künstlerwerthe in diesen Blättern dargebracht worden ist. Der Entschluß des Hrn. Haumann, den Ertrag dieses vierten Concertes den Armen unserer Hauptstadt zu widmen, gereicht seiner Uneigennützigkeit um so mehr zur Ehre, als er selbst, außer der allgemeinen Anerkennung seines trefflichen Spieles, keinen anderen, wenigstens keinen pecuniären Vortheil von seinen Concerten gezogen hat. 33.

Ein Pariser Abenteuer. Zwey Pariser Löwinnen des Tages, Cousinen und Beyde an Beamte von Rang verheirathet, hätten diesen Sommer für ihr Leben gern ein Seebad besucht, wozu ihnen die Vorspiegelungen zweyer junger Courmacher noch mehr zum Sporn dienten. Die Gatten, denen man den Wunsch mittheilte, entschuldigten sich mit ihren Geschäften bey der Administration und Finanz, so wie mit ihrem geringen Vermögen; indessen ward die Badelust der Schönen immer größer, das

Zureden der Dandys immer dringender und die Dämchen beschlossen, eine ihnen alljährlich bewilligte Reise zu einer Tante in der Provinz zu einem Ausfluge nach Havre unter der Ägide ihrer Verehrer zu benützen. Beschlossen, gethan; die Reise ward angetreten; jedoch in anderer Richtung und bald sahen sich die vier Abenteurer in einem der ersten Gasthäuser des Badeortes einlogirt — versteht sich in verschiedenen Wohnungen — und bald waren alle Lustpartien und Ergötzlichkeiten des Badelebens im vollen Gange — unsere Pariserinnen schwammen in Wonne. Eines schönen Morgens jedoch, nach einem köstlich verlebten Tage, kam anstatt der galanten Verehrer, ein Brief, welcher den Schönen meldete, daß Jene sich — nach Amerika eingeschifft hätten, um ihren Gläubigern zu entrinnen und es ihren soliden Gefährtinnen überließen, die Karte des Wirths zu bezahlen. — Unsere Abenteuerinnen waren in Verzweiflung; der Wirth producirte eine Rechnung von 1100 Franken, die Cousinen hatten nur sehr bescheidene Baarschaft, werthlosen Schmuck und keine Freundinnen von Vermögen, auf deren Discretion sich zu verlassen gewesen wäre — auf keiner Seite war ein Ausweg zu finden. Endlich ward beschlossen, daß das Loos die Eine als Opfer bezeichnen und diese dann ihrem Gatten schreiben und die Schuld für sich allein bezahlen sollte; das Loos traf die Gattinn des Finanzmannes. Mit Resignation unterzog sich diese ihrer Pflicht und schrieb an den Gemahl, jedoch das Abenteuer auf die möglichst glimpfliche Weise darstellend. — Der Financier las den Brief mit Entsetzen, erklärte jedoch den Streich' als eine jugendliche Thorheit und da er eben verhindert war, die Gattinn selbst auszulösen, ging er zu seinem Freunde, dem Administrativen, und bat ihn an seiner Statt die Reise zu machen. Dieser, im Stillen hohnlachend über den bethörten Freund und sich gratulirend, daß seine Frau besser sey als ihre Cousine, macht sich sogleich auf den Weg, kömmt an Ort und Stelle an, läutet — seine eigene Frau öffnet ihm die Thüre. — Die gräßliche Enttäuschung macht ihn ganz verdutzt; indessen faßt er sich, führt seine Aufgabe mit Anstand durch, bringt die Dämchen nach Paris zurück und — leitet sogleich eine Scheidungsklage ein, welche nächstens vor Gericht entschieden werden wird. 32.

Modebericht.

Eine ausgezeichnete Neuigkeit sind die Cashmires Ventura, welche sich durch Feinheit, Reichthum der Farben, Dessins und des Umfanges hervorthun; sie sind von den Damen ersten Ranges gewählt und darum ihres Erfolges sicher.

Große Camails von Hermelin oder Marder erscheinen in den vorzüglichsten Modenmagazinen; sie werden in diesem Winter entschiedene Beliebtheit erhalten. Beym Hermelin findet sich gewöhnlich blaßblaues Atlasfutter, welches, am kleinen, ausgeschweiften Kragen hervortretend, gar anmuthig gegen die zarte Farbe des Pelzwerkes und mit dem Teint contrastirt.

In ähnlicher Weise vereiniget man Zobel und rosa Atlas. 6.

Modebild XXXXX.

Paletot von gemustertem Seidenstoff, mit Plüsch oder Sammt besetzt. — Kleid von moirirtem Vert Anglais mit zwey Volans. Nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Hut von gezogenem Sammt mit Blumen und Spitzen. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Moden

Wien Zeitschr. No. 249
den 15 December 1842.

L.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

250

Freytag, den 16. December 1842.

Dzias Hala.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen bemerkten die erstauten Moslem eine ungewöhnliche Bewegung im Arsenale. Fackelschein lief nach allen Richtungen durch das Gebäude, und ein dumpfes Geschrey und Getöse, in welchem man zuweilen die Worte: „Habt Ihr sie gefunden? Habt Ihr sie gefunden?“ unterscheiden konnte, ward vernommen. Der Moslem ist wie der Pariser; es ist nicht schwer, seine Neugierde zu erregen, und ist diese einmal erregt, so muß sie auch befriedigt werden. Tausenderley Gerüchte circulirten daher bald in Bezug auf diesen Vorfall, und die geschäftige Fama unterließ nicht, so wie dieß immer geschieht, die Aufregung im Arsenale zu vergrößern. Man erfuhr daher bald mit Gewißheit, daß die Christensclaven sich empört, und ihre Wachen angegriffen hätten, daß es Letztern aber gelungen sey, die Ordnung wieder herzustellen. Obschon in diesem Gerüchte viele Übertreibung lag, so reichte es doch hin, die religiösen Gefühle des Pöbels zu entflammen, und bald zeigten sich offenbare Anzeichen einer Volksinsurrection, welches zu Constantinopel damals eine gefährliche Sache war, da noch keine eigentlich organisirte Militär- oder Polizeymacht existirte. Da der Aga den Leuten jedoch erklärte, daß man sie mit einem Märchen getäuscht habe, und daß die vollkommenste Ruhe im Arsenale herrsche, so gingen sie wieder aus einander, zum großen Leidwesen der Fanatiker, welche bereits geäußert hatten, daß dieß der günstige Augenblick sey, um über die Vorstadt Pera herzufallen, und sich durch eine allgemeine Niedermetzlung der Christen die Gunst des Propheten zu erwerben, während sie sich ihrer Lieblingsunterhaltung, der Plünderey und Verwüstung, überlassen hätten.

Sobald sich die Volksmenge beruhigt und zurückgezogen hatte, beeilten sich die türkischen Behörden, Eilbothen an die ungarisch-croatischen Grenzen abzuschicken, indem man sehr richtig vermuthete, daß die Sclaven nach dieser Gegend hin entflohen seyn würden.

Einige Tage verflossen, ohne daß man Nachrichten von den Flüchtlingen erhielt. Endlich aber wurde Einer von ihnen mit Ketten beladen nach Constantinopel zurückgebracht.

Was dieser arme Mann nun zu erdulden hatte, ist nicht zu beschreiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zuerst bekam er Prügel (die Bastonade), und dann wurde er mit so teuflischer Erfindsamkeit gemartert, daß er seine Qualen nicht länger ertragen konnte, und seine Henker einzuhalten bat, da er bereit sey, jede ihm vorgelegte Frage zu beantworten. Dieß war es, was man wünschte. Man wollte ihn keineswegs zu Tode martern; nicht vielleicht aus Menschlichkeit, sondern bloß aus dem einfachen Grunde, weil man zu Constantinopel ohne Geld keinen Sclaven bekommen konnte, eben so wenig als bey uns ein Pferd. Der Moslem, welcher seinen Sclaven zu bestrafen wünscht, denkt selten daran, seinen Rachedurst auf Kosten seines Geldbeutels zu befriedigen. Es wäre ja offenbarer Wahnsinn!

Der Sclave gab nun eine umständliche Beschreibung der Art und Weise, auf welche er in Freyheit gesetzt worden war, und wie der Wächter war verleitet worden, in Gesellschaft der Franken Wein zu trinken. Die rechtgläubigen Moslem schauderten bey diesen Worten mit heiliger Entrüstung zusammen, und als sie die Strafe vernahmen, welche er sich durch diesen enormen Fehltritt zugezogen hatte, riefen sie im Unisono aus: „Allah ist gerecht!“

Sobald diese Aussagen des Sclaven in der Stadt ruchbar wurden, erregten sie daselbst eine außerordentliche Gährung. Die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen; man rannte durch die Straßen, man rief, man schrie, und es entstand ein so furchtbarer Tumult, als ob der ganze Islamism von irgend einem gemeinsamen Unglück wäre befallen worden. Das Weib des Türken, der ermordet worden war, führte den Volkshaufen an. In diesem Tumulte rief eine Stimme von der Mitte das Haufens plötzlich aus: „Nieder mit den Giaurs! Steckt ihre Häuser in Brand!“ Dieses Geschrey lief mit der Schnelle eines elektrischen Schlages von Mund zu Mund, und gleich darauf sah man die wuthentbrannte Menge nach dem Pallaste des französischen Gesandten hinströmen, während die Straßen von dem Geschrey wiederhallten: „Nieder mit den Giaurs! Nieder mit den Franken!“

Als der Aga des Arsenals die Richtung bemerkte, welche der rasende Pöbel einschlug, zitterte er vor der Gefahr, welche aus einer etwaigen Antastung der Person des französischen Gesandten für seine Regierung erwachsen könnte. Um ein solches Unglück zu verhüten, während es noch Zeit war, stellte er sich an die Spitze einer Abtheilung Janitscharen, und mit genauer Noth gelang es ihm, das Hotel noch bey Zeiten zu erreichen. Er verlor keine Zeit mit Ceremonien, sondern trat ohne sich anmelden zu lassen in den Garten, wo er Hrn. de Solignac und seinen Secretär beym Schachspiele fand. Sie schienen weder zu ahnen, was in ihrer Nähe vorgehe, noch schienen sie auf das Ungewitter vorbereitet zu seyn, das sich über ihrem Haupt zu entladen drohte.

Der Gesandte war nicht wenig erstaunt, als er den Aga auf eine so unceremoniöse Weise hereintreten, und hinter demselben eine Compagnie Janitscharen aufmarschiren sah, deren Gesichter vor Aufregung und Entrüstung glühten. Die Überraschung des Hrn. de Solignac vermehrte sich jedoch, als er den Grund dieses unerwarteten Besuches erfuhr, und als er die ersten Schaaren der Volksmenge erblickte, welche an den Thoren des Hotels zum Vorschein kamen. Bevor er noch Zeit hatte sich recht zu besinnen, strömte der Pöbel, von einem Weibe angeführt, in den Hof, und drängte sich nach der Cisterne, aus welcher man nach einigen Minuten den aufgeschwollenen und verrenkten Körper eines Türken herauszog.

Hr. de Solignac fing endlich an zu begreifen, in welch ernsthafte Sa-

che er hier verwickelt sey, und sogleich gab er den Befehl, den Schuldigen aufzusuchen und vor sein Angesicht zu bringen. Es verfloß indeß einige Zeit, bevor man ihn finden konnte, denn Ozias Hala, der von seinem Zimmer aus den ganzen Vorfall mit angesehen, und gleich den ersten Augenblick die Ursache dieses Tumultes errathen hatte, verbarg sich in einem der unterirdischen Gänge des Gebäudes.

Die türkischen Behörden verlangten die Auslieferung des Verbrechers in ihre Hände; erstens weil das Verbrechen von einem Giaur oder Christen an der Person eines Rechtgläubigen und Beamten des Großherrn verübt worden sey, und zweytens, weil es sich hier auch um den Raub mehrerer Sclaven handle, welche das Eigenthum des Fürsten gewesen waren: zwey Umstände, welche allerdings geeignet waren, ihre Ansprüche zu rechtfertigen. Aber Hr. de Solignac weigerte sich, seinen Gefangenen herauszugeben, indem er sich auf den Vertrag berief, der so eben zwischen der hohen Pforte und seiner allerchristlichsten Majestät war abgeschlossen worden, und welchem zu Folge der französische Gesandte der einzige und ausschließliche Richter eines jeden, von einem Franken in der Türkey verübten Vergehens seyn sollte. Man kam endlich dahin überein, daß Ozias Hala unter der Gerichtsbarkeit des Gesandten stehen solle, von welchem er verurtheilt ward, auf einem Galgen vor dem Hotel gehängt zu werden.

Während den gerichtlichen Verhandlungen zeigte der Gefangene seine gewöhnliche Ruhe des Geistes und Sanftheit des Gemüths. Es ist freylich wahr, daß er in den ersten Augenblicken der Gefahr sich verbergen wollte; allein er schien dieß bloß in einem Anfall von jenem instinctmäßigen Schreck gethan zu haben, welcher selbst die kühnsten Geister zuweilen überfällt. Als er vor den Gesandten gebracht wurde, machte er nicht den geringsten Versuch sich durch Läugnen retten zu wollen, sondern beantwortete jedwede Frage mit ruhiger Freymüthigkeit. Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, machte er bloß die Bemerkung: daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt habe, um seine Landsleute zu retten, und da ihm dieß zum Theil gelungen wäre, so beklage er sich nicht im Geringsten, daß die Würfel nun gegen ihn gefallen seyen.

An dem Morgen, wo die Execution Statt finden sollte, erhob sich die Sonne glänzend und fröhlich aus dem Meere von Maromra. Es schien unmöglich, daß ein Mensch an diesem Morgen hätte vom Leben Abschied nehmen können, ohne bittere Thränen zu vergießen, und ohne einen zögernden, hoffenden Blick auf diese schöne Welt zurückzuwerfen.

Und doch ging Ozias Hala mit ungebeugtem Muth und festen Schritt nach dem Orte, wo er so elend umkommen sollte. Aber seine Kraft und Entschlossenheit sollten bald auf eine furchtbare Probe gestellt werden! Schon seit einigen Stunden hatten sich dichte Volkshaufen vor dem Pallaste gesammelt. Die Gegenwart einer Abtheilung Janitscharen hatte bisher einige Ordnung aufrecht erhalten; aber sobald der unglückliche Deutsche zwischen zwey Reihen von Soldaten zum Vorschein kam, entstand ein furchtbares Toben, und von allen Seiten erscholl das Geschrey: „Tod dem Meuchelmörder! Tod dem Giaur!“ In einem Nu waren die Reihen der Janitscharen durchbrochen, und diesen Letztern die Waffen aus der Hand gerissen. Eine gänzliche Verwirrung entstand. Die Janitscharen drangen auf den Pöbel ein, theils um den Gefangenen, theils um ihre eigenen Cameraden zu retten. Ersterem gelang es, sich mittelst seiner

riesenhaften Stärke Luft zu machen, und als die Ruhe wieder etwas hergestellt war, sah man ihn in einiger Entfernung auf einer Bühne stehen, welche wahrscheinlich errichtet worden war, um die Hinrichtung des Delinquenten zu sehen. In seiner Linken hielt er einen Dolch, und mit der Rechten schwang er eine mächtige Eisenstange um das Haupt. Es war ein furchtbarer und zugleich großartiger Anblick, einen Mann zu sehen, der es mit Tausenden aufgenommen hatte. Schon begann die Wuth des Pöbels sich in Scheu und Furcht zu verwandeln, während die Janitscharen nicht umhin konnten, ihren Delinquenten zu bewundern, als plötzlich Einer von diesen Kriegern ausrief: „Rettet ihn! Er soll leben!“ Dieser Ruf flog durch die Reihen der tapfern Janitscharen, und drohend schwangen sie ihre Krummsäbel gegen das Volk. Der Deutsche raffte seine ganze Kraft zusammen, — gelang es ihm, durch die Volkshaufen sich einen Weg zu bahnen, so war er frey; — dieß bemerkte er und mit jener instinctmäßigen Gegenwart des Geistes, welche man nur in ähnlichen Lagen entfaltet, sprang er von der Bühne herab und warf sich auf den Pöbel, wo er eine Lücke zu gewahren glaubte. Dieß war das Ende des Kampfes. Ein Fleischer, der gleich einem Tiger jede Bewegung des Deutschen bewacht hatte, sprang auf ihn los, und ehe jener noch den Boden erreichte, stieß er ihm das Messer in die Brust. Den nächsten Augenblick war Hala schon in den Händen des Volkes, welches ihn im buchstäblichen Sinne des Wortes in Stücke zerriß, und seine verstümmelten Glieder in des Bosphorus warf. So endete Ozias Hala!

Noch denselben Abend fertigte der französische Gesandte eine Depesche an seine Regierung ab, in welcher bezüglich dieses Actes der Volkswuth die folgenden Zeilen zu lesen waren: „Diesen Morgen wurde ein Deutscher aus dem Gefolge der Gesandtschaft von dem hiesigen Pöbel in Stücke zerrissen, weil er einen Moslem gemordet, und drey seiner Landsleute aus der Sclaverey befreyt hatte.“

Aus dem Pariser Journal- und Kunstwesen.

Es erscheinen gegenwärtig vierzehn musikalische Zeitschriften zu Paris. Zehn davon sind so ziemlich unbekannt und völlig incompetent. Zwey oder drey haben allein einziges Ansehen, nemlich „**La France musicale**,“ und „**La Gazette musicale de l'Opéra.**“ Letztere erscheint jeden Ersten des Monats in Heften von einem Bogen, und gibt eine Musterung der übrigen musikalischen Blätter, einen Bericht über die lyrischen Theater, raisonnirende Artikel, eine Chronik der Moden und ein Verzeichniß der im Laufe des Monats erschienenen Neuigkeiten. Außerdem erhalten die Abonnenten jährlich zwey Romanzen, zwey Musikbeylagen für Piano, zwey Quadrillen und zwey Walzer. Der Abonnementspreis beträgt 24 Franken jährlich. Die „**France musicale**“ zeichnet sich vor Allen durch ihren Charlatanismus aus, womit sie aber gute Geschäfte macht; **c'est partout comme chez nous.** Es ist unglaublich, wie leichtgläubig das Publicum ist; die Reclame übt noch immer ihre Zauberkraft auf die Abonnenten aus, so bittere Erfahrungen man auch in dieser Hinsicht gemacht hat. Ein halbes Jahr lang las man schier alle Tage in den Blättern: Für 300 Franken Musik werden gratis gegeben, wenn man sich auf das Journal „**La France musicale**“ abonnirt; wer kann da widerstehen? Es gibt eine Menge Leute, selbst wohlhabende, die gern für 300 Franken Musikalien gratis haben möchten. Die Her-

ausgeber der „France musicale“ wußten recht gut, was sie thaten; sie gaben eine Menge Schriftsteller als Mitarbeiter an, die nie eine Zeile für sie geschrieben, versprachen viel und hielten wenig. Die vorgeblich gratis gegebene Musik schrumpft bey näherer Betrachtung gewaltig zusammen. Was bis jetzt diese Zeitschrift gegeben, beträgt höchstens 150 Franken, darunter befindet sich zum mindesten für 130 Franken was man nennt vieux papier; bleiben 20 Franken und nach Abzug von 10% Rabatt 10 Franken. So oft eine Reclame Waaren gratis verspricht, vergessen die Leser immer, daß Versprechen und Halten zweyerley ist.

In einer der letzten Nummern der „France musicale“ behauptet Hr. Castil-Blaze, daß, wenn einige Librettisten etwas Gutes hervorgebracht, sie es ihm zu verdanken hätten, sie hätten seine kritischen Bemerkungen, seine Winke benützt. Noch wunderlicher aber ist die Behauptung, es sey unmöglich, gute Musik zu schlechten Versen zu schreiben; umgekehrt möchte ich behaupten, es wäre schwer, gute Verse aufzutreiben, zu denen gute Musik geschaffen worden wäre. Der „Guillaume Tell“ ist kein Meisterstück, und doch hat er Rossini zu seiner schönsten Partitur begeistert. In der „Gazette musicale“ werden die Concerte, die Hr. Berlioz zu Brüssel gegeben, ausposaunt. Die Musik des Hrn. Berlioz ist nicht dazu geeignet, das große Publicum zu fanatisiren. In seinen besten Leistungen stößt man an etwas Barockes oder Unheimliches; überhaupt mißtraue man kritisirenden Künstlern. Die wenigsten Zeitschriften sind über die musikalischen Angelegenheiten gehörig unterrichtet. So haben sie alle ausgesagt, Rubini habe sich geweigert, die italienische Bühne wieder zu betreten, weil man ihm das Ehrenkreuz verweigert. Es hat auch seine Richtigkeit, daß Rubini diese Auszeichnung verlangt hat, aber darin ist nicht der nächste entscheidende Grund zu suchen, welcher ihn veranlaßt hat, in der dießjährigen Saison nicht zu singen. Dlle. Grisi führt das Scepter des Théâtre italien, wie die Stoltz unumschränkte Herrschaft über die große Oper ausübt. Nun ärgert sich die Grisi für's Erste schon über die günstige Aufnahme, welche die Persiani beym Publicum findet, und droht, die Bühne zu verlassen; der Director ist gezwungen sich in ihre despotischen Launen zu fügen. Die Grisi interessirt sich für Mario, und hat darauf bestanden, daß ihm die Rollen, in denen er sich in der vorigen Saison versucht, definitiv bleiben. Auch darin hat ihr der Director nachgegeben. Es wurde also beschlossen, daß Rubini nur in neuen Rollen auftreten könne. Unter diesen Bedingungen wurde nun Rubini ein Engagement angeboten, er sollte der „Lucia,“ den „Puritani,“ der „Sonnambula“ entsagen, und sich ein neues Repertoir bilden. Rubini konnte in diese Bedingungen nicht eingehen. Indeß erbot er sich zu drey Vorstellungen, wo er in Opern auftreten würde, die nicht zu Mario's Repertoir gehörten, unter andern im „Otello;“ die Direction nahm das Anerbieten nicht an. Rubini ist wahrscheinlich auf immer für uns verloren.

Nach Cherubini's Tode erklärte bekanntlich die musikalische Classe des Institutes, seine Stelle sollte vor der Hand unbesetzt bleiben. Damit wollte man keineswegs sagen, wie man es böswillig deutete, es sey Niemand würdig, ihn zu ersetzen, sondern im Gegentheile, es waren der Candidaten zu viele, und man wollte sich Zeit nehmen, die verschiedenen Ansprüche zu würdigen. Einige dreyßig Maestri bewarben sich um die Stelle. Gott sey Dank! es befinden sich keine Virtuosen darunter. Die Akademie ist für Dichter, Tonsetzer zumeist, nicht für die schnellfingerigen Kunststückmacher; wenn diese Leute hier einbrächen, so wäre es um die Künstler überhaupt geschehen. Es gibt unter den großen Herren sehr geschickte Instrumentalisten; der Handelsminister ist sehr stark auf dem Violoncell, und Hr. v. Salvandy spielt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Guitarre wie ein spanischer Hidalgo, der notabene vortrefflich spielen würde. Auch befinden sich zwey nicht unrühmlich bekannte Compositeurs in der Aristokratie: der Herzog von Feltre und der Prinz von der Moskwa. Man vermuthet, Hr. Adam werde zu Cherubini's Nachfolger erwählt werden. Diese Wahl wäre zum mindesten sonderbar. Unter allen seinen Mitbewerbern nähert sich Adam dem Verfasser des „Wasserträgers" am wenigsten, sowohl was die Gründlichkeit des Wissens anbelangt, als in Hinsicht auf den edlen reinen Styl und die tiefe Begeisterung.

Die Commission der königl. Theater hat nun, wie bekannt, beschlossen, daß die Eröffnung einer dritten lyrischen Bühne unterbleiben solle. Das ist sehr schlimm; mit einem Schlage vernichtet man da gar viele Hoffnungen, Bestrebungen und Talente. Die Preisträger des Conservatoire werden immer zahlreicher, sie arbeiten, sie produciren, und finden keinen Absatz; sie mögen nun sehen, was sie thun. Mit ein wenig Geduld kann es ihnen gelingen, daß sie im fünfzigsten Jahre einen Act zur Aufführung bringen. An dem Verfasser des „Kiosque," der dieser Tage in die Scene ging, können Sie sich ein Beyspiel nehmen: diese Oper liegt in den Cartons seit 1823! Wer nicht Vermögen genug besitzt, 20 Jahre zu warten, muß zu etwas Anderem greifen. Es thäte noth, daß Niemand mehr zum Concurs beym Conservatoire zugelassen würde, der nicht wenigstens 6000 Franken Renten besitzt; man läßt mit großen Kosten Künstler heranbilden, um sie verhungern zu lassen.

Der Schmuggelhandel in Spanien.

Der Schmuggelhandel wird in Spanien, trotz der 200.000 Küstenwächter, mit solcher Vorliebe betrieben, daß nicht allein alle Grenzbewohner, mit äußerst wenigen Ausnahmen, Contrabandistas sind, sondern daß Letztere mit ihren Waaren in jedem Hause willige Aufnahme finden, wenn sie von den Behörden verfolgt werden. Ein Contrabandista ist der Held der meisten Volkslieder und der Gegenstand der Bewunderung für alle Landmädchen.

Gibraltar ist als Freyhafen der Hauptstapelplatz für den spanischen Schmuggelhandel, und der Verbindungscanal, durch welchen vorzüglich englische Waaren eingeführt werden. Die englischen gedruckten Cattune stachen den Spanierinnen bald ins Auge, aber kaum waren die ersten Kleider aus diesem bunten wohlfeilen Stoffe verfertigt, so wurde durch ein königliches Edict über Jedermann, der englische Stoffe tragen würde, die strengste Strafe verhängt. Doch was vermögen Verordnungen gegen den Willen der Frauen, sobald es sich um Putzangelegenheiten handelt? Kaum war das königliche Edict erschienen, so wurden die englischen Stoffe erst recht eifrig gesucht, und keine Spanierinn, welche einige Ellen davon erhalten konnte, wollte einen andern Stoff tragen — und zwar eben weil die Cattune so strenge verboten waren und von den Schmugglern zu so niedrigen Preisen verkauft wurden, daß es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen. Die Folge davon war, daß die schöne malerische Tracht der spanischen Frauen bereits großentheils verdrängt wurde.

Wer je in Spanien gereist ist, muß häufig, namentlich in Gebirgsgegenden, stattlich aufgeputzten und keck aussehenden Reitern begegnet seyn. Die Cigarre fehlt ihnen so wenig im Munde, wie Pistolen und Carabiner am Sattel; und während sie die Gebirgspässe durchziehen, trällern sie lustig ihre Nationalballaden, worin gewöhnlich seltsame Liebeshändel oder die Abenteuer eines Contrabandista besungen werden. Aus solchen kecken Abenteurern, welche, je nachdem sich die Gelegenheit dar-

bietet, entweder Schmuggler oder Räuber sind, besteht die Hälfte der Bevölkerung in den Küstendistricten.

Von Gibraltar fahren zur Nachtzeit oft ganze Flotten von kleinen Schaluppen, mit Contrebande beladen, ab, und zerstreuen sich längs der spanischen Küste hin. Die Ladungen werden von ganzen Schaaren bewaffneter Schmuggler in Empfang genommen, welche an gewissen Landungsplätzen in solcher Anzahl versammelt sind, daß sie den Küstenwächtern Trotz bieten können. Den klarsten Beweis von der Unwirksamkeit aller gegen die Einführung ausländischer Waaren in Spanien getroffener Maßregeln liefern jedoch die Vorfälle fast jeder Nacht auf der Landseite von Gibraltar, wo zahlreiche, wohlberittene und bis an die Zähne bewaffnete Banden von Schmugglern bey Sonnenuntergang halten, und, jeder mit drey Zentner Cattun und Tabak beladen, durch die spanische Mauthlinie sprengen, welche auf der sandigen Landenge zwischen Gibraltar und dem Festlande aufgestellt ist.

Auf dieser schmalen Landenge, welche nur 500 Ellen breit und im Osten und Westen vom mittelländischen Meere begrenzt ist, standen fünfundzwanzig spanische Schildwachen, als wir unlängst den Isthmus passirten; und obwohl man zur Nachtzeit häufige Schüsse hörte, so erinnere ich mich doch nicht, von der Gefangennahme oder dem Tode eines Contrabandista gehört zu haben. Wenn wir einen der Letztern darüber befragten, so war die Antwort stets ein vielsagendes Achselzucken, dem gewöhnlich ein lautes Gelächter und die Pantomime des Geldzählens folgte. — In Spanien wünscht Jedermann die ausländischen Waaren zu besitzen, welche um so wohlfeilen Preis zu haben sind und im Handel einen so hübschen Nutzen abwerfen, daß die Gefahr der Entdeckung mit dem Gewinne in gar keinem Verhältniß steht, zumal unter einer Bevölkerung, deren Liebe zum Abenteuerlichen und zu einem unstäten Wanderleben eine starke Mischung mit arabischem Blut beurkundet. Dem Schmuggelhandel kann dort nur durch Beförderung der Industrie ein haltbarer Damm entgegengesetzt werden.

Notizenblatt.

Pitt's Feldflasche. Die Villeggiatura des englischen Hofes in dem an geschichtlichen Erinnerungen reichen Walmer-Castle, hat unter andern die Erwähnung eines nicht uninteressanten Fundes veranlaßt, welcher vor einigen Jahren dort geschah. Um 1837 oder 1838 verweilte eine große Menge von Besuchern dort bey dem Herzoge von Wellington, welcher, bekanntlich als Gouverneur der fünf Häfen, zeitweiliger Besitzer dieses an der Meerenge gelegenen Schlosses ist. Eines langweiligen Regentages fiel es einem von den Gästen in Ermanglung einer andern Unterhaltung ein, eine Wanderung durch die Rumpelkammern anzutreten, und siehe — in einer davon fand er eine Feldflasche, an welcher die Worte: „William Pitt, von den Cinque Port Freywilligen," deutlich zu lesen waren. Es war mithin die Feldflasche des großen Pitt, Premierministers von Großbritannien, und stammte wohl aus der Zeit, wo Buonoparte das gigantische Unternehmen einer Landung in England auszuführen sich anschickte. Die premierministerliche Feldflasche ward seitdem dort unter Glas aufbewahrt. 1.

Unerhörte Orkane allerwärts auf dem atlantischen Ocean. Im Verlauf des heurigen Herbstes haben im atlantischen Ocean allerwärts ganz außerordentliche atmosphärische Phänome und Katastrophen Statt gefunden, wovon

die gegen Ende Octobers geschehene Verheerung der herrlichen Insel Madeira durch einen Orkan und eine Überschwemmung nur ein Glied bildet. Wir behalten uns vor, mit Nächstem auf letztere Katastrophe zurückzukommen, welche unbegreiflicherweise von den angesehensten deutschen Blättern kaum erwähnt worden ist. Fast alle Dampfschiffe der neuen brittisch-westindischen Linie, welche im September und October nach den Antillen abgegangen waren, erlebten den kaum erhörten Fall, auf dem Wege von Madeira nach den Caraïben den gewöhnlichen Ostpassat gar nicht anzutreffen, und im Gegentheil unausgesetzt mit ihnen entgegenwehenden Westwinden zu kämpfen zu haben! 3.

Todesfall. Der berühmte Tänzer und Balletcomponist Vestris, Pensionär der großen Oper in Paris, ist daselbst am 5. d. M. im Alter von 83 Jahren gestorben. 20.

Rohheit eines Schiffscapitäns. In Boulogne hatte kürzlich der Commandant eines im Hafen liegenden Schiffes einen Matrosen wegen eines geringen Subordinationsfehlers zu dreytägigem Arrest in Eisen unter dem Deck verurtheilt, und der Arme wurde durch die Strenge der Jahrszeit so sehr angegriffen, daß man ihn nach überstandener Strafe ins Spital bringen mußte. Der Ruf dieser Grausamkeit alarmirte die Bevölkerung, welche größtentheils aus Familien von Seeleuten besteht, dergestalt, daß es beynahe zu Excessen gekommen wäre. Die feste Haltung der Autorität bewirkte aber, daß es beym Auszischen und Verhöhnen des Capitäns blieb. 46.

Unsicherheit in Paris. Diese nimmt auf eine höchst bedrohliche Weise überhand, besonders mehren sich die Einbrüche und Diebstähle von Tag zu Tag. Kürzlich verhaftete man ein Paar entlassene Galeerensträflinge in flagranti und kam dadurch abermals auf die Spur einer vielverzweigten Spitzbubenbande und ihrer Hehler; von Letzteren sind an Einem Tage drey eingezogen worden, bey denen sich die unläugbaren Spuren vieler Verbrechen fanden. Man hofft hiedurch der öffentlichen Sicherheit großen Vorschub gethan zu haben. 25.

Theater-Bulletin. Im **Théâtre français** ist eine Trilogie von Hrn. Victor Hugo „**Les Burgraves**“ angenommen worden; wie es heißt, ein Bild des Ritterthums im Raum einer dramatischen Vorstellung.

„**Halifax,**“ Lustspiel in drey Acten von Hrn. Alexander Dumas, hat im Theater **Variétés** ein en entschiedenen Succeß erhalten. Diese Neuigkeit, voll Geist und Leben, verspricht ein Cassastück zu werden.

„**Le Capitaine Charlotte,**“ Vaudevillelustspiel in zwey Acten von den HH. Bayard und Dumanoir, hat im **Palais royal** einen glänzenden Empfang gehabt; es ist ein sehr hübsch erfundenes, geistreich durchgeführtes Stück, welches sich lange auf dem Repertoire erhalten wird. 13.

Im Theater **Rè** zu Mailand spielt die französische Gesellschaft Doligny abwechselnd mit italienischen Opernvorstellungen. Erstere scheint dabey sehr im Nachtheil zu stehen.

Donizetti hat eine komische Oper vollendet, welche von den italienischen Sängern in Paris bereits einstudiert wird. 13.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

251

Sonnabend, den 17. December 1842.

Die Ballschuhe.

Erzählt von Dr. Woldemar Seyffarth.

Das Städtchen Sodbury unweit Bristol war in großer Bewegung. Officiere in rothen Röcken und weißen Beinkleidern durchzogen die Straßen und junge und ältliche Damen schillerten in allen Farben des Regenbogens. Es war der Geburtstag der Königinn Victoria, der erste seit ihrer Thronbesteigung, und im Hotel zum „Drachen" gab das Officiercorps der Elite der Einwohner und sich selbst ein stattliches Frühstück und die Elite der Einwohner dem Officiercorps und sich selbst einen glänzenden Ball. Lange waren so viele Blumen und Bänder nicht gekauft worden; die Atlasschuhe hatten zwanzig Procent aufgeschlagen; um vom Schlafe nicht überwältigt zu werden, tranken Putz- und Kleidermacherinnen grünen Thee, und die letzte Ladung des Londoner Kärrners bestand in Schachteln und Pappenkasten. Auch der schönen Clara Rivers hatte er den Ballanzug gebracht, weißen Aërophane über weißen Atlas und einen Kranz weißer Rosen für das dunkelbraune Haar.

„Köstlich! Himmlisch!" rief Clara nach sorgfältigem Beschauen des auf ihrem Bettchen ausgebreiteten Anzuges. „Aber die Schuhe, Sarah, wo sind denn die Schuhe?" fragte sie hastig, und eine Wolke verdüsterte die heitere Stirn.

„Haben Sie keine Angst wegen der Schuhe, Miß," antwortete Sarah, „ich kenne Dixon, und Dixon würde sich lieber die ganze Hand oder den kleinen Finger abschneiden, ehe er eine Dame im Stiche ließe."

„Recht gut, Sarah, recht gut; aber wo sind denn die Schuhe?"

„Sie waren noch in der Arbeit, als der Kärrner von London fortfuhr," berichtete die Zofe, „aber Dixon läßt mündlich sagen, er werde sie durch die heutige stage-coach schicken. Nun ist's jedoch Zeit, Miß, daß Sie sich zum Frühstück ankleiden; es ist wahrhaftig schon zehn Minuten über zwölf."

Auf der Stuhllehne hing die seidene Pélisse von zarter Lavendelfarbe; daneben lag der Hut von blaßrosa Crepp, und wie Clara im Spiegel die Straußfeder über die linke Schulter schwanken sah, vergaß sie ihre Angst und ihre Schuhe. Als sie bald nachher am Arme der Mutter die Straße hinabging, sagte die Mutter: „Vor Allem Eins, Clara; sey vorsichtig, gib dem Major

Waterton keine Gelegenheit sich von dir beachtet zu glauben, denn ist auch Arthur abwesend, so kannst du doch gewiß seyn, irgend ein gütiger Freund würde es ihm rasch genug melden, und ihn das unruhig machen. Außerdem schickt es sich nicht, und ob Arthur es erfährt oder nicht, gleichviel, es schickt sich nicht, du darfst es nicht thun."

„Ja, ja Mutter, ich will auch nicht," antwortete Clara, „nur lassen Sie uns davon schweigen; er ist nahe hinter uns."

„Wer?"

„Der Major," flüsterte Clara, deren schnelles Auge schon beym Heraustreten auf die Straße ihn in einiger Entfernung warten gesehen, und die, ohne den Kopf zu wenden, überzeugt war, daß sein Säbel es sey, der auf dem Pflaster schleifte, und seine Sporen, die sie klirren hörte. Und so war es. In der nächsten Minute bot Major Waterton Mutter und Tochter den Arm, und bat um die Ehre, sie zum Frühstück zu führen. Das ließ sich nicht abschlagen, und obgleich Clara keine Idee hatte, die Artigkeiten des Majors anzunehmen, oder irgend etwas zu thun, was der ihrem Bräutigam, Arthur Henley, gelobten Treue zuwiderlaufe, so stimmten doch sämtliche Damen, und mit ihnen mehrere Herren beym Frühstücke dahin überein, daß Clara's Heiterkeit, ihr Lächeln, ihre Antworten, ihre leuchtenden Augen, ihre heißen Wangen einen boßhaften Argwohn rechtfertigen, oder es einigermaßen erklären würden, warum sie so besonders reizend und der Major so besonders aufmerksam, es aber jedenfalls ein Glück sey, daß Arthur Henley nicht zugegen wäre, den Spaß zu verderben.

Sobald das Frühstück vorüber, und die Gesellschaft sich trennte, geleitete der Major seine Damen nach Hause und schlenderte dann zurück in das Drachenhotel, die Londoner stage-coach ankommen zu sehen. Unter den sie bereits Erwartenden gewahrte er Sarah, und im Vertrauen auf die alte Maxime, daß der Weg zur Gebieterinn durch den Mund der Zofe gehe, nahete er ihr und fragte, ob sie des Bräutigams harre?

„Nein, Herr Major," erwiederte Sarah, „erstens habe ich keinen Bräutigam, zweytens wünsche ich mir keinen, und drittens warte ich auf ein Packet aus London für Miß Rivers."

So knüpfte sich das Gespräch an, das bis zur Ankunft der stage-coach fortgesetzt wurde. Aber wehe! wie viele Packete und Packetchen der Wagen auch brachte, für Miß Rivers brachte er keins. Sarah konnte es nicht glauben; es schien ihr unmöglich, daß irgend ein christlicher Schuhmacher, geschweige der humane, von ihr empfohlene Dixon, so barbarisch grausam seyn könne. Vergebens wiederholte der Kutscher, daß er kein Packet für Miß Rivers habe; Sarah wiederholte eben so bestimmt, er müsse eins haben, erfaßte jedes, das er vom Wagen langte, und achtete weder das Gelächter der Umstehenden, noch manche anzügliche Redensart. Endlich, als die letzte Hoffnung geschwunden, rief sie in bitterer Verzweiflung: „Was will Miß Clara nun anfangen?"

„Erwarteten Sie etwas, das vielleicht heute Abend gebraucht wird?" fragte theilnehmend der Major.

„Und wie gebraucht wird!" betonte Sarah; „die Ballschuhe sind's, ein Paar weiße Atlasschuhe, die Miß Rivers erwartet. Ich konnte unmöglich zugeben, daß Miß Rivers sie hier im Orte bestellte. Smithson ist der geschickteste hiesige Schuhmacher, aber so ungeschickt, daß er selbst für mich ferner

nicht arbeiten soll. Also empfahl ich den berühmten Dixon in London, und schon vor vierzehn Tagen schickten wir ihm einen Probeschuh. Was für ein Ungeheuer der Mann geworden seyn muß, seit ich ihn nicht gesehen! Schickt die Schuhe nicht, und schreibt auch nicht einmal.“

„Ganz abscheulich!“ versetzte der Major; „und Sie zweifeln, daß hier im Orte ein Paar solche Schuhe zu bekommen sind?“

„Zweifeln, Herr Major? Ich weiß es bestimmt, nicht für Geld noch gute Worte. Meine arme unglückliche Miß! Wie fürchterlich sie sich getäuscht sehen wird!“

„Meinen Sie wirklich?“

„Meinen, Herr Major? Ich sollte denken, ich muß es meinen. Ein weißes Kleid, ganz weiß, und weiße Rosen auf dem Kopfe, und keine weißen Schuhe!“

„Die Sache läßt sich arrangiren,“ bemerkte der Major; „eben hat's Vier geschlagen, können Sie mir einen Schuh von Miß Rivers verschaffen, aber einen, der genau paßt?“

„In zwey Minuten,“ versicherte Sarah.

„Ich gebe Ihnen fünf,“ lächelte der Major, „und auch da müssen Sie fliegen. Also rasch einen Schuh.“

„Aber wie, Herr Major, wie wollen Sie —“

„Von dem Wie, wenn Sie den Schuh bringen. Sie haben bloß noch vier Minuten.“

Sarah eilte fort, und der Major bestellte eine Chaise mit vier Pferden. Sie stand angespannt, als Sarah den Schuh brachte. „Melden Sie Miß Rivers,“ sagte der Major, indem er, den Schuh in der Hand, einstieg, daß sie um acht oder spätestens halb neun ein Paar weiße Atlasschuhe haben soll, dafern solche, der Probe gemäß, in Bristol aufzutreiben sind.“

„In Bristol!“ eiferte Sarah. Aber ihr Ausruf des Staunens und der Bewunderung verflog in die Lüfte. Fort donnerte der Postillon, und ehe sie sich besann, ob sie träume oder wache, waren Pferde und Wagen zur Stadt hinaus. „Ey du meine Güte! das heißt ein Herr!“ murmelte sie auf dem Heimwege.

„Keine Schuhe!“ rief Clara der Eintretenden entgegen.

„Das heißt,“ versetzte Sarah, und ihre Augen blitzten, „Dixon, das Ungeheuer, hat keine geschickt, — demungeachtet sollen Sie welche haben, und welche, die genau passen, wenn Sie anders, was nicht zu zweifeln steht, in Bristol aufzutreiben sind.“

„In Bristol? und wer soll sie bis zur Ballzeit aus dem meilenweiten Bristol holen?“

„Major Waterton,“ antwortete Sarah, mit triumphirendem Blicke, „eben ist er darnach fort in einer vierspännigen Chaise, und fort wie der Blitz.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hängen soll, ertrinkt nicht.

Aus den Erinnerungen eines Seeofficiers.

Es war ein schöner mondheller Abend und so warm, daß die Schiffsmannschaft in Gruppen fast ganz unbekleidet und ohne Decken auf dem Verdecke

lagen. Einige von den Officieren vertrieben sich die Zeit mit Lesen, welches ohne Anstrengung der Augen geschehen konnte, da das Licht sehr hell und rein war, und bey der völligen Windstille das Schiff nicht die geringste schwankende Bewegung machte. Hier und da horchten die Matrosen den wunderbaren Erzählungen eines ergrauten Seemannes vom „fliegenden Holländer“ und andern abenteuerlichen Sagen, während vom andern Ende des Verdeckes her munterer Gesang und lautes Gelächter erschallte. Einige Officiere und Seecadetten gingen scherzend und plaudernd auf und ab, blieben auch wohl dann und wann stehen, um den Historien auf dem Vorderdeck zuzuhören.

Tags zuvor hatten wir Port Royal, auf der Südseite von Jamaika, verlassen; unsere Fahrt ging der Mündung des Amazonenflusses zu, und wir befanden uns eben zwischen den kleinen Inseln Mont-Serrat und Guadeloupe. In der Entfernung waren die weißen Mauern des Städtchens und Forts Guadeloupe deutlich sichtbar. Ich stand mit dem Fernglase in der Hand und betrachtete das entgegengesetzte Ufer, dessen Einförmigkeit nur durch einige Sclavenhütten und lose Steinhaufen, welche hier und da über dem Grabe eines verunglückten und ans Ufer geschwemmten Seemannes aufgethürmt waren, unterbrochen wurde. Ich war eben im Begriff mein Fernglas einzustecken und mich zu den Übrigen zu stellen, als der alte Jack Transom, der Unterbootsmann, zu mir heran trat und mich um das Fernrohr bat. Er schaute einen Augenblick nach dem Ufer hin. „Wahrhaftig,“ rief er, „da hängt er noch; die alten verrosteten Ketten und ausgetrockneten Knochen rasseln in der stillen Luft, als ob ein frischer Seewind hindurch bliese.“

„Was ist das?“ fragte ich, hastig das Glas ergreifend und es in der von dem Alten angedeuteten Richtung haltend. Nach einigem Suchen entdeckte ich den Gegenstand, der ihm den mir anfangs räthselhaften Ausruf entlockt hatte. In einiger Entfernung von der Stadt stand auf dem weißen Gestade ein hoher Galgen, und an demselben hing in Ketten ein hellschimmerndes Skelett. Ich machte damals meine erste Seereise, und jeder ungewöhnliche Anblick machte einen tiefen, erschütternden Eindruck auf mich. Mit Schauder betrachtete ich die im Lichte des Vollmonds glänzenden Gebeine, und trotz der völligen Windstille und der nicht unbeträchtlichen Entfernung kam es mir vor, als ob sie, wie der alte Bootsmann sagte, von einem frischen Seewinde geschüttelt würden. In wenigen Augenblicken hatte sich eine Gruppe um den Alten gebildet, denn Jedermann wußte, daß er eine von seinen wundersamen Erzählungen auftischen würde, und alle Umstehenden horchten mit eben so gespannter Erwartung, wie die Morgenländer den Abenteuern des Kalifen Harun al Raschid oder des Matrosen Sindbad zuhören.

„Es mögen beynahe vierzig Jahre seyn,“ begann der alte Jack, indem er ein Endchen ächten Virginiatabak in den Mund schob, „als ich jenen schwarzen Galgen zum ersten Male erblickte. Ich war damals noch ein Gelbschnabel (mit einem lächelnden Seitenblick auf mich), es war das erste Mal, daß ich Westindien sah, und das zweyte Mal, daß ich überhaupt Seewasser roch. Es war eine finstere stürmische Nacht, der Nordwestwind trieb uns zehn Knoten in der Stunde durch diesen nemlichen Canal, und wir hofften bey Sonnenaufgang die Sandbänke im Rücken zu haben. Alle Hände waren auf dem Verdecke mit dem Einziehen der Segel beschäftigt, denn der Wind wurde immer heftiger und der Hauptmast krachte laut. Da rief auf einmal die Wache oben im Mastkorbe: „Ein Segel! Steuer leewärts!“ aber kaum waren die Worte herunter gerufen, so fuhren wir auch schon auf das zu spät avisirte Schiff. Unser Bugspriet zerbrach in Stücke, und das vordere Takelwerk zerschellte wie Glas; aber noch schlimmer erging's dem Schiffe, mit welchem wir zusammengestoßen waren. Es war klein, und ging nur 7 Fuß im Wasser, während wir beynahe 15 Fuß tief gingen. Wir fuhren darüber hin, als ob es nur ein Spielzeug gewesen wäre; denn an Stillhalten war nicht zu denken. Trotz der hohen See ward ein Boot hinabgelassen; Breter und Tonnen wurden über Bord geworfen, damit Alle, die etwa noch lebendig wären, sich retten könnten. Wir hörten in der That ein lautes Geschrey, welches indessen immer schwächer ward. Sogleich beorderte der Capitän vier Mann in das Boot, mit dem Befehle, dasselbe an die Küste zu führen, wo wir am Morgen ebenfalls anlegen wollten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bey Tagesanbruch, wo der Wind etwas nachgelassen hatte, steuerten wir nach jener Bucht dort, wo die Anker ausgeworfen wurden. Zu unserer Freude wurden wir von den Unsrigen am Ufer begrüßt. Es wurde sogleich ein zweytes Boot abgeschickt, worin auch ich mich befand. Das erste Boot war in der Dunkelheit dem Hülferuf zugeeilt; endlich hatte man einen Mann gefunden, der sich an einem großen Brete hielt, aber von der langen Anstrengung beynahe erschöpft war. Die Mannschaft hatte ihn eingenommen und ans Ufer gebracht. Der Gerettete war fast ganz bewußtlos und konnte kein Wort reden, er ward also in das nächste Haus gebracht und sorgfältig gepflegt.

Das Haus gehörte aber zufällig dem Gouverneur, der den Mann auf den ersten Blick erkannte und ins Gefängniß setzen ließ; es fand sich, daß wir mit aller unserer Mühe den armen Schelm nur vom Ertrinken gerettet hatten, um ihn dem Galgen zu überliefern; denn durch Zeugen, welche ihn zuvor gesehen hatten, und durch Schiffstrümmer, welche ans Ufer getrieben wurden, ward bewiesen, daß es kein Anderer als ein Seeräuber sey, dessen Mordthaten Niemand zu zählen vermochte. Er war schon zweymal gefangen worden, aber jedesmal wieder entwischt. Der Gouverneur, um recht sicher zu gehen, befahl ihn gleich an demselben Tage aufzuknüpfen. — Auf dem Schiffe war's ein paar Tage aus mit dem Lachen und Scherzen, denn wir Alle machten uns stille Vorwürfe, und wir wünschten, es möchten ihn lieber die Fische gefressen haben, als daß er am Ende den Landratten in die Hände fallen mußte. — Der Leichnam ward bald nach der Hinrichtung abgenommen und in Ketten aufgehängt, als Warnungszeichen für alle Seeräuber. Ich bin nachher oft hier durchgesegelt, aber noch nie habe ich vergessen, nach dem schwarzen Galgen und dem weißen Gerippe des Piraten zu schauen, der nur aus dem Wellengrabe gerettet ward, um gehängt zu werden.«

Musikalisches Allerley.

Von der **Biographie universelle des Musiciens** ist der siebente Band erschienen. Das gelehrte Werk des Hrn. Fetis hat ein zeitgemäßes Interesse. In unsern Tagen hat die Musik einen unerhörten Aufschwung genommen, und wir können stolz darauf seyn. Nur gute Menschen freuen sich der Musik! Zwar haben wir zugleich die Unzahl Virtuosen zu erdulden; das ist freylich schlimm; das Publicum ist aber selbst Schuld. Ist es doch beynahe einträglicher, in Deutschland wenigstens, sich ein Jahrzehend darin zu üben, die Finger auf dem Clavier tanzen zu lassen, als die schönsten Opern zu componiren. Hiermit sind die Sänger nicht gemeint, aber dennoch ist es arg, daß ein Tenor in Frankreich heut zu Tage mehr verdient als die Marschälle zusammen. Bekam doch die Pasta in ihren alten Tagen für ihre Reise nach Petersburg nicht weniger als 200,000 Franken. Mad. Malibran wurde in einer Saison für 24 Vorstellungen mittelst der Kleinigkeit von 2775 Pfund Sterling (28,000 fl. C. M.) engagirt, außerdem hatte sie zwey Beneficevorstellungen, welche auf 50,000 Franken geschätzt wurden. In demselben Jahre (1835) sicherte man ihr zu Mailand für 185 Vorstellungen 420,000 Franken zu. Im folgenden Jahre bekam sie für 20 Vorstellungen 60,000 Franken, und als sie ein Nervenfieber so schnell dahin raffte, hatte sie für 600,000 Franken Engagements! Seit 1831 bezieht Rubini jährlich 200,000 Franken, und da er sparsam lebt, hat er sich bereits ein Vermögen von 2½ Millionen zusammengetrillert. Die klingende Münze hat ihren Reiz; Ehre und Ruhm haben ihren Werth. Auch in dieser Hinsicht ist der gefeyerte Künstler zu beneiden. Bologna ließ eine Büste der Malibran in Marmor fertigen, und als sie nach Venedig kam, blieb keine Gondel zu Hause. Der Andrang der Neugierigen war so groß, daß die Künstlerinn in Lebensgefahr gerieth, und, um nicht erdrückt zu werden, sich in die Marcuskirche flüchten mußte. Der Virtuose sieht beyde

Welten zu seinen Füßen. Nur in Frankreich hat man dem Enthusiasmus von oben herab Schranken gesetzt. Rubini hat man das Ehrenkreuz verweigert. Das biographische Werk des Hrn. Fetis ist vielleicht zu vollständig. Wer nur eine Sonate geschrieben, wer leidlich Fagott geblasen, findet seine Stelle darin. Selbst der Gott Pan kommt darin vor. Der Gott steht eben nicht im Geruche der strengsten Moralität, aber in der Musik hat er Epoche gemacht durch die Erfindung der nach ihm benannten Flöte. Dem Jupiter leistete er im Kriege gegen die Titanen gute Dienste; er stieß so schrecklich in sein Horn, daß die Ungethüme davon liefen. Nero, der gekrönte Lautenspieler, ist nicht vergessen; auch Ludwig XIII., König von Frankreich, kommt in der Reihe der Tonsetzer vor; er componirte ein vierstimmiges Lied: „**Tu crois, o beau soleil.**“ Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, schrieb zwey Opern: „**Hypermnestre**“ und „**Panthée**“ mit Hülfe eines ziemlich obscuren Tonsetzers, Namens Gervais.

Unter den gleichzeitigen Meistern nennen wir bloß Rossini. Er wurde **1792** geboren. Sein Vater war ein armer Teufel, der als Waldhornist bey einer wandernden Truppe stand, zog mit dieser durch Italien, bey Wind und Wetter, bey Frost und Sonnenbrand. Der kleine Rossini trabte bis zum zwölften Jahre hinter seinem Vater her, und blies die zweyte Stimme auf dem Horn; er zeigte einige Fertigkeit, und man konnte hoffen, einen brauchbaren Meister **al Cimbalo** aus ihm zu machen. Aus Gnade und Barmherzigkeit ward er im Lyceum von Bologna aufgenommen, wo er schnelle Fortschritte machte. In seinem sechzehnten Jahre ließ er eine Cantate von seiner Composition aufführen, im achtzehnten schrieb er seine erste Oper. Im Jahre **1812**, noch vor erreichter Großjährigkeit, schrieb er in einem Jahre fünf große Opern für fünf verschiedene Bühnen. Einen europäischen Ruf gaben ihm „**Tancredi**“ und „**L'Italiana in Algeri.**“ Von da an folgten seine Compositionen einander mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Die laue Aufnahme, welche seine „**Semiramide**“ **1823** fand, verletzte des Künstlers Selbstgefühl. Er ging nach Paris, wo er sich nicht lange aufhielt, von da nach London, wo er sich durch Concerte und Unterricht in fünf Monaten **250,000** Franken verdiente; das macht **1700** Franken per Tag. Nach Paris zurückgekehrt, übernahm er die Direction des italienischen Theaters. Er war ein schlechter Verwalter, und führte in einem Zeitraume von drey Jahren die Anstalt ihrem Ruine entgegen. Er trat seine Stelle ab. Um ihn zu entschädigen, ernannte man ihn zum Generalinspector des Gesanges und zum Intendanten der königlichen Kammermusik; für beyde Stellen bezog er **20,000** Franken jährlich, die er nach der Julyrevolution verlor. Dem abgeschlossenen Contracte gemäß, verlangte Rossini eine Pension, welche man ihm verweigerte; es kam zum Prozeß, der zu seinen Gunsten entschieden wurde. Unterdessen wohnte er in einem Dachstübchen im Gebäude des italienischen Theaters. „Er sey ruinirt,“ sagte er, „er müsse sich einschränken;“ es war aber allgemein bekannt, daß er ein schönes Vermögen besaß. Sehr hohe Personen suchten ihn hier auf, und mehr als einmal kletterte Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, die Leiter hinauf, die zu seiner Mansarde führte.

Im Jahre **1829** ließ Rossini „Wilhelm Tell“ aufführen, und warf dann die Feder weg, auf immer, wie es scheint. In seinem siebenunddreyßigsten Jahre betrachtete er seine musikalische Laufbahn als geschlossen. Hierauf kehrte er nach Italien zurück, wo er abwechselnd zu Bologna und Mailand lebt, mit sich selbst und Andern unzufrieden. Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf achtundvierzig, mit Einschluß von „**Sigismando;**“ diese Partitur hat die Ehre, die schlechteste zu seyn,

die er geschrieben; sie wurde schmählich ausgepfiffen. Der Maestro hatte sich über ihren Werth nicht getäuscht. Am Morgen der ersten Vorstellung entschuldigte sich der Director des Theaters, daß er ihm ein so schlechtes Libretto gegeben. „Trösten Sie sich," erwiederte Rossini, „ich habe es wohl gemerkt; allein ich habe dafür gesorgt, daß meine Musik nicht dagegen absteche." Manche behaupten, „Robert der Teufel" und die „Hugenotten" hätten Rossini bewogen, die theatralische Laufbahn zu verlassen; er soll sich sogar in einem Anfalle böser Laune geäußert haben, er werde nicht nach Paris zurückkommen, bevor die Juden mit ihrem Sabbate zu Ende wären.

Ehe noch Meyerbeer so berühmt geworden, stand er mit Rossini im besten Vernehmen. Im Jahre 1825, als die erste Vorstellung des „Crocciato" vor sich gehen sollte, fand folgende Wette zwischen beyden Tonsetzern Statt: Meyerbeer schien besorgt. Man hatte ihm den Saal in der großen Oper nebst den Chören überlassen, obgleich die Soli von Italienern gesungen wurden. Bey einer der letzten Proben sagte Rossini zu ihm: „Nun, Sie bereiten sich einen schönen Triumph vor." — „Unter uns, amico caro," versetzte Meyerbeer, „ich fürchte, daß ich durchfalle; ich möchte wohl wetten." — „Ey was, Sie wollen scherzen, ich wette das Gegentheil." — „Sie?" — „Mein Ehrenwort." — „Wollen Sie hundert Louisd'or?" — „Es gilt." — „Auf morgen Abend also." — „Auf morgen Abend." — Am Tage der Vorstellung hatte Rossini einen Sperrsitz auf dem Balcon der großen Oper. Er war gegen seine Gewohnheit elegant gekleidet, frisirt, in Jabot und gelben Handschuhen; man hatte ihn noch nie in einem so splendiden Aufzuge erblickt. Bey jedem Stücke applaudirte er, und das Publicum machte es ihm nach. Das Schicksal des „Crocciato" blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Den andern Morgen sandte ihm Meyerbeer die hundert Louisd'or nebst einem Danksagungsschreiben.

Notizenblatt.

Mainzer über Musikpflege in österreichischen Stiften. In der „Musical Times," welche Mainzer, der berühmte Gründer der Volksmusik in Frankreich und England, seit Kurzem herausgibt, kommt folgende Angabe über Musikpflege in österreichischen Stiftern vor: „In den Schulen, welche zu den österreichischen Stiftern und Klöstern gehören, bildet die Musik einen eben so stehenden und obligaten Unterrichtsgegenstand, als die classischen Sprachen und andere Gegenstände. In manchen österreichischen Stiftern nehmen am Choralgesang außer den gewöhnlichen Choristen in der Regel auch die Studierenden, die Novizen und Professoren Theil. In den an der Donau gelegenen Stiftern wird jede Art von Tonkunst geübt und cultivirt. Mozart's und Haydn's Instrumentalwerke werden allda mit einer Genauigkeit und Vortrefflichkeit ausgeführt, wie kaum in irgend einem der Gesellschafts- und Concertsäle der Kaiserstadt. Die Klostergeistlichen versammeln sich zu verschiedenen Malen in der Woche, um diese Tonschöpfungen auszuführen, und sie beschränken sich dabey keineswegs auf die beyden genannten unsterblichen Meister, sondern ihr Repertoire wechselt auch mit Beethoven, Weber, Spohr, Hummel, Romberg, Mayseder, Ries und Fesca ab. Aber auch mit den außerordentlichen Tonschöpfern älterer und neuerer Zeit sind sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl vertraut und führen die Schöpfungen der Bocherini, Viotti, Rode, Baillot u. A. aufs Trefflichste und Geschmackvollste aus.“ 3.

Projectirte Telegraphenlinien in England. Bis zur Stunde ist in ganz Großbritannien nur eine Staatstelegraphenlinie und eine solche Privatlinie vorhanden, und es gehört dieser Mangel zu den mancherley Unbegreiflichkeiten und Seltsamkeiten, denen man in England begegnet. Auf der einen Seite der allerraffinirteste Comfort und ein Getriebe in einander greifender Einrichtungen, auf der andern eine fast unerklärliche Unbehülflichkeit und ein sichtbares Zurückbleiben hinter den sonstigen eigenen Fortschritten. Eines merkwürdigen Umstandes dieser Art im Londoner städtischen Wesen ist kürzlich in diesen Blättern bey Erwähnung der **Metropolitan Improvement Society** gedacht worden. Die eben angeführte Regierungstelegraphenlinie besteht zwischen dem Admiralitätsgebäude zu London und Portsmouth, die Privatlinie ist die sogenannte Watson'sche, die zwischen London und Dover correspondirt, und von welcher die Admiralität selber die sie angehenden Nachrichten erhält. Es ist nun im Werke, mehrere ämtliche Telegraphenlinien anzulegen, worunter eine sich bis über Falmouth, Plymouth u. s. f. bis Land's-End erstrecken und solchergestalt das ganze Littoral des brittischen Canals umfassen soll. Von dem äußersten Puncte dieser an 290 englischen Meilen langen Strecke bis zum anderen sollen die Nachrichten bey günstigem Wetter binnen 9 oder 10 Minuten gelangen. In der Mittheilung des Londoner „**Morning Harald**,“ woraus vorstehende Angaben geschöpft sind, kommt ein gar arger Schnitzer vor. In Österreich, heißt es nemlich darin, gibt es Telegraphenlinien, welche das Reich von einem Ende zum andern durchziehen, von Triest und Venedig am adriatischen Meerbusen bis nach Wien und ans baltische Meer!? F. M.

Meeresströmungen. Ohne des bekannten Golfstromes zu gedenken, der zwischen Europa und Amerika eine nördliche Richtung nimmt und in seiner Natur noch nicht genugsam erschöpft und erläutert ist, reden wir hier von den weniger bekannten Strömungen, welche zwischen Amerika und Afrika Statt finden, und die keineswegs, wie manche andere Seeströmungen, bloße Wirkungen von Winden sind. Wir finden hierüber in Wilkes' **Synopsis of the Cruise of the United States Exploring Expedition during the Years 1838—1842** die folgende interessante Angabe: „Man hat unter dem Äquator eine Schichte Wasser gefunden, welche 23 Grad kälter als die Oberfläche, und 10 Grad kälter als nördlich oder südlich desselben war; wodurch man sich zu glauben veranlaßt fühlte, daß es einen submarinischen Strom gebe, welcher den atlantischen Ocean gegen Süden hinfließt, und denselben Gesetzen zu gehorchen scheint, welche die atmosphärischen Strömungen regieren.“ Wir erlauben uns hier nur zu bemerken: Wenn dieser untermeerische Wasserzug seine Richtung auf ähnliche Weise gegen Süden nimmt, wie der bekannte Golfstrom gegen Norden, und beyde ihren Urquell in der Nähe der Linie haben, so kann ja eben in dieser Lage der Grund ihrer Existenz seyn. Die Physik hat es ja längst ermittelt und erwiesen, daß das Andringen des Wassers in der Nähe des Äquators einen Wasserberg bildet, gegen welchen die höchsten Berge der Erde wie Zwerge gegen einen Riesen sich verhalten, und wo ein solches Andringen ist, denken wir, kann oder muß vielmehr wieder ein Abströmen seyn, es mag sich nun das Verhältniß des Gleichgewichts auf diese oder jene Weise herstellen. 28.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

252

Montag, den 19. December 1842.

Die Ballschuhe.

(Fortsetzung.)

Clara erbleichte und schwieg. Sie fühlte, daß das nicht hätte seyn sollen, und das Gefühl war stark genug, ihre Eitelkeit zu bewältigen. Was wird Arthur denken, wenn er es erfährt? war ihr nächster Gedanke. Sie sprach ihn nicht aus, sondern fragte Sarah, wie es ihr habe einfallen können, dem Major von den Schuhen zu sagen? Sarah rechtfertigte sich durch Erzählung des Herganges; „und welcher vernünftige Mensch," schloß sie, „hätte es für möglich gehalten, daß er über Hals und Kopf eine vierspännige Chaise nehmen und nach Bristol fahren werde, bloß um ein Paar Schuhe zu holen?"

„Das freylich," bemerkte Clara, und tröstete sich damit, daß sie von des Majors Vorhaben nichts gewußt, es folglich auch nicht habe hindern können. In nächster Folge gefiel ihr die Ritterlichkeit des Majors, und sowohl dieß, als die Freude, trotz Dixon's Nachlässigkeit weiße Atlasschuhe zu bekommen, verdrängte das Bewußtseyn, daß die Sache so weit nicht hätte gehen sollen, und Arthur böse seyn würde. Demnächst geschah, was sie erwartete; über Tisch fragte die Mutter nach den Schuhen, und Clara antwortete, sie habe sie erhalten. Zwar erröthete sie, als sie das sagte, aber wie konnte sie anders, da sie voraussah, daß die Mutter unzufrieden seyn und die Annahme der Schuhe verbieten würde.

Halb acht begann Clara die Toilette; eine Stunde später hielt ein Wagen und die Klingel wurde gezogen. „Schnell, Sarah, nimm die Schuhe, laß sie nicht James holen," rief die Erschrockene, „und wenn nur die Mutter nicht etwa den Wagen gehört hat, und nun wissen will, wer es gewesen," setzte sie hinzu, während Sarah die Treppe hinabflog, den Diener, der eben die Hausthür geöffnet, bey Seite stieß, an den Wagen sprang, und die Hand durchs Fenster streckte.

Zu ihrer nicht geringen Verwunderung wurde die Hand zärtlich gedrückt, und zu ihrem noch größeren Schreck erkannte sie in dem: „Haben Sie denn gewußt, Clara, daß ich käme?" Henley's Stimme. „Verzeihen Sie," erwiederte sie mit rascher Besonnenheit, „es ist nicht Miß Rivers — ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bin's; Miß Rivers ist beym Ankleiden." Neuer Schreck — von der Bristoler Straße her rasselte ein Wagen.

„Ach so, Sie sind's, Sarah," antwortete Arthur; „nun, nun, so sagen Sie Miß Rivers, ich sey nur vorgefahren, ihr meine Ankunft zu melden und dieß Packet abzugeben, es sind ein Paar Schuhe von Dixon, ich fahre in den „Drachen," und werde Miß Rivers an der Treppe erwarten."

„He, Sie da!" rief gleichzeitig Major Waterton aus dem herankommenden Wagen, „dieß an Miß Rivers mit Major Waterton's Empfehlung."

Der herbeygesprungene James nahm das Packet, und Henley sagte zu Sarah: „Wer zum Henker ist das?"

„O gar Niemand," stotterte Sarah, „'s ist bloß Major Waterton, der für Miß Rivers etwas abzugeben hat." Damit riß sie James das Schuhpacket aus der Hand, machte Hrn. Henley ihren Knix und ging ins Haus. Henley gebot dem Postillon, in den „Drachen" zu fahren — weitere Auskunft wollte er sich von seiner Braut erbitten.

Clara war über das verdrießliche Rencontre sehr betreten. Sie verbarg sich nicht, daß die Galanterie des Majors unangenehme Folgen haben könne, und dazu nun die Verlegenheit, welches von den beyden Paar Schuhen sie anziehen solle. Die aus Bristol waren zierlich mit Silber gestickt, die Londoner einfach von weißem Atlas. Beyde Paare saßen gleich gut; aber die aus Bristol waren unstreitig die hübscheren, und außerdem gestand sich Clara, daß es doch am Ende über die Gebühr unartig wäre, nicht die Schuhe zu tragen, um welche der Major sich so ritterlich gemüht. Also entschied sie zu ihren Gunsten, und obgleich nicht ohne Besorgniß, daß in Betreff der unabweisbaren Rücksicht Arthur eine andere Meinung haben könne, stieg sie doch in den Wagen mit dem erheiternden Bewußtseyn, daß nicht leicht ein niedlicherer Fuß und eine elegantere Chaussure den Ballsaal betreten würde.

Sobald Clara mit ihrer Mutter in das Hotel zum „Drachen" eingefahren war, unterstützten sie zwey Herrn beym Aussteigen, Arthur Henley und Major Waterton. Ersterem gab sie zwar freundlich und herzlich die Hand, nahm aber zu seinem nicht geringen Erstaunen den Arm des Majors, der darob so stolz und glücklich aussah, daß Clara sich vor ihren Schuhen geschämt haben würde, hätte sie anders gehandelt. „Ich hoffe, Sie passen," sagte der Major mit einem Blicke auf Clara's Fuß. „Vollkommen," antwortete Clara hoch erröthend.

Henley hörte die Frage des Majors, folgte seinem Blicke, und bemerkte, daß das nicht Dixon's Schuhe waren. Das brachte sein Blut in Wallung. Er begriff sofort, daß dieser anmaßende Adonis, denn schön war der Major, derselbe Officier sey, der vor einer Stunde ein Packet für Miß Rivers abgegeben, und rechnete schnell heraus, daß das Packet gegenwärtige Schuhe enthalten habe. In keiner besonders rosenfarbenen Laune ging er, Mistreß Rivers am Arme, hinter der treulosen Braut und dem triumphirenden Major die Treppe hinauf, und auch was Mistreß Rivers ihm zuflüsterte, verfehlte die gutgemeinte Absicht. „Das ist ein Major Waterton," flüsterte sie, „der seit Kurzem zum Regiment gekommen; er ist ein ausgezeichneter Mann, und sehr artig, er hat auch die Aufmerksamkeit gehabt, uns die Karten zum Frühstück zu senden, und Clara wird nicht umhin können, den Ball mit ihm zu

eröffnen; ich hörte es, wie er sie heute Morgen darum bat, und da hatte sie ja keine Idee von Ihrer Ankunft."

„Ich werde nicht vergessen, mich künftig vierzehn Tage vorher anzumelden," versetzte Henley.

So traten sie in den Saal, und nachdem Mistreß Rivers ihren Platz am Whistische, und der Major den seinigen in der Tanzreihe genommen, lehnte sich Henley in eine Kaminecke, die Lippen zusammengedrückt, die Stirn gefaltet, ein leibhaftes Bild der Ärgerlichkeit über sich und Alles um ihn her. Wie der Tanz beendigt war, näherte er sich Claren, und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn. „Ich darf vielleicht hoffen," sagte er, „daß Sie für den nächsten Tanz frey sind?"

„Ich bin es," antwortete Clara, „ich tanze herzlich gern mit Ihnen, lieber Arthur. Was hat Sie aber so unerwartet zu uns gebracht? Ich hatte keinen Gedanken an diese Möglichkeit."

„Was ich durchaus nicht bezweifle," erwiederte Henley. „Die Wahrheit ist, ich hörte von dem Ball, und fand, daß ich einen oder zwey Tage von London abkommen konnte."

Der Beginn des Tanzes unterbrach das Gespräch, und Henley verschob die gewünschte Erklärung bis zu dessen Beendigung. Da trat aber der Major verhindernd dazwischen. „Sie erinnern sich, Miß Rivers," sagte er, „daß Sie mir den ersten Galopp versprochen haben. Er wird sogleich angehen." Dabey reichte er Claren die Hand, und wenige Minuten später flog er mit ihr den Saal entlang, während Henley, zehnmal mürrischer als vorher, sich wieder in die Kaminecke lehnte, und der Galoppade zusah. „Nun wahrhaftig," äußerte eine nicht tanzende junge Dame in seiner Nähe, „es ist die ritterlichste That, von der ich je gehört habe."

„Darf ich wissen," fragte ein hinzutretender Officier, „welche ritterliche That so glücklich ist, die Bewunderung von Miß Burnett zu erregen?"

„Eine That Ihres Major Waterton," antwortete Miß Burnett; „denken Sie, er ist heute Nachmittags mit vier Postpferden eigens nach Bristol gefahren, um — was glauben Sie wohl?"

„Vermuthlich eine Ehrensache abzuthun?"

„Richtig, eine Ehrensache, die jedoch darin bestand, der Miß Clara Rivers ein Paar Schuhe zu holen."

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 16. December zum ersten Male: „Die Kinder Cymbelins." Drama in fünf Aufzügen, von W. Shakespeare. Für die Bühne eingerichtet von Friedrich Halm.

Die Shakespeare'schen Stücke sind ein Heiligthum von so unantastbarer Natur, daß man lieber dem eigenen Urtheile mißtrauen, als an dem Werthe dieser Stücke zweifeln sollte. So spricht, wenigstens in mir, ein Gefühl, das ungestört und unverkümmert mich durchs Leben begleitet hat, von dem Augenblicke an, wo Shakespeare mir als der größte dramatische Dichter aller Zeiten aufgegangen ist. Dieß Gefühl, so unmodisch, so unelegant es auch immer seyn mag, ist durch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heutige Aufführung der „Cymbeline“ nicht im mindesten erschüttert worden; und mein Shakespeare thront und leuchtet mir in ungetrübter Glorie entgegen. Aber zwey Dinge sind mir aus der heutigen Darstellung abermals klar geworden, erstens: daß man ein solches Gefühl von der großen Menge nicht erwarten darf, und zweytens: daß in unsern Tagen die Form über den Geist den Sieg davon getragen hat. Eine nähere Erörterung beyder Puncte würde jedoch zu wenig erfreulichen Resultaten führen; die Dinge wollen Einmal ihren Lauf, und vergebens stemmt der schwache Einzelne sich gegen den unaufhaltbaren Strom; genug für ihn, wenn er nichts rettete als seine einsame Überzeugung. Ich beschränke mich demnach auf die wenigen Bemerkungen, welche die Aufführung des Stückes als solche zunächst betreffen. „Cymbeline“ gehört in die Reihe derjenigen Shakespeare'schen Dramen, welche dem heutigen Bühnengeschmacke und dem heutigen Bühnenbedürfnisse am wenigsten zusagen; selbst in England, wo auch der rohe Haufe die Shakespeare'schen Stücke mit einer, wenigstens stummen Pietät anhört, bringt „Cymbeline,“ wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nur geringe theatralische Wirkung hervor; sogar Young's, Kean's, Macready's und der unvergeßlichen O'Neill Zusammenwirken, in der glänzendsten Periode der beyden Nationaltheater, haben dem Stücke keine dauernde Stätte bereiten können. Es gehörte indessen zum Shakespeare-Repertoire, und es war recht und nothwendig, daß man es nicht fallen ließ, so lange in den genannten Darstellern die würdigen Kräfte vorhanden waren. Schon die Getrenntheit des Stoffes in zwey von einander gesonderte Hälften bringt dem Interesse der Darstellung entschiedenen Nachtheil, ein Übelstand, den zwar andere Stücke, wie der „Kaufmann von Venedig,“ ebenfalls aufzuweisen haben, der aber nicht, wie in dem angeführten Beyspiele, durch besonders glänzende, für die Darstellung zumal dankbare Einzelnheiten aufgewogen wird. Der überreiche Stoff der Doppelhandlung im „Cymbeline“ führt einen so unaufhörlichen und unstäten Scenenwechsel mit sich, daß der Zuschauer nicht leicht zum ruhig bewußten Genießen des Einzelnen kommt; eben so macht die Masse der aufgehäuften und zu beseitigenden Materialien eine solche Fülle von Erklärungen und Erzählungen nothwendig, daß beynahe der ganze fünfte Act zu einer ununterbrochenen Recapitulation des Geschehenen, gleichsam zu einem summarischen Zeugenverhör vor Gericht verwendet werden muß. Das Alles verwirrt und überwältigt den Zuschauer; er fühlt sich zugleich erdrückt und zerstreut von dem Übermaß des Stoffes, und das Einzelne, so groß und herrlich es ihm hier wie in allen Shakespeare'schen Schöpfungen dargebracht ist, geht ihm in dem Strome der Massen verloren. Der nemliche Grund entzieht dem Stücke einen andern Reiz, den der heutige Geschmack nun Einmal zum Bedürfniß gemacht hat; die sogenannten „schönen Stellen,“ jene schönrednerischen Ergüsse von Empfindungen und Reflexionen, jene declamatorischen Glanztiraden, die dem Sprecher wie dem Zuhörer so willkommen sind; zu dem Allen findet sich in dem ewig bewegten Bilde weder Zeit noch Raum; der gewaltige Vorrath von Sachen und Begebenheiten muß gleichsam unter Dach gebracht werden, und da findet sich kein Platz für lyrisch-rhetorische Zierathen. Die „Unmittelbarkeit“ der Shakespeare'schen Poesie, von der ich öfter gesprochen habe, gibt sich im „Cymbeline“ auf eine besonders hervortretende Weise zu erkennen; allein diese Eigenthümlichkeit ist gerade keine Empfehlung für Alle; und wenn man untersuchen wollte, was denn heutzutage die meisten Theaterthränen fließen mache, so würde man auf ganz etwas Anderes stoßen, als was dem ehrlichen, naturgetreuen Sänger von Stratford zu Gebote stand. Noch augenscheinlicher, als durch die schon erwähnten Umstände, leidet die theatralische

Wirkung des „Cymbeline“ durch den Mangel an dankbaren und brillanten Rollen, jenem unentbehrlichsten aller modernen Bühnenrequisite, jenem schimmernden Deckmantel so mancher poetischen und dramatischen Blöße. Daß ich unter diesem Mangel nicht den an Charakteren verstehe, brauche ich wohl kaum zu versichern, und Shakespeare bedarf in diesem Puncte gewiß am wenigsten eines Vertheidigers; allein die Masse der Sachen hat den Personen den Raum beengt, und gerade diesen braucht eine sogenannte „gute Rolle.“ Die kleinen, bezeichnenden Merkmale, die ohne viele Worte einen Charakter hinstellen, übersieht die Menge nur allzuleicht, wie viel leichter da, wo die Begebenheiten sich so unaufhaltsam über einander drängen! Posthumus, Jachimo, Pisanio, Cloten, Imogen (vor allem die letztere, ein wahres Meisterstück an Natur und Innerlichkeit) sind als Charakterzeichnungen gewiß eben so interessant als unvergreiflich, aber als Rollen, als theatralische Aufgaben bieten sie dem Darsteller wenig Gelegenheit zu glänzender Wirkung dar. Nur Imogen findet im dritten und vierten Acte eigentlich dankbare Scenen, und selbst diese sind durch mancherley Nebenumstände verkümmert und verleidet. Ich erinnere nur an die Scene an der vermeintlichen Leiche des Posthumus, welche nach dem Originale schlechterdings gar nicht aufführbar ist, und die unser geistreicher Bearbeiter wenigstens so producibel als möglich gemacht hat. Stellen der Art kommen mehr als Einmal vor, und wenn man auch nicht in das harte, lieblose Urtheil des geistreichen, aber befangenen Johnson einstimmen will, so kann man doch auch mit gutem Gewissen nicht in Abrede stellen, daß „Cymbeline“ nicht bloß an Unwahrscheinlichkeiten und Unförmlichkeiten mancherley Art, sondern nach unseren Begriffen und Anforderungen geradezu an dramatischen Unmöglichkeiten leide. Freylich sollte dabey die Zeit, in der Shakespeare lebte und schrieb, in Anschlag gebracht werden; aber wo ist das Publicum, das einer solchen Abrechnung gewachsen wäre? Ja, könnte man auf einen Kreis von Zuschauern zählen, die Shakespeare und seine Zeit richtig zu erfassen und ihre dramatischen Genüsse nach dieser Erkenntniß abzuwägen verstünden, dann freylich dürfte auch „Cymbeline“ in der Reihe nicht fehlen, und ich würde dem trefflichen Bearbeiter für den heutigen Versuch eben so herzlich danken, als ich ihn dringend zu ferneren auffordern möchte. Wie die Sachen stehen, bleibt wenigstens der Wille dankenswerth; ob die Zeit des Gelingens, d. h. die Zeit der Empfänglichkeit und des Unterscheidungsvermögens bey der Menge kommen werde, haben wir in Geduld zu erwarten. Wie gesagt, die Dinge wollen ihren Lauf, aber es ist ein Kreislauf, und am Ende kommt Alles da wieder hin, von wo es ausgelaufen ist. — Um das Shakespeare'sche Stück unserem heutigen Theaterbedürfnisse näher zu bringen, wäre es vielleicht nicht unzweckmäßig, wenn man es nicht bloß dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach kürzte und die zwey Hälften der Handlung auf die eine, nemlich die Wette auf Imogen's Treue, reducirte. Es bliebe dann der Stoff, den Shakespeare selbst aus dem Boccaccio, oder aus der ihm zugänglichen englischen Bearbeitung der Novelle Boccaccio's nahm (wenn ich nicht irre, der neunten des zweyten Tages im Decameron)'; die so begrenzte Handlung wäre übersehbar, faßlich, und in den Händen eines geschickten Bearbeiters, mit Benützung des vorhandenen Shakespeare'schen Materials, gewiß auch prägnant genug, um poetisch und dramatisch wirksam zu werden. Um der kostbaren Juwelen willen, die „Cymbeline,“ wie jedes Shakespeare'sches Stück in reicher Fülle enthält, wäre es wünschenswerth, daß auch die Fassung unserer Zeit und — setzen wir bescheiden hinzu — unseren Kräften angepaßt würde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Darstellung verrieth den vorangegangenen Fleiß, im Ganzen wie im Einzelnen. Unter den Mitwirkenden trat Mad. Rettich als Imogen, sowohl durch die Bedeutsamkeit der Aufgabe als auch durch die glückliche Lösung derselben hervor; die tragischen Momente namentlich, im dritten und vierten Acte, wußte die Darstellerinn mit siegender Gewalt geltend zu machen. Die männlichen Parthien haben theils ihrer Menge, theils der nothwendigen Kürzung wegen zu wenig Raum, um zu einer vortretenden Wirkung gelangen zu können; was sich in den Hauptrollen des Posthumus und Jachimo thun ließ, geschah, wie sich voraussetzen läßt, aufs Beste durch die HH. Löwe und Lucas. Einen recht glücklichen Griff that Hr. Fichtner als Cloten in einer ihm eigentlich neuen Sphäre; man kann die Rolle als einen bezeichnenden Übergang für den Darsteller betrachten. Hr. Weber als Pisanio ließ es am besten Willen und Streben nicht fehlen, doch scheint die Darstellung eines so gewichtigen Charakters, beynahe der wirksamsten Rolle des Stückes, für seine Kräfte zu schwer. In den übrigen Parthien waren mit bestem Erfolg mehrere der erprobtesten Mitglieder unseres Künstlervereiaes beschäftigt.

Hebung eines alten Schatzes.

Seit länger als einem halben Jahrhundert ist die Frage öfter erörtert worden, ob sich an Bord des Schiffes „Telemach," welches bald nach dem Ausbruch der ersten französischen Revolution unfern der französisch-atlantischen Küste scheiterte, ein Theil der Schätze befunden habe, welche die damalige Emigration aus dem Reiche flüchtete, oder nicht? Diese Frage dürfte jetzt, indem wir dieses schreiben, endlich entschieden seyn. Der erste definitive Versuch zur Aufhellung des Dunkels, welches von dem Augenblicke an, wo vor mehr als fünfzig Jahren gedachtes Fahrzeug im Dünensande bey Quilleboeuf versunken war, über diese Sache geschwebt hatte, ist am 19. November l. J. gemacht worden. An diesem Tage nemlich wurde die erste aus dem tiefen Dünengrunde heraufgehobene Parthie des Wrackes abgebrochen und ans Land geschafft. Diesem ersten Abbruch des räthselhaften Fahrzeuges ging eine Reihe der schwierigsten und anziehendsten mechanischen Operationen voran. Wir können nicht umhin, eine möglichst gedrängte und allgemeinverständliche Darstellung derselben hier mitzutheilen: Ein Hulk (Art von Lichterfahrzeug) mit zwey Ankern vorne und dreyen hinten wurde in die Nähe der Stelle gelegt, woselbst der „Telemach" im Sande versusken liegt. Auf der dahin gerichteten Seite des Hulks wurde ein Gerüst aufgezimmert, worauf sodann ein Apparat zur Eintreibung von hohen und stämmigen Pfählen in den Dünensand befestigt wurde. Auf die Pallisaden, welche durch die Sandschichten bis in den Felsengrund hineingetrieben worden waren, wurde ein zweytes Gerüst errichtet, und von diesem aus eine neue Pfahlreihe eingetrieben. Mit dieser Doppeloperation wurde so lange fortgefahren, bis das gesamte Wrack von einem Pfahl- und Gerüstwerk umgeben war. Jeder von den Pfählen war überdieß an der Spitze miteinem starken Kettenseil versehen, an dessen andern Ende ein Anker hing, der durch ein Boot in die See hinaus geführt und da versenkt wurde. Der gesamte Pfahlkreis war auf diese Weise doppelt, und selbst dem jeden Tag zehn Stunden währenden gewaltigen Andrang der Flut unerschütterlich befestigt. Auf diese Gerüste nun wurde der brücken- oder wiegenartige Apparat zur Heraufkrahmung des viele Klafter tief versandeten Wracks gerade über demselben errichtet, und eine Anzahl von 30 Schuh langen, unten scharf ausgezackten ehernen Pflöcken der ganzen Breite des Wracks entlang in dasselbe eingetrieben. Die obern Enden dieser Eisen-

pflöcke waren mittelst starker Ketten an den Apparat befestigt. Als gegen achtzig dieser Harpunen ins Wrack eingetrieben waren, wurde der Apparat oder die Brücke mittelst Schrauben langsam emporgehoben. Und siehe! der halbhundertjährige Siebenschläfer unten im Dünensande begann zu stöhnen und sich zu dehnen, sich träge aufzurecken und dem unwiderstehlichen Emporzuge widerstrebend zu folgen. Als er einige Fuß über den Sandrande erhoben war, wurden ihm acht gewaltige Ketten unter den Kiel geschlungen, und er ist seitdem mit einem förmlichen Kettennetz umgarnt worden, worin er immer höher und höher emporgelüftet wird. Daß sich im Schiffsraum Metallmassen befinden, wollte man aus dem Umstande schließen, daß ein Theil der Eisenpflöcke auf unbesiegbaren Widerstand stieß, wogegen die übrigen mit unwiderstehlicher Gewalt nicht nur durch das Zimmerwerk des Wracks, sondern sogar durch die Bohlen- und Balkenhaufen, womit es seiner Zeit befrachtet gewesen seyn soll, hindurch getrieben wurden. Die von der damaligen Regierung gehegte Überzeugung, daß das Fahrzeug mit Schätzen der Ausgewanderten beladen gewesen, erhellt aus dem Umstande, daß ein Jahr nach dem Untergang desselben, eine Zahl der ausgezeichnetsten Ingenieure nach Quilleboeuf gesendet, und dem Versuche der Heraufziehung des Wracks ein bedeutender Kostenaufwand gewidmet wurde. Alle damaligen Anstrengungen waren aber vergeblich geblieben. Dem Vernehmen zufolge haben V. Hugo und sein Bruder bereits Ansprüche auf einen bedeutenden Theil der Gelder erhoben, die sich im Wrack vorfinden dürften. Sie sind nemlich Neffen eines Abbé von Jumieges, welcher damals sein ganzes bewegliches Vermögen an Bord des „Telemach“ hatte bringen lassen, und sollen sich im Besitz von darauf bezüglichen authentischen Urkunden befinden.

F. M.

Notizenblatt.

Stürme in Frankreich. In der Nacht vom 24. auf den 25. November d. J. wüthete im südwestlichen Frankreich ein so heftiger Orkan, daß sich die ältesten Menschen nicht an einen ähnlichen erinnern können. Unweit der Stadt Pau rissen die ungestümen Windstöße eine Herde Schweine mit sich fort, bis zu einem sumpfigen Moor, worin 13 Stücke ertrunken oder vielmehr erstickt sind. Auf der Insel Oléron, welche sonst wenig von Stürmen heimgesucht wird, tobte dieser Orkan mit entfesselter Wuth und richtete großen Schaden an. Am Morgen des 25. wehte er auch in Paris mit außerordentlicher Heftigkeit, und warf da einen alten, gebrechlichen Mann in die Seine, als er eben zur Kirche gehen wollte. Ein rüstiger Maurergesell stürzte sich kühn in die Fluten, zog den Greis aus dem Wasser und trug ihn nach Hause. Das Glück dieses Burschen war gemacht; denn der Gerettete war wohlhabend und so dankbar, daß er seinem wackern Lebensretter sogleich 500 Franken schenkte, und ihm brieflich noch ein Legat von 1000 Franken zusicherte.

28.

Das Hermanns-Denkmal findet nachträglich nicht mehr dieselbe lebhafte Theilnahme, die es früher erweckt zu haben schien, denn aus Detmold wird gemeldet, es sey gegenwärtig (December d. J.) nicht viel über 30,000 Thaler eingegangen, und die Kosten des Monuments sind auf 50,000 veranschlagt worden.

28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der heurige Sommer glich mit seiner Dürre, Hitze und Wassernoth ganz dem Sommer des Jahres 1473, von dem es in der alten Chronik des ehrsamen Sebastian Franck also heißt: „Im Jar 1473 war der düre somer, darin viel Wälder und Mäder (Wiesen) vom himmel angezündt verbrannen. Doch gerieth all Ding wol genugsamlich. Der Böhmer-Wald brann 14 Wochen (Ähnliches war auch heuer an der böhmisch-sächsischen Grenze der Fall); item der Thüringer Wald, Schwarzwald, auch die Wälder in dem Gebirg (?) und an der Etsch, auch Märkt und dörffer, denn alle Ding waren aus Mangel des Regens und übriger (übermäßiger) Hitz griebendürr; worein das Feuer kam, war dieß Jar unerrettet.“ 9.

Ein amerikanischer Arzt der Mitglied eines Mäßigkeitsvereines ist, hatte einen sinnreichen Einfall, um wohlthätig auf seine Mitmenschen einzuwirken, die er durch Trunk und Völlerey ihrem Ruin zueilen sah. Er ließ eine colorirte Abbildung des Magens in dreyfachen Stadien entwerfen, und darin zeigen, wie sich anfangs der gastrische und allgemach der ganze Leibeszustand des Menschen verschlimmere und bis ins Schreckliche übergehe, wenn man der Trunkenheit ergeben ist. Der edle Menschenfreund vertheilte dieses Bild in mehreren tausend Exemplaren gratis an alle Schenken und Branntweinhäuser, und begleitete sie mit einigen fulminanten Worten der Warnung, welche wirklich schon Viele bekehrt und gerettet haben sollen. 9.

Seuche unter den Pferden. Ein Berliner Blatt macht sich wohl mit seinen Lesern einen Spaß, wenn es behauptet: In diesem Sommer hat die Mauke unter den Pferden in Mecklenburg stark gewüthet, aber vornehmlich nur jene befallen, welche weiße Flecken hatten. An diesen Flecken selbst zeigte sich die Krankheit, und ein von der Seuche befallenes Pferd, das drey weiße Füße und den vierten schwarz hatte, trug nur an diesem schwarzen Fuße keine Krankheitszeichen. 9.

Bienenaberglaube. In England ist es unter den Landleuten ein sehr allgemeiner Gebrauch, bey einem Todesfalle in der Familie auch die Bienen trauern zu lassen; im Fall es unterlassen wird, glaubt man, gehen die Bienenstöcke ein. Die Art der Trauer besteht darin, daß man ein Stück schwarzes Tuch an jeden Stock heftet. An einigen Orten ist die Ceremonie noch feyerlicher. Die ganze Familie begibt sich vor die Stöcke und kündigt den Bienen das traurige Ereigniß dadurch an, daß man mit dem Hausschlüssel dreymal an jeden Stock klopft und die Bewohner desselben von dem Trauerfalle mit lauter Stimme in Kenntniß setzt; sonst, fürchtet man, wandern die Bienen aus und suchen sich andere Stöcke, oder sie schwinden dahin und sterben. Ja Andere gehen sogar noch weiter, daß sie den Bienen jedes wichtige Ereigniß, welches das ganze Land betrifft, anzeigen. — Die Bienenzüchter in Bedford haben die Gewohnheit, daß sie den Bienen, wenn sie schwärmen, mit dem Hausschlüssel auf einer Röstpfanne vormusiciren und sie auf diese Weise einladen, sich niederzulassen. Wenn ein solcher Schwarm sich auf solche Einladung eines Andern niederläßt, so verliert der Eigenthümer sein Besitzrecht, wofern er nicht nachweisen kann, daß er dieselbe Einladung an seine Bienen gerichtet. — Es mag hiebey die Bemerkung folgen, daß aufmerksame Beobachter schwärmender Bienen gefunden zu haben glauben, daß nicht eine einzige Arbeitsbiene auswandert, ohne vorher die beabsichtigte künftige Wohnung sowohl als die nöthigen Ruheplätze auf der Reise des ganzen Schwarmes besucht zu haben. —gt—

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

253

Dienstag, den 20. December 1842.

Die Ballschuhe.

(Fortsetzung.)

Das Wort war Miß Burnett kaum über die Lippe, als ihre Schwester sie anstieß, und einen Blick auf Henley warf. Dieser bemerkte den Blick, wie er das Gespräch gehört hatte, und in diesem unglückseligen Momente galoppirte der Major mit Clara herbey, blieb unmittelbar vor ihm stehen, und — trat ihm auf den Fuß. Die Wuth übermeisterte Henley. Als der Major ihn um Verzeihung bitten wollte, gab er ihm einen Stoß, daß wenig fehlte, der Major samt Clara hätten die Diele gemessen.

Jetzt loderte der Major auf, mehr wegen der seiner Tänzerinn, als der ihm zugefügten Beleidigung, und unbekannt mit Henley's Person und seinem Verhältnisse zu Miß Rivers forderte er augenblickliche Abbitte. Ein lauter Wortwechsel folgte. Henley hatte Freunde, die sich zu ihm drängten; die Officiere vrrsammelten sich um den Major; Mistreß Rivers versuchte zur Sühne zu reden; Clara weinte; die ganze Ballgesellschaft gerieth in Aufruhr; die Musik verstummte.

Endlich gelang es Henley's Freunden, ihn aus dem Saale zu entfernen, und einige, die ihn auf sein Zimmer begleiteten, vermochten ihn zu dem Versprechen, bis am folgenden Morgen und ohne ihr Vorwissen nichts gegen den Major vorzunehmen.

Zugleich mit Henley verließen Clara und ihre Mutter den Saal, und sobald sie nach Hause gekommen, schrieb Clara an Henley, gab ihm in Betreff der Schuhe eine offene aufrichtige Erklärung, versicherte ihn ihrer unveränderten, innigsten Liebe, und schickte den Brief unverzüglich ab. Als er Henley behändigt wurde, schritt dieser im Zimmer auf und nieder, der Nacht Flügel wünschend, damit der Morgen und die Stunde seiner Rache käme. Aber Henley war nicht sowohl rachsüchtig, als leidenschaftlich, und wie er Clara's Brief gelesen, die Sprache eines reinen Herzens, das Bekenntniß einer Unvorsichtigkeit, die gewiß Tadel, doch gewiß auch Verzeihung verdiene, und die erneuerte Bestätigung einer Liebe, an welcher er ungern gezweifelt, da bereute er seine maßlose Aufwallung, machte sich die bittersten Vorwürfe über die Unbesonnenheit, mit welcher er das Mädchen seiner Wahl bloßgestellt, nahm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich fest vor, am frühen Morgen eine Versöhnung mit dem Major einzuleiten, und die Pflicht fühlend, Claren möglichst schnell von ihrer Unruhe zu befreyen, ergriff er, der späten Stunde ungeachtet, Hut und Mantel, um es sofort mündlich zu thun.

Clara wohnte mit ihrer Mutter in einem fast freystehenden Hause, am Ende des Städtchens, und auf dem Wege dahin gewahrte Henley eine Gestalt vor sich hergehen, die nach Größe und Haltung der Major seyn konnte, und überdieß einen Militärmantel trug. „Was der wohl hier zu suchen hat?“ dachte Henley, und ein neuer, böser Argwohn stieg in ihm auf. Aus der Entfernung beobachtend sah er die Gestalt vor dem Hause stehen bleiben, die Fenster mustern, das Ohr an die Hausthür legen, um die Ecke beugen, an einen Fensterladen klopfen, den Fensterladen sich öffnen, einen Kopf erscheinen, ein kurzes Gespräch halten, und etwas zum Fenster hineinreichen, worauf die Gestalt in einer andern Richtung den Weg nach der Caserne nahm, die über eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Jetzt hatte Henley nicht den mindesten Zweifel, daß es der Major sey, und ohne zu wissen, weßhalb, in einer Aufregung des Gemüthes, die ihn keines Entschlusses fähig machte, ging er ihm nach. Erst nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde kühlte sich sein Blut, gewann die Vernunft die Oberhand. „War es nicht Leidenschaft,“ sprach er zu sich selbst, „was das Unheil angestiftet hat? Dennoch lasse ich mich wieder von der Leidenschaft beherrschen. Das Benehmen des Majors ist seltsam, allerdings; was ich mit eigenen Augen gesehen, ist räthselhaft, nicht zu läugnen; aber das Seltsamste kann erklärt, jedes Räthsel gelöst werden. Also keinen Schritt weiter, sondern umgekehrt, und ruhig bis morgen gewartet.“ Henley gehorchte der Vernunft. Wie er aber an Clara's Haus kam, sah er nirgends Licht, und die vermuthlich Schlafenden nicht zu stören, gab er den beabsichtigten Besuch auf, und ging in sein Hotel.

Sehr früh wurde ihm Mistreß Rivers gemeldet. Ihre und Clara's Besorgniß, daß der letzteren Brief nicht genügt, Henley von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu überzeugen, und ein inzwischen vom Major an Miß Clara eingegangenes Schreiben hatte die gute Dame zu dem ungewöhnlich frühen Ausgange bewogen. Sie wiederholte nicht bloß, was ihre Tochter geschrieben, sondern brachte auch das Billet des Majors, in welchem dieser sein Bedauern über das Vorgefallene ausdrückte, es hauptsächlich seiner Unbekanntschaft mit dem zwischen Clara und Henley Statt findenden Verhältnisse beymaß, und heilig versicherte, daß er einer gütlichen Beylegung des unangenehmen Zwistes auf mehr als halbem Wege mit Vergnügen entgegenkommen werde. „Dieses Billet,“ bemerkte Mistreß Rivers, während Henley es las, „hat Clara noch gestern Nacht erhalten; der Major hatte es persönlich auf dem Wege in die Caserne bey uns abgegeben.“

Wie froh war jetzt Henley, daß er der Vernunft Gehör geschenkt, und sich nicht zu Insulten fortreißen lassen, für welche keine Abbitte hinreichende Genugthung gewesen wäre! Indessen schämte er sich zu sehr, seiner nächtlichen Wanderung zu erwähnen. „Ich ließ Abends Clara's Brief unbeantwortet,“ sagte er, „weil ich glaubte, Sie würden sich zur Ruhe begeben haben, und ich Sie nicht stören möchte.“ — „Hätten Sie es doch gethan,“ versetzte Mistreß Rivers, „Sie hätten uns eine schlaflose Nacht und Claren einen brennenden Kopfschmerz erspart.“

In Betracht Henley der Beleidiger war, achteten seine Freunde und er selbst es in der Ordnung, daß er den ersten Schritt zur Versöhnung thäte. Hr. Wright übernahm den dießfälligen Auftrag, und eilte nach der Caserne. Aber nicht lange, so kam er zurück mit der Meldung, daß er wegen Abwesenheit des Majors seinen Auftrag nicht ausrichten können, jedoch seine Karte hinterlassen habe. „Der Major ist," setzte er hinzu, „wie sein Bursche sagte, seit gestern Abend nicht nach Hause gekommen." Das dünkte Henley kaum glaublich; hatte er doch selbst ihn ein großes Stück begleitet, und das zu einer Stunde, wo der Major anderswo füglich nicht eingesprochen haben konnte. Inzwischen verschwieg er das, und da Wright seine Karte hinterlassen, blieb nichts übrig, als auf eine Mittheilung des Majors zu warten. Es wurde Mittag und wurde Abend, keine Mittheiiung kam. Dagegen wurde es im ganzen Städtchen bekannt, daß Major Waterton seit dem Balle weder in der Caserne, noch sonstwo sich blicken lassen, und da sein mit Henley gehabter Zwist ebenfalls allgemein bekannt war, so gab das seinem Verschwinden einen beynahe verdächtigen Anstrich. Als jedoch aus dem einen Tage zwey, drey und vier geworden, ohne daß etwas vom Major verlautete, nahm das Stadtgespräch eine andere Wendung. Zuerst verbreitete sich das Gerücht, der Major habe aus gekränkter Liebe sich ein Leid angethan, und da seine Leiche nirgends zum Vorschein kam, sollte er in dem kaum zwey Stunden von Sodbury und kaum eine von der Caserne entfernten Meere sich und seinen Liebesschmerz versenkt haben. Das wurde indessen nur von Wenigen und am wenigsten von denen geglaubt, die den Major am genauesten kannten; denn abgesehen, daß sein Brief an Miß Rivers durchaus keinen Anfall von Verzweiflung oder eine bedeutsame Anspielung auf Lebensüberdruß enthielt, meinten auch seine Freunde, er sey nicht der Mann, sich „treu bis in den Tod" zu verlieben, oder eine Liebestäuschung mit Selbstmord zu büßen. Das brachte eine andere Erklärung in Aufnahme. Man flüsterte sich zu, ein Einwohner der Stadt habe in der fraglichen Nacht den Major Waterton auf dem Wege nach der Caserne, und bald nachher Hrn. Henley begegnet, der in derselben Richtung, und schneller als der Major gegangen sey.

(Der Schluß folgt.)

Italienische Streifzüge.

Von Ernst Lemyl.

2. Città della Pieve.

Die mäßig wärmende Sonne eines schönen Maynachmittags begleitete unsern Abzug aus Orvieto. Wir fuhren wieder, aber auf der entgegengesetzten Seite unserer Herfahrt, thalab, übersetzten den Fluß und bald lockte uns ein schöner Eichwald, der einen sanften Hügel hinanwuchs, aus dem Wagen unter sein schattiges Laub. Gedeiht die Eiche hier, um Volterra und Vallombrosa, wo ich sie zur Waldung versammelt sah, auch nicht zu der Höhe, wie in Deutschland, so sind ihre Formen dafür mannigfaltiger und ihr Grün saftiger und heiterer. Gänzlich Laie in der edlen Forstwissenschaft, suche ich den Grund der verhältnißmäßig geringen Höhe in der verwahrlosten Forstwirthschaft, der man in italienischen Wäldern gewöhnlich begegnet und die auch, verbunden mit der entweder ganz hindernißlosen oder doch leicht zu erwerbenden Jagdfreyheit, die Forste ihrer natürlichen lustigen Einwohnerschaft auf dem Boden und im Gezweig beraubt. — Die Sonne fing zu sinken an, als wir aus den Eichen heraus und bald

durch ein Dorf kamen, dessen Häuser, von einander getrennt durch üppige Buschzäune und Reben, die sich, in dichten Festons von einem Baume zum andern träge wiegten in der lauen Luft, ein freundlich heiteres Bild gaben mit ihren vor der Thür sitzenden oder an der Straße in Feyertagplauderey vergnügten Einwohnern. Der Durst plagte uns sehr, auch der Magen machte die Bemerkung, daß wir noch ein Ziemliches zu fahren hätten, ehe uns die Nachtstation Befriedigung seiner unumgänglichen Bedürfnisse gewähren konnte: wir wollten daher eine frugale Vesper einnehmen und fragten einen Paüsano, der sich im dolce far niente von der Sonne bescheinen ließ, um die Osteria. Es war keine im Orte. Schlechte Civilisation, dachten wir, und fragten, ob wir nicht in seinem Hause gegen Entrichtung der Gebühren Brot und Wein haben könnten? „Vino, sì, con piacere, — mà," setzte er hinzu, durch die weißen Zähne lächelnd, „mà pane-mà —," bey diesem mà zuckte er mitleidig die Achsel, als hätten wir Champagner mit Trüffelpastete verlangt. Der gute L***, der, wie eine indische Philosophensecte, sehr der Beschauung seines Magens hingegeben war, fing nun an mörderlich über das verwünschte Land loszuziehen, wo der Bauer nicht einmal Brot im Hause habe, sondern höchstens ekle Zwiebel wie die Juden, und die Lage der süddeutschen Bauern zu preisen, deren Ärmster mit Brot und Butter, Eyern und Schinken versehen sey. Aber wurde ihm erwiedert, die Leute hier haben nicht die Bedürfnisse, die du mitbringst, und fühlen sich ohne Brot eben so wohl, als dein Bauer mit demselben, ja noch wohler. Er war nicht zu beschwichtigen und die verstimmten Magen verstummten, bis wir Abends über das holprige Pflaster des Fleckens Città della Pieve nach der Locanda hinauf fuhren.

Es wurde eben einer der Honoratioren zur Erde bestattet und diese Gelegenheit ließen sich die Bewohner des Fleckens nicht entwischen, in die Einförmigkeit ihres Lebens Abwechslung und dem Stoffe ihrer abendlichen Conversazioni neue Nahrung zu bringen — Alt und Jung hatte den Leichenzug begleitet, die Locanda war leer und, wie viele leere Köpfe, verschlossen. Vergebens pochte und schrie unser Vetturin, vergebens erhoben wir ein unisono, in welchem der erfahrene Musikkenner wahre Ugolinotöne hätte erkennen können; erst nachdem die Bestattung vorüber, kam die Wirthsfamilie, aus lauter weiblichen Gliedern bestehend. Zwey derselben waren nicht zu verachten. Das ältere Mädchen hatte die Prüderie der Erfahrenheit, und war auch der Blüthenstaub dersersten Reife verwischt, so weiß der Pomologe, daß einige Früchte eben dann am süßesten zu seyn pflegen. Die Andere schlich beym Decken des Tisches umher wie ein Märzenkätzchen, und spann und strich an diesem und jenem recht zutraulich vorüber. Ich aber begab mich in die Küche, wo ich das Oberste zu unterst kehrte, und die Wirthinn veranlaßte, ihre schönsten Hühner abzuschlachten, ihren Schmerz aber in Verzweiflung verwandelte, als ich eine köstliche Schöpsenkeule, die sie meinen Blicken zu spät entziehen wollte, aus dem Versteck hervorholte, und höchsteigenhändig bratspießte. Hierauf begab ich mich, im Hochgefühle des Vollbrachten, zu den Gefährten, die ich mit den Gabeln trommelnd im friedlichen Schweigen begriffen fand, mit den Cabrioletgästen, welche seit Orvieto unsere Arche mit einem neuen Paare vermehrt hatten. Und es war von guter Race. Der Eine, Professor „Feuerfuchs," ein bekannter Antiquar, der andere ein kunstästhetisch-reisender, nicht unliebenswürdiger Russe. Die bald darauf erscheinende Cena brachte uns und die Fremden näher, und ehe man sichs versah, steckten wir tief im Disput über enkaustische Malerey, die der Professor wieder entdeckt und verschiedenen kunstliebenden Regierungen offerirt zu haben behauptete, aber nirgends damit habe durchdringen können. Dabey gerieth er in solche tabakschnupfende Heftigkeit, daß ich fürchtete, wenn er Widerspruch erführe, könne er leicht einen oder den andern von uns für ein gekröntes Haupt anschauen — wir waren aber samt und sonders unvermählt — das seine enkaustische Entdeckung nicht goutirt, und uns Unliebsames erweisen, als sich sein Zorn glücklicherweise an dem armen Russen entlud, der einen so bescheidenen Zweifel über die Realität jener Erfindung nur von ferne angedeutet hatte. Nachdem der Professor abgestürzt war, und der Russe sich sehr über seine hypochondrische Laune ergossen, wie er aber sonst ein recht respectabler und guter Geselle sey, gingen wir endlich gegen Mitternacht zur Ruhe, die uns in den großen himmelumgebenen, italienischen Betten, dieser

Zierde des Südens, in welchen der Pantoffelritter Nicolai nur Flöhe fand, in ihren Schooß aufnahm.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November.

Dlle. Friderike Herbst, welche sich schon mehrmals das Verdienst um die Theaterliebhaber erwarb, denselben in ihren Benefices interessante Erzeugnisse der deutschen Dramenwelt vorzuführen, welche dem Publicum längere Zeit vorenthalten worden waren, hat uns heuer Gutzkow's „Richard Savage" gebracht, mit dem zweyten Titel: „Mutter und Sohn," der mir fast passender erscheint als der ursprüngliche: „Der Sohn einer Mutter," da im Grunde Lady Macclesfield bey weitem mehr Hauptperson ist als ihr Sohn, der sich in seiner Passivität viel mehr zu dem Helden einer Novelle oder eines Romans eignet (wofür auch der ganze Stoff mehr gepaßt hätte), als zur dramatischen Gestalt. Bey diesem Drama kann man wohl mit Recht sagen, die Acten über dasselbe seyen bereits abgeschlossen; Lob und Tadel hat sich erschöpft, und ich erlaube mir daher nur ein paar Bemerkungen über die Charaktere, vorzüglich in Beziehung auf die hiesige Darstellung. In jeder dieser beyden Rücksichten muß Lady Macclesfield zuvörderst erwähnt werden, die unstreitig der am sorgfältigsten und consequentesten gezeichnete Charakter ist. Kalt und stolz auf einer höchst gefährlichen Stelle in der Welt stehend, muß sie nur allzu gern an die Aussage einer sterbenden Mutter glauben, welche ein überlästiges Kind als todt erklärt. Durch eine Grille des Zufalls verfällt sie gerade dadurch, daß sie diese Scylla einer öffentlichen Blame vermeidet, in eine noch gefährlichere Charybdis, in der sie untergehen muß. Mit wenigstens scheinbarem Rechte tadelt man es als inconsequent, daß Lady Macclesfield erst, als es zu spät ist, alle Schritte thut, um die Wahrheit jener mütterlichen Aussage zu prüfen, und möchte sie fast beschuldigen, die Gefälligkeit, welche ihr Richard erzeigt, als er dem Menschen das Lebenslicht ausblies, der ihr auf der ganzen Erde der schädlichste und verhaßteste gewesen, habe sie einigermaßen gegen dem Prätendenten auf ihre Mutterliebe sanfter gestimmt. Übrigens aber sind, streng psychologisch genommen, hinlängliche Motive vorhanden, es begreiflich, ja sogar natürlich und nothwendig zu finden, daß eben die vergötternde Liebe ihres Sohnes, die schon beynahe den Charakter einer fixen Idee annimmt, ihren Widerwillen gegen einen Menschen, den sie nur zu gern für einen Betrüger hält, noch erhöhen konnte. So bald sein Elend es ihm unmöglich macht, ihre Bedienten zu bestechen und ihr Opfer und Gaben aufzudringen, sieht sie die Sache ruhiger an, und endlich gelangt sie dahin, selbe einer Untersuchung würdig zu halten. Dlle. Herbst hat sich hier wieder als eine tüchtige Künstlerinn erwiesen, die ohne Stillstand vorwärts strebend, diesen schwierigen, complicirten Charakter in seiner vollen Wahrheit und Tiefe aufzufassen, und nicht nur bis in die kleinsten Nuancen consequent durchzuführen, sondern zugleich mit einer Würde auszustatten wußte, die ihm allein Geltung verschaffen kann. Der Beyfall war lebhaft; doch entsprach er dem Werthe ihrer Leistung noch nicht vollkommen, wie das gewöhnlich bey Rollen der Fall ist, wo irgend eine schroffe, unfreundliche Leidenschaft über das Herz und Gemüth als Sieger erscheint. Hr. Dietz gab den Richard Savage mit großer Sorgfalt, und bewegte sich sehr lobenswerth in den tiefen Chorden seiner Stimme, worin er stets verständlich bleibt. Mehrere Scenen, vorzüglich Freude und Leid des ersten

Actes und der letzte, gelangen ihm vorzüglich, und wenn etwas zu wünschen übrig bleibt, so war es ein Anflug von jener genialen Wildheit, welche uns sein früheres wüstes Leben erklärlich macht, was aber dem Zuschauer bey der Auffassung des Hrn. Dietz immer wie eine Verleumdung vorkam. Dlle. Weisbach hatte sich durch die zärtliche Sentimentalität, mit welcher Miß Ellen an ihren Collegen Theil nimmt, verleiten lassen, viel zu viel zu declamiren, was besonders in der (sehr langen) Scene mit Lady Macclesfield, störend auffiel. Übrigens theilte sie den Beyfall des Abends mit Dlle. Herbst und Hrn. Dietz fast zu gleichen Theilen, und alle drey wurden wiederholt nach Scenen, Acten und am Schlusse gerufen. Der Journalist Steele schien sehr — zerstreut. Sowohl Mad. Binder (Kitty) als die HH. Ernst (Viscount Marschall), Walter (Tyrconell) und Feistmantel (Toms) wirkten in ihren kleinen Rollen sorgfältig mit. Den anderen beyden Lords wäre wohl etwas mehr fashionable Haltung zu wünschen gewesen. Die **Mise en scène** war großentheils gelungen; Decorationen und die Garderobe der Damen glänzend. Jene der Herren ließ Manches zu wünschen übrig. Zumal fiel es auf, daß Richard, der doch am Ende des ersten Actes anfängt, Schulden zu machen, um sich seiner Mutter würdig zu zeigen, durch die beyden folgenden Acte noch immer in dem alten schwarzen Sammtkleidchen erscheint; aber auch in dem rothseidenen Gewande, das ihm Lord Tyrconell schenkte, scheint dieser seine Casse nicht erschöpft zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lieder und deutsche Liedercomponisten.

Deutschland ist das Land des Gesanges, das wahre Land der Musik, in des Herzens Tiefe wohnt bey den Deutschen die Musik; er bedarf ihrer um glücklich zu seyn, und will man den poetischen Standpunct des deutschen Volkes bezeichnen, so muß man es das Liederreiche nennen, und aus der Liedern eines Volkes kann man dessen Charakter und Empfindungen kennen lernen.

Die alten Deutschen hatten Trinklieder und Kriegsgesänge, die Kämpfer für ihre religiösen Meinungen geistliche Lieder, und wir haben, jetzt, wo mit den Schrecken des Krieges auch die Kriegslieder verklungen sind, Balladen, Liebeslieder, Jägerlieder, Weinlieder, heitere und traurige, kecke voll Humor, ernste voll süßer Schwermuth und Liebesschwärmerey.

Bey allen Gelegenheiten singt der Deutsche, und wer nicht selbst singt, erfreut sich doch am Gesange.

Kriegerische Gesänge, wie die alten Deutschen sie hatten, wo die Barden vor dem Heere einher zogen, brachte die Zeit, solche Lieder wird Niemand mehr dichten und componiren, eben so wenig Choräle, wie sie nur die religiöse Begeisterung hervorbringen kann.

Herrliche, frische Kriegslieder hat uns der letzte Krieg gebracht; unsere Zeit kann und wird keinen Dichter und Componisten zu Liedern begeistern, wie wir sie Th. Körner, Arndt und C. M. v. Weber danken.

Aber dennoch sind wir reich an lebenden Liedercomponisten, die uns mit Melodien der Freude, der Liebe, des Frohsinnes und der Schwermuth beschenkt haben.

Unter denen, welche sich als Componisten vierstimmiger Gesänge den Dank der Deutschen erworben haben, müssen wir unter den Lebenden besonders: Fr. Schneider, H. Marschner, Conradin Kreutzer, Lindpaintner, Methfes-

fel, Heinrich Dorn, Titl, Piris, Tomascheck, Weigel, C. G. Reissiger erwähnen, auch die vierstimmigen Gesänge von Henri Hugh Pearson müssen dankbar genannt werden; denn ist er auch von Geburt kein Deutscher, so schreibt er doch im deutschen Styl und mit deutschem Gemüthe.

Eine Fülle von Liedern haben wir von Carl Löwe, der besonders in der Ballade groß ist, von Reissiger, dessen Lieder sehr anmuthig sind, von Fr. Schneider, Lindpaintner, Methfessel, Marschner, Dorn und Kreutzer, die nur für eine Singstimme geschrieben sind.

Diese Meister sind überall bekannt, aber auch unter den jüngern Componisten sind bedeutende lyrische Talente, und wir dürfen hoffen, daß der deutsche Sängerwald immer frisch und fröhlich grünen und von lieblichem Gesang erfüllt seyn wird, dafür bürgen die jungen deutschen Liedercomponisten: Randhardtinger, voll Melodie und Grazie, Proch, dessen schönes Lied: „Das Alphorn," überall ertönt, H. H. Pearson, in dessen Gesängen sich eine wohlthuende Weihe der Empfindung, rührende Schwermuth, und doch auch Kraft und ein origineller eigenthümlicher Geist, eine bedeutende Innerlichkeit ausspricht; hier seyen nur zwey Lieder erwähnt: „Mein Herz ist im Hochland" und „das Ayrenufer;" — Fr. Kücken, ein frisches, ächtes Talent; C. Bank, der ein sehr gelehrter Componist ist und die menschliche Stimme gut zu kennen scheint, sich aber oft in das Schwülstig verliert; C. E. Hernig, sehr glücklich im Liede, wenn er sich gehen läßt und nicht Melodien sucht; Julius Otto; der originelle A. Hackel; der bekannte Operncomponist Lortzing, als Liedercomponist besonders durch das Lied des Czaaren, aus „Czaar und Zimmermann" bekannt.

In Marschner's Opern finden sich prächtige Lieder, in seinen andern Liedern ist zu viel auf die Begleitung gewendet; Meyerbeer's Lieder sind voll Grazie, doch mehr im Geiste des Franzosen, mehr im Styl der Romanze als des Liedes; Mendelssohn's „Lieder ohne Worte," mit Recht berühmt.

Leider folgen die Componisten einzelnen glänzenden Vorbildern, welche fast jedes Lied durchcomponirten, zu sehr; die Lieder werden auf diese Weise fast zu Arien und eignen sich dann weniger zum Gesange von Vielen, oder im Freyen. Ein ächtes Lied muß nicht durchcomponirt seyn, dadurch unterscheidet es sich ja von Ballade, Arie und Romanze, daß jede Strophe des Liedes die Melodie der ersten Strophe wiederholt; gewiß ist es schwer, eine Melodie zu finden, die sich für alle Strophen eignet, als ein Lied durchzucomponiren.

Wir müssen das alte, ächte, deutsche Lied nicht von der Mode des Durchcomponirens verdrängen lassen; es müssen uns immer wieder die lieblichen Melodien voll Wahrheit und Einfachheit geboten werden, die zu Volksliedern werden, von denen man am Schlusse, wie in des Knaben Wunderhorn, fragt:

Und fragt ihr, wer das feine Liedel erdacht?
Es haben's drey Gänsʼ über's Wasser gebracht:
Zwey weiße und eine graue. C. L. L.

Notizenblatt.

Der Feuerwein. Hierunter versteht man keineswegs einen feurigen Wein, wie wir häufig einen sehr starken, geistvollen Rebensaft zu benennen pfle-

gen, sondern ein Getränk, das künstlich am Feuer bereitet worden ist, und der Nektar des Mittelalters war. In einer alten Chronik finden wir, daß die Bereitung dieses Göttertrankes schon im zwölften Jahrhundert bekannt war, und daß er ausschließend in den vier Rheinthälern Bacharach, Steeg, Oberdiebach und Manubach fabricirt worden ist. Der Rebensaft mußte fürs erste von der besten Qualität (meist von Burgunder Trauben) seyn, und fürs zweyte wurde der edle Most in einem sogenannten Feuerkeller über Buchenkohlen durch zwey bis drey Tage und Nächte gekocht und gebraut, bis alles Phlegma verdunstet, und nur noch Weingeist und Zuckerstoff übrig war. Die Abkühlung des Getränkes geschah in demselben Zeitmaße, wie die Erhitzung, und dauerte folglich wieder zwey bis drey Tage. Der erkaltete Wein machte der Quantität nach etwa den zwanzigsten Theil des ursprünglichen Mostes aus, war aber der Quantität nach wenigstens um das Zwanzigfache besser, und ungefähr so beschaffen, wie jenes kostbare Rebenblut, von dem Homer in der Odyssee sagt: daß es selbst mit zwanzig Theilen Wasser gemengt, noch vortrefflich gemundet habe. In Folge dessen nimmt es uns sehr Wunder, daß man es seit fast vier Decennien gänzlich aufgegeben habe, diesen Göttertrank zu bereiten; denn im Jahre 1804 soll zu Oberdiebach der letzte Wein gefeuert worden seyn. Die Ursache des Aufhörens lag unfehlbar in dem hohen Preise, um den er früher für die Tafeln der Pfalzgrafen angekauft wurde, und in der zunehmenden Vorliebe für andere kostbare Gewächse, als für Malaga, Tinto, Porto, Madeira und Capwein oder Constantia — den König der Weine. 28.

Seltsame Abnormität. Dem **Journal de médecine pratique de Bordeaux** zu Folge hatte eine Frau in Folge eines innern Leidens, welches ihr die letzten sechs bis sieben Jahre in ein martervolles Siechthum verwandelte, das Zeitliche gesegnet. Als man sie nach ihrem Hinscheiden öffnete, um den Sitz des räthselhaften Übels kennen zu lernen, fand man in der Nähe ihres Magens ein vollkommen ausgebildetes Gebiß mit vier zusammen stehenden Zähnen, welche in einer dicken Knochenmasse von 4 Centimetres Durchmesser fest saßen. Ein fünfter großer Zahn lag frey in der Lendenhöhle; diesen erkannte man als den zweyten kleinen untern und linken Backenzahn; von den vier übrigen waren zwey Backenzähne von der ersten Zahnung, und zwey Wechselbackenzähne. Einer der erstern war bereits morsch und faul. Das Nähere über diesen seltsamen Fund wird nicht berichtet. 9.

Die Insel Wallis in West-Australien enthält nicht mehr als 2300 Einwohner, welche bis zum Jahre 1840 alle noch dem heidnischen Cultus anhingen. Einem Schreiben vom 29. May d. J. zu Folge sind sie aber bis auf 300 bekehrt und in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen worden. Wir sehen hieraus, daß der Schnellgeist der Gegenwart sogar auch in den Werken der Bekehrung walte. 9.

Mit einer Musikbeylage.

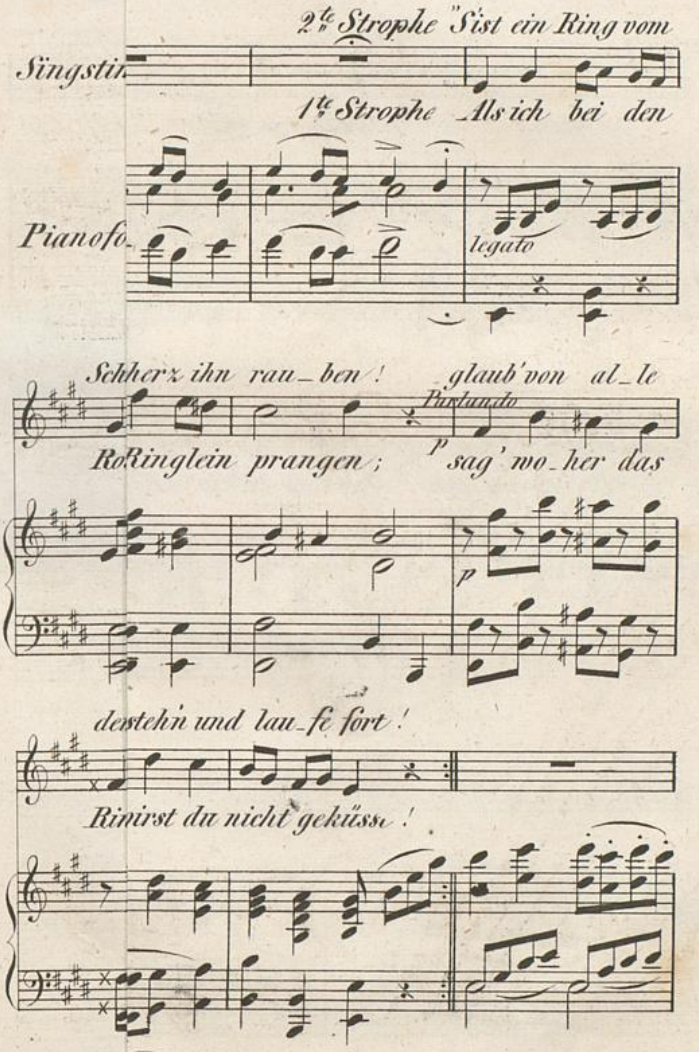
„Der Ring.“ Lied von Caroline Leonhardt-Lyser. In Musik gesetzt von Henri Hugh Pearson.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ser

N.



en Dec. 1842.

DER RING.

Lied von Caroline Leonhardt Lyser

Musik

von HENRY HUGH-PEARSON.

Für eine Singstimme, und Pianoforte-Begleitung.

Allegretto semplice.

Singstimme.

Pianoforte.

2te Strophe "Sist ein Ring vom

1te Strophe Als ich bei den

legato

Schwester-lein kann dir dies nicht glau-ben! 'Sist ein Ring vom Mütterlein, thät im Scherz ihn rau-ben! glaub' von al-le

Portamento

Rosen stand, kam mein Liebster gan-gen, sah an sei-ner rechten Hand, goldnes Ringlein prangen; sag' wo-her das

dem kein Wort: laß dich steh'n und lau-fe fort! glaub' von al-le dem kein Wort: lass' dich steh'n und lau-fe fort!

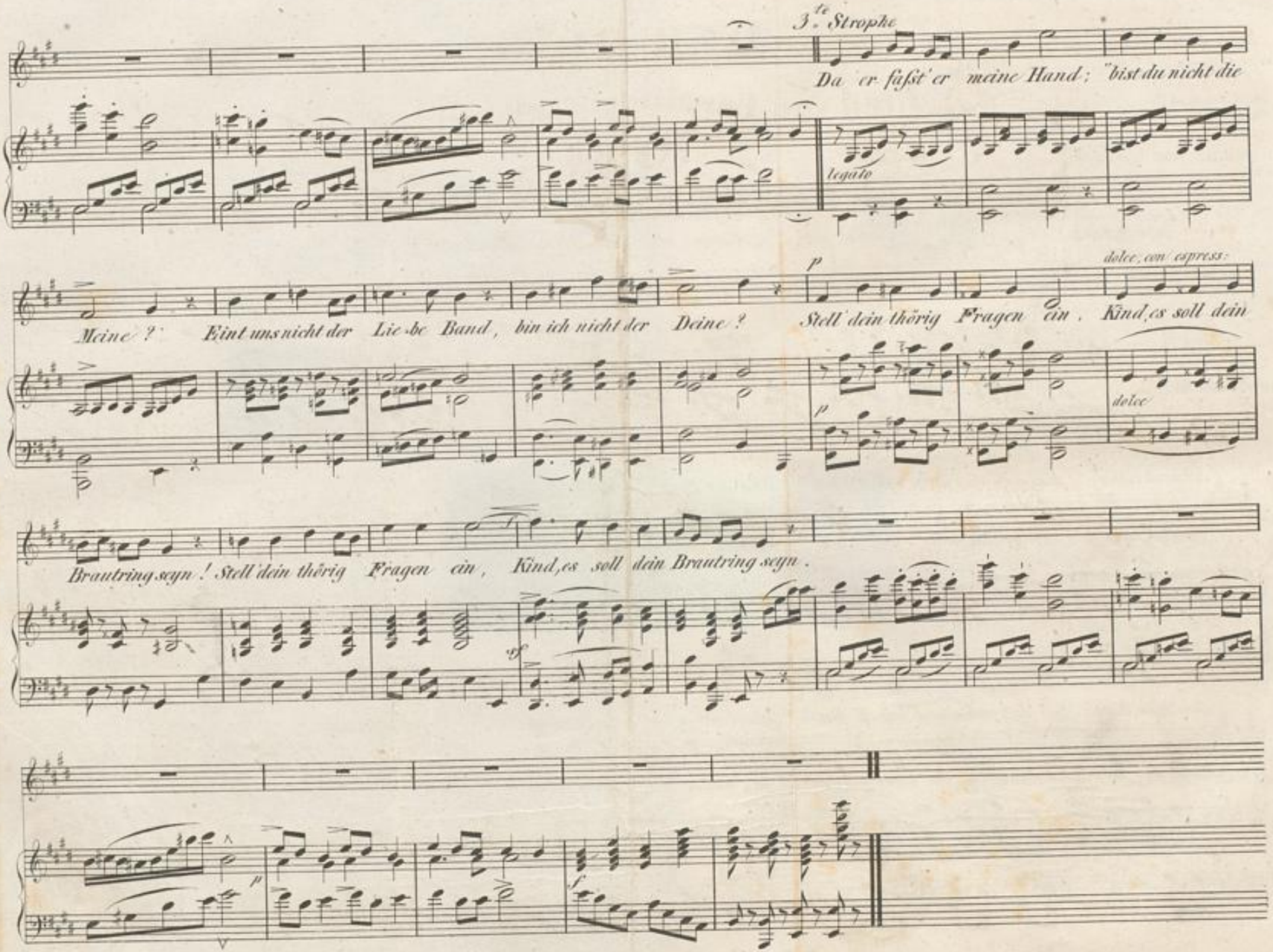
Ringlein ist! e-her wirst du nicht geküsst! sag' woher das Ringlein ist! e-her wirst du nicht geküsst!

crescendo

sf

Beilage zur Wiener-Zeitschrift № 253. den 20ten Dec. 1842

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3te Strophe

Da er faßt' er meine Hand; "bist du nicht die

legato

p dolce, con espress:

Stell' dein thörig Fragen ein, Kind, es soll dein

p dolce

n.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

254

Donnerstag, den 22. December 1842.

Die Ballschuhe.

(Schluß.)

Anfangs sah man sich bey dieser Zuflüsterung geheimnißvoll an, dann begleitete man die Sage mit Ausrufungen, und zuletzt kamen so sonderbare Erläuterungen und bezügliche Verdachtsgründe in Umlauf, daß einer von Henley's Freunden, Namens Taylor, sich veranlaßt fühlte, Henley davon in Kenntniß zu setzen.

„Es unterliegt natürlich keinem Zweifel," sagte er, „daß das Gerücht ungegründet ist; der Mensch, der dir und Waterton begegnet seyn will, muß mindestens dich verkannt haben. Je früher aber einem solchen Geschwätz öffentlich widersprochen wird, desto besser. Und Lügen der Art rennen so schnell, daß, wenn man nicht zeitig ihnen nachsetzt, man keine Chance hat, sie einzuholen."

„Nur will das Unglück," bedauerte Henley, „daß ich nicht widersprechen kann. Ich war in der fraglichen Nacht auf dem Wege nach der Caserne, und folgte den Schritten des Majors. Möglich, daß mir Jemand begegnet ist, doch erinnere ich mich nicht."

„Das ist in der That ein Unglück, und weßhalb folgtest du dem Major?"

„Weßhalb? Das weiß ich selbst nicht. Nur so viel bin ich mir bewußt, daß ich keinen bestimmten Vorsatz hatte. Ich war aufgeregt, und handelte ohne Überlegung; sobald aber mein Blut ruhiger geworden, und ich die Thorheit meines Nachrennens einsah, kehrte ich um."

„Es ist also zwischen Euch zu keinem Gespräch, zu keinem Wortwechsel gekommen?"

„Nicht im Entferntesten," betheuerte Henley, „ich bin fest überzeugt, Major Waterton hat mich nicht einmal gesehen, von meiner Nähe vermuthlich keine Ahnung gehabt."

„Dennoch ist es ein Unglück, ein großes Unglück — vorausgesetzt, daß dem Major etwas zugestoßen ist."

„Was in der Welt könnte ihm zugestoßen seyn? nein, nein, alter Freund, du machst mir nicht bange, früher oder später wird der Major irgendwo auftauchen."

Es vergingen indeß anderweit zwey oder drey Tage, und der Major tauchte nirgends auf; und als vierzehn Tage seit seinem Verschwinden verflossen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

waren, ohne daß eine Spur sich von ihm zeigte, wurden seine Verwandten von dem Vorfalle benachrichtigt, und nach allen Seiten Erkundigungen angestellt. Alles vergeblich — Major Waterton war und blieb verschwunden. Jetzt erkannte Henley, daß es leichter gewesen, sich nicht bange machen zu lassen, als nicht bange zu werden. Sein halbes Vermögen hätte er hingegeben, den Mann, den er hatte zermalmen wollen, gesunden Leibes in sein Zimmer treten zu sehen. Da das aber nicht geschah, jede Nachforschung fruchtlos war, und der Verdacht gegen Henley täglich lauter wurde, ergriff er das einzige Mittel, sich in der öffentlichen Meinung zu reinigen, überlieferte sich dem Gerichte, und bat um Untersuchung.

Clara's Schmerz und Reue bedürfen keiner Schilderung. Ihre Mutter drang in sie, einen Ort zu verlassen, wo sie der Gegenstand aller Gespräche, aller Blicke war. Aber erst an dem Tage, an welchem Henley nach Bristol abgeführt wurde, um vor den Assisen sein Urtheil zu empfangen, entschloß sich Clara, die es bisher für ihre Pflicht gehalten, dem Manne nahe zu bleiben, den ihr Leichtsinn so schwer getroffen, zu einer Tante zu gehen, die unweit von Bristol nur kaum zwey Stunden von Sodbury an der Seeküste wohnte. Am liebsten wandelte sie hier, fern vom Getreibe der Menschen, allein mit ihren düstern Gedanken längs dem Gestade, auf die Wellen schauend, die schäumend und kräuselnd zu ihren Füßen rollten, den Wind nicht achtend, der ihre Locken löste, den Regen nicht scheuend, der ihre Kleider durchnäßte.

Schon einigemale war sie an eine Stelle gekommen, wo hohe in die See hineinragende und zum Theil von den Wellen bespülte Felsen einen Vorsprung bildeten, der ihren Wanderungen ein ungewünschtes Ziel setzte. Einmal hatte sie es zwar versucht, durch Klettern das Hinderniß zu besiegen; aber die Felsen waren für ihre Kraft zu steil, für die des Kletterns Ungewohnte zu glatt; ungern hatte sie den Versuch aufgegeben. Um so angenehmer war es ihr eines Tages, bey ungewöhnlich niedrigem Wasserstande — es war zur Zeit der Ebbe im letzten Mondesviertel — einen gangbaren Pfad zu erblicken. Rasch betrat sie ihn, gelangte schnell über den Vorsprung, und sah sich in einer, von senkrechten Felsen umschlossenen, mit dem feinsten Sande bestreuten Bucht. Ohne die Gefahr, von der Flut überrascht zu werden, wäre es der lieblichste Badeplatz gewesen. Auch langes Verweilen drohte Gefahr. Clara wußte das, und verlor deßhalb in der Bucht umhergehend weder die plätschernden Wellen, noch den Rückweg aus den Augen. Plötzlich aber zog ein kleines Bassin ihre Aufmerksamkeit an. Wie von Menschenhand war es in den Fels gemetßelt, und das darin von der Ebbe zurückgebliebene Wasser das reinste Krystall. Klarer Sand bedeckte den Boden, buntfarbiges Seegras die Seiten, und in der Mitte schwammen lustige Fischchen. Dem Spiele zusehend erblickte Clara einen goldenen Reif. Es war die Form eines Ringes. Schnell streifte sie den Ärmel zum Ellbogen, tauchte die Hand in das Wasser und der Reif war ein Ring, mit einem Diamant besetzt, war derselbe Ring, den sie auf dem Balle am Finger des Majors gesehen. Ihre Sinne schwindelten. Tausend Gedanken durchkreuzten sich. Wie kam der Ring hieher? Sollte Waterton sein Leben freywillig geendet haben, der Ring ihm hier entfallen seyn?

Ein lauter Zuruf vorüberschiffender Fischer erinnerte Clara an die Gefahr längern Verweilens. Schon nahte die Flut. Hastig eilte sie, den Rückweg zu gewinnen, kam mit dem Ringe zu ihrer Tante, und erzählte, wo sie ihn

gefunden. Ohne Verzug begab sich die Tante nach Bristol. In zwey Tagen sollten die Assisen über Henley's Zukunft entscheiden. Der Fund des Ringes veranlaßte den Richter, die von Clara bezeichnete Bucht in Augenschein zu nehmen, und auf der andern Seite, als von welcher Clara sie betreten, lagen in einer von der Flut unerreichten Höhe Waterton's zusammengerollte Kleider, die nemlichen, die er auf dem Balle getragen, und daneben seine Uhr. Das löste jeden Zweifel. Badend hatte er den Tod gefunden.

Italienische Streifzüge.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen wanderten wir nach Perugino's Bildern aus, dem Hauptinteresse des Fleckens. Im Dome fanden wir von Meister Pietro ein schönes Altarbild, „Madonna thronend mit dem Jesuknaben," umgeben von zwey Engeln mit den Stadtfahnen, und von den Schutzheiligen des Ortes; aus seiner Schule eine „Taufe Christi," die belehrt, daß die Zeichnung des Nackten nicht ihre Stärke war; und endlich aus der römischen Schule eine schöne Altartafel. Das Hauptbild Perugino's ist eine Freske der kleinen Kirche **Chiesella**, deren ganze Breite sie überdeckt mit der Vorstellung des Besuches der heil. drey Könige vor der Krippe. Es ist die größte und schönste Composition des Malers. Jede der mehr als fünfzig Figuren ist im Ausdruck und in Schönheit so mannigfach und wohlbedacht, die Gruppirung ist so ungekünstelt naiv und doch befriedigend, daß trotz der verdunkelten Farbe und der Verwahrlosung des Bildes, dem Beschauer das Herz aufgeht. Der Mittelpunct des Bildes, die Madonna, ist ein rührendes Weib, wie denn Pietro zwey ganz von einander verschiedene Typen für seine Gottesmütter hatte, den eben beschriebenen, welcher im Schmerze, am Kreuze stehend, sich am höchsten schwingt, und einen andern idealen, der sich hauptsächlich in Perugia in der Kirche **Sta. Francesco al monte**, und in dem wundervollen Bilde der Florentiner Akademie offenbart, dessen jungfräuliche Gottesmutter von der Schwelle des Paradieses, bis wohin sie der Meister zu geleiten vermochte, von seinem Schüler, dem göttlichen Raphael, mitten in den Himmel hineingeführt wurde, worauf der Urbinate zu rechter Zeit starb. Raphael Sanzio ist ein so guter und unmittelbarer Beweis vom Daseyn Gottes, als je ein deutscher Katheder-held einen erfunden und abgekanzelt hat! Neben der Freske hängt Pietro Vanucci's — denn das ist Perugino's eigentlicher Name — Bildniß, ein tüchtiges, weltverarbeitetes Gesicht, und ein Brief von ihm, auch in einer vergitterten Nische die schlichten Farbentöpfchen, diese bunten Lettern, mit denen Vanucci die Inspirationen des großen Weltautors zu setzen versuchte. Nach langem Verweilen liefen wir nach einer Klosterkirche, deren Altarblatt ebenfalls eine, wenn auch schwächere Arbeit Perugino's ist. Es stellt den heil. Eremiten Paul vor, nebst zwey nicht minder heiligen Gefährten. Der Kopf St. Pauls, obwohl arg verzeichnet, hat einen Ausdruck von erbarmender Liebe, der unbeschreiblich ist.

Es war die höchste Zeit nach der Locanda zurückzukehren, wollten wir nicht zu spät in Perugia eintreffen. Die Wirthsrechnung hätte selbst Nicolai — nicht der wackere Componist des „**Templario**" mein alter Bekannter von Rom und Cervaro, sondern der Flohflüchtling aus Potsdam — billig nennen müssen. Die beyden Herrn, der Professor und der Russe, die direct nach Chiusi gingen, nahmen Abschied, und auch wir fuhren bald aus **Città della Pieve**. Außer dem Flecken, an einer stattlichen Kirche vorüber, gelangten wir in Gehölz und Wald, dessen Zustand uns nicht weniger als gestern die für ein so holzarmes Land doppelt rügbare Holzvergeudung bedauern ließ. Um Mittag öffnete sich ein schönes Thal vor uns, von waldigen Bergen umgeben, Nadelholz wurde häufiger, die Leute an der Straße hatten nicht mehr das Scharfausgeprägte im Antlitz und Costume, blondes Haar erschien hie und da — alles erinnerte an die Nähe der Toscaner Grenze, die wir aber hier noch nicht passirten, sondern in den von Men-

schen, Vieh und Gensdarmen wimmelnden Flecken Tavernella einfuhren, wo die Jahresmesse die ganze Bevölkerung der Umgebung versammelt hatte. Wir traten in die einzige Osteria des Ortes, in deren ebenfalls einzigen Stube die langen schmalen Tische und die noch schmäleren Bänke, auf welchen Einem die jetzt Gott sey Dank abgeschaffte Lattenstrafe so recht a posteriori klar wurde, allesamt besetzt waren; bey unserm Eintritte aber rückten die Leute höflich zusammen und guckten uns an als Jahrmarktsneuigkeit, die sie noch dazu gratis hatten. Wir aßen, was vorräthig, das heißt Weniges, und von ächt patriarchalischer Natur, das war aber auch zu unserer Verwunderung, da wir nicht vorher bedungen hatten, die Zeche, und über diesen neuen Beweis italienischer Redlichkeit abseits der Touristenstraße in wohlbehaglicher Stimmung, verließen wir die Locanda. Langsam fuhren wir durch das Gewimmel der Marktleute ins Freye, dann ging's so rasch vorwärts, daß wir in nicht völligen zwey Stunden Perugia von einer ansehnlichen Höhe auf uns herabblicken sahen.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November.

(Fortsetzung.)

Hr. Grabinger wählte das Schauspiel der erlauchten Dichterinn, welche der Theaterzettel nur mit den Buchstaben P. A. v. S. bezeichnet: „Die Fürstenbraut," worin er selbst nur die bescheidene Rolle des Kammerherrn gab. Das Stück ist Ihren Lesern bekannt, und ich kann daher meinen Bericht auf die hiesige Aufführung beschränken, welche in den meisten Rollen von löblicher Sorgfalt und Eifer zeugte. Sowohl Hr. Dietz (Fürst) als die Damen Weisbach (Prinzessinn), Binder (Oberstthofmeisterinn) und Frey (Mathilde) führten ihre Rollen lobenswerth durch; die HH. Bayer (Graf Saldern), Walter (Marwitz) und Fischer (Major Soltau) sind von der hohen Verfasserinn zu stiefgesinnt ausgestattet, um viel wirken zu können. Das Publicum, dem das Stück sich etwas zu langsam vorwärts zu bewegen schien — woran zum Theil der Umstand Schuld seyn dürfte, daß zu viele Scenen bloß von dem weiblichen Personale gespielt werden — war in den ersten Acten ganz ruhig, erst bey dem Edelmuth der beyden Mathilden, im vierten Acte, und dem erwünschten Heirathsschluß wurden Beyfallsbezeugungen laut.

Hr. Wolmany erschien in sechs Gastvorstellungen auf unserer Bühne: nemlich als Wildenberg in Raupach's „Geschwistern;" Mortimer in „Maria Stuart;" Cäsar von Zirl in der „Einfalt vom Lande;" Don Cäsar in „Donna Diana" und in der „Braut von Messina," und Baron Schniffelinsky im „Kammerdiener," in deren Folge er an die Stelle des bereits abgegangenen Hrn. Nerking engagirt wurde. Da auf dem Theaterzettel anzuzeigen vergessen war, von welcher Bühne Hr. Wolmany gekommen, so war die Erwartung nicht sehr hoch gespannt, und man fand sich um desto angenehmer durch einen Schauspieler überrascht, der Verstand und Phantasie mit einem günstigen Äußern vereinigt, und nur sehr darauf Acht haben muß, sich vor gewissen elegischen Accenten und Cadenzen zu hüten, welche dem Effect des Ganzen störend in den Weg treten. Er hatte nicht nur den schwierigen Charakter des jungen Wildenberg in dem Geiste aufgefaßt, wie sich Raupach denselben gedacht haben mag, sondern führte ihn auch consequent und mit sichern Zügen durch. Wildenberg (den manche bey der ersten mysteriösen Erscheinung dieses Schauspiels einen modernen Hamlet nannten) ist allerdings ein Weltschmerzler, aber gewiß eines der interessantesten Exemplare dieser Gattung, da seine Zerrissenheit nicht aus Schwäche des Gemüthes oder Leere des Herzens hervor-

geht, sondern die Folge eines großen Unglückes ist, und er durch einen seltenen Adel des Gemüthes für die rauhen Ecken seines Charakters entschädigt; so gab ihn Hr. Wolmany, und wenn ich in seiner Darstellung etwas hinweggewünscht hätte, so wären es eben jener larmoyante Ton und die sentimentalen Anklänge, zumal in der Scene mit seinem Onkel, den er zu tief verachtet, um ihn in sein Gefühl blicken zu lassen, das auch durchaus sich nur nach innen bewegt, und erst von dem Augenblicke an aufblitzen und sich heiß und innig zeigen darf, wo er von Eugeniens Liebe und fester Treue überzeugt wird. Das Publicum nahm die Leistung des Hrn. Wolmany mit Theilnahme auf, und gab seine Zufriedenheit durch mehrmaliges Hervorrufen kund, welche Auszeichnung auch Dlle. Weisbach — welche die Eugenie mit großer Zartheit und Tiefe des Gemüthes darstellte — theilte.

(Der Schluß folgt.)

Vorstellungen der französischen Künstlergesellschaft des Herrn Trouillet.

Der Einfluß, den die französische Komödie auf das deutsche Lustspiel genommen, ist so groß und entschieden, daß es für den Deutschen, „der da im Lande bleibt und sich redlich nährt," immerhin noch ein Gegenstand von Interesse bleiben kann, diese oft bekriegte und nie besiegte französische Komödie in ihrer Eigenthümlichkeit und nationellen Frische kennen zu lernen, ohne seine Deutschheit ins Gedränge zu bringen. Zumal in einem Lande, dessen Ideen, weil sie rasch in den Verkehr gebracht und — weil von Allen benützt und Gemeingut Aller — auch bald erschöpft und durch den Gebrauch abgenützt und vergriffen werden; zumal in einem Lande (aus diesem Kennzeichen wird man Deutschland gleich errathen), wo Ideen wohl zu Systemen und Kunstbeylagen der Geschichte, aber nicht leicht zur praktischen Wahrheit, zur That des Lebens werden, ist das Bedürfniß frischer Eindrücke, klarer Anschauung fremder Individualitäten, eines universellen Eingehens in jede subjective Wahrheit — eine unersättliche Charybdis, die das Meer verschlingt und immer noch durstet.

In diesem Augenblicke vollends, wo die Völker unter sich Gedanken und Gefühle in einem edleren Sinne als jemals auszutauschen beginnen, wo Kunst und Wissenschaft des Einen auch immer wieder für alle Andern mitwirkt und mitschafft, wo es in Beziehung auf Fortschritt und Entwicklung nicht mehr Provinzen und Reiche, sondern nur noch eine Welt gibt; jetzt, wo deutsche Art und Kunst sich in Frankreich und England eingebürgert, während französisches Feuer und englischer Dampf schweres deutsches Räderwerk in Umschwung setzen, — jetzt wäre es zur Unzeit sich den Genuß einer frischen und eigenthümlichen Erscheinung darum zu verkümmern, weil sie eine französische ist.

Und eigenthümlich und frisch, feuriges Blut in den Adern, tritt die französische Komödie, von Franzosen gespielt, sicher vor unseren Blicken auf. Die Gesellschaft des Hrn. Trouillet reicht bey allen Gebrechen und Mängeln, die sie in sich trägt, doch immer hin, einen klaren Begriff vom französischen Lustspiel und Vaudeville zu geben und uns für Stunden in die Mitte jener großen Nation zu versetzen, an deren raschem Auflodern in Krieg und Frieden deutscher Ernst und deutsche Beharrlichkeit so oft einen ebenbürtigen Gegner, so oft einen kühnen Rival gefunden, der Deutschlands Kraft in Athem, seine Blicke wach gehalten. —

Wo es sich um Gäste, um Fremde handelt, die, aus fernem Lande kommend, hier kein Bürgerrecht, sondern eine kurze Gastfreundschaft fordern, wäre es vielleicht unge-

recht, die einzelnen Leistungen mit Strenge zu prüfen. So wenig wir der Gesamtheit ihrer Vorstellungen den Ernst unserer Nationalität entgegen halten dürfen, wenn wir vor dem flüchtigen Reize einiger interessanten Stunden nicht absichtlich die Augen schließen wollen, eben so wenig gehört eine strenge kritische Beleuchtung der Darsteller in den Plan einer Besprechung, die nicht mehr will, als einen heiteren Eindruck für die kurze Dauer eines Tagsblattes in der Erinnerung festhalten. Des Einzelnen soll hier nur in so ferne erwähnt werden, als es den Gesamteindruck veranschaulichen und versinnlichen kann.

1. „**Les Fées de Paris.**“ **Comédie-Vaudeville par Mr. Bayard**, und „**Madame et Monsieur Pinchon,**“ **Comédie-Vaudeville par Bayard et Dumanoir.** — Die Wahl beyder Stücke zum Debut der französischen Vorstellungen war auf den Erfahrungssatz gegründet, daß es klüger sey, klein anzufangen, als sein ganzes Pulver beym ersten Angriff zu verschießen. Beyde Stücke gehören sowohl dem dramatischen Werthe, als auch der Darstellung nach in die Kathegorie des Mittelgutes oder der Lückenbüßer; jenes ein flüchtiges, oberflächliches Bild des Pariser Salonlebens aus der „wohlhäbigen Mitte;“ dieses ein derbes, mitunter vielleicht allzu derbes Genrestück aus der Provinz, im Colorite des „**quartier latin**“ oder des „**marais.**“ Von den Darstellern beyder Stücke können wohl nur Mad. Lefebvre als Madame Pinchon und Mr. Villars als Monsieur Pinchon und Roger (im ersten Stücke) hervorgehoben werden.

2. Kräftiger und entschiedener trat die Gesellschaft schon bey der zweyten Vorstellung auf und das Drama von Ancelot „**L'Ami Grandet**“ führte uns in Mad. Benzeville eine sehr geschickte, gewandte und verständige Schauspielerinn, so wie auch in Mr. Seguy einen, wie es scheint, nicht eben vielseitigen, aber in seiner Sphäre sehr tüchtigen Schauspieler vor. Das Stück selbst (auch auf dem deutschen Theater bereits bekannt) leidet stark an allzu doctrinären Tiraden, weßhalb die Wirkung des Ganzen eher ermüdend als unterhaltend genannt werden muß. — In dem kleinen Gelegenheitsstück Scribe's „**Le vieux Garçon et la petite fille**“ producirte sich die zehnjährige Nanine Monet mit jenem glücklichen Kindertalent, dem man überall mit offenen Armen entgegenkommt.

3. „**Les mémoires du Diable.**“ **Vaudeville de Mr. Arago.** — Das Stück war und ist zum Theil noch der „Löwe des Tages,“ der seine Reise um die Welt machen muß. Geschick in der Erfindung und Wirksamkeit auf der Bühne wird ihm gewiß Niemand absprechen, und so ist denn, bey nur erträglicher Darstellung, das Glück dieses ächten Prototyps der neu-französischen Bühne leicht erklärlich. In der Hauptrolle des Stückes macht sich Mr. Barangot, der in seinen übrigen Parthien nicht durchzugreifen vermochte, recht vortheilhaft bemerkbar. Sein Spiel trägt zwar den Stempel des Pariser Melodrams, aber für uns wenigstens ist es nicht ohne Effect, und in diesem Stücke besser am Platze, als im eigentlichen Conversationslustspiel. Mr. Vigny (als Chevalier de Rapiniere) weiß durch seine Individualität, die sich zur „Charge“ trefflich eignet, mit vielem Glücke zu wirken. Sehr effectvoll, mit großer, wenn auch mitunter etwas greller Wahrheit gab Mr. Villars den blödsinnigen Maurer. Weniger glücklich in der Repräsentation, wenn gleich verständig im Spiel, zeigte sich Mr. Seguy als Marquis. — Das Stück ist bisher die einzige Vorstellung, die, und zwar mit Beyfall, wiederholt worden ist.

4. „**Une chaîne.**“ **Comédie-Vaudeville par Scribe.** — Ebenfalls ein vielbesprochenes, nach allen Seiten gewendetes, folglich auch von vielen Seiten vergriffenes Thema. Als Endresultat aller der acharnirten Debatten über das Stück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Scribe's, in Frankreich und in Deutschland, stellt sich dem Ruhigen und Unbefangenen wohl nur der Doppelwunsch heraus: daß wir doch ja recht viele solcher Stücke machen könnten, und daß wir doch ja keine solche Stücke machten. Hätten wir nur, was dazu gehört, und was Scribe so vollauf hat, — wir würden schon anders wählen! — Die Darstellung trat aus den vorerwähnten nicht gerade glänzend hervor. Mad. Beuzeville in der Hauptrolle hatte, wie sich von einer so guten Schauspielerinn erwarten läßt, einzelne vortreffliche Momente, allein im Ganzen scheint sie den Charakter der jungen, leidenschaftlichen Frau zu sentimental weinerlich zu nehmen, was mit der Absicht des Dichters nicht wohl übereinstimmen will. Mr. Seguy als Clerambeau, war, wie immer, tüchtig und verständig, aber nicht an seinem Platze. Noch weniger Mr. Beuzeville, der weder in dem heutigen Stücke als Admiral, noch im „**L'Ami Grandet**" als General den Forderungen der Declamation und der Repräsentation zu genügen wußte. Zwar nicht bedeutend, aber doch ganz befriedigend zeigte sich dießmal Mr. Dupuis als Hector Ballandard; weniger ansprechend Mr. Barangot als Emeric d'Albert.

5. „**Les premiers armes de Richelieu.**" **Comédie-Vaudeville de Mrs. Bayard et Dumanoir** und „**Le Confident,**" **Comédie-Vaudeville de Mr. Scribe.** — Beyde Stücke sind ihrem Inhalte nach so ziemlich in Deutschland bekannt. Ersteres behandelt Richelieu's Jugend. Ein Gemahl, der noch unter der Aufsicht seiner Lehrer und Erzieher stehend, noch so sehr Jüngling ist, daß er seiner Vermählten gleich wieder entsagen soll, und dabey so verliebt, daß er sich nicht bloß bey dieser Gemahlinn heimlich Zutritt verschafft, sondern auch mit zwey anderen Frauen Intriguen anspinnt, von deren Männern er gefordert wird, wäre eben kein Gegenstand, der für ein deutsches Lustspiel empfohlen werden könnte. Die französischen Verfasser haben aber ihren Stoff mit so viel Grazie und Leichtigkeit behandelt, sie haben dem Hauptcharakter so ganz alle Eigenschaften zu verleihen gewußt, die er besitzen muß, um nicht zu mißfallen, die Darstellerinnen der jüngeren Frauenrollen und des Duc (Mad. Lefebvre) wirkten so glücklich zusammen, daß das Resultat ein vollkommen günstiges war. Die Heiterkeit der Scenen, die graziöse Durchführung und ein gewisser nationaler Aufschwung ließ jede moralisirende Betrachtung im lauten Gelächter untergehen. Die Scene mit den beyden eingesperrten Frauen, die Richelieu zuerst jede dem Gemahl der andern, dann aber dem eigenen Gemahle zeigt, erregte eine allgemeine Heiterkeit. Die gleich darauf folgende Scene des jungen Richelieu mit seiner Braut mußte vollends Beyfall erhalten. — Das vorausgehende kleine Lustspiel von Scribe, in welchem der Dichter den Spiegel, der seiner Besitzerinn eben erst so angenehm geschmeichelt hat, zu einem Spiegel ihrer Seele werden, und durch ein von dem Verehrer der Dame daran befestigtes Schreiben, jede sich selbst verläugnete Wahrheit aussprechen läßt, war eine gefällige, auch auf der deutschen Bühne bereits eingebürgerte Kleinigkeit und wurde recht artig, zumal von der gewandten Mad. Beuzeville gespielt.

6. „**La Perle de Savoie, ou: la nouvelle Fanchon.**" **Drame-Vaudeville de Mr. d'Ennery et G. Lemoine.** — Die französischen Dramendichter können sich wahrhaftig nicht beklagen, daß ihre Arbeiten nicht an Mann gebracht werden. Das Drama „**La grace de Dieu**" hat wenigstens in Wien wunderbare Geschäfte gemacht, denn die heutige französische Vorstellung ist die vierte Gestalt, in der dieses an sich nichts weniger als bedeutende Product unserem Publicum vorgeführt wird, nemlich a) als „Linda von Chamounir" in der Donizetti'schen Oper; b) als „Perle von Chamounir," mit Musik von Proch, in der Joseph-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stadt; c) als „Chonchon, die Savoyardinn“ an der Wien, und d) als „Perle de Savoie“ von der französischen Schauspielergesellschaft. In der That, ein Succeß, der wohl kaum seines Gleichen aufzuweisen hat. **Habent sua fata libelli.** Die Darstellung, obwohl im Einzelnen recht lobenswerth und wirksam, war im Ganzen matt, und von dem wirklich brillanten Erfolg an der Wien sichtbar überflügelt. Die meiste Auszeichnung erwarb und verdiente die sehr geschickte Mad. Lefebvre für ihre gelungene Darstellung der Marie. Für den Part der Chonchon ist Dlle. P. Sen offenbar noch zu jung und zu — unerfahren. Auch Mr. Villars als Commandeur schien nicht ganz heimisch in dem ihm angewiesenen Fach. Gut, wenn auch nicht hervortretend, waren Mr. Seguy und Mad. Georges als die Eltern Mariens. Auch Mr. Dupuis als Pierrot war durchaus lobenswerth.

Modebericht.

Der Paletot breitet seine Herrschaft immer mehr aus, so zwar, daß er wahrscheinlich den Sieg über die Camails und Burnusse davon tragen wird, besonders wenn derselbe einen guten Schnitt hat.

Man trägt Paletots von Atlas, von Sammt, von Cashmir mit abgerundeten oder viereckigen Enden am vorderen Untertheile, auch kann man ihn mit Pelz verbrämen und dazu das passende Rauhwerk wählen.

Die beliebtesten Farben in Sammt und dermalen smaragdgrün und violet; Ersteres, zu Überröcken, mit Posamentiererarbeit als Aufputz, verwendet; violet, als Camail mit Hermelinverbrämung, ist zugleich geschmackvoll und reich.

Rosa und weiße Atlashütte bekleiden im Sammtcostume am besten; Spitzen und Blumen sind das üblichste und eleganteste Zubehör derselben.

Coiffure Marquise, coiffure venitienne, toque Louis XIII. rechnet man zu dem vorzüglichsten Kopfputze; auch Turbane von Tüll mit Stickerey in Gold oder farbiger Seide werden ihren Rang in den Putztoiletten behaupten.

Modebild XXXXXI.

Paletot nach neuestem Pariser Schnitt, von geschnittenem Sammt. Kleid von dessinirtem Seidenstoff. Nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Sammthut mit einer angeknüpften Feder. Nach einem Originale von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Erklärung.

Als vorläufige Antwort auf die in der gestrigen Theaterzeitung aufgeworfene Frage über den Verfasser des Aufsatzes: „Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence,“ diene der Bescheid, daß der Herausgeber der „Wiener Zeitschrift“ weder den „Sammler“ von 1813 noch den angeführten Aufsatz von W. Wachsmuth kannte, folglich auch kein Bedenken trug, einen ihm von bekannter Hand eingesendeten Artikel aufzunehmen. Welche Bewandtniß es mit dem Letzteren habe, soll zu seiner Zeit, nach eingelangter Auskunft darüber, bekannt gegeben werden.

Wien, den 21. December 1842. Der Herausgeber.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wien Zeitschr. Nr. 254
Den 22 December 1842.

Wiener Moden.

LI.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

255

Freytag, den 23. December 1842.

Salonscenen.

Von Ignaz Wulster.

Von den Ufern der Seine und Garonne hat sich viel des Unfuges und des bösen Unkrautes zu uns herüber gezogen: blutrünstige Romane, leichtfertige Lustspiele, kostspieliger Prunk und unnöthiger Flitter, ruhestörende Gedanken und tausend böse Gewohnheiten; doch als Gefährlichstes überkam uns ruhige Deutsche auch das große Wort Salon in seiner weiten um sich greifenden Langweiligkeit und seinem Verderben für ächten kernhaften Witz und heitere Geselligkeit.

Unsere Altvordern oder Ahnen, wie die sogenannte gebildete Welt sie zu nennen pflegt, hatten auch ein großes abgesondertes Gemach, worin alte Waffen und Rüstungen aufbewahrt, wohin die Kinder der Edelsten des Landes geführt wurden, sich daran zu ergötzen. Der Jüngling prüfte dort seine physische und moralische Kraft, und die Erzählungen der Thaten, welche sich wie ein Erinnerungsmoos um diese ehernen Bilder schlangen, so wie das Schwert, das in seiner Faust zum ersten Male glänzte, weckten in ihm die Sehnsucht, das Recht zu verfechten, die Dame seines Herzens zu schützen, oder es gegen die Sarazenen für das heilige Kreuz zu ziehen. Auch Festgelage wurden in dieser Halle gehalten, wo die edle Hausfrau den Humpen kredenzte, manchem ernsten und heitern, oder gewichtigen Wort zuhorchte, und wenn die Männer noch lange sich im Gespräche ergingen, die Spindel zur Hand nahm, oder die bunte Schärpe durchwirkte, die den geliebten Gatten zum Scherzspiel oder ernsten Kampf umgürten sollte. Die ehernen Ritter und ihr Waffenspiel versanken mit ihrer thatkräftigen Zeit, und mußten dem weichlichen Gebrauch eines Prunkzimmers Raum gönnen, worin die schönsten Hausgeräthe, das aufgestellte Silber und Porzellan, die Familienbilder und christlichen Vorstellungen in zierlicher Gleichförmigkeit zusammen aufgeschichtet waren. Die Dame des Hauses betrat es nur, wenn hohe Gäste kamen, wo es dann ein paar Tage früher sorgsam gescheuert und gesäubert, das breite Sofa und die Lehnstühle ihrer Hülle, welche das ganze Jahr sie umgab, entledigt wurden, und der rothe Damast, auf welchem die Großmutter am Tage ihrer Hochzeit gesessen hatte, an den weiß lackirten reich vergoldeten Stühlen recht feyerlich und ehrwürdig den Enkeln entgegenglänzte. Da saßen des Abends vor 5 Uhr schon die reinlich gekleideten Frauen rund

im Kreis, und schwätzten mancherley von Wirthschaftssorgen und Kindersegen, von theurer Zeit und dem neuesten Schauspiel, von welchem sie weinend heimgekehrt waren, und nicht ohne Thränen daran denken konnten. Der würzige Kaffeh mit dicker Sahne wurde hochgepriesen und löste die Zungen zu heiterm Scherz. Die Herren waren eifrig beflissen mit fröhlichem Gespräch, mit Erzählung der Tagsneuigkeiten oder witzigen Anekdoten die Damen zu unterhalten, es wurde viel und laut gelacht, und glücklich wurde Jener gepriesen und beneidet, dem die hohe Ehre zu Theil wurde, einer dieser Schönheiten den Arm zur Begleitung auf den Heimweg zu reichen.

Die reicheren Bürger und Handwerker, der wohlhabende Landmann hatten auch damals schon ihr Prunkgemach, worin nebst allen Familienschätzen die heiligen Bilder in schönen geglätteten Glasschränken und ein Paar hohe Betten aufgerichtet waren; sie nannten es in seiner wahren und schönsten Bedeutung das Gastzimmer, und jeder müde Wanderer wurde gern darin aufgenommen, wohlgenährt und wohlgebettet, und mit der ehrlich gemeinten Bitte entlassen, ja gewiß bald wieder zu kommen.

Damals, als noch das Wort Salon zu den unbekannten Größen gehörte, herrschte noch ächte deutsche Sitte und deutscher redlicher Sinn, froher Muth, strenge Wirthlichkeit, Gastfreundschaft und Großmuth vereinigend, und die Geselligkeit war Zweck der Erheiterung, nicht leere Prunksucht und Eitelkeit.

So war es damals! — und nun, mein nachsichtsvoller Leser oder meine gütige Leserinn, wollen wir zusammen als Gegensatz die Wanderung in die neuesten Salons der Residenz unternehmen; ich warne dich; du wirst, wenn dein Geist gebildet, dein Sinn klar und unverdorben ist, wie ich nicht zweifle, manches Lächerliche, Lästige, Langweilige dort finden, doch auch genug des Stoffes zu ernster Betrachtung und komischen Scenen; und so magst du denn es wagen, das Erlebte noch einmal mit mir durchzuleben in meiner einfältigen Erzählungsweise.

Ich war aus der Provinz, wo ich meine politischen Elementarbegriffe in meiner bureaukratischen Carriere erweitert hatte, in die Residenz einberufen worden; ein Neuling in der strengsten Beziehung des Wortes, eilte ich, wenigstens meiner Außenseite den nöthigen Firniß beyzulegen. Ich betrat etwas ängstlich die Halle eines berühmten Haarkünstlers, wo alle Attribute männlicher Kraft und Würde in Gestalt mannigfaltiger Schnurr-, Knebel- und Backenbärte in einem Glaskasten prangten, neben welchen die **Pommade de Lion** in Lapidarschrift ahnen ließ, hier gelte es, das sämtliche junge Deutschland mit Ansehen und simsonischer Kraft zu allen seinen wichtigen Unternehmungen zu stählen. „Treten Sie hier nebenan in den Salon," lispelte ganz nachlässig ein Jünger der edlen Haarverfälschungsmethode, welcher eben auf einem Holzkopfe die üppigsten blonden Locken zerzauste, welche wahrscheinlich an demselben Abende aus einer Loge das bewaffnete und unbewaffnete Parterre entzücken sollten. Ich trat schüchtern in den Salon ein, welcher alle ersinnliche Elegance von rothseidenen Gardinen, hohen Spiegeln, Lampen und Candelabern entwickelte. Die Tochter der Künstlers saß an einem Rahmen mit Stickerey beschäftigt; der Vater, welcher das Prachtexemplar eines **Collier grec** im eigenen Gesichte trug, lag nachlässig auf einer Ottomane hingestreckt, die rauchende Cigarre an den Lippen. Ich brachte mühsam meinen Wunsch vor, mein Haar nach der neuesten Mode ordnen zu lassen. „Gut, mein Herr, setzen Sie sich," sagte herablassend

der Gebieter dieser Hallen, und zu seiner Tochter gewendet rief er: „Ariadne! fasse diesen Herrn fest ins Auge, und schlage mir vor, zu welchem Studium sein Kopf sich am besten eignet.“

Ariadne hob das bleiche Gesicht langsam empor, nahm die Lorgnette, welche an einer goldenen Kette hing, und nachdem sie lange forschend mich angeblickt hatte, und ich wie ein Schuljunge in der Prüfung regungslos dagesessen, fing die Richterinn über Tod und Leben meines üppigen Haarwuchses folgendermaßen an: „Für die rasirte Manier à l'Alger sieht dieser Herr zu occidentalisch aus, für den genialen langen Scheitel à la Liszt finde ich ihn leider zu gesund und rothbackig; ich meine, mein Vater, du solltest ihn en bon bourgeois coeffiren, die Passivität seiner Züge fordert es, die ursprüngliche Lage seines Haares nicht zu desorientiren.“ Ich erstarrte eben so mächtig vor dieser gelehrten Verhandlung, als auch vor meinem Bild, das nach vollbrachter That mir aus dem Spiegel entgegenblickte. So einfältig hatte ich noch nie im Leben ausgesehen, und dafür mußte ich noch einen blanken Ducaten auf dem Rahmen der sibyllinischen Ariadne zurücklassen.

Nicht viel besser erging es mir in dem zweyten Salon, den ich betrat, es war jener des Bekleidungsverfassers (vulgo Schneider), wo ebenfalls die Vor- und Nachtheile meiner Gliedmaßen und unscheinbaren Persönlichkeit geometrisch aufgenommen, nach mathematischen Figuren berechnet, und von dem Secretär des Unternehmers tabellarisch in ein Album, wie er es nannte, aufnotirt wurden. Der Salon war eines orientalischen Fürsten würdig ausgestattet, selbst das reichbeleuchtete Atelier des Künstlers, wie er die Werkstätte zu nennen beliebte, sah einer Tafelrunde des Minnegerichtes ähnlich, so romantisch bleich mit hangenden Locken und knappem Wams saßen die Jünger der edlen Kunst in idealischen Gruppen darin gelagert; ernste Stille herrschte in den heiligen Hallen, und Niemand ahnte wohl, in dem Kreis munterer Schneidergesellen sich zu befinden, welche sonst mit lustigen Handwerksliedern sich die Arbeit würzten.

Nun hatte ich meine provinzialistische Verpuppung abgestreift, entfaltete als künftiger Salon-Schmetterling die neuen Rockschöße, und gab meine Empfehlungsbriefe mittelst Glacéhandschuhen ab. Der Erfolg war drastisch, unerwartet, heilbringend. In wenig Tagen lag eine zierlich in Gold und Farben schimmernde Karte, die höchste Potenz der Typographie, auf meinem Tisch, die Worte enthaltend: „**Le Baron et la Baronne de Luchsenstein prient Mr. de Wulster** (so hieß ich leider), **de leur faire l'honneur d'assister à un thé dansant, qui aura lieu le 10 de Février. L'on se réunit à 8 heures.**“

Stolzer, als ein Fahnenjunker sein Patent, steckte ich die Karte zu mir, es war ja die wichtigste Urkunde meiner Aufnahme in den eleganten Zirkeln, denn dafür galt das Haus des Baron Luchsenstein, indem man ihn gewöhnlich scherzweise den Millionaiser nannte. Dieser Titel flößt allgemein die höchste Ehrfurcht ein, mag auch das Individuum, das ihn trägt, noch so wenig ehrwürdig seyn. Im Gasthofe, wo ich täglich speiste (wenn Niemand so geistreich war, mich privatim abzuspeisen), zog ich wie von ungefähr die Karte mit andern Papieren heraus, und ließ sie so lange schillern und glänzen, hinabfallen, aufheben, kurz manövrirte damit so geschickt, wie eine empfindsame Witwe mit ihren Augen (wenn sie uemlich hübsch sind), bis die Gäste sie bemerken mußten. „Gratulire,“ sagte ein junger Officier, „dort sehen Sie die hübsche-

sten Mädchen in Einen Punct vereint." — „Ein famoses Haus," rief ein alter Kaufmann aus, „nur zu viel Luxus, zu viel Luxus, schwingt sich hoch, plumpft aber desto tiefer." — „Ich verlange mir nicht, dort geladen zu werden," murmelte ein dicker Beamter, „Zuckerl, und ewig Zuckerl, die ganze Nacht, und warmes Wasser, da bedanke ich mich schönstens."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November.

(Schluß.)

Minder glücklich war Hr. Wolmany mit dem Mortimer, in dem mir die Haupttinte des Colorits verfehlt schien, indem seine Liebe zu wenig irdische Glut zeigte. Mortimer ist ein Schwärmer, aber durchaus kein elegischer Schwärmer. Mit glühender Phantasie und stürmischen Leidenschaften von der Natur ausgestattet, sind diese durch die puritanische Erziehung nur unterdrückt, nicht vernichtet worden, und brechen in dem Glanz der Hauptstadt der Christenheit gewaltsam wieder hervor. Das Contrefey der schönen Maria entzündet in seinem Herzen eine Flamme, die ihn zu jedem Wagniß für ihre Rettung begeistert, und in dem Augenblick, wo sie aller irdischen Rettung baar ist, sogar zu der Hoffnung ihres Besitzes verblendet. Die Darstellung des Hrn. Wolmany war zu weich und zeigte nicht die wilde Energie, welche Mortimer characterisiren muß, wenn er die Stelle behaupten will, die ihm Schiller in dieser Tragödie angewiesen, daher war auch der Beyfall nur getheilt. Die übrigen Parthien hatten die gewöhnliche Besetzung, doch muß ich erwähnen, daß die Darstellung der Dlle. Herbst als Elisabeth durch Wahrheit und treue Characteristik gelungener als jemals war, was das Publicum nicht genug anzuerkennen schien. Dlle. Weisbach gab den ersten Act mit größerer Sicherheit, als das erste Mal, und war ganz lobenswerth bis auf den Abgang, den sie, mehr für das Publicum als für den Dichter und das Gedicht, zu stark auftrug. Ein Gleiches gilt von der Gartenscene, und in den „eilenden Wolken" u. s. w. declamirte sie nicht allein zu viel, sondern sogar — falsch. Doch wurden alle diese Stellen mit Klatschen und Hervorrufen belohnt, und so zeigte sich hier abermals eine gegenseitige schädliche Rückwirkung von Publicum und Künstler.

„Donna Diana" und die „Braut von Messina" waren keine gelungenen Darstellungen. Hr. Wolmany ließ in den beyden Cäsaren abermals jene elegischen Accente zu sehr vorwalten, und Dlle. Weisbach stieg in der ersteren Rolle nur sehr selten vom Kothurn herab. Die beyden komischen Rollen, die Hr. Wolmany gab, von Zirl und Baron Schnifflinsky, bewiesen auch seine Brauchbarkeit für das Lustspiel. Vorzüglich gelang ihm der erstere Geck, den er in richtiger Charakterzeichnung und zugleich mit großer Moderation gab — die Rauchscene ausgenommen, worin er die Farben etwas stark auftrug. Ein Fehler, in den noch ein Paar der Mitwirkenden verfielen. Dlle. Wimmer gab zum ersten Male die Sabine, eine wahrhafte Glanzparthie für eine sehr ausgebildete oder wenigstens bedeutend routinirte Schauspielerinn; eine Anfängerinn wird in einer Rolle nie Sensation machen, die selbst als Talentprobe zu complicirt ist. Dlle. Wimmer hat in mehreren kleinen Rollen ihr Talent erprobt, und es wäre nur zu wünschen, daß dasselbe recht zweckmäßig verwendet werden möchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dlle. Großer brachte zu ihrer freyen Einnahme: „Adele de Foix," Oper in drey Acten von Robert-Blum, Musik von Reissiger, die nur sehr getheilten Beyfall erhielt, obschon die Aufführung trefflich war. Dlle. Großer sang die Hauptpartie nicht nur musterhaft, sondern that auch Alles den ziemlich auf die Spitze gestellten Charakter durch Liebenswürdigkeit und Decenz interessant zu machen. Auch die HH. Emminger (Fürst) und Kunz (Chateaubriand) führten ihre Rollen lobenswerth durch, und selbst Mad. Podhorsky entfaltete so viel von ihrer Virtuosität, als es in der kleinen und undankbaren Parthie des Pagen nur immer möglich war. Der Narr (Hr. Demmer) ist zu überflüssig im Ganzen, um irgend etwas wirken zu können.

Unter den Novitäten, welche die nächste Zeit bringen soll, wird nebst Berger's „Maria von Medicis" noch ein Lustspiel: „Mademoiselle Colombe" erwähnt, welches für den dramatischen Erstlingsversuch eines talentvollen Jünglings aus einer Familie gehalten wird, die sich bereits einen guten Klang in der österreichischen Dichterwelt sicherte.

Auch Uffo Horn hat (der „Bohemia" zu Folge) ein neues Drama: „Die Fürstinn von Savello" bey der Direction eingereicht, welches ebenfalls noch in diesem Winter gegeben werden soll.

Hr. Fischer hat den „Götz von Berlichingen" zu seinem Benefice erwählt.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 20. December zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Ziegelhauser: „Die bezauberte Goldmünze, oder: Amor als Gypsfigurenhändler." Pantomime in zwey Acten vom Beneficianten, mit Musik von Krottenthaler, Decorationen von M. Mayr, Maschinen von Schechner.

Der Haupttitel der Pantomimen bezeichnet gewöhnlich den Talisman, welchen Harlekin von irgend einem schützenden Zauberwesen erhält; der Beytitel eine der hervortretendsten Episoden; was den Inhalt anbelangt, so kann man sich ihn recht füglich aus einem beliebigen älteren Programm selbst componiren und wird der Fabel des neuesten Productes dieser Gattung selten Unrecht thun. Mit der heutigen Novität hat es dieselbe Bewandtniß; man braucht eben seinen Scharfsinn nicht sonderlich anzustrengen, um zu finden, daß die „bezauberte Goldmünze" auf den nemlichen Witz und die nemliche Tendenz hinausläuft, wie alle älteren und neueren Pantomimen: Harlekin und Columbine nemlich zu einem Paare zu machen, post tot discrimina rerum. Was die Pantomime des Hrn. Ziegelhauser an Neuem enthält, ist das Erscheinen des Hrn. Haas als Dame Rococo, Pierrots als ihr Schleppträger, eine Sonnenfinsterniß, bey welcher der Mond einen blauen Fleck bekommen hat, einige gute Maschinen und hübsche Musik; letztere zwey sind Dinge, die hier in der That als neu betrachtet werden dürfen; auch die Decorationen und die übrige Scenerie verdienten Lob. Die Aufnahme war dem Gehalte der Neuigkeit entsprechend, die Aufführung recht gut. — Als Vorspiel (laut des Zettels hätte es als Nachspiel dienen sollen) gab man Holtei's „33 Minuten in Grüneberg," welches Hrn. Findeisen mit Mad. Frieb-Blumauer die Ehre verschaffte, gerufen zu werden.

S.

Ausgang der Grantley Berkley'schen Jagdwette.

Unter der Überschrift: „Eine Wette einzig in ihrer Art" ist in den Blättern dieser Zeitschrift vom 24. November d. J. nach dem Londoner „Globe" von einem bisher wohl beyspiellosen Jagdunternehmen berichtet worden, zu dessen Ausführung am vorletzten Novembertage, sich einer der berühmtesten brittischen Weidmänner, Namens Grantley Berkley, anheischig gemacht hatte.

Das merkwürdige Weidwerk, wovon das Gerücht einen großen Theil der englischen Weidmannswelt Monate lang beschäftigte, hat wirklich am anberaumten Tage, unter den Augen einer aus Nah' und Fern herbeygeströmten außerordentlichen Zuschauermenge Statt gefunden, und ist — mißlungen!

Nachstehende Angaben darüber, sind einem schon zwey Tage darauf vom „Morning Herald," der einen seiner Reporter in die Gegend geschickt hatte, mitgetheilten ausführlichen Bericht entnommen.

Charboroughpark ist ungefähr anderthalb deutsche Meilen von Wimborne, einer drey Posten von Southampton gelegenen Landstadt entfernt. Der Park, worin gegen 900 Dammhirsche gehegt werden, zieht sich aus der Thalsohle äußerst malerisch die reichbebüschte Anhöhe hinan, worauf das Schloß steht.

Das Schloßgehölz ist von einem grünschwellenden Rasenring eingefaßt, auf welchem alle Jahre Wettrennen für die Pferdezüchter der Umgegend Statt zu finden pflegen. Dieser Rasenkreis war jetzt den Hunderten von Equipagen und den Tausenden von Zuschauern angewiesen. Unter letztern hatte sich auch Englands dermalen gefeyertester und beliebtester Thiermaler, Edwin Landseer, eingefunden, um die anziehendsten Jagdscenen dieses Tages durch seinen Pinsel zu verewigen.

Eine Notabilität ganz anderer Art war ein Reiter, der mitsamt seinem Kleyper und seinem „Groom" 126 Jahre alt war. Er selber zählt nemlich bereits 84 Jahr, der Gaul 27, und der Reitknecht 15 Jahr. Schlag halb eilf Uhr Vormittags setzte sich die pittoreske Jagdcavalcade aus dem Schloß in Bewegung.

Wie unsere Leser sich erinnern werden, hatte Berkley sich vermessen, von halb eilf Uhr Vormittags bis Abends mit alleinigem Beystande seines Jagdhundes Odin und seines Rosses Brock, fünf ganz ausgewachsene männliche Dammhirsche von ihren Rudeln abzurennen, zu jagen, niederzuwerfen und zu knebeln, ohne daß irgend einem von den Fünfen irgend eine Verletzung zugefügt werden dürfe. — Das Hifthorn ertönt; aufgescheucht vom donnernden Hollahruf stürzen die da und hie ruhig grasenden Rudel des Wildes in wilder Flucht über die Lichtungen dahin. Nach langer vergeblicher Jagd gelingt es ihm endlich, ein Paar der stattlichen männlichen Dammhirsche zu isoliren. Odin nimmt flugs einen davon, ein herrliches Thier von weißer Farbe aufs Korn, und der erste Gang hat begonnen!

In athemloser Erwartung lauschen die Tausende dem seltsamen Schauspiele; er selber, der verwogene Jäger, richtet sich in seinem Steigbügel hoch auf, sein heller, weit und breit erklingender Jagdruf feuert Odin, den anerkannt besten Hetzhund in Großbritannien, an. Doch, nach kaum bogenschußweiter Flucht wendet sich der Hirsch und setzt sich entschlossen zur Wehr. Odin weicht vor dem ihm entgegenstarrenden mächtigen Geweih scheu zurück, und das herrliche Wild triumphirt. Wüthend sprengt Berkley gegen den Hirsch an, derselbe setzt in gewaltigen Sprüngen über die grüne Lichtung dahin, und läßt den Jäger alsbald weit hinter sich. Doch schon hat Odin mit dem andern, einem prachtvollen Bock von dunkler Farbe, angebunden, welcher dem Strauß von einer entlegenen Stelle des Waldsau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mes zugesehen hatte, und jetzt dicht am Nasenkreis längs der jubelnden Zuschauerreihe dahinsaust. Odin ist hinter ihm, jetzt will er ihn packen, da wendet pfeilschnell sich der Hirsch, ein seltsames Knirschen des Geweihes wird vernommen, und Odin ist im Nu schwer verletzt den Bühel hinabgeschleudert.

Mühsam rafft er sich auf, und schleppt sich zu seinen bereits herbeygeeilten Gebieter hin, zu dessen Füßen er sich demüthig und wie tiefbeschämt und zerknirrscht niederlegt, und durch keine Lockung fürder zur Erneuerung der Jagd auf den Schwarzen zu vermögen ist. Dieser Letztere hat also einen noch entscheidenderen Sieg als der Weiße davon getragen. Ein dritter Gang mit einem andern Hund mißlingt ebenfalls, und nun drückt sich Berkley die goldbetreßte grüne Jagdmütze tief in die Stirne, sprengt zur Gesellschaft hin, und erklärte sich für — überwunden und die Wette verloren. F. M.

Notizenblatt.

Drollige Kriegslist der Engländer in Dschellalabad. Der zu Kalkutta erscheinende „**Hurkaru**," ein im Bengalih-Idiom geschriebenes, gehaltreiches Blatt, berichtete kürzlich Folgendes: „Wollt Ihr wissen, wie die tapfern Burschen zu Dschellalabad es anfingen, ihrem Kugelvorrath einigermaßen wieder auf die Beine zu helfen, als derselbe auf die Neige zu gehen anfing, so hört: sie fingen das Ding auf ganz drollige Weise an. Sie verfertigten eine Figur aus Lehm, hüllten dieselbe in einen alten Uniformfrack, setzten ihr einen dreyeckigen Federhut auf, beyde dem alten tapfern General Sir Robert Sale gehörig, und brachten es mittelst Stricken u. dgl. zuwege, daß die Figur, so oft es ihnen beliebte, den Kopf bückte und den rechten Arm aufhob. Diese Figur, die so täuschend verfertigt und ausstaffirt war, daß Jedermann in der Entfernung von nur 120 Fuß sie für eine lebende halten mußte, stellten sie eines hübschen frühen Morgens in voller Parade auf ein Parapet, gerade über dem Fenster, woraus Sale dann und wann heraussah, und hinter welchem, dem Parapet nemlich, sich eine hohe Mauer befand. Als es heller wird, erblicken die Belagerer die Figur, halten dieselbe in der weiten Entfernung für den Commandirenden, welcher, wie sie wußten, in dem Hause residirte, und beginnen sofort auf dieselbe zu feuern. Je heißer und erpichter die Afghanen feuern, desto kaltblütiger und zuvorkommender bückt sich und winkt das Männlein. Der Spaß wurde mehrere Tage nach einander wiederholt, und diese ganze Zeit hindurch wurde „der tapfere General" nur von Einer Kugel leicht gestreift. Die Afghanen hielten sich endlich steif und fest überzeugt, Sale müsse ein Hexenmeister seyn, dem keine Kugel etwas anzuhaben im Stande sey. Um ihnen diesen, den Belagerten, sehr ersprießlichen Wahn nicht zu benehmen, wurde die Sache endlich unterlassen, welche ihnen jedoch viele Hunderte von Kugeln einbrachte, die alle Abende aus der Mauer, worin sie meist eingeschlagen hatten, genommen und dann mit dem besten Effect den Einsendern zurückgeschickt wurden. 3.

Matratzenflöße. Man hat kürzlich in England den Kork in Staub verwandelt und aus dieser Masse eigenthümliche Matratzen gemacht, welche ganz die Leichtigkeit des Korkes behielten, und sich trefflich zu Flößen verwenden ließen. Eine aus diesem Stoff verwendete Matratze, welche nur einen Viertel-Zentner Gewicht hat, war im Stande, sieben Männer auf dem Wasser zu tragen. Ja, man ging in der Experimentirung noch weiter, denn es wagten sich auf dieser schwimmenden Ma-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tratze zwey Männer während eines heftigen Windes in die hohe See hinaus, und erklärten sodann, daß sie sich auf diesem Flosse für sicherer, als auf jedem Schiffe halten konnten. Außerdem verfertigt man aus dieser Korkmasse auch Kopfkissen und andere Polster, und sie sollen an Weichheit und Elasticität alle übertreffen, die man aus Pferdehaaren oder auch aus Leder mit eingepumpter Luft macht. 28.

Reichthum an Brücken. Es dürfte in einer Strecke von dreyßig Stunden nirgens wohl so viele Brücken, am wenigsten hängende Drahtbrücken geben, als man deren von Chalons-sur-Saône bis Lyon findet; denn hier sind innerhalb zehn Jahren nicht weniger als sechsundzwanzig gebaut worden. Sie hängen wie Spinnengewebe über dem Wasser und geben Zeugniß von einer außerordentlichen Thätigkeit unserer industriellen Zeit. Die zierlichste dieser Eisendrahtbrücken befindet sich zu Saint Bernard, und dürfte als ein nachahmungswürdiges Muster aufgestellt werden. 9.

Einfluß des Lichtes auf die Farben der Pflanzen- und Baumblätter. Es ereignet sich sehr oft in den heißen Länderstrichen Amerika's, daß Wolken und unablässige Regenströme den Luftkreis viele Tage hindurch verfinstern, während welcher Zeit sich zuweilen die Knospen ganzer Wälder zu Blättern entfalten. Diese haben in solchem Falle eine blasse Farbe, bis die Sonne wieder am Himmel hervortritt, worauf sich in der kurzen Zeit von sechs Stunden eines klaren Himmels und hellen Sonnenscheines die Farbe derselben in das schönste Grün verwandelt. Ein Bericht aus Amerika meldet von einem Walde, dem der Sonnenschein zwanzig Tage hindurch gefehlt hatte. Die Blätter hatten sich während dieser Zeit zu ihrer vollen Größe ausgebildet, waren aber fast ganz weiß. An einem Vormittag begann die Sonne in ihrem vollen Glanze zu scheinen, und die Farben des Waldes veränderten sich dem zufolge so auffallend schnell, daß man den Verlauf dieser Veränderung sehr gut beobachten konnte. In der Mitte des Nachmittags zeigte sich die ganze ausgedehnte Waldung einige Meilen weit in ihrem gewöhnlichen Sommerschmuck. —gl—

Nahrung des Colibri. Aus dem Umstande, daß die Colibri auf Blumen fliegen und ihren nadelförmigen Schnabel in die Blüthen stecken, wie es Bienen und Saugvögel mit ihren Saugwerkzeugen zu thun pflegen, haben einige Beobachter übereilt geschlossen, daß jene Vögel wie diese Insecten vom Honig der Blumen leben. Wer jedoch seine Beobachtung auf die Untersuchung des Schnabels und der Zunge der Colibri ausgedehnt hat, wird sehr leicht den wesentlichsten Unterschied wahrnehmen können. Die Sauger der Insecten, welche sich von Blumenhonig nähren, sind auf bewunderungswürdige Weise für das Saugen eingerichtet, da jener in den meisten Fällen nur dünn über die Oberfläche des Nectarium oder Honigbehälters ausgebreitet liegt, nie aber so dicht, daß er wie Wasser getrunken werden kann. Zugleich ist es eine Thatsache, daß die Vögel überhaupt nicht im Stande sind, wegen der schmalen Fläche und der Steifheit ihrer Zunge, wie Insecten zu saugen, was sich bey ihrem Saugen leicht beobachten läßt, indem sie ihre Köpfe in die Höhe halten müssen und das Wasser durch seine eigene Schwere in die Kehle laufen lassen. Noch Niemand hat, so viel bekannt, den Colibri auf diese Weise Honig von den Blumen trinken sehen, und dieß würde auch schon die zähe, schleimige Beschaffenheit desselben unmöglich machen. Diese Umstände geben daher zu der Vermuthung Anlaß, daß die Colibri sich nicht vom Honig, sondern von kleinen Insecten nähren, die sie auf den Blumen finden, obwohl wir noch keine vollständigen Beweise dafür besitzen. —gl—

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

256

Sonnabend, den 24. December 1842.

Salonscenen.

(Fortsetzung.)

Diese widersprechenden Ansichten spornten noch mehr meine Neugierde, und mit dem Schlag 8 Uhr, um ja nicht zu spät zu kommen, schritt ich schon über die mit grünen Teppichen belegte, reich mit Orangenbäumen und tropischen Gesträuchen besetzte Treppe. Im Vorzimmer zogen die Bedienten bey meinem Anblicke ihre Livréeröcke erst an, und schmunzelten einander zu; etwas beklommen folgte ich den schwarzgekleideten Kammerdiener, dessen Glacéhandschuhe die meinigen verdunkelten; er sprach: „Haben Sie die Güte, sich noch ein wenig zu gedulden; die Baroninn ist noch an der Toilette.“ — „Mein Gott,“ rief ich erschrocken aus, „sollte ich zu früh gekommen seyn,“ zog die Uhr heraus, „gerade 8 Uhr, wie es auf der Einladungskarte steht.“ — „Nun ja,“ antwortete er lächelnd, „auf der Karte steht es wohl, aber was fäsch ist, kommt erst nach 10 Uhr.“ Ich kannte zwar die hohe Bedeutung des verhängnißvollen Wortes fäsch noch nicht, doch schallte es mir überall wie ein Weheruf über mich entgegen aus unbekannter Geisterwelt, und ich fühlte den Druck, nicht fäsch zu seyn, demnach gewaltig. „Was ist zu thun?“ rief ich zerknirscht aus, „es regnet entsetzlich, und der Wagen ist schon fortgeschickt;“ ich ahnte, daß es nicht fäsch wäre, das Wort Fiaker hier auszusprechen. „Sie finden hier Zerstreuung, Journale, Albums, die Zeit wird Ihnen schnell vergehen,“ sagte höflich der vernichtende Kammerdiener, und führte mich zu einem Marmortisch, worauf derley Lückenbüßer lagen. Nun war ich allein, allein in den ungeheuern Sälen, und hatte Muße, meine armselige Figur durch alle Grade der Optik in vielfältigen Spiegeln zu ergründen; halbleise rief ich mir selbst zu: „Dummkopf!“ Die chinesischen Pagoden nickten bejahend mit dem Kopfe, streckten schäkernd ihr scharfes Züngelchen heraus, als stillen Vortrab der weit schärfern, die mich bald zerreißen sollten. Sonderbar erschien mir damals, daß alle Stühle, Sofas, Tische, Claviere so schief und bunt durch einander standen, daß ich meinte, die Bedienten hätten vergessen, aufzuräumen. Symmetrie war das große Wort, mit welchem mein Zeichenlehrer mir die ästhetische Grundbasis der Architektur eingeprägt hatte, und nun lernte ich erkennen, das Ungleichheit und Unregelmäßigkeit die Schönheit eines Salons bezeichnen, und

der Faden der Ariadne dazu gehört, sich als gewandter Theseus durch alle Irrgänge dieser Mobilien- und Effectenausstellung durchzuwinden. So wandelte ich einsam in den Gemächern umher, welche allmälig in meiner Gegenwart erleuchtet, sich zum Feentempel umwandelten. Hohe Wände voll duftender Blumen, deren Kostenaufwand, wie ich später erfuhr, das Leben einer ganzen Familie durch ein Jahr erhalten hätte, Sammtdraperien mit Goldtroddeln, wie man einst den Thron deutscher Kaiser verzierte, arabische Zelte, chinesische Pagoden, Alabasterstatuen, antike Bronzecandelaber, Bilder und Erzeugnisse alter und neuer Welt verbreiteten eine orientalische Pracht, in welcher ich armer Verlassener allein stand, „allein, unter Larven die einzige fühlenoe Brust." Endlich nach zweystündiger Folter, die der Todesangst eines Verurtheilten, der ungestillten Sehnsucht eines Bräutigams glich, trat ein dickes, rundes kugelförmiges Männchen ein; „willkommen, Leidensgefährte!" dachte ich, ihn demüthig begrüßend, er war mir armen Robinson ein tröstender Freytag geworden; freundlich kam er mir entgegen. „Sie sind fremd, weiß schon Alles, sind zu früh gekommen, macht nichts, macht nichts, ich weiß Alles, werde Ihnen Alles erklären; da kommt die schöne Baroninn, die Frau vom Hause.

Eine Huldgestalt im dunklen Sammtkleide, mit reichem Perlennetz die üppigen Locken haltend, trat mir entgegen; ich wollte ihr die Hand küssen, „um Gotteswillen, das ist nicht mehr fäsch," flüsterte mein dicker Cicerone mir zu; erschrocken zog ich meine ausgestreckte Pfote, meine gespitzten Lippen ein; wir murmelten Beyde ein paar höfliche Worte, und die geöffneten Thüren ließen nun nach einander im bunten Gedränge üppig geputzte alte, phantastisch gekleidete junge Damen, Schönheitsexemplare neuester, Ruinen alter Zeit und besternte Herren, wandelnde Claqueträger und Fashionables aller Zonen ein. Nun dachte ich, wird die Lustbarkeit angehen! es setzten sich die Damen in weiten Kreisen, in malerischen Gruppirungen herum; ich war geblendet von so viel Glanz, so viel Schönheit, und wartete noch immer auf den Zweck des Festes, auf die Lustbarkeit! sie kam noch immer nicht, wohl aber seidenbestrümpfte Bediente mit Thee und Zuckerbrot. Alles saß oder stand schweigend, leise flüsternd; es war still, wie in den Katakomben, wo auch das Gedränge der Masse, aber ohne Seele, aufgeschichtet ist. Immer leiser ward das Gelispel, immer stiller die Menge; da wurde das Pianoforte geöffnet, ein großes Talent, wie mein Freytag den jungen Virtuosen nannte, setzte sich an dasselbe, ich horchte mit aller Anstrengung, es war eine der neuesten herrlichsten Compositionen, wie mein Nachbar mich versicherte, doch mir wurde die Melodie nicht klar; ich horchte und horchte, und immer klang es wie ein Gemisch von Katzenjammer und Dreschmaschine, wie Flöten-Mißlaut und Cavallerie-Attaque; da wurde es plötzlich so laut im Saale, alles plauderte so heftig durch einander, daß trotz aller Anstrengung des Künstlers, derb darein zu donnern, er doch überschrien wurde; „sehen Sie," sagte mein neuer dicker Freund, „das ist wieder fäsch; wenn es gilt, mit Gespräch sich zu erheitern, lispelt Alles unhörbar, opfert sich aber irgend ein Talent auf, sie zu unterhalten, so überhören sie's ganz, und dürfen keinen Antheil beweisen, wenn sie fäsch bleiben wollen; wehe dem, der einmal spricht, wie es ihm ums Herz ist oder gar zu lachen sich erkühnt (versteht sich, wenn keine Musik getrieben wird), der bleibt proscribirt wie ein Paria; denn einen Künstler auslachen, das ist schon wieder fäsch." — „Curiose Welt-

die elegante!" dachte ich bey mir, „die sich schämt, lustig zu seyn, aber nicht sich schämt, sich über Andere lustig zu machen."

„Sehen Sie dort die zwey schönen Frauen, die eine mit dunkelrothen Granatblüthen in den Haaren, mit dem weißen Atlaskleid, die andere mit blauen Malven, wo der Kern ein Diamant erster Größe ist," fragte mein Cicerone; „was halten Sie von diesen innigen Umarmungen beym Eintritt, diesem Zusammenkauern auf der engen Causeuse, diesen schmeichelnden Blicken und Geberden?" — „Das sind ein paar Castorinnen und Polluxinnen," rief ich aus (denn es ist meine Schwäche, die Götter Griechenlands bey Gelegenheit zu citiren). „Hat sich was zu polluxen," murmelte mein dicker Freund; „eine will die andere betrügen, sie hassen sich innerlich, und heucheln Freundschaft, wo sie Gift streuen möchten." — „Das ist ja recht schlecht!" rief ich entrüstet aus. „Hi, hi, hi," kicherte der Dicke, „nicht wahr, das ist fäsch; aber kommen Sie eiligst hier fort, es steuert „Frau von Unermüdlich" auf uns zu; man gab ihr diesen Namen, weil sie schon sieben Carnevale ihre vier Töchter auf alle Bälle begleitet; wenn sie uns erhascht, so müssen wir eine ausführliche Beschreibung der Talente dieses vierblättrigen Klees erdulden, von der Verfertigung des Aspiks bis zum Daguerreotyp. Ein hübscher, höchst eleganter junger Mann mit Schnurrbärtchen, so zart wie Maykäfer-Fühlhörner, drückte meinem Nachbar herablassend die Hand; ich bückte mich tief; „machen Sie es sich nur bequem," sagte dieser, „nur keinen Respect vor solcher Eleganz; der gehört einer Nation an, die man die Unbegreifliche nennt; er ist stets am feinsten herausstaffirt, hält einen Jäger, ein Tilbury und einen Groom, spielt hohes Spiel, ist in allen Logen der berühmtesten Sängerinnen oder Tänzerinnen, sagt zu jungen Grafen: bon jour mon ami, schlendert mit irgend einem Fremden, Engländer oder Franzosen, Arm in Arm; frägt man, wer er sey, bleibt Jeder verlegen um die Antwort; reist er plötzlich ab, hinterläßt er eine erfundene Duellgeschichte, und eine Anzahl Schulden, die er nie zu zahlen gedenkt." — „Ist das auch fäsch?" fragte ich ganz eingeschüchtert. „Urfäsch," erwiederte mein dickes Freundchen.

Eine herrliche Quadrille ertönte; ich hoffte einigen Effect zu machen, da ich in der Provinz für einen taglionisirten Tänzer galt; doch wo ich mich hinwenden wollte, scholl mir das abschreckende Wort: „Ich bin schon engagirt," entgegen, wie in Sarastro's Hallen dem herumzappelnden Tamino — Zurück! überall entgegendröhnt; „wer tanzen will," kicherte mein dicker „Bertrand," „muß sich schon wochenlang früher engagiren; haben Sie denn das nicht gewußt?" — „Das ist sehr albern," rief ich entrüstet aus, „was thut denn ein Fremder, wie ich, der Niemand kennt?" — „Sitzen bleiben und zusehen, wie ich alte, dicke Salonfledermaus," spöttelte der Alte. Da erblickte ich zufällig in einem Winkel des Salons ein wunderhübsches Gesicht mit hochrothen Wangen, nachdem Alles schon wie in Noah's Arche gepaart stand. „Du sollst nicht sitzen bleiben, holde Madonna della Sedia," dachte ich triumphirend; doch als ich zu ihr eilen wollte, lispelte mir Bertrand ins Ohr: „Mit dieser tanzen Sie nicht, sonst bleiben Sie von allen Tänzerinnen geflohen." — „Haftet ein Makel an ihrem Ruf?" fragte ich erschrocken. „Ach nein," antwortete er leise, „sie ist ein sehr gebildetes, achtbares Mädchen, aber ihre Mutter, die Witwe eines verdienstvollen Obristen, lebt von der Pension, möchte gern auch die Tochter in Gesellschaft führen, wie andere Mütter, sie ist

nicht reich, hat keine Equipage, trägt meistens dasselbe Kleid, hat keine Loge in der Oper; ohne alles das sollte man sich nicht in die elegante Welt mischen, denn man ist nicht fäsch!" — „Ja wohl ist sie zu gut für die „fäsche" Welt," murmelte ich, denn es fing in mir zu dämmern an, daß Tugend und Anmuth nichts gelte, wo nur Eitelkeit und Prunksucht herrscht. Ich stelle mich ganz ritterlich gesinnt mit der erkornen Dame in die Reihe; doch wirklich wollte kein vis-à-vis sich zu uns finden; ich fühlte es tief, es haftete ein Fluch auf uns, wir waren ein unfäsches Paar! „Ich bitte Sie, treten wir zurück," lispelte meine Tänzerinn kaum hörbar mit Thränen in den schönen, blauen Augen; „ich wollte ja ohnehin nicht hieher kommen, und gab nur dem Wunsche der Mutter nach; ich bitte Sie dringend, treten wir zurück!" Ich setzte mich zu ihr, vergaß die Quadrille und allen uns umgebenden Glanz; denn sie sprach so zart und sinnig, so gebildet und gemüthreich, daß ich sie gerne als Königinn unter allen diesen geputzten Damen proclamirt hätte, die mir nur mit Flitter behangene Masken schienen. Sie beschwor ihre Mutter, sie heimzuführen; Beyde grüßten mich artig, Therese mit dankendem Blick, und verließen den Saal, der mir bald zu heiß vorkam. Ich entwischte meinem Cicerone, und eilte heim, und träumte von dem glanzvollen Salon, noch mehr aber von Theresens glanzvollen Augen.

(Der Schluß folgt.)

Beethoven.

(17. December.*)

Er steht vor mir der Becher, wonneschäumend,
Von Dir, Unsterblicher! uns einst credenzt.
Schau, wie die Lust, in seinem Schooße keimend,
In jeder Perle dieses Nektars glänzt!
Die Muse hat, von seinen Wundern träumend,
Mit frischen Rosen lächelnd ihn bekränzt.
Ich führ' den Becher dürstend an die Lippen, —
Die fromme Scheu — sie wagt es nur zu nippen.

Ein Tropfen reicht! — ich hab' ihn eingesogen: —
Und in der Haft des Körpers grollt der Geist.
Er trotzt dem Banne, der um ihn gezogen,
Die Binde vor dem Auge — sie zerreißt.
Frey wie ein Aar kommt er empor geflogen
Zum Lande, das die Ahnung ihm verheißt;
Er schleudert fort die Fesseln, die ihn zwingen,
Und badet stolz im Äther seine Schwingen.

Wie süß erklingt der Gruß der Melodien!
Auf weichen Klängen schweb' ich himmelwärts.
Es flieh'n und suchen sich die Harmonien,
Den holden Streit kämpft liebend mit das Herz;

---

*) Beethoven's Geburtstag.

Und mit den Tönen lebt's — und will's verblühen,
Verlockt, wie zum Entzücken, so zum Schmerz.
Und Wiegenlied und Grabgesang — sie weben
Den letzten Traum von seinem Erdenleben!

Und mächt'ger braust der Strom der Siegesklänge,
Der Hymnus pocht ans Thor der andern Welt.
Die Pforten springen, — einzieh'n die Gesänge,
Einzieht das Herz, wie vom Triumph geschwellt.
Die alten Götter schauen wild und strenge,
Welch Sterblicher hier stolz den Einzug hält.
Der Donn'rer Zeus grollt ahnend diesen Klängen,
Es zuckt der Blitz in seines Adlers Fängen.

Der Sieger naht! — er zürnt — gewitternächtig —
Ein Schauder rieselt den Olymp entlang! —
Jetzt donnernd, weltzermalmend, todesträchtig —
Und nimmersatt verschlingt sich Klang an Klang;
Jetzt allerbarmend, klar und sonnenprächtig
Erblüht der Dreyklang aus der Fuge Zwang;
Die Heidengötter taumeln hin zur Erde —
Ein Gott der Seele spricht sein heilig Werde!

Mich faßt des Staubgebornen tiefes Wehe,
Geblendet ist der erdgewohnte Blick;
Mein Herz, geängstigt von des Himmels Nähe,
Erliegt dem niegeahnten Seelenglück.
Wohin mein Auge, thränenschwer, auch spähe;
Zur ird'schen Heimat find' ich nicht zurück. —
Laß — Mozart! — tönen deine gold'nen Lieder!
Und führe mich zur lieben Erde wieder!

Otto Prechtler.

Carl Evers.

Das Bedauern eines Wiener Musikreferenten, ein Concert versäumt zu haben, ist an sich schon eine Art Kritik. Ich bin mit Evers in diesem Falle. Indessen hörte ich auch im zweyten, das er gab, die Kunst in ihm genügend heraus, um mein früher schon in diesen Blättern niedergelegtes Urtheil mit voller Überzeugung bestätigen und ergänzen zu können.

Evers ist eine ächt deutsche Künstlernatur, in welcher Gemüth, Phantasie und Kraft in der blühendsten Entwicklung begriffen. Denken und Handeln, Wollen und Können, reichen sich bey ihm fortwährend die Hand, zur Erreichung des einen edlen Zieles, das ihm — die Kunst. Unter den freudigsten Aufopferungen hat er schöne Blüthenjahre des Lebens daran gesetzt, der süßen Himmelsgöttinn würdiger Sohn zu werden, und siehe, schon fallen ihre leuchtenden Strahlen auf das sinnende, ehrlich deutsche Antlitz des begünstigten Künstlerjünglings. —

Daß auf die hundertfach versuchten monotonen Varianten des neuen Clavier-

systemes nicht viel ankomme, sah der ernstlich vorwärtsstrebende Jünger zeitlich genug ein, wie hingegen alles darauf, daß die überreich gehäuften Bravourschätze erobert werden müßten für das Gebiet eines ruhig ordnenden Geistes, wo Gesetzmäßigkeit der wahren Schönheit näher führt, und die Formenreinheit Antheil an den höchsten Satzungen der Kunstdictatur nimmt. Dieser Einsicht und innigsten Überzeugung folgt nun das Vollbringen, und ein schönes ist's; denn hat sich Evers mit riesenkräftiger Faust jener angestaunten Wunderschätze siegreich bemächtigt, so ist er nicht minder glücklich im Begriffe, einen Theil derselben wohlgesichtet und geschichtet auf den Tempelstufen des Kunstheiligthums selbst niederzulegen.

Und so — freudig sagen wir es — ist er bereits einer der Würdigen geworden in der lieben deutschen Heimat, die es gar ehrlich mit ihrem Berufe meinen. Daß sich doch nur recht Viele anschlössen dem neuen herrlichen Aufbau! denn wahrhaft Noth thut ein edler Gemeinsinn unter den jungen Künstlern, welchen die nächste musikalische Zukunft anvertraut ist. Ihnen steht es ja zu, die von den illustrirten Umwälzern herbeygeführte große Clavierfrage zu lösen; jenes musikalische Weltproblem, an welchem sich seit zehn Jahren so viele Fäuste zerarbeiten und so wenig — Köpfe. Ihnen allein winkt aber auch dann das bleibende Verdienst, die weitverzweigte Tastenrevolution glänzend vollendet zu haben, durch die Begründung einer neuen, unantastbaren Legitimität des Clavierspieles!

Auf all diese Gedanken und mehr noch, brachte mich die treffliche Carl Evers'sche „**Sonate brillante in Es;**" so wahr, als ich an dieser ältesten und schönsten aller Clavierformen mit Hand und Herz hange. —

Auch fromm wollte ich fast werden bey seiner schönen „Preghieria," die lindernd in die stürmische Seele schleicht, wie Balsam in eine brennende Wunde. Nur daß mir die Andacht doch etwas zu lange dünkte. Schwärmen mußte ich mit seinem gar reizend spielenden „**Chanson d'amour,**" diesem ächt südlichen Liebesliede, in welchen man den glühenden Sicilianer um seinen tiefblauen Himmel, sein feuerauges Idol, seine melodische Brust und seine muthwillig tändelnde Mandoline beneiden möchte. Im Stillen jubeln sollte ich bey seiner „Octaven-Etude," die fast wie Ironie klingen will auf einfach gespieltes Scalenwerk, an stupender Bravour nur die schwesterliche „Triller-Etude" neben sich duldend. Und daß zwey entgegengesetzte Clavierperioden sich freundlich berühren, zog ein gar herrliches Capriccio des Altvaters Scarlatti an den bewundernden Hörern vorüber.

Vom aufrichtigsten Beyfall ertönte bis zum letzten Accorde der Saal, und dennoch hatte kein zudringliches — Opernmotiv die Stimmung geködert! —

Evers ist nebst dem entschiedenen Berufe zum Componisten einer der gewaltigsten Pianovirtuosen der Gegenwart. Seine Technik berührt die äußersten Grenzen des steilen Gebirgszuges, der ihr jetziges Bereich. Man könnte Vieles über dieses Spiel sagen, allein besser ist, man höre es. Nur sey noch bemerkt, daß unser kräftige Evers nie mit seinem Instrumente, nie mit dem Auditorium kokettirt. Bey der glänzendsten Bravourentwicklung ist ihm das Tastenfeld immer nur Bodenmappe, bestimmt seine Kunstintentionen in großartigen Umrissen darauf hinzuzeichnen. — Vor seinem kraftsprühenden Claviere gleicht er einem feuerbeschwingten Reiter, der über unüberwindlich scheinende Höhen, über gähnende Abgründe hinweg das schäumende Roß meistert, erhaschte Blumen ausstreuend im Fluge. Zuweilen scheint es fast, als jagte er wild ins Weite, doch stets der Kraft und des Willens sich bewußt, geht's immerzu dem einen, schönen Ziele entgegen, sonder Unruhe und Schwanken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Möge Achtung und Bewunderung unserem Künstler fortan neue Kränze flechten, und es ihm gegönnt seyn, der eigentlichen Kunst eine immer kräftigere Stütze zu werden, rühmlich vollendend, was er rühmlich begonnen. Carl Kunt.

Notizenblatt.

Tyrol und seine nächsten Umgebungen in 13 großen Stahlstichblättern zu 22 Zoll hoch und 16 Zoll breit, gezeichnet und in Stahl gestochen vom großherzogl. Baden'schen Galleriedirector Prof. C. Trommel, mit erläuterndem Text von August Lewald. (Preis eines Blattes mit Text nur 40 kr. C. M.) Wenn ein Kunstwerk der Gegenwart unsere Empfehlung verdient, so sind es diese herrlichen landschaftlichen Blätter, welche sich eben so durch ihre phantasiereiche Auffassung, wie vortreffliche, fleißige Ausführung auszeichnen. Wer kennt nicht das schöne Gebirgsland Tyrol! Diese Blätter versinnlichen dem Freund der Natur die hervorragendsten, berühmtesten Puncte und nicht zu viel sagen wir, wenn wir behaupten: Tyrol, ja ganz Deutschland, besitzt noch kein ähnliches Stahlstichwerk von solcher Bedeutung, wo Kunst und Effect so Hand in Hand gehen, um das Auge des Kenners wie des Dilettanten zu entzücken. Für alle diejenigen, welche Tyrol besuchten, wird das artistische Unternehmen das schönste Erinnerungsalbum bilden; wer dieß erhabene Gebirgsland noch nicht kennt, der wird bestimmt, wenn er diese Blätter gesehen hat, dem Verlangen einmal Tyrol zu durchstreifen nicht widerstehen können. Wir danken dem Künstler und der thätigen Verlagshandlung für dieß vollendet schöne Prachtwerk und wünschen ihm, bey der anerkannten Vorliebe für vaterländische Unternehmungen in Österreich, gewiß nicht vergeblich den glücklichsten Erfolg. — Hr. Hofbuchhändler P. Rohrmann in Wien kann jedem Kunstfreunde das Werk, welches vollständig erschienen ist, vorzeigen und nimmt auch Bestellungen und Pränumerationen darauf an. 33.

Der Handel mit China. Den Manufactur- und Kaufherrn (heißt es in einem der neuesten Blätter des „Leeds Mercury"), welche Waarensendungen nach China zu machen beabsichtigen, dürfte es ersprießlich seyn, zu erfahren, wenn sie es nicht schon wissen, daß die Bevölkerung jenes unermeßlichen Reiches, hinsichtlich der Farben, Texturen, Breite u. dgl. der Zeuge ganz besondere und eigenthümliche Forderungen stellen, und in dieser Beziehung die eigensinnigsten Kunden von der Welt sind. Es gibt kein nach China handelndes Haus, welches seine Kenntniß chinesischen Geschmackes und Sinnes nicht durch theuere Erfahrungen erkauft hätte. Manchen, welche sich anschickten, ganze Ladungen von unsern neumodischen, mehrfältig gemischten Kleider- und Möbelstoffen u. s. f. dahin zu verschiffen, mag es unbekannt seyn, daß die Chinesen religiöse Bedenklichkeiten gegen das Tragen von Zeugen hegen, welche aus verschiedenen Stoffen, z. B. aus Wolle und Baumwolle zusammengewebt sind. Es ist ein Fall zu unserer Kunde gelangt, daß eine Ladung von Zeugen, deren Einschlag aus Schafwolle und die Kette aus Baumwolle bestand, nach Canton gesandt, und allda nach der Musterkarte verkauft wurde. Am folgenden Tage aber schon wurde der ganze Kauf von den Hongkaufleuten aus dem Grunde für null und nichtig erklärt, weil die gedachten Zeuge aus einem Gemisch von pflanzlichen und thierischen Stoffen gewebt seyen, was sowohl der Natur wie ihrem Glauben zuwider liefe. Die Chinesen hegen in dieser Beziehung eine mit dem mosaischen

Gesetze übereinstimmende Ansicht, worin bekanntlich die Vorschrift vorkommt: „Auch sollst du kein Kleidungsstück tragen, welches aus Leinen und Wolle gemischt ist (Levit. XIX. 19)." Man darf daher durchaus auf keinen Absatz gemischter Zeuge in China rechnen, vorausgesetzt (fügen wir hinzu), daß in Folge künftigen, freyern und schwunghaftern Verkehrs mit Europäern die religiöse Indifferenz nicht auch dort um sich greifen sollte, wie so manches Andere, was stets im Gefolge der europäischen Civilisation einherzieht. F. M.

Sumpfcretins. Es war uns etwas Neues zu vernehmen, daß es auch an gewissen Sümpfen und in feuchten Niederungen viele solcher unglücklicher Wesen gibt, die wir unter den Namen Cretins, Cagots und provinzialisch Trotteln kennen, und die sich bekanntlich vorzugsweise in ganzen Familien und Geschlechtern in den Alpenländern finden. Diese heißen nun mehr im Gegensatze: Bergcretins. Nach der Aussage des Dr. J. G. Gohl, gibt es im Königreiche Ungarn, namentlich in den Hansag-Ortschaften, und auf der Insel Schütt eine bedeutende Zahl von Sumpfcretins, welche übrigens dieselben Merkmahle, wie die Bergcretins, und dasselbe traurige bedauernswürdige Daseyn theilen. 9.

Ein chirurgisches Meisterstück. Dr. Della Fanteria, ein italienischer Arzt, erzählt uns in den „Annali universali della Medicina" den folgenden merkwürdigen Fall: „Ein vierzehnjähriges Mädchen war in der Küche beschäftigt. Eine andere Person ließ ein scharfes Messer fallen, und dadurch wurden dem Mädchen zwey Finger nicht nur von der Hand ganz losgeschnitten, sondern auch noch in zwey Stücke getrennt (?). Der Arzt fand die beyden Finger in einem Häufchen Mehl, womit die Verletzte beschäftigt war. Er vereinigte die beyden Stücke und legte sie dann mit Nähten und Pflasterstreifen an die noch frischblutendne Stumpfe an. Seiner Aussage gemäß, die er sich durch die Professoren Centofanti und Vacca bestätigen ließ, sind die Finger in kurzer Zeit angewachsen und zu vollkommenem Gebrauche wieder hergestellt worden. 28.

Das Chamäleon und die schwarze Farbe. Bekannt ist die Abneigung, welche Stiere und Puter gegen die scharlachrothe Farbe haben, wodurch schon öfters englische Soldaten, welche ihrer Uniform wegen häufig Krebse gescholten werden, in Ungelegenheit, ja selbst Lebensgefahr gekommen sind. Eine ähnliche Erscheinung bietet das Chamäleon dar, welches eine gleiche Abneigung gegen alle Gegenstände von schwarzer Farbe zeigt. Man beobachtete ein solches Thier in seiner Gefangenschaft, welches unablässig einen schwarz angestrichenen Schrank, der sich im Zimmer befand, sorgfältig vermied, und was noch merkwürdiger ist, wenn es mit Gewalt vor denselben gebracht wurde, heftig zitterte und selbst eine schwarze Farbe annahm. —gl—

Füchse in Schottland. Bellenden erzählt von ihnen: Die Füchse sind den kleineren zahmen Thieren in allen Theilen Schottlands sehr gefährlich, ausgenommen in Glenmorris, in welcher Gegend man gegen ihre Eingriffe darin Schutz und Sicherheit findet, daß jedes Haus eine gewisse Zeit hindurch einen jungen Fuchs aufzieht und sein Fleisch, wenn er getödtet worden, mit anderem Futter vermischt, wie es dem Geflügel und den kleineren Hausthieren gegeben wird. So viele nun von diesem gemengten Futter fressen, bleiben zwey Monate lang vor allem Schaden durch die Füchse geschützt, denn diese pflegen kein Fleisch zu genießen, das nach ihrer eigenen Art schmeckt. —gl—

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

257

Montag, den 26. December 1842.

Salonscenen.

(Schluß.)

Am andern Morgen ging ich ganz entmuthigt in das Kaffehhaus, wo ich zu frühstücken und Journale zu lesen pflegte. Eine göttliche Erfindung die Journale! man braucht keine Bibliotheken mehr, nur homöopatische Gaben, ein Tropfen durch viel Wasser verdünnt, so nimmt man sämtliche Literatur in nuce ein. So las ich eben eine Novelle, die ich noch nicht verstand, obgleich ich schon am Ende war; da trat ein junger, bleicher Mann zu mir, und ergriff meine Hand: „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie dieser Kleinigkeit so viele Aufmerksamkeit schenken; ich läugne Ihnen nicht, sie ist von mir, ich heiße Knäufler; mein Name wird Ihnen nicht unbekannt seyn; Sie haben Tiefe, innere Anschauung, Sie verstehen mich ganz, das sehe ich; wie finden Sie diese Novelle unter dem genialen Titel: Friedhofsjahrmarkt? ich meine, die Idee, die Gräber als Buden zu betrachten, wo der Tod mit guter und schlechter Waare Jahrmarkt hält, ist kühn und nicht verbraucht. Wollen Sie heute in den literarischen Thee bey Frau von Zimper, einer unserer ersten Ästhetikerinnen, mein neuestes Trauerspiel hören? ich lese es dort in einem Kreise von Damen, ich liebe weibliches Ohr und Herz als Preisrichter, also hier ist die Karte mit der Adresse, heute Abend 7 Uhr;“ — ich war unfähig, ein Wort einzuschalten, und er verschwand! Ich war plötzlich ohne mein Zuthun Mäcen, Recensent, Ästhetiker geworden; Dinge, vor denen ich bisher ungeheuern Respect hatte, und nun flog's mir so aus der Luft zu. Der Tag schien mir lang, ich fühlte ein ängstliches, unbehagliches Gefühl. Voreiliger Leser oder werthe Leserinnen, solltest du dessen Ursache noch nicht ergründet haben? Damals war es mir noch dunkel, und ich will der Entwickelung nicht vorgreifen, die ohnehin nicht interessant ist, sondern schnell den Abend, die siebente Stunde und den literarischen Thee heranrücken lassen.

Ich stieg drey Treppen hoch, und fragte die alte Magd, welche mit einem Kniks mir öffnete, ob ich hier bey Frau von Zimper sey? — „O ja,“ antwortete sie mit wichtiger Miene, „sie sind schon Alle drinnen beysammen und thun dichten; wenn Euer Gnaden auch einer von denen sind (dieß betonte sie scharf), so spazieren Sie nur hinein.“ — Es war keine Prunksucht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in dem Gemach zu finden, aber die Sucht nach Originalität, und da geht es wohl wie mit der Schönheit; wer sie besitzt, braucht sie nicht hervorzurufen, und wer sie gewaltsam zu erstreben sucht, legt falschen Flitter auf und wird zur Karrikatur. Vielerley Göthe hing und stand herum, Beethoven mit struppigem, Liszt mit straff herabhängendem Haare über dem Clavier bezeichneten die Verzweiflung des Einen, die Erschöpfung des Andern, sich oft hier an dieser Stelle mißhandelt zu wissen; denn Frau von Zimper war eine von den vielen unseligen Clavierzermalmerinnen. Ich setzte mich nach einer verlegenen Begrüßung in einen bescheidenen Winkel; auf dem Sofa saß Frau von Zimper mit einem Kranz von wilden Rosen über einem herabhängenden Schleyer, blonden, langen Locken, zwischen Ophelia und Gurli schwankend in Geberde und Ton, neben ihr zur Rechten eine bleiche, magere Gestalt mit einfach gescheiteltem Haar und stierem Blick, den sie entweder zum Himmel hinauf richtete, oder tief in die Erde senkte; ihr ganzes Wesen, wie ihre Kleidung, war der unermeßlichsten Einfachheit beflissen; sie spielte sich auf eine Clauren'sche Kartoffelheldinn hinüber.

Eine kleine, runde, ewig bewegliche, nimmer ruhende Witwe sprang vom Tische zum Fenster, riß mehrere Blumen ab, hockte sich auf den Boden, um einen Strauß daraus zu flechten, und war entsetzlich neckisch und plauderhaft, „sehen Sie doch, wie Lelia (so wurde die Witwe genannt) mich immer und ewig an Bettina mahnt," sagte Frau von Zimper, „ja, das Hocken hat sie von ihr," lispelte die Bleiche, welche Louise hieß, und gar zu gern dazu auch noch Brachmann geheißen hätte. Endlich fiel mein Blick auf die vierte Dame, welche junonisch groß, mit einer Habichtsnase, Augengläsern, dichten Augenbraunen, und einer Art von Turban um das Haupt gewunden, wie ein Janitscharenhäuptling drohend sich erhob; wie erstaunte ich, eine Cigarre an ihren Lippen dampfen zu sehen; doch Knäufler, den ich befragte, versicherte mich, „literarisch gebildete Frauen pflegten gern zu rauchen; George Sand verdankt ihre glühendsten Conceptionen der Cigarrenglut." Ich stand verblüfft in einer Ecke, mir war, als hätte ich Macbeth's weissagende Gestalten vor mir, als Knäufler noch zwey männliche Kampf- und Preisrichter einführte, der eine todtenbleich, lang und gerade wie ein Linial, mit hinsterbendem Blick und eingefallenen Wangen, lang herabfallendem Haar, nur lispelnd mit verzweiflungsvollen Zügen, ein wandelnder Weltschmerz mit Schnurr- und Knebelbart; der zweyte ein schon bejahrter Mann, dicke aufwärtsstehende Nase, in deren Hallen er viel Tabak verbrauchte, breiten Mund, der sich bey oft wiederholtem Lachen lappländisch verzog, immer heiter und fröhlich aussehend, gesund und lebenskräftig, neben seinem Nachbar Josephs Traum am Hofe Pharaonis verwirklichend. Ein kleines Tischchen mit zwey Kerzen wurde gebracht; Knäufler verlangte Zuckerwasser, ließ die Uhr still stehen, welche mit lautem Räderwerk jede Viertelstunde verkündigte, blickte mit affectirter Schüchternheit rund um im Kreis, und lispelte den Titel des Trauerspieles: — den ich, so wie seinen Inhalt verschweigen will; es könnte einst bey seiner ersten Aufführung mich Lügen strafen, da die optische Täuschung der Dramaturgie nur zu oft mich irre geführt hatte. Als der Vater, die Mutter und die Geliebte des Helden glücklich abgethan waren, und er selbst noch einen Act bis zum Verenden sich herumschleppte, lag Frau von Zimper mit vorgebeugtem Blick auf den Tisch gelehnt, das Haupt in den Händen ruhend, und schüttelte sich wie in Fieberschauer zeit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weise, während Lelia auf einem Schemmel hockend immer dazwischen ausrief: „Ergötzlich furchtbar! verwegen zart!“ über Louisens bleiche Wangen rieselten Thränen, die sie mit einem bunten Tuche abtrocknete, „o Himmel!“ rief, und nach der Zimmerdecke Arme und Augen streckte; die hohe turbantragende Dame dampfte an ihrer Cigarre, und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, als Opposition, wie es schien. Endlich fiel der Vorhang, das heißt, Knäufler stand schweißtriefend auf, blickte erwartend im Kreis herum; da reichte ihm die Zimper ermattet die Hand; „Sie sind groß, Knäufter!“ sagte sie mit trunknem Blick. „Die ganze Geschichte geht nicht auf der Bühne!“ donnerte der dicke Herr, und alle Blicke, nur jenen der Amazone ausgenommen, flogen drohend gegen ihn; er aber ließ sich nicht irre machen, und fuhr fort, zu brüllen: „In der Schlacht geht's ja nicht so mörderisch zu, fünf Leichen auf der Bühne, man hat an einer oft schon zu viel.“ — „Gemeine Naturen schreckt der Tod, dem Edlen ist er ein freundlicher heilbringender Genius,“ lispelte der Bleiche im Winkel. „Ja, Sie haben Medicin studiert, das ist etwas Anderes,“ antwortete gereizt der Dicke. Ich besorgte schon ernstlichen Streit, als der Thee gebracht wurde, und mit Ceremonien wie heidnische Opferfeste versahen die Damen dessen Verfertigung, die Flamme loderte, waren's auch nicht Vesta's Priesterinnen, die sie anfachten. „Ist Rum da?“ schnaubte der dicke Recensent. „Ja,“ sagte die Zimper, „Ruhm für die Dichter,“ und Knäufler bückte sich lächelnd über den schlechten Wortwitz. Ich fürchtete, eine Rolle in dem Nachspiel der Kampfrichter übernehmen zu müssen, und suchte mit Vorwänden ihm und dem Thee zu entfliehen, der einen absonderlichen Heugeruch verbreitete; ich wurde gebeten, alle Mittwoche wiederzukehren; „es werden stets nur classische Werke gelesen,“ rief mir Knäufler noch auf der Treppe nach, über die ich eilig lief, und mitten auf derselben plötzlich vor — der Obristinn und Theresen stand. Ich war in demselben Zustande, wie ein Tenorsänger, dem das hohe A versagt; doch die redselige Obristinn hatte mich schnell benachrichtigt, daß sie im 4. Stocke dieses Hauses wohne, mit Frau von Zimper keinen Umgang habe, weil sie ästhetische Frauen fliehe, und daß es sie freuen würde, wenn ich einmal höher steigen und sie besuchen wolle. Die schweigsame Therese begleitete die Rede der Mutter mit einem so lieblichen himmelblauen Blick unter dunklen Wimpern, daß er wie eine Einladungskarte zu einem Frühlingsfeste voll blauer milder Luft, voll Blüthenduft, Nachtigallensang und Abendglockengeläute erschien. Schmerz und Glück haben in ihrer Culmination keine Worte, so verbeugte auch ich mich in innerer Seligkeit, äußerlich so kalt und unbeholfen als nur mözlich, und war glücklich, den Thor öffnenden Hausmeister mit seinem Cerberusgesicht um diese Damen befragen zu können. „Das ist ein Engel, die Junge nemlich,“ sagte er, „wie mein Weib so krank war, hat Fräulein Therese bey ihr viele Nächte durchgewacht, und gute Suppe gekocht, und mich getröstet, und die Kinder gepflegt; Gott muß sie belohnen, die verdient einen recht braven Mann.“ Mit diesen Worten schloß sich die Thüre, und ich stand auf der Straße. „Ja ich bin ein braver Mann,“ sagte ich zu mir selbst mit stolzem Selbstgefühl, und rannte in dieser Überzeugung schon den folgenden Tag die hohe Treppe hinan, die zum Wohnsitz meiner damals noch unausgesprochenen Wünsche führte. „Sie finden bey uns keinen Salon,“ rief mir die Obristinn entgegen, „aber einen stillen häuslichen Kreis, und freundliche Aufnahme.“ — „Gottlob,“ rief ich aus voller Seele aus, und nur zu bald wurde dieser Nichtsalon all-

mälig für mich der Erholungshafen für gesellige Qualen, der Tempel der Erkenntniß höhern Lebensglückes, und der Prachtsalon meines Gemüthes, worin die herrlichsten Empfindungen meines Herzens, die reinsten Bilder meiner Phantasie und die größten Schätze irdischen Glückes aufgehäuft und für das späteste Alter aufbewahrt wurden.

Der vergoltene Liebesdienst.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Verflossenen Sommer unternahm ich einen Ausflug nach dem pittoresken Schottland. Eines Sonntags, als ich eben aus dem Kirchlein eines kleinen Ortes trat, war ich unter Anderm Zeuge einer jener Volksscenen, wie sie dortlandes so häufig sind. Die größere Anzahl der respectablen Pächter der Umgegend stellten sich nemlich in mehrere Gruppen zusammen, und verplauderten das Stündchen zwischen der Predigt und dem Abendmahl.

Ohne bestimmtes Vorhaben herumschlendernd, war ich zuletzt in den Kirchhof getreten, und beschäftigte mich damit, die hier befindlichen schlichten „Tafeln der Erinnerung“ an dahingeschiedene Freunde zu entziffern, als ich unfern von mir einen Kreis ältlicher Männer gewahrte, die im lebhaften Gespräch begriffen schienen. Ich trat näher und fand, daß die eben beendigte Predigt der Stoff ihrer Unterredung sey. Bey dieser Gelegenheit konnte ich auch nicht umhin, die Stärke des gesunden Verstandes und des Mutterwitzes zu bewundern, der von diesen ungeschminkten und unstudierten Söhnen der Natur an den Tag gelegt wurde.

Ein bejahrter Mann, dessen Anzug auf geringeren Wohlstand, und wie ich zu beobachten glaubte, auch auf geringere Reinlichkeit hindeutete, als die Kleidung der Übrigen, stand mit blitzenden Augen und gerunzelter Stirn im Kreise, und beendete so eben eine längere Rede, von der ich leider nur folgende Schlußworte noch vernahm: „Wie? Will er uns weiß machen, daß man sein Glück in dieser Welt selbst bestimmen könne, und daß man unfehlbar einernte, was man ausgesäet hat?“

„Nein! Nein!“ rief ein Anderer von den Pächtern, auf dessen Kahlkopf die Zeit nur wenige dünne Silberhaare geschont hatte. „Nein! So war es nicht gemeint! Ihr habt den Herrn Pfarrer wohl nicht recht begriffen. Er meinte, daß außer jener Belohnung und Strafe, die den guten und bösen Thaten nach dem Tode zugemessen wird, auch in diesem Leben schon eine gute oder böse Handlung ihre Früchte trage.“

„Wohl! wohl! Habe ich denn anders gesprochen, Ihr Herrn? Ich wundere mich, daß Ihr in Euren Jahren noch an solchen Unsinn glaubt, Nachbar Robert. Werft einen Blick in die Welt, und sagt mir, ist jeder ehrliche Mann reich? Oder ist jeder Hallunke arm? Ich glaube nein! denn sonst —“ fügte er hinzu, und warf einen grimmen Blick nach einer zweyten entfernteren Gruppe von Pächtern, „sonst wette ich, daß so Mancher die Nase weniger hoch tragen würde!“

„Bis Ihr nicht in das Schlafkämmerlein und in das Herz eines Menschen gesehen habt, könnt Ihr auch nicht wissen, wie es eigentlich mit ihm steht. So mancher erhebt das Haupt über seine Brüder, während Unmuth und Verzweiflung in seinem Innern herumwüthen. Aber Ihr vermenget die Dinge auf seltsame Weise, Nachbar John. Ihr scheinet zu glauben, daß Geld und Glück eins und dasselbe sey, und daß es für den Tugendhaften auf dieser Erde keine andere Belohnung gebe als Geld. Welch ein Irrthum! Geld allein macht den Menschen nicht glücklich!“

„Mit Erlaubniß, Ihr Herren! Wo das Geld mangelt, habe ich noch kein großes Glück gesehen. Wenn man zum Exempel in harter Winterszeit beym kalten Herde steht, und ein halb Dutzend Kinder, die sich ohne Nachtmahl niederlegen mußten, in den elenden Lagerstätten winseln hört, daß es einem durch das Herz geht wie ein zweyschneidiges Schwert — und wenn man obendrein noch ein mürrisches Weib hat, die einem die bittersten Vorwürfe macht, und

Brot verlangt — mein Wort darauf, Ihr Herren, es ist dann kein Wunder, wenn man Glück und Geld für nahe Verwandte ansieht."

„Auch dann," entgegnete Robert mit feyerlicher Stimme und bedeutungsvollem Blick auf seinen Nachbar, „auch dann ist alles Glück noch nicht gewichen, wenn man nur zu sich selbst sagen kann: ich habe meine Pflicht gethan! — Aber was frommt dieser Streit, meine Herren? Seyd einen Augenblick stille, und ich werde eine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte, denn sie ist mir selbst begegnet, und Ihr werdet daraus ersehen, daß ich für eine gute Handlung belohnt wurde, und doch kein Geld empfing. Möge mir der liebe Gott verzeihen, daß ich da ein wenig prahle, und sage, ich hätte eine gute Handlung verübt, wo ich doch nur meine Schuldigkeit als Mensch erfüllte."

„Wohl! Wohl! Laßt uns die Geschichte hören!" riefen mehrere Männer, als wären sie gleichsam froh, einem bevorstehenden Zwiste dadurch vorzubeugen. Robert hustete und räusperte sich.

„Ihr erinnert Euch wohl Alle noch des Jahres, als das Typhusfieber in der Gegend ausbrach?" Ein leises Gemurmel und Seufzen ließ sich unter den Zuhörern vernehmen, „Nun gut! Es war gerade ein Jahr früher, daß unser Gutsherr, Sir William, einige Grasplätze und Grundstücke licitando verkaufen ließ, bevor er ins Ausland ging. Ich und mein Weib wir hatten uns darüber berathen, und wollten etliche Morgen davon kaufen, wenn die Preise nicht gar zu hoch wären. Ich ging also zur besagten Licitation. Es war ein schöner Sommertag, und da es noch ziemlich früh war, so schlenderte ich meinen Weg gemächlich fort. Wie ich nun eben durch die Gemeindefelder gehe, wende ich mich zufällig um, und sehe weiter unten auf der Poststraße eine junge Dame, die Ihr wohl hier in der Gegend schon werdet gesehen haben, wenn sie spazieren reitet." — „Auf einem braunen Pony, und allein?" fragten Einige. „Ja wohl, meistens allein; aber manchmal, besonders des Abends, war auch ein junger Herr bey ihr. Sie hatte dießmal nicht den braunen, sondern einen grauen Pony; und als ich sie erblickte, lag sie eben der Länge nach am Boden. Das Best hatte sie abgeworfen. Sie blieb eine Minute lang auf der Erde liegen, dann stand sie auf. So oft sie aber den Fuß in den Steigbügel setzen wollte, fing das Thier an zu schlagen und zu bocken und zu wiehern, und den Kopf in die Höhe zu werfen, so daß ich mich darob wunderte, wie ein Frauenzimmer, und obendrein so ein zartes Wesen den Muth habe, nach den Zügeln zu langen. Sie schmeichelte dem Pferde, sie klopfte es mit der flachen Hand auf den Hals, sie suchte Gras und Kräuter zusammen und gab sie ihm zu fressen. Alles umsonst! Es mochte sie nicht aufsitzen lassen. Ich blieb eine ganze Weile stehen und sah ihr zu, bis mir endlich die Licitation wieder einfiel. Darauf ging ich meine Wege und verlor sie bald aus dem Gesichte."

„Ich war noch keine Viertelstunde gegangen, als mir der Gedanke an die arme junge Lady so recht sonderbar in den Kopf stieg. Ich erinnerte mich, wie sie mit ihrer sanften Stimme mir oftmals einen freundlichen guten Morgen oder guten Abend gewünscht hatte „und der liebe Herrgott wird es an deinen Kindern ersetzen," dachte ich, „wenn du dem armen Wesen aus der Verlegenheit hilfst." Ich kehrte also um, und als ich sie wieder erblickte, saß sie eben auf der Bank nahe bey der Straße. Mit einer Hand hielt sie die Zügel, und mit der andern ihr Köpfchen. Das Thier graste ganz ruhig neben ihr. Ich lief so schnell ich konnte. Ich begriff wohl, daß ich die Licitation darüber versäumen würde, aber ein gewisses Etwas, ich weiß selbst nicht wie ich es nennen soll, trieb mich beständig vorwärts. Als ich zu ihr hinkam, stand sie auf und dankte mir für meine Bereitwilligkeit. Sie sagte, daß sie sehr betrübt geworden sey, als sie bemerkte, wie ich mich entfernte. Sie habe volle drey Stunden nach Hause, und weit und breit sey kein Obdach zu sehen. Ich sagte: sie solle nicht allein ausreiten. Sie antwortete: sie sey kränklich, und das Reiten eine Wohlthat für sie. Ihr Vater könne keinen Reitknecht halten, und es sey ihr bis jetzt kein Unglück noch begegnet. Darauf sagte ich: ich hätte zuweilen einen jungen Herrn bey ihr gesehen, wo sey er denn heute geblieben? — Ach! Ihr Herren! Hättet Ihr doch gesehen, wie sie bey diesen Worten erröthete! Es war wie die Sonne, wenn

sie beym Untergehen eine weiße Wolke bescheint. Sie sagte: Er wäre ein Geschäftsmann, und hätte nur wenig freye Stunden."

(Der Schluß folgt.)

Lemberger Briefe.

Lemberg, im November 1842.

Heute will ich Ihnen über Architektur Einiges berichten. An neuen Bauten fehlt es nicht, nur wird leider in der Regel der Schönheitssinn bey ihrer Anlegung und Ausführung wenig in Betracht gezogen. Ich rede nicht von Zinshäusern, die gewöhnlich überall mit Sparsamkeit gebaut werden, um mit dem geringsten Capital die größtmöglichen Zinsen zu gewinnen. Der Herr, der in einem Wiener Journal den schönen Bau Ferdinand Fellner's am Lichtensteg tadelt, der da meint, nur für Kirchen und Palläste zieme sich architektonischer Schmuck, dieser gute Herr hätte seine Freude an dem Mehrtheil der hiesigen Neubauten, an denen keine unnothwendige Linie, kein unterbrechendes Glied, keine Füllung unendlicher Flächen zu entdecken ist. Aus neuester Zeit kenne ich nur ein architektonisch schönes Privathaus, aus älterer Zeit sind einige hübsche Wohnhäuser, aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte einige Palläste am Ringplatz, die der Beschauung werth sind. An der Kathedrale deckt außen eine abscheuliche graue Tünche, innen Schnörkeley des Perückenstlys jede Spur des Alterthums; eine nahe dabey liegende Capelle ist im reichen Style des sechzehnten Jahrhunderts in roher Ausführung verziert und ditto grau übertüncht. Am meisten Charakter hat die sogenannte wallachische Kirche und jene der Bernardiner; die übrigen Gebäude der Art gehören dem 17. und 18. Jahrhunderte an und unter ihnen zeichnet sich die Jesuitenkirche durch verhältnißmäßige Reinheit der Architektur und verständige Restauration aus. — Das Gebäude des Ossolinski'schen Nationalinstitutes ist in der Anlage gut gedacht, nur hat man meines Erachtens darin gefehlt, daß man das alte Klostergebäude, auf dessen Grund es gebaut wurde, nicht vollends niederriß, sondern theilweise dem Neubaue anpaßte, wodurch einige Irregularitäten und durch unaufhörliche Reparaturen der alten baufälligen Mauern bedeutende Kosten erwuchsen. Die jetzige Direction hat die meisten Verdienste um den raschen und zweckmäßigen Fortbau des Gebäudes, das bis auf den linken Flügel und die innere Einrichtung des für die Bibliothek bestimmten Kuppelsaales, fertig ist, und eine der schönsten Zierden Lembergs zu werden verspricht. — Das eben ausgebaute Seminarium ist ohne Charakter, der daneben im Bau begriffene erzbischöfliche Pallast wird hoffentlich in würdiger Weise vollendet werden. Das, inmitten des Ringplatzes stehende Rathhaus ist ein weitausgedehntes modernes Gebäude mit einem überschlanken Thurme, von dessen Gallerie jede Stunde austrompetet wird. — Das neue, noch nicht völlig ausgebaute gräflich Skarbek'sche Haus übertrifft an Größe noch das Rathhaus. Außer einer Unzahl von Privatwohnungen enthält es das Theater, ein Kaffehhaus mit ausgedehnter Localität, ein Wirthshaus ꝛc. Die Façade des Theaters ist, vom architektonischen Standpuncte aus, unschön und verfehlt. Unten ein Prostyl von plumpen, dicken Pfeilern, darüber ein Prostyl unverhältnißmäßig ausgeladener roher Säulen mit monströsen Capitälern jonischer Ordnung, darüber endlich ein Giebel, der einen holzgeschnitzten Apollo, das hölzerne Sonnengespann lenkend, trägt, eine Gruppe, die der Hand eines Gottscheerkünstlers würdig ist. Über das Innere des Theaters habe ich mich in meinem

ersten Lemberger Briefe ausgesprochen und meine Meinung über die baldige Unscheinbarkeit der Vergoldungen hat sich bestätigt.

Soviel von unseren Bauherrlichkeiten und zum Schlusse einige Bühnennovitäten. Am 12. sahen wir den »Liebestrank« zur Serata unserer trefflichen Primadonna Corradori. Die Beneficiantinn wurde mit Beyfall überschüttet, vielmals hervorgerufen, und mußte das Duett mit Hrn. Hoffmann (Dulcamara) wiederholen, welch Letzterer ebenfalls mit wohlverdientem Beyfalle ausgezeichnet wurde. Der in dieser Oper debütirende Hr. Petz besitzt eine schöne Tenorstimme, die auch recht wohl gefiel, alles übrige aber, was den dramatischen Sänger macht, hat er erst zu lernen. Nächstens kommen die »Ghibelinnen« zur Aufführung. — Folgende Individuen haben gekündigt und verlassen leider die hiesige Bühne mit Ostern: Hr. und Mdme. Bergmann, Dlle. Bertolli, Hr. Binder, Hr. Hoffmann. Außerdem geht auch Mdme. Janik ab. Den von den Theaterfreunden bedauerten Abgang des Hrn. und der Mdme. Wallner habe ich bereits berichtet.

Somit schließe ich für dieses Jahr die Reihe meiner Lemberger Briefe, und da sie an dem Orte, woher sie datiren, freundlich aufgenommen wurden, so werde ich sie auch im folgenden Jahre fortsetzen und außer dem Wechsel theatralischer Novitäten die Leser dieser Blätter mit Leben und Sitte, der Physiognomie und den öffentlichen Anstalten dieser Hauptstadt, welche drey Nationalitäten auf ihrem Terrain vereinigt, bekannt zu machen suchen. **Valete et favete.** M. E.

Notizenblatt.

Panorama vom Freynberge bey Linz. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Joseph Edelbacher. — Unter dem vorstehenden Titel ist im Verlag des thätigen und umsichtigen Buchhändlers Vincenz Fink in Linz ein vaterländisches Werk erschienen, welches die wärmste Empfehlung verdient. Ein Steindruck in dieser Ausdehnung und von so schöner, kräftiger und deutlicher Ausführung hat, wenigstens in Deutschland, wohl nur wenige seines Gleichen aufzuweisen. Der Freynberg ist einer der lieblichsten und interessantesten Puncte in der Umgebung von Linz, und von diesem Standpuncte aus ist der Theil des malerisch-romantischen Donauthales, in dessen Mitte die freundliche Hauptstadt des Landes ob der Enns liegt, aufgenommen. Die fruchtbaren Gefilde und Höhen der vielfach gesegneten Landschaft bilden den Vordergrund des reizenden Bildes, in dessen Mitte die Donau im vielgewundenen Laufe wie ein leichter Silberfaden dahinströmt, im Hintergrunde thürmt sich die unabsehbare Kette der herrlichen Alpenwelt empor, die Oberösterreich zum Wallfahrtsorte für alle Freunde großartiger und anmuthiger Naturschönheiten macht. Für Alle diejenigen, die das schöne Land aus eigener Anschauung kennen, wird dieses „Panorama" gewiß eine freundlich willkommene Erinnerung seyn, weßhalb wir es Solchen vorzugsweise und dringend empfehlen. Das Werk ist mit gutem Grunde dem hochsinnigen Freunde und Beschützer der Alpenwelt, dem Erzherzoge Johann von Österreich, gewidmet. 33.

Die Füße der Chinesinnen sind weltbekannte wahre Mignonfüßchen, und dort ein Gegenstand der Mode, die uns zugleich ein Lächeln und ein Bedauern abnöthigt. Wir erfahren hierüber Näheres in dem kürzlich erschienenen Werke: „**Narrative of the Expedition to China, from the Commencement of the War to**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

the present Period; with Sketches of the Manners and Customs of that singular and hitherto almost unknown Country. By Commander I. Elliot Bingham.“ Während meines Aufenthaltes auf der Insel Tea (heißt es unter Andern) hatte ich mir einmal für einen halben Dollar ein Paar kleine, niedliche Frauenschuhe von Atlas gekauft. In derselben Bude waren aber mehrere Männer, Weiber und Kinder anwesend. Wir Europäer machten uns durch Worte und Zeichen den Chinesen verständlich, daß wir recht sehnlich solch ein Füßchen zu sehen wünschten, auf welches diese Schuhe passen würden. Man verstand uns, und eine Matrone wurde aufgefordert, ihr Fußgestell zu zeigen, da sich aber diese über die Maßen verschämt weigerte, so wandte man sich an ein artiges, sechzehnjähriges Mädchen und setzte ihm einen Stuhl. Wohl war auch diese anfangs sehr verschämt und beängstigt, da ich ihr aber eine neugeprägte blinkende Münze vor das Auge hielt, lächelte die Geblendete, und fing an, die obern Bindlagen an Ferse und Rist abzulösen. Hierauf wurde der winzige Schuh und nach diesem eine zweyte Bindlage weggenommen, die ihr statt eines Strumpfes diente. Die Gewinde rings um Knöchel und Zehen waren sehr fest und hielten alles zusammen. Endlich tauchte der entblößte Fuß vor unsern Augen auf, und wir gestanden uns alle, daß wir in der That angenehm überrascht seyen. Auch hatte das liebliche Mädchen wider unsere Erwartung völlig weiße und reine Füßchen — wider die sonstige Gewohnheit der Chinesen. Der Fuß vom Knie abwärts war ungemein schmächtig; die vier kleinen Zehen lagen flach unter den Fuß hinein gebogen und fest angedrückt, und nur die große Zehe durfte ihre natürliche Lage behalten. Durch jenes Umbiegen bildet sich zwischen Zehen und Ferse ein hoher Bogen, und obwohl unsere Damen solcher Gestalt kaum zwey Schritte zu gehen vermöchten, so trippelt doch eine Chinesinn in kleinen Schritten, wie eine französische Zierpuppe, ziemlich schnell auf flachen Wegen dahin. Auf Chusan habe ich alle Weiber und Mädchen mit kleinen Füßen gesehen, d. h. sie waren alle ächten chinesischen Ursprungs. Es ist also nicht wahr, daß bloß die reichern und vornehmen Chinesinnen dieser seltsamen Mode huldigen. Nur die Weiber von tatarischem Blute und jene, welche auf dem Wasser wohnen, nehmen sich von dieser Sitte aus, doch kann ein Weib mit großen Füßen, welche Verdienste auch ihre Familie hätte, nie als Hofdame nach Peking kommen. Dem zu Folge gibt es auch tatarische Damen, welche diese Verkrüppelungsmode annehmen. Daß man den Mädchen schon in der frühesten Kindheit die Füße grausam einzwängt, und der Natur Gewalt anthut, ist bekannt, und sie erkaufen sich diese Mißbildung allerdings mit vielen Seufzern und Thränen, welche aber stets weniger werden nach Maßgabe, als die Eitelkeit ins Spiel kommt, und ihnen den Schmerz und die Unbehülflichkeit weniger fühlbar macht. 28.

Hr. Lehmann, der berühmte Geognost und Botaniker, ist einer russischen Zeitung zu Folge, am 12. September d. J. zu Simbirsk mit Tod abgegangen. Die Wissenschaft hat an ihm einen ausgezeichneten Priester, und die Menschheit ein redliches Mitglied verloren. Lehmann war zu Dorpat geboren und zählte kaum noch 30 Lebensjahre. Auf seinen höchst merkwürdigen Reisen nach Nowa-Zembla, an den Ural, an die Ostküste des caspischen Meeres, nach Buchara, nach Samarkand, durch die Kirgisensteppen, in das Innere von Sibirien hat er sich viele seltene, naturhistorische Schätze und Kostbarkeiten gesammelt, welche samt seinen Tagebüchern nach Dorpat geschafft worden sind. 9.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

258

Dienstag, den 27. December 1842.

Der geheimnißvolle Gast.

(Italienische Novelle.)

„Wer seyd Ihr? woher kommt Ihr? und was sucht Ihr hier zu dieser Stunde?“ fragte keifend der Thorwächter des Schlosses Urbino einen auf der Zugbrücke haltenden Reiter, dessen lautes und schnell wiederholtes Klopfen einen hohen Grad von Ungeduld verrieth.

„Von den drey Fragen, welche Ihr mir da vorlegt,“ war die Antwort, „könnte ich zwey eben so wohl durch eine Lüge als durch eine Wahrheit beantworten, wenn es mir daran läge Euch zu hintergehen; und der Platzregen, der mich bis auf die Haut durchnäßt hat, beweist deutlich genug, was ich suche.“

„Bevor ich Euch einlasse, muß ich die Erlaubniß der gnädigen Herrschaft einholen,“ erwiederte der Thorwächter.

„Diese Mühe könnt Ihr Euch ersparen,“ rief der Reisende ungeduldig; „denn ehe Ihr zurückkehren könnet, werde ich samt meinem Rosse weggeschwemmt werden. Aber wofür haltet Ihr mich? Was habt Ihr von einem allein kommenden fahrenden Ritter zu fürchten?“

„Ihr seyd also allein?“ fragte der Wächter, durch ein Gitterfenster blickend.

„Ja, wie Ihr beym Scheine dieses Lichtes sehen könnt.“

„Dort zur Linken,“ rief der Pförtner, „steht eine Viehhütte, welche Euch ein Obdach gewähren wird, bis ich die Erlaubniß erhalten habe, Euch einzulassen. Unter welchem Namen habe ich Euch anzumelden?“

„Rolandi, Kaufmann von Florenz,“ antwortete der Reisende, welcher, der erhaltenen Weisung folgend, vor dem herabströmenden Regen Schutz suchte.

Wir lassen den Reisenden in seinem Versteck, und folgen dem Pförtner in ein Zimmer, welches zu den kleinsten des Schlosses gehörte, aber gleichwohl hoch und geräumig war. Hier saßen am lodernden Kaminfeuer zwey junge Damen, deren persönliche Reize von verschiedenem Charakter waren, aber sich weit über das Gewöhnliche erhoben. Die Ältere war von schlankem Wuchs, und zeigte in ihrer Haltung und ihrem ganzen Wesen einen größern Ernst, als ihre etwas jüngere Gefährtinn, deren Züge mehr das Gepräge der frohen Laune und Schalkheit trugen. Die ältere Dame hieß Bianca, die jüngere Emilia.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nun Matteo?“ fragte die Letztere den eintretenden Thorwächter, „was führt Eure schwerfälligen Schritte noch so spät hieher?“

„Mit Ew. Gnaden Erlaubniß,“ sagte der Pförtner, sich ehrerbietig an Bianca wendend, „es ist ein Fremder unten am Thore, der im Schlosse ein Obdach sucht.“

„Ist er jung oder alt?“ fragte Emilia scherzend, ohne ihrer Base Zeit zur Antwort zu lassen; „hübsch oder garstig, dunkel oder blond?“

„Die Nacht ist so rabenschwarz, daß man Niemanden erkennen kann,“ war die trockene Antwort, „allein die Ungeduld, womit er meine Weigerung, ihn ohne Ew. Gnaden Erlaubniß einzulassen, aufnahm, scheint mir etwas von dem heißen Blute der Jugend zu verrathen.“

„O wie der alte Matteo krächzt!“ rief Emilia voll Muthwillen. „Man hört, daß er an die Nachbarschaft der Eulen und Krähen gewöhnt ist.“

„Ich bitte dich, Emilia, höre auf,“ sagte Bianca mit leisem Vorwurf. „Während du scherzest, hält der arme Wanderer draußen im Sturme. Höre, wie das Wetter tobt! — Ist er allein, Matteo?“

„So sagt er,“ erwiederte der Pförtner, „und ich habe keinen Grund, seine Aussage zu bezweifeln, denn ich habe Niemanden außer ihm bemerkt.“

„Von einem einzelnen Reisenden haben wir nichts zu fürchten,“ sagte Bianca, „laß ihn sogleich ein.“

„Nimm dich in Acht, Bäschen,“ sagte Emilia, „dein würdiger Vormund hat dir streng befohlen, Jemanden während seiner Abwesenheit einzulassen; und ich glaube, daß das Verbot vorzüglich auf allein kommende Reisende Bezug hatte.“

„Das kümmert mich wenig,“ erwiederte Bianca, „denn obgleich mein Oheim für gut befunden hat, in der Burg meiner Ahnen seinen Wohnsitz zu nehmen, so bin ich doch hier Herrinn, und werde Niemanden von meiner Handlungsweise Rechenschaft ablegen.“

„Ein sehr lobenswerther Entschluß, liebe Bianca,“ entgegnete Emilia, „wenn du dich nur nicht am Ende seinem Willen unterwerfen mußt. Ich werde dir gewiß nie zur Unterwerfung rathen; allein was können wir schwachen Weiber seiner tyrannischen Willkür entgegensetzen?“

„Ich kenne den Marchese nur zu wohl,“ antwortete Bianca, „und ich weiß auch, daß er kein Mittel unversucht lassen wird, mich zur Vermählung mit seinem mir verhaßten Sohne zu zwingen; während ich, ohne Rath und Hülfe, seinen Anmaßungen nur einen festen Willen entgegensetzen kann. Ich würde indessen lieber in dem tiefsten Kerker meines Schlosses umkommen, als mich seinem Willen fügen.“

Die Unterredung wurde durch den aufwartenden Pagen unterbrochen, welcher den neu angekommenen Gast einführte. Der Letztere, welcher seinen Reisemantel abgeworfen und seinen Anzug so gut als möglich geordnet hatte, war ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit Gesichtszügen, welche eher geistreich als schön zu nennen waren. Er war von etwas mehr als mittlerer Größe und schlank, doch kräftig gebaut. Sein Anzug war einfach, aber vom feinsten Stoff und nach der letzten Mode.

Er näherte sich den Damen und dankte ihnen auf eine zierliche, obwohl etwas ernste Weise für das ihm gewährte Obdach. Sein Gang war in Folge einer in der Dunkelheit des nahen Waldes erhaltenen Contusion etwas lahm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bianca befahl sogleich einige Erfrischungen, wovon indessen der Fremde wenig genoß. Die Nähe seiner schönen Wirthinnen schien ihm einigen Zwang aufzulegen. In seiner Unterhaltung zeigte er jedoch eine mehr als gewöhnliche Bildung und eine Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen anderer Nationen, wie sie nur durch Reisen und sorgfältige Beobachtung erworben wird.

Als sich der Fremde in das ihm angewiesene Zimmer zurückgezogen hatte, rief Emilia schmollend: „Da hast du uns einen genußreichen Abend verdorben; denn du hast ihn verjagt mit deiner Kälte. Da sind wir sieben ewig lange Wochen eingesperrt gewesen, wie zwey Nonnen, und nun kommt wie vom Himmel gefallen ein hübscher Cavalier. Du empfängst ihn so stattlich wie eine Sultaninn, und antwortest auf jede Äußerung des Fremden mit einer Verbeugung oder einem einsylbigen Worte. Es ist nicht zu verwundern, daß er sich sobald als möglich zurückzog."

„Du berücksichtigst gar nicht," erwiederte Bianca, „daß meine Stellung von sehr delicater Art ist."

„O mit deiner kalten Berechnung!" rief Emilia mit komischem Unwillen. „Mit welcher Begierde habe ich seine kurzen Erzählungen von fremden Ländern angehört, von dem rauhen Deutschland, wo freylich, wie man sagt, jedes Haus ein Schloß ist, wo man aber die jungen Mädchen nicht einschließt, weil sie keinen Ruffiano heirathen wollen. Vater Pietro sagt zwar, die Deutschen seyen Alle Teufel, und es geziemt mir nicht, ihm zu widersprechen, obgleich der einzige Deutsche, den ich je sah, einem Engel unendlich ähnlicher war, als einem Teufel. Dann wollte ich unsern Gast über Egypten fragen, und über die Pyramiden; und endlich wollte ich ihn bitten, mir von seiner nächsten Reise einen hübschen Ibis und ein zahmes Krokodil mitzubringen."

„Du bist eine Närrinn," sagte Bianca mit schlecht unterdrücktem Lächeln; „doch die Wahrheit zu gestehen, unser Gast hat mich etwas in Verlegenheit gesetzt. Wenn mich die Physiognomie nicht trügt, so ist er kein gewöhnlicher Mensch; ich meine nicht in Bezug auf Rang, denn er mag immer seyn, wofür er sich ausgibt, ein Kaufmann. Hast du den Ausdruck seines Auges bemerkt? Ich betrachtete ihn, als ihm Alberto den Becher reichte; der sonst so kecke Mensch fuhr vor dem Blicke des Fremden zurück und goß den Wein aus, bevor dieser den Becher nehmen konnte. Ich sage dir im Vertrauen, ich wünschte er wäre fort."

„Das wünsche ich nicht," erwiederte Emilia, „denn ich halte ihn für einen sehr angenehmen Gesellschafter."

Es ist schwer, die Gefühle Bianca's zu schildern, als am folgenden Morgen der Page mit der Meldung eintrat, daß der beschädigte Fuß des Fremden sich bedeutend verschlimmert habe, und daß binnen einigen Tagen an seine Abreise gar nicht zu denken sey.

Selbst Emilia, welche ihre Freude über die Gelegenheit zu einer genauern Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Fremden nicht verbarg, konnte sich gleichwohl nicht verhehlen, daß der verlängerte Aufenthalt desselben von unangenehmen Folgen seyn könnte, vorzüglich wenn der Marchese bald zurückkehren sollte, dessen Gemüthsart weniger als geneigt seyn würde, die Anwesenheit eines Gastes unter den obwaltenden Umständen zu entschuldigen. Sie gab sich indessen nicht den Anschein, als ob sie Bianca's Ansichten theile, und sagte: „Wie viel Aufhebens machst du auch um unsern Gast! Er wird uns kein Leid

zufügen; und wenn sein Aufenthalt sich um einige Tage verzögern sollte, so können wir Alberto zu seiner Bedienung anstellen. Wenn er so weit wieder hergestellt seyn wird, daß der Anstand ein Zusammentreffen mit ihm erheischt, so muß die alte Therese mit von der Parthie seyn, und Niemand wird uns dann eine Verletzung des Anstandes vorwerfen können."

Mehrere Tage vergingen, ohne daß das gewöhnliche eintönige Leben im Schlosse unterbrochen wurde. Der lahme Gast hütete, wenn auch nicht das Zimmer, doch den ihm angewiesenen Theil des Gebäudes; und die jungen Damen begnügten sich, jeden Morgen und Abend Erkundigungen über sein Befinden einzuziehen. Sie waren indessen sehr erstaunt über das veränderte Benehmen Alberto's bey allen Gelegenheiten, wo von dem Fremden die Rede war. Alberto war seiner Gebieterinn treu ergeben; aber er war etwas keck, und erregte oft das Mißfallen Bianca's durch das hochfahrende Wesen, welches er gegen Jeden beobachtete, der von untergeordnetem Range war; und gleichwohl sprach er von dem fremden Kaufmann stets in den ehrerbietigsten Ausdrücken.

Es war am vierten Tage nach der Ankunft des Fremden, als eine von Bianca's Dienerinnen athemlos ins Zimmer stürzte und meldete, daß eine Freybeuterbande, die Abwesenheit des Marchese benutzend, das Thor belagert halte und Einlaß fordere. Der Anführer habe die schrecklichsten Drohungen ausgestoßen und erklärt, daß man das Thor stürmen und gegen die Bewohner des Schlosses ohne alle Rücksicht verfahren werde, wenn man nicht freywillig öffne.

So erschütternd diese Nachricht auch war, so verlor Bianca doch ihre Fassung nicht. Sie ließ Alberto rufen, der sie versicherte, daß die Räuber ohne große Schwierigkeit würden eindringen können, und daß der Widerstand der wenigen von dem Marchese zurückgelassenen Diener völlig nutzlos seyn würde.

Ehe ein entscheidender Entschluß gefaßt wurde, ließ Bianca den Fremden um eine Unterredung bitten. Derselbe leistete der Einladung sogleich Folge. Er beobachtete dasselbe ruhige, ernste und ehrerbietige Benehmen, wodurch er sich bey seinem ersten Erscheinen ausgezeichnet hatte; und auch die Nachricht von der drohenden Gefahr schien keinen bedeutenden Eindruck auf ihn zu machen. Er sagte, daß er die Abwehrung der Räuber nicht für möglich halte; Widerstand werde offenbar zum Blutvergießen führen, und obgleich man, bey der nur zu wohl bekannten Wildheit des neuen Anführers der Bande, wenig von der versprochenen Mäßigung zu erwarten habe, so müsse er doch rathen, das Thor zu öffnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der vergoltene Liebesdienst.

(Schluß.)

„Während wir so hin und her plauderten gab ich mir Mühe das Pferd zu erhaschen. Aber das war Euch so ein widerspänstiges Thier, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen habe. Weder mit Güte noch mit Gewalt ließ es eines von uns in den Sattel. Es schlug mit den Hufen und schnappte mit den Zähnen gleich einem tollen Hunde, und riß mir zuletzt ein ganzes Stück aus meiner Sonntagsjacke. Zum Glück sehe ich drey unserer Bursche des We-

ges kommen. Ich rufe sie herbey, und alle Vier zusammen waren wir kaum im Stande das Unthier zu überwältigen. Die Lady stieg in den Sattel, und bevor ich ihr die Zügel überaab, frug ich sie, ob sie sich denn nicht fürchte, ein Pferd zu besteigen, welches vier starke Männer mit Mühe gebändigt hätten. Sie lächelte und sagte: Nein! sie würde sich jedoch besser in Acht nehmen, weil sie wisse, daß das Thier so bösartig sey. Sie dankte uns noch recht freundlich, und sagte zu mir: sie hoffe, es würde einstens ein Tag kommen, wo sie meinen Liebesdienst vergelten könne. Ich übergab ihr die Zügel, und der Pony flog hinweg wie der Pfeil vom Bogen. Er machte weiter keinen Versuch mehr, seine Reiterinn abzuwerfen, wenigstens so lange wir sie sehen konnten. Sie saß auch darauf wie eine Königinn. Ach, Ihr Herren! Lange Zeit klangen ihre letzten Worte in meinen Ohren fort! Die Licitation hatte ich rein vergessen, aber sobald ich die Lady aus dem Gesichte verlor, fiel mir Alles wieder ein, und mir war doch ein wenig bange, was die Margareth dazu sagen würde bey meinem Nachhausekommen. Ihr wißt ja, welchen Lärm sie bisweilen schlägt, wenn sie erzürnt ist. Das arme Weib ist so cholerisch!"

Das herzliche Lachen der Nachbarn, welches bey diesen Worten ausbrach, bezeugte, daß der erwähnte Charakterzug seiner Ehehälfte kein Geheimniß sey. Robert lachte am Ende selbst mit, gleich einem Manne, der dieß Unglück so gut als möglich zu ertragen weiß, und fuhr fort: „Ich wußte wohl, daß es wegen der Licitation schon zu spät sey, wollte aber doch wenigstens dort gewesen seyn, und fing Euch nun zu laufen und zu springen an, wie ein rechter alter Narr." — „Es war nicht das Einzige, was Ihr diesen Tag wie ein alter Narr thatet!" rief John mit sarkastischem Lächeln. Robert fuhr fort, ohne seine Unterbrechung zu beachten: „Ich suchte mich zu überreden, daß die Licitation vielleicht irgend einen Aufschub erlitten habe, und daß ich noch zu rechter Zeit eintreffen würde; aber es war gerade das Gegentheil. Eine Viertelstunde außerhalb des Ortes begegnete ich den Leuten, die eben heim gingen. Von diesen erfuhr ich, daß die Grundstücke erschrecklich wohlfeil weggegangen seyen, und wahre Goldminen für die Käufer werden wüßten. Nun lieber Himmel, wie wird es mir ergehen, wenn ich heim komme! dachte ich. Ich ging also heim, und noch niemals war ein solches Getöse im Hause gewesen. Ich wurde ein fauler Schlingel hin, und ein alter dummer Teufel her genannt. Die ganze selbige Nacht that ich kein Auge zu. Erstens dachte ich beständig an die junge Lady, und zweytens hielt mein Weib ihr Maul nicht. Ich war der Meinung, die Bekanntschaft mit der Lady könne uns vielleicht eben so viel nützen wie jene lumpichten Grundstücke; als ich aber dergleichen gegen Margareth fallen ließ — hilf Himmel! — da ging der Lärm wieder von vorne an."

„Der Winter kam heran, und das war für uns eine unglückliche Jahreszeit. Wir geriethen in große Verlegenheit, und wären vielleicht gepfändet worden, hätte sich Sir William nicht unser erbarmt. Oftmals mußte ich bittere Vorwürfe anhören wegen der jungen Lady und der versäumten Licitation. Was konnte ich thun, als sie stillschweigend hinnehmen? Wir hofften, daß der Sommer sich besser anlassen würde, aber da kam das schreckliche Fieber." — Robert hielt bey diesen Worten inne, und fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob die bloße Erinnerung an jene Schreckenszeit ihn entmannt hätte. — „Nicht Eine Seele im Hause blieb gesund. Ich fühlte mich zuerst krank, und ein Nachbar ging in die Stadt, um einen Arzt für mich zu holen. Als er kam, war ich höchlich erstaunt zu sehen, daß es der nemliche junge Herr sey, den ich zuweilen in Gesellschaft der Lady gesehen hatte. Ach! Gott segne ihn! denn er war wirklich ein Freund in unserer bittersten Noth, als Niemand uns helfen konnte oder wollte. Die wenigen Gesunden fürchteten sich, in unsere Nähe zu kommen. Es war eine traurige Zeit! Es mangelte uns an Allem! Wir waren noch niemals so arm gewesen!"

„Das Fieber ergriff auch mein Weib, und oftmals in der Nacht, wenn ich mich selbst nicht regen konnte, brachte mich ihr Geschrey und das Winseln der armen Würmer in Verzweiflung. Zweymal des Tages besuchte uns der gute, junge Herr, und er kam nicht gleich einem Doctor, sondern gleich einem Engel des Himmels. Er brachte uns Wein und andere Lebensmittel, die wir sonst hätten entbehren müssen; und manchmal zog er seinen Rock aus,

und arbeitete im Hause herum wie ein gemeiner Tagelöhner, und verrichtete Dinge, daß man es von so einem Herrn gar nicht geglaubt hätte."

„Ich war der Erste, der endlich aus dem Bette kriechen konnte, und versuchte, Etwas für die Übrigen zu arbeiten. Eines Tages half ich dem Doctor ein Kleines in das warme Bad setzen, und der Bube, der nicht gerne im Bade seyn wollte, fuhr mit der Hand nach dem Doctor. Sein Westchen ging ein wenig aus einander, und es fiel ein schwarzes Band heraus, an dem ich ein kleines, glänzendes Dingelchen hängen sah. Was glaubt Ihr wohl, das es war? Das Porträt der jungen Lady! Ach, es war so schön und so wohl getroffen! Die Lippen waren ein wenig geöffnet, und es schien mir alten Narren, als wolle sie eben sagen: Ein Tag wird kommen, wo ich Euern Liebesdienst zu vergelten hoffe! Ich hätte das schöne Bildchen wohl stundenlang betrachten können; als aber der Doctor meine gierigen Blicke bemerkte, steckte er es wieder in die Brust und knöpfte das Westchen zu. Gern hätte ich mich nach ihr erkundigt; aber meine Zunge war wie angebunden, und ich hatte nicht einmal den Muth, dem Doctor ins Gesicht zu sehen."

„Durch seine Geschicklichkeit und Sorgfalt wurden wir nach und nach Alle wieder gesund, und da er zu jener Zeit, wie Ihr Euch denken mögt, gar viele Patienten hatte, so meinte er eines Tages, daß seine Besuche in Zukunft wohl nicht mehr nöthig seyn würden. Er nahm freundlichen Abschied von uns, und stieg auf sein Pferd. Oftmals hatten ich und Margareth überlegt, auf welche Weise wir ihn bezahlen sollen, und jedesmal hatte mein Weib geäußert, daß sie ihm hundert Pfund geben möchte, wenn wir sie nur hätten — und das war viel gesagt von meinem Weibe; denn sie ist sonst ein wenig geizig, wie Ihr wißt. — Ich ging ans Thor hinaus — mein Herz war voll von sonderbaren Gefühlen. „Lieber Herr, guter Herr," sagte ich, „Sie haben den herzlichsten Dank von uns armen Leuten; das ist aber auch Alles, was wir Ihnen gegenwärtig anbieten können. Vielleicht geht es uns einst besser, und dann, guter Herr, werden wir unsere Schuld schon abzutragen suchen." Ich glaube ihn noch immer vor mir zu sehen, den schönen, jungen, freundlichen Herrn, wie er zu Pferde saß, die eine Hand in der Mähne des Thieres, die andere gegen mich ausgestreckt. „Guter Robert," sagte er, „spreche mir nicht von Bezahlung. Ich habe an dir und deiner Familie eine Ehrenschuld abgetragen, und wir sind weiter nichts als quitt." — Ich sah ihn ganz verblüfft an. „Lieber Herr," sagte ich, und wollte weiter sprechen — er ließ mir aber keine Zeit. — „Robert," sagte er, und seine Stimme fing zu zittern an, „dieser Tage sah ich dein Auge an einem Bilde hangen. Kennst du sie?" — „Ach ja, lieber Herr!" rief ich. „Ich kenne sie wohl! Sie ist eine gute, schöne Dame!" — Darauf sagte er leise: „Sie war es, Robert! sie war es! Nun ist sie ein Engel des Himmels; und um einen ihrer letzten Wünsche zu erfüllen, habe ich diese Gelegenheit ergriffen, um deinen Liebesdienst gegen sie zu vergelten." Bey diesen Worten drückte er meine Hand, wandte das Pferd, und ritt langsam hinweg!"

Theodor Kullak.

Ein Meteor plötzlich hell aufleuchtend an unserem Musikhorizonte; nicht berechnet, nicht erwartet, nicht ausgepaukt; es erschien und glänzte.

Wer mißt das Reich der Kunst aus? Wer bestimmt die Zahl ihrer wahren Jünger? Noch ist der Letzterworbene nicht dazu gerechnet, und schon ersteht ein Neuer, der diesen wieder zum Vorletzten macht. Ein ewiges Werden und Blühen, erfreuend wie die Schöpfung selbst!

Ja! erfreuend, belebend, erfrischend wirkt Kullak. Seine Kunst glüht nicht im versengenden Strahl der Mittagssonne, noch blitzt sie durch die Wolkenwand banger Gewitternächte. Die sanften Übergänge liebt sie, den rosigen, lustgetränkten Morgen, und den duftigen, träumerisch-süßen Abend. Wo Licht und Dun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kel in seligster Umarmung schwelgen, da schweben seine Gestalten den zauberischen Reihen vorüber, glänzt auch mancher darunter eine Thräne im sanften Auge. Und Morgen- und Abendsterne leuchten, und rauschende Bächlein mischen ihre Stimmen darein, und Blumen öffnen freudig ihre würzigen Kelche; hat doch der Jüngling das rechte Meisterwort gefunden, das zur Wonnefeyer ruft! —

Kullak ist ein geborner Pianist. Muskelkraft, Nervenreiz, und der feine, geistige Clavierſinn, der sich in Allem offenbart, bezeugen es. Sein Anschlag allein reichte zum Beweise hin. Selbst beym Fortissimo nicht grollend, küßt er im schäumendsten Spiele der Taste ihren lichten Klang weg. Scheint ihm das Instrument entgegen zu kommen, so lohnt er es auch dafür durch liebenswürdige Behandlung. Keine Kraftäußerung, keine Figurenüppigkeit, keine Klangverflechtung, und wäre sie auch noch so gesteigert, vermag die milde Klarheit, die holde Anmuth zu schwächen, die über seinen Vortrag hingegossen; selbst da, wo die Schwierigkeit rein gymnastisch zu werden beginnt, bleibt er bestrickend. Keine elektrische Kette kann man's nennen, die mächtig erschütternd uns die Verbindung mit dem Spielenden fühlbar macht — Blumenbande sind's, die er um seine entzückten Hörer schlingt.

Daß solch eine Wirkung nicht bloß durch äußere Mittel erzielt werden könne, ist klar. Ein zartes, schönes Seelenleben setzt es voraus, mit Gestaltungsvermögen und ästhethischem Sinn gepart. In diesem Geiste componirt eben Kullak seine Tonstücke, die so modern, brillant, beyfallgebietend sie auch sind, meist etwas Sinniges, poetisch Anregendes an sich haben. Seine Tonpracht birgt eine innere Bedeutung, die saftige Frucht einen stoffhältigen Kern, darum ist Kullak nicht Pianofortvirtuose allein, sondern auch Künstler.

Ein Styl aber, der künstlerische Ideen im Gewande des äußern Zeitbedürfnisses so glänzend zur Anschauung bringt, muß natürlich auch die Zuhörer fast aller Nuancen an sich fesseln. Daher vindicirt ihm der Kenner mit Freuden den Rang der Künstlerschaft, während die Masse ihn als die Crême der modernsten, brillantesten und graziösesten Virtuosität auf den Wellen der Gunst schaukelt. An Andersgesinnten darf es eben so natürlich weder da noch dort fehlen.

Jeder seiner Concertvorträge, worunter nur Eingestreutes von Taubert und Henselt, erweckte wahrhaft stürmischen Beyfall. Als ich den Saal verließ, belustigte mich eine Controverse, die zu schön ist, als daß ich sie dem Leser nicht mittheilen sollte.

Mein Nachbar rechts: „Göttlich! Kullak spielt schöner als Liszt und Thalberg."

Mein Nachbar links: „Hm! so wie Kullak spielt, können's mehrere unserer Dilettanten auch."

Herrlich! sagte ich zu mir selbst; nun unterliegt es gar keinem Zweifel: Kullak hat Sensation gemacht. Carl Kunt.

Notizenblatt.

Eine interessante Denkmünze. So eben ist aus Hamburg eine Denkmünze eingelangt in folgender Beschaffenheit: der Avers stellt dar die alte Petrikirche, erbaut im Jahre 1342 und im Bestande bis 1516; der Revers stellt die schöne Kirche in ihrem gegenwärtigen Ruin dar mit der Unterschrift: Zerstört am 7. May 1842. Die beyderseitigen Umschriften lauten: A. Der Väter frommer Sinn rief dich ins

Leben, R. Vereinte Kraft wird würdig dich erheben. — Der breite Rand trägt die Umschrift: Zu Hamburg geprägt aus dem Kupfer des St. Petrithurmes. Was endlich die artistische Ausführung dieser schätzenswerthen Münze betrifft, wird sie gewiß den Beyfall jedes Kunstkenners erwecken. Sie wird allenthalben durch ganz Europa in Kauf geboten, und die Theilnahme, welche sich für das arme Hamburg von vorneherein schon auf das thatsächlichste gezeigt hat, wird sich neuerdings auch beym Ankauf dieser Kupfermünzen zeigen, deren Ertrag zum Wiederaufbau des altehrwürdigen Gotteshauses bestimmt ist. 28.

Der Firstwein. So wie es fast allenthalben in Deutschland eine alterthümliche Sitte ist, die Zimmerleute mit einem sogenannten Firstwein zu bedienen, wenn sie das Gerippe des Dachstuhles glücklich und zur Zufriedenheit des Eigenthümers auf ein Haus gesetzt haben, so besteht auch in Frankreich eine ähnliche Sitte und Regalie. Dem „Univers“ zu Folge haben aber jüngst einige Zimmerleute zu Cambray dieses fröhliche Zechgelage in ein physikalisches Experiment umgewandelt, und ein Handwerksfest ganz eigenthümlicher Art gefeyert. Sie spannten nemlich vom First oder Giebel des Daches eine Schnur bis zur Erde herab, und brachten an deren beyden Enden zwey Trichter an. Nun wurde in den obern Trichter Wein gegossen, der tropfenweise an der Schnur hinabglitt und sich im untern Trichter sammelte. Sonach ging die Mundröhre dieses untern Trichters von einer Hand in die andere, bis jeder so viel Flüssigkeit in sich schlürfte, daß die Arbeiter zuletzt Mühe hatten, sich auf den Beinen zu erhalten. Es läßt sich errathen, daß fast die halbe Stadt herbeyströmte, um Zeuge dieses seltsamen Schauspieles zu seyn. 9.

Armenstatistik. Die Bevölkerung von Europa mag sich auf 178 Millionen Seelen belaufen. Nun versichert uns ein englisches Blatt: „London News,“ daß es unter jener Volkszahl 17,900,000 Bettler, d. i. solche Menschen gebe, welche nur allein von Almosen leben, und zu den Steuern und Abgaben derjenigen Gemeinden nichts beytragen, von deren Wohlthaten sie leben. In Holland gibt es verhältnißmäßig die meisten Bettler, denn hier kommen auf hundert Köpfe vierzehn, in England zehn, in Frankreich sieben, in Dänemark und Deutschland fünf, in Rußland vier Bettler. 28.

Theater-Bulletin. „Les Burgraves,“ die neueste Arbeit V. Hugo's, wird im Théâtre français bereits einstudiert; dieselbe soll die bekannte Sage vom Kyffhäuser zur Grundlage haben. Anstatt Dlle. Rachel, welche die ihr zugedachte Rolle nicht annahm, wird Dlle. Marime spielen.

Im Odéon hat der Schriftsteller Mr. Fornant, unter dem Namen Mar, als Schauspieler debutirt und sehr gefallen.

Die Italiener gaben „Tancredi“ mit Sgra. Garcia-Viardot in der Hauptrolle. Oper und Vorstellung hatten den besten Erfolg.

Im Vaudeville war neu „Le bonheur sous la main“ in einem Acte von Hrn. Dupont, und „Le Magazin de la graine de Lin,“ ebenfalls in einem Acte von den HH. Bayard und Regnault. Das erstere Stückchen gefiel durch die muntere Darstellung, das zweyte hatte einen succès de fou rire durch seine burleske Haltung und gesunde Komik. 16.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

259

Donnerstag, den 29. December 1842.

Der geheimnißvolle Gast.

(Fortsetzung.)

Alberto ging vor Wuth knirschend hinab, um den Thorwächter von dem gefaßten Entschlusse zu benachrichtigen. Vor den Fenstern des Zimmers, in welchem die Zusammenkunft Statt gefunden hatte, lag ein freyer Rasenplatz, welchen die Räuber überschreiten mußten, um zu dem von den Damen und der Dienerschaft bewohnten Theile des Schlosses zu gelangen. Auf diesen Platz begab sich der Kaufmann, nachdem er noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Damen zu beruhigen. In wenigen Minuten waren die Thore geöffnet, und die Räuber fanden sogleich den Weg zu der Stelle, wo Rolandi stand. Sie drangen vor, und ohne ihres gegebenen Wortes zu gedenken, drückten sie ihren Unwillen über die Verzögerung des Einlasses aus. Ein Schrey des Schreckens, den die im Zimmer zurückgebliebenen Damen ausstießen, zog Rolandi's Aufmerksamkeit für einen Augenblick nach den Fenstern. Unterdessen hatte sich der den übrigen Räubern vorangeeilte Anführer dem Fremden genähert, und war im Begriffe, ihn zu ergreifen, als der Letztere sich langsam drehte und einen kalten, ernsten Blick auf ihn warf. Die Wirkung dieses Blickes auf den Räuberhauptmann war völlig elektrisch. Seine Waffe, welche er erhoben hatte, während er sich anschickte, den Kaufmann mit der Linken zu ergreifen, sank auf den Boden, und er fuhr zusammen, gleich einem gemißhandelten Hunde.

Rolandi sprach kein Wort; er würdigte den Räuber keines zweyten Blickes, sondern winkte ihm gebieterisch mit der Hand, sich zu entfernen, und ging, ohne zu den Damen zurückzukehren, auf sein Zimmer.

Der Räuberhauptmann schaute dem geheimnißvollen Fremden nach; er schien erst seine Fassung wieder zu gewinnen, als Rolandi unter dem Portal verschwunden war. Dann sammelte er eiligst seine Leute, welche erstaunt dem ihnen unerklärbaren Benehmen ihres Anführers zugesehen hatten; und in wenigen Minuten hatten die unwillkommenen Gäste das Schloß geräumt. —

„Nun Bianca," sagte Emilia am folgenden Morgen, als Beyde mit einander ihren gewöhnlichen Spaziergang im Garten machten, „was denkst du jetzt von unserem Gast?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll," erwiederte Bianca; „er ist ein außerordentlicher Mensch, und ich gestehe, daß ich ihm nicht allein sehr dankbar bin für die Rettung aus der Gefahr, sondern daß er mich aufs Höchste interessirt hat. Daß er kein gewöhnlicher Charakter ist, scheint mir keinem Zweifel unterworfen zu seyn, aber wie ein Mann durch einen einzigen Blick eine ganze Räuberbande in Schrecken setzen und verjagen kann, begreife ich nicht. — Wofür hältst du ihn?"

„Ich habe lange darüber nachgedacht," antwortete Emilia, „und kann mir nur Eine Lösung des Räthsels denken."

„Und welche ist das?"

„Daß er der Anführer der Bande ist, und daß der Andere, welcher sie gestern Abend führte, unter seinen Befehlen steht. Ohne Zweifel hat ihn die Dankbarkeit angetrieben, uns zu beschützen."

„Es würde mir sehr leid thun," sagte Bianca, „wenn deine Muthmaßung sich bestätigen sollte; und doch, ich gestehe es, hat sie viel Wahrscheinliches."

„Denke nur," sagte Emilia scherzend, „wie romantisch es seyn würde, einen schönen Räuberhauptmann zu lieben!"

„Das Romantische," erwiederte Bianca ernst, „kann kein Verbrechen beschönigen; und wäre der Antheil, den ich an dem Fremden nehme, noch weit größer, als er wirklich ist, der Abscheu vor seiner Schuld würde ihn völlig auslöschen."

Eine Wendung in ihrem Spaziergange brachte sie zu einem alten Monumente, auf dessen Piedestal — der Fremde schlummerte.

„Da ist er!" rief die lebhafte Emilia; „und fest schlafend, so wahr ich lebe. Er sey wer er wolle, ich will mir ein Paar Handschuhe gewinnen!" Und ohne sich durch die abmahnende Bianca zurückhalten zu lassen, berührte sie seine Stirn mit den Lippen und eilte davon.

„O du thörichtes, unbesonnenes Mädchen!" rief Bianca, als sie die Davoneilende eingeholt hatte. „Wie konntest du dich und mich der Gefahr einer Verlegenheit aussetzen, welche des Fremden Erwachen uns zugezogen haben würde! Was würde dein Lorenzo denken, wenn er dieß erführe?"

„Was er denken würde, weiß ich eigentlich nicht," erwiederte Emilia lachend; „aber ich glaube, er würde erschrecklich eifersüchtig werden und den Fremden herausfordern. Darum soll er kein Wort davon wissen."

„Du bist ein leichtfertiges Mädchen," sagte Bianca; „und wenn du als Frau nicht ehrbarer wirst, so bedauere ich deinen Lorenzo."

„Und dennoch," erwiederte Emilia, plötzlich ernst werdend, „wollte ich, daß dieß Alles wäre, was er zu fürchten hat."

„Was meinst du?" fragte Bianca.

„Ich habe dir mehr als einmal meinen Verdacht über die Zusammenkünfte mitgetheilt, welche hier seit einiger Zeit unter dem Vorsitze des Marchese gehalten werden. Die Heimlichkeit, welche dabey beobachtet wird, läßt einen gesetzwidrigen Plan vermuthen. Ich habe überdieß bemerkt, daß Lorenzo der Sippschaft verhaßt ist; denn man hat sich überzeugt, daß seine Besuche einen andern Zweck haben. Ich habe indessen eine zu gute Meinung von seinem Verstande, um zu fürchten, daß er sich zum Werkzeuge unlauterer Absichten machen werde."

„Ich glaube bemerkt zu haben," sagte Bianca, „daß er bey seinen letzten Besuchen zurückhaltender und ernster als gewöhnlich war."

„Diese Veränderung in seinem Wesen ist mir keineswegs entgangen," sagte Emilia; „er hat mir aber auf meine Fragen nur ausweichende Antworten gegeben."

„Du hast wohl keine Ursache, seinetwegen in Sorgen zu seyn; allein der Marchese ist ehrgeizig und listig genug, um einen festern Charakter als Lorenzo in seine Netze zu ziehen." —

Die Damen kehrten ins Schloß zurück, und sahen Nichts mehr von dem Fremden. Gegen Abend kam ein Bothe mit der Nachricht, daß der Marchese mit seinen Söhnen und mehreren seiner Freunde am Nachmittag des folgenden Tages im Schlosse eintreffen werde. Diese Nachricht hatte wenig Erfreuendes; denn auch abgesehen von den Vermählungsplänen des Marchese und von der Zudringlichkeit seines Sohnes, der die arme Bianca unablässig verfolgte, waren die unangenehmsten Folgen von der Anwesenheit des Fremden zu fürchten. Die beyden Freundinnen wurden daher sehr angenehm überrascht durch die Nachricht, daß Rolandi bey Einbruch der Nacht das Schloß verlassen habe. Er hatte die ihm erwiesene Gastfreundschaft durch einen sehr wichtigen Gegendienst vergolten; allein die Damen wußten nicht, was sie von seinem Mangel an Höflichkeit denken sollten, da er ihnen weder mündlich noch schriftlich Lebewohl gesagt hatte.

Als Emilia sich in ihr Schlafgemach zurückzog, fand sie zu ihrem Erstaunen auf ihrer Toilette ein Paar weiße, seidene Handschuhe nebst einem Billet, welches folgende Worte enthielt:

„Wenn du einen Freund hast, an welchem du einen mehr als schwesterlichen Antheil nimmst, und wenn ihm eine Gefahr drohet, so laß ihn diese Handschuhe an seinem Hute tragen, und sie werden ihn in der Stunde der Gefahr befreyen.

Rolandi."

Mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen eilte Emilia in das anstoßende Zimmer, wo sie Bianca in eben so hohem Grade überrascht fand, denn Letztere hatte ebenfalls ein Billet von Rolandi auf ihrem Tische gefunden. Es enthielt ein Epheublatt, ein Myrthenreis und folgende Worte:

„Lebe wohl! Dank für deine Gastfreyheit! Wenn dir unter den zu erwartenden Gästen von irgend einer Person Gefahr drohen sollte, so laß das Epheublatt auf den Teller, in den Becher oder das Gebethbuch derselben legen. Dein Feind möge dann beym fröhlichen Gelage oder an heiliger Stätte seyn, so wird er über den Arno fliehen, um nimmer wieder zurückzukehren. Du bist schon Zeuge meiner Macht gewesen; und wenn du wieder genöthigt seyn solltest, deine Zuflucht zu derselben zu nehmen, so stecke in der Frühe das Myrthenreis an deinen Busen, und ehe der östliche Thurm deines Schlosses den Burggraben mit Schatten angefüllt hat, werde ich bey dir seyn.

Rolandi."

„Was denkst du nun?" fragte Bianca nach einer Pause, in welcher die beyden Freundinnen sich verwundert angesehen hatten.

„Daß der Fremde bessern Zeitvertreib hätte finden können, als seinen Scherz mit uns zu treiben," antwortete Emilia.

„Ich glaube nicht, daß dieß seine Absicht war," antwortete Bianca.

„Du wirst doch nicht glauben, daß diese seltsamen Pfänder die ihnen zugeschriebene Wirkung haben sollten!“ rief Emilia.

„Du wirst gewiß über meine Leichtgläubigkeit lachen,“ erwiederte Bianca, „wenn ich dir sage, daß ich das Epheublatt nach Vorschrift gebrauchen werde, wenn der Marchese uns zwingt, dem Gelage beyzuwohnen, welches er ohne Zweifel bald nach seiner Rückkehr geben wird.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstglossen

(bey Gelegenheit der Ausstellung des Gemäldes: „Die Schleyerfindung“ von L. v. Schnorr).

Wenn man das Wesen und die Richtung der modernen Kunst von nur etwas unbefangenem Standpuncte betrachtet, so wird man Resultate gewahren, welche eben nicht zu den erfreulichsten gehören, und wenn die Art der Kunstideen und ihre Verkörperungsweise als ihr nie trügender Puls angesehen werden kann, so scheint sie an einem bedenklichen, aber glücklicherweise galoppirenden Fieber zu leiden. Glücklicherweise, — denn um so eher muß die Krise sich nähern, die da zeigen wird, ob die Kunst noch genug Lebensstoff in sich hat, die nur zu sehr angehäufte fiebrische Materie fortzuschaffen, und ein neues kräftiges Leben zu beginnen, oder ob sie mit dem Leichentuche der Frivolität und Bigotterie bedeckt, zu Grabe getragen werden soll.

Während einerseits die Künstler des Genre, ihren schönen Beruf meist ganz verkennend, die hohe Göttinn zur Sclavinn von Sinnensclaven erniedrigen und sich zugleich damit, — gefällt sich anderseits ein zahlreicher Malerschwarm in Darstellungsversuchen von Gegenständen, welche ihrem Wesen nach zu dem Höchsten und Heiligsten gehören und die von jenen frommen und geweihten Künstlern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit einer unerreichten und — seyen wir nur aufrichtig — für jetzt auch unerreichbaren Empfindung dargestellt worden sind, mit einem heiligen Instincte — wenn man so sagen dürfte — der sie zwang, eben so zu malen und nicht anders.

Die Künstler der Gegenwart, welche heilige Gegenstände zum Vorwurfe ihrer Darstellungen wählen, zerfallen in viele Abtheilungen. Die Eine faßt ihren Gegenstand so recht spießbürgerlich auf, man erkennt das Bettlaken, das als Drapperie diente, und die derbe böhmische Magd, die darein gehüllt, die Heilige vorstellen mußte u. s. w. Diese Künstler, die Talentvollen unter ihnen, sollten sich doch lieber dem Genre zuwenden. Sie profaniren ja das, was zu unberechenbarem Schaden wahrer Moralität ohnehin so vielfachen Angriffen ausgesetzt ist. —

Eine andere Gattung ist nicht minder verwerflich. Ich möchte sie die Überschwängliche nennen. Sie macht ihre Studien, wie früher in der altdeutschen, so nun in der altitalienischen Schule, sie macht fleißige Studien und zeichnet wenigstens nicht schlechter als ihre Originale. Dann schraubt sie sich von Zeit zu Zeit zu einem frommen Paroxismus hinauf, dessen Ausgeburten die geduldige Leinwand oder das sympathische Holz verewigen muß. Da sieht man nun eine symmetrische Composition von drey bis fünf Heiligen: der heilige Kopf gehört dem guten Perugino, der andere Frà Bartolomeo, die Gewänder sind nach Raphael (das Diebswörtlein nach ist in solchen Fällen in Kunst und Literatur schnell bey der Hand) entworfen, da flimmern die Farben und glitzerndes Gold und Silber soll die Augen des Beschauers blenden. Geht, geht mit eurer gleißnerischen Kunst! Heuchelt nicht mit dem Heiligsten. Die Indifferenz verlacht, die ächte Frömmigkeit verachtet euch, die Kunst erkennt euch nicht an. Es wäre besser, ihr kämet zu euch selber und erkenntet die verlorne Zeit, das gegebene Ärgerniß und die unbestechliche Richterstimme der Nachwelt! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine andere Abtheilung umfaßt im engen Raume die einzige Anzahl jener Männer, die in ihrem schlichten natürlichen Sinn die frommen Gefühle ihres Innern durch Formen und Farben wiedergeben. Ihre Bilder zeichnet eben jene Gemüthlichkeit, Hoheit und Genügsamkeit aus, die, mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, so unwiderstehlich zum Herzen spricht. Sie stehen da in unserer alles Erhabene und Heilige wegphilosophirenden Zeit als die Vermittler einer schönen Vergangenheit mit einer noch schönern Zukunft, als die Brücke zwischen duftigen Alpenmatten, die ein jäher Abgrund, von schäumenden Gebirgswässern durchtost, trennt.

Diese Betrachtungen drängen zuletzt unwillkürlich zur Frage, warum denn so viele Talente sich Gegenstände aufzwingen, die ihnen nun einmal nicht zusagen und hingegen ein Fach vernachlässigen, das noch so sehr brach liegt, dessen fruchtbarer Boden Blüthe und Ernte verspricht, das Fach der eigentlichen und vorzugsweise der vaterländischen Geschichtsmalerey? Allein auch hier ist die Antwort leicht, wenn auch nicht tröstlich.

In der Schule lernt der Junge die biblischen Geschichten kennen, und Dank unsern Religionslehrern, meist gut kennen. Man weiß sie so dem kindlichen Sinn einzuprägen, daß sie für das ganze Leben im Gedächtnisse festhaften. Von der Schule kommt der Knabe an die Akademie, zeichnet nach tüchtigen Mustern, dann nach dem Modell, macht seine Studien nach den berühmtesten Meistern. Jetzt ist der junge Mann flügge geworden, er möchte gleich beym ersten Ausfluge für einen Adler gelten — was thun? Raphael und seine Vorgänger haben ihren Ruhm in heiligen Darstellungen erworben, die biblischen Geschichten stehen ihm zu Gebote, seine Studien bieten eine Auswahl schöner Köpfe, gute Freunde werden zu Drapperiemodellen gepreßt, die Composition ist Nebending, das von selber kommt, schöne glänzende Farben sind an der Ecke der Weihburggasse zu haben — in sechs Wochen kann er bey verschlossenen Thüren ausrufen: Anch' io son pittore! Er hat sich nicht den Kopf zerbrochen, seine Augen nicht mit alten Folianten angestrengt, so ganz einfach und simpliciter ist er ein Raffaellino geworden! — Doch die Sache ist wirklich zu ernst zum Scherze und unsere Enkel werden uns verdammen, weil wir es mit einer der herrlichsten Urkunden des höhern Ursprunges der Menschheit, mit der Kunst, so leicht genommen, und uns gegen knabenhafte Ausgeburten, kokette Frechheiten und gegen das nazarenische Schächerthum so wenig verwahrt und gewehrt haben.

Aller Hochachtung und aufrichtigen Huldigung jedes redlichen Kunstfreundes sind daher jene Männer werth, welche inmitten dieser Kunstwirren der eigentlichen Geschichtsmalerey den Ehrenplatz, der ihr gebührt, und den sie in Münchens, Stuttgards, Dresdens Königspalläsen, in Roms Villa Massimi, im Museum von Versailles sich erworben, auch im Vaterlande vindiciren möchten, die versuchen, dem Volke, das nicht aus Büchern sein Wissen schöpft, die Großthaten seiner Ahnen, die Liebeszeichen eines braven Volkes gegen seine Fürsten, die schönen tiefsinnigen heitern Sagen des Landes lebendig, ergreifend und befeuernd vor die Seele zu stellen. Freylich muß manches Buch gelesen, manche vergilbte Chronik durchblättert, Costum- und Zeitkenntniß mühsam zusammengebracht werden, freylich gehört eine reiche Einbildungskraft, gehört hohe Begeisterung dazu, ein ächtes und ergreifendes Geschichtsbild zu malen, in Summa eine hohe Bildung, und wie Viele — das heißt wie Wenige unter den Vielen, die da malen, besitzen sie?

Die Custoden der k. k. Gemäldegallerie Carl Ruß (durch eine Reihe von Compositionen aus den vaterländischen Geschichten und Sagen) und Ludwig Schnorr von Karolsfeld (hauptsächlich durch seinen genialen Faust) schlugen vor Allen diesen schönen Weg ein, von dem mit Recht noch gesunde Lebenskraft für die Malerey zu hoffen ist. Geiger (J. N.), von Perger, Leander Ruß, Heinrich Schwemminger folgten ihnen.

Ein neuer erfreulicher Beweis dieses gesunden Kunststrebens ist Ludwig Schnorr's großes Ohlgemälde, dessen Gegenstand die Schleyerfindung, welcher Klosterneuburg seine Stiftung verdankt, dessen Refectorium es zieren soll. Die Composition dieses Bildes leidet an einiger Zerstreutheit, die Gruppen sind nicht gehörig verbunden, der Mittelgrund hat im Verhältnisse zu dem detaillirten Hintergrunde zu wenig Kraft, einzelne Figuren sind schwer zu motiviren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

allein diese Mängel sind weniger dem Künstler als dem Stoffe, dem an und für sich die künstlerische Klarheit abgeht, und hauptsächlich dem Umstande, dem leidigen Umstande, dem uns eben nicht ehrenden aber wahren Umstande zuzuschreiben, daß der Mangel an Gelegenheit zu räumlich-großen Compositionen dem Künstler als etwas Befangendes, Ungewohntes entgegentritt. Sonderbar, der Anfang und die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward durch die gleichzeitige Restaurirung und künlerische Ausschmückung der meisten Klöster und Gotteshäuser bezeichnet, die Decken, Altäre und Kuppeln harrten der Künstlerhand, die sie verherrlichen sollte; die Künstler der damaligen Zeit aber erfüllten diese Räume mit wenig erbaulichen Gestalten. Jetzt gäbe es Künstler, werth große Aufgaben würdig zu lösen, — aber es fehlen die Räume und über den Vorstehern der Convente ruht nicht der Geist des großen Papstes Julius, welcher die Fresken wackerer alter Meister übertünchen ließ, damit Raphael Würdigeres auf jenen Räumen schaffe. Eine rühmliche Ausnahme, wir wollen hoffen einen nachahmungswerthen Anfang, machte Klosterneuburg und die Wahl des Künstlers ehrt Beyde. — Die einzelnen Gruppen sind mit Geist entworfen und mit der Präcision und Durchbildung der Zeichnung, die wir an Schnorr gewohnt sind, zugleich aber mit so kräftigem unbefangenem Pinsel dargestellt, daß wir der ächten Künstlernatur, die nie rastet, und immer vorwärts schreitet, unsere aufrichtige Bewunderung zollen müssen. Wir schließen hier, indem wir über das Detail der frommen Sage und des Bildes auf den in Nr. 325 der Wiener Zeitung enthaltenen Aufsatz des Hrn. Carl von Sava hinweisen, eines, — mit Preleuthner und wenigen Andern — der seltenen Kunstfreunde, die nicht auf floskelirende Schönschwätzerey bey ihren Aufsätzen ausgehen, sondern denen die Kunst eine heilige, ernste Angelegenheit ist, die ohne Menschen- und Stümperfurcht in ihren Erscheinungen frey und offen nach bestem Wissen und — Gewissen besprochen werden will. Ernst Lemyl.

Literaturblatt.

Almanache für 1843.

Huldigung den Frauen.

Herausgegeben von J. F. Castelli. 21. Jahrgang. Wien, Tendler und Schäfer.

Die Stahlstiche dieses Taschenbuches sind heuer ungewöhnlich schön; besonders hat das Titelbild von Geyer eine duftige Durchsichtigkeit von trefflicher Wirkung; doch auch von den übrigen sind ein Paar sehr gelungen. — Von den Prosaaufsätzen finden wir „Das Gesellschaftsfräulein," einfache Erzählung aus dem Leben vom Herausgeber, welche ihrer Überschrift entspricht und ein einfaches Verhältniß auf ergreifende Weise durchführt. „Geschichte zweyer Vettern." Novelle von L. Kruse. Der selige Verfasser hat Besseres geschrieben, als dieser Aufsatz ist; doch bietet er mannigfaltige Erlebnisse, die nicht ohne psychologische Begründung seyn dürften. „Todesstimmen." Erzählung nach einer wahren Begebenheit von H. Meynert, ist des wohlverdienten Rufes dieses Autors würdig, obwohl meines Erachtens für ein „Huldigungsbuch der Damen" etwas zu düster. „Frauenliebe und Geisterleben." Novelle von A. J. Schindler. In Erfindung und Ausführung stellt sich ein reiches Talent dar; die etwas frivole Tendenz des Ganzen macht es nur gerade für diese Bestimmung nicht sonderlich geeignet; übrigens, wie gesagt, ein bedeutendes Talent. „Die Garimpeires." Historisch-romantische Erzählung von F. Menk-Dittmarsch. Auch hier spricht sich eine schöne Anlage aus; der Aufsatz befriedigt übrigens mehr durch die phantasievolle Darstellung als durch Handlung

oder Characteristik. „Der Lumpensammler.“ Novelle von Luise Beck. Die Verfasserinn hat es an den herkömmlichen Ingredienzen ihrer Arbeiten nicht fehlen lassen, um etwas recht Buntes darzubringen; der „Lumpensammler“ macht jedoch seiner Benennung keine Schande. — Der letzte prosaische Beytrag der Huldigung ist „Vetter Benjamin.“ Erzählung von E. Straube, dem wir, als unserem Mitarbeiter, nichts Übles nachsagen wollen, um ihn nicht zu kränken, und nichts Gutes nachrühmen dürfen, um nicht als parteyisch zu erscheinen. Das Publicum wird urtheilen. — Von den Gedichten enthält der Almanach, außer den Namen Bauernfeld, Bube, Feuchtersleben, Frankl, Grün, Hammer-Purgstall, Holtei, Leitner, B. Paoli, Prechtler, Seidl, Vogl, wo der Name der Verfasser für den Werth der Gaben einsteht, noch Prosodisches von Baumann, Hannusch, Camillo, Hell, Kilzer, C. E. Langer und Rain, dann von drey uns bisher unbekannt gebliebenen Einsendern: Basthy, Stratimirovich und Teleky, von denen besonders der Erstere vielversprechend erscheint.

Aurora.

Herausgegeben von J. G. Seidl. 19. Jahrgang. Wien, Riedel's sel. Witwe und Sohn.

Auch hier erfreut sich das Auge an besonders werthvollen Bildern, nach Ender, Flarmann, Rahl d. J., Hayez, Ranftl und Gauermann d. A.; von Armann, Dworrzack, Beyer, Krepp und C. Rahl in Stahl ausgeführt; mehrere dieser Producte des Grabstichels können mit den gepriesensten des Auslandes rivalisiren. — Den literarischen Theil betreffend, so enthält dasselbe: „Die Schlangenjungfrau.“ Böhmische Volkssage von E. Straube. „Der Urlaub.“ Novellette von H. Adelan. „Victor.“ Novelle nach dem Ungarischen des G. Tretter von G. Steinaker. „Alm-Nazel.“ Bild aus der Alpenwelt von Dr. A. Bacherer und „Auguste.“ Historische Erzählung von Ludovica Wallenheim, worunter die letzte die beste, die zweytgenannte die schwächste seyn dürfte; lesenswerth sind sie alle und werden der Beliebtheit dieser Neujahrsgabe keinen Abbruch thun. — Die Rubrik „Gedichte“ ist bedacht von den HH. Seidl, Enk, Hammer-Purgstall, M. Comunis, von Wend, Anna Irma Sigerist, J. F. Castelli, L. A. Frankl, Fitzinger, Zusner, C. Rain. Es sind größtentheils sehr hübsche Sachen; der Herausgeber ist, wie immer, **primo loco** zu nennen. „Die Reliquien“ von A. J. Sigerist verdienen um ihrer schönen Idee willen, belobt zu werden; Frankl ist kräftig und sprachgewandt, wie man ihn kennt; Castelli's „Testament“ sehen wir als ein Compliment für unsere Zeitschrift an, das wir zu verdienen trachten werden.

An die „Aurora“ schließen sich „Iduna,“ „das Veilchen,“ „der Freund des schönen Geschlechts“ mit Modebildern und Kupferstichen aller Art, auch nebenher mit Prosa und Poesie ausgestattet. Es finden sich in allen Dreyen gute Namen und mitunter auch gute Sachen. E.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Thalberg. In einem kritischen Aufsatze über Thalberg, welchen eine englische Zeitschrift unter ihrer stehenden Rubrik: „Zeitgenössische Tonsetzer“ (Co-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

temporary Musical Composers) kürzlich mittheilte, kommt folgende Angabe vor. „Es hat sich schon zu wiederholten Malen das Gerücht verbreitet, und, wie es heißt, dürfte sich dasselbe in Bälde bewähren, daß der große Virtuose jetzt schon im Alter von kaum 32 Jahren auf dem Puncte steht, seine glänzende Laufbahn zu verlassen, seine Leistungen auf den von Liszt sarkastischerweise sogenannten „tréteaux musicales," für immer aufzugeben, um sich hinfür bloß der Composition, oder, wie Andere behaupten, dem Studium der Chemie zu widmen. Wir hoffen und wünschen," wird schließlich hinzugefügt, „daß er sich lieber der erstern weihen werde, da ihm der schöpferische Geist der Melodie sicherlich nicht fehlt, und auch eine ergiebige Ader der Erfindung in ihm wohnt. Würde er nun in Zukunft die ihm unschwer zu erringenden Eigenschaften gediegener Construction und Selbstverschiebung (self-postponement, was wohl Reifwerdenlassen der Arbeit bedeuten soll) dazu gesellen, würde er die in ihm auftauchende Idee den Wirkungen vorziehen, die durch seine eigenen unvergleichlichen Hände hervorgebracht werden müssen, so dürfte er, bey einem, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, noch langen Leben voll Gesundheit und sorgenlosen Glückes, das vor ihm lachend ausgebreitet liegt, eine Reihe von Werken schaffen, die nicht bloß in der Partiturensammlung des Pianofortespielers, sondern des Tonkünstlers überhaupt eine hervorragende Stelle einnehmen werden!" F. M.

Theater-Bulletin. Im bevorstehenden Carneval wird das Theater Pergola in Florenz gar keine neue italienische Oper bringen, sondern zwey fremde und zwar „La reine de Chypre" von Halevy und „der Freyschütz" von Weber.

„Der Zauberschleyer" in der Josephstadt mit der neuen Wandelcourtine will nicht recht ziehen; man findet die Ansichten etwas kleinlich, so daß sie in der That nur als eine Art von Vignetten erscheinen. Übrigens bürgt die Geschicklichkeit des Hrn. Jachimovich für die treffliche Ausführung der Bildchen, die schon um des vaterländischen Interesse wegen Jeder einmal beschauen sollte. 10.

Modebericht.

Der schönste Aufputz für Ballkleider sind Blumenguirlanden, in welchen heuer wieder sehr viel Neues geleistet worden ist; meistens haben sie montants an beyden Seiten des Rockes.

Die Cashmirs behaupten ununterbrochen ihre Geltung; neue Sendungen, die den ersten Modehändlern von Paris zugekommen sind, finden wieder dieselbe empressirte Nachfrage, als ob dieser Artikel erst im Gebiete der Mode neu zum Vorschein gekommen wäre.

Bloße Arme gelten in Soirées als etwas Vorzügliches; Kleider, zu solchen Zwecken bestimmt, haben daher kurze, platte, wenig aufgeputzte Ärmel, da die Schönheit des Armes alles Übrige ersetzen soll. Indessen hat man auch Mitaines hiezu und zwar von schwarzem, violetten oder grünen Sammt mit nuancirter Stickerey und von Oben bis Unten mit Schnüren gezogen, welche in Eicheln oder Gagat, Gold u. dgl. auslaufen. Der Effect derselben könnte nicht schöner seyn. 6.

Modebild XXXXXII.

Ballkleid von Seidentüll mit drey über einander fallenden Röcken, welche durch Rosenbouquets aufgezogen sind. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Die Coiffure ist von Hrn. Th. Zeipelt, bürgl. Damenfriseur, am Graben, Trattnerhof, Nr. 618, im zweyten Hofe, vierte Stiege.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

260

Freytag, den 30. December 1842.

Der geheimnißvolle Gast.

(Fortsetzung.)

Der Anmeldung gemäß, traf der Marchese mit einer zahlreichen Begleitung am folgenden Nachmittage ein. Er ließ sogleich die Vorbereitungen zu einem glänzenden Bankett treffen, wozu auch die jungen Damen in Ausdrücken eingeladen wurden, welche einem Befehle gleich kamen.

So widrig schon an sich eine solche Scene für die zartsinnige Bianca war, so wurde ihr Abscheu durch die Zudringlichkeit Vicenzio's, des ältesten Sohnes des Marchese, aufs Höchste gesteigert. Endlich setzte er, durch Wein erhitzt, jede Rücksicht so sehr bey Seite, daß er einen neuen Becher verlangte, und die Gesellschaft aufforderte, ihm auf das Wohl seiner vorgeblichen Braut Bescheid zu thun.

Bey dieser neuen Beleidigung färbten sich Bianca's Wangen mit der Glut der beleidigten weiblichen Würde; und sie würde augenblicklich den Saal verlassen haben, wenn sie nicht die Wirkung des Epheublattes, womit sie einen Versuch zu machen beschloß, hätte abwarten wollen.

Vicenzio erhob sich, nahm den Becher aus der Hand des Pagen und führte ihn zum Munde; allein bevor er trank, fiel sein Blick in den perlenden Wein, und als ob eine giftige Natter darin verborgen gewesen wäre, warf er den Becher auf den Boden und eilte zum Saale hinaus. Das Erstaunen, welches sich aller Gäste bemächtigte, war so groß, daß man erst einen Versuch machte, dem Flüchtigen nachzusetzen, als der Hufschlag seines Rosses im Hofe ertönte. Einige Gäste eilten an das Thor, wo der Wächter sagte, daß Vicenzio in der größten Hast fortgesprengt sey. Da außer Bianca, Emilia und Alberto, welcher das Blatt in den Becher geworfen hatte, Niemand die Ursache dieser heftigen Erschütterung ahnte, so betrachtete man das Ereigniß als eine Wirkung des Wahnsinnes, wovon Vicenzio plötzlich befallen sey. — Das Fest war zu Ende, und die beyden Damen eilten auf ihr Zimmer. —

„Was sagst du nun?“ fragte Bianca triumphirend, als sie mit Emilia allein war.

„Daß der Kaufmann kein Kaufmann ist.“

„Das glaube ich auch; aber ich hoffe, du wirst ihn nicht mehr für einen Banditenhauptmann halten."

„Nein," antwortete Emilia; „aber ich halte ihn für einen Zauberer, denn so etwas vermag kein Mensch."

„Darüber wollen wir nicht entscheiden," sagte Bianca; „aber sage mir, willst du nicht die Wirkung der Handschuhe versuchen?"

„Ja wohl," erwiederte Emilia, „wenn Lorenzo sie als ein Geschenk von mir annehmen will."

„Das wird er schwerlich thun, wenn du ihm sagst, wie und von wem du sie erhalten hast," bemerkte Bianca lächelnd, und Beyde begaben sich zur Ruhe. —

Am folgenden Tage erhielt Bianca eine Einladung sich in das Closet des Marchese zu begeben. Sie fand den Letztern in der größten Aufregung, im Zimmer auf- und abgehend. Er winkte ihr sich zu setzen, blieb aber selbst in beständiger Bewegung. „Bianca," sagte er nach einer Pause, „ich muß ohne Rückhalt mit dir reden. Glaube nicht, daß die Freude, welche du gestern bey Vicenzio's plötzlichem Verschwinden vergebens zu verbergen strebtest, meiner Beobachtung entgangen ist. Ob du die Ursache seiner plötzlichen Flucht kennst oder Antheil daran hast, weiß ich nicht. Dieß kümmert mich auch nicht. Doch dein Triumph wird nur kurz seyn. Vicenzio's Bruder wird dein Gatte; morgen, wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, wirst du ihm am Altare deine Hand reichen."

„Lieber werde ich die Braut des Todes!" war Bianca's entschlossene Antwort.

„Das Grab wird für dich bereitet werden, wenn du nicht gehorchst," erwiederte der Marchese.

„Mein seliger Vater," fuhr Bianca fort, „machte Euch zum Unglück für meine Ruhe zum Hüter meines Vermögens; allein er gab Euch kein Recht, über meine Hand zu verfügen."

„Ich habe dich nicht kommen lassen," erwiederte der Marchese, „um über die Angelegenheit zu rechten, sondern um sie zu entscheiden. Du hast zu wählen, ob du künftig dieses Schloß als Herrinn, oder als Gefangene im westlichen Thurm bewohnen willst. Du weißt, daß nach einer seit langer Zeit in deiner Familie erzählten Sage, Niemand, der den Thurm wider seinen Willen betrat, jemals lebend wieder herausgekommen ist."

„Ihr hattet nicht nöthig, mich daran zu erinnern, daß ich in Eurer Gewalt bin," antwortete Bianca mit Entschlossenheit. „Ich will lieber das Sonnenlicht nimmer wieder sehen, als die Gattinn Eures schurkischen Sohnes werden!"

Bey diesen Worten wandte sie sich, und war im Begriff das Zimmer zu verlassen, als der Marchese ihr den Weg versperrte und sagte: „Verzieh noch einen Augenblick, Bianca, und höre meinen Entschluß. Ich bin in einer verzweiflungsvollen Lage, Dein Reichthum allein kann mich retten, und ich werde jedes Mittel benützen, um ihn mein zu nennen. Noch einmal sage ich dir, morgen wirst du die Gemahlinn meines Sohnes, oder eine Gefangene in dem westlichen Thurme. Jetzt geh und bedenke dich."

Bianca verließ eilends das Gemach des Marchese, um ihren Thränen, welche ihr edles Selbstgefühl während der Unterredung zurückgehalten hatte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freyen Lauf zu lassen. Emilia wurde durch die Schreckensnachricht tief erschüttert, und Beyde durchweinten mit einander die folgende Nacht.

„Emilia!“ rief endlich Bianca ermuthigend, „du wirst mich vielleicht für schwach und leichtgläubig halten; aber wir haben uns zweymal von der Macht unsers geheimnißvollen Gastes uberzeugt, und ich will einen neuen Versuch machen.“ Sie nahm das Myrthenreis aus einer Vase, worin sie es aufbewahrte, und steckte es an den Busen.

Der Tag näherte sich seinem Ende, und mit jedem Augenblicke schwand ein Theil der Hoffnung, welche Bianca bis jetzt noch gehegt hatte. Ein Befehl des Marchese, der sie aufforderte, vor Sonnenuntergang in ihrem Brautkleide zu erscheinen, brachte sie fast zur Verzweiflung.

„O Emilia!“ rief sie an dem Halse der Freundinn, „ich bin verloren! ich bin von Allen verlassen!“

„Der Himmel verläßt die Unschuldigen nicht!“ rief eine wohlbekannte Stimme, als die Thür sich öffnete und Rolandi eintrat. „Hat das Epheu dich getäuscht, daß du der Myrthe nicht traust? Siehe, ich bin hier!“

Der Ernst, welcher sonst über seinen Zügen verbreitet war, wich einem wohlwollenden Ausdrucke. Bianca, durch seine Gegenwart ermuthigt, erzählte ihm die Gefahr, in der sie schwebte.

„Sey gutes Muth's,“ sagte Rolandi, „es wird Alles gut werden. Thu wie dir geboten ist; lege deinen Brautschmuck an, und laß dich zum Altar führen, denn Widerstand würde dich nur der rohesten Behandlung von Seite des Marchese aussetzen. Aber wenn du am Altar stehst, bleibe standhaft. Und nun lebe wohl, für kurze Zeit. Meine Gegenwart ist jetzt anderswo nöthig. Aber glaube den Worten eines Mannes, dessen Zunge nie eine Lüge befleckte; ich werde dir helfen in der Stunde der Gefahr.“

Ehe Bianca ein Wort erwiedern konnte, war Rolandi verschwunden. Die Thür schloß sich, und in wenigen Augenblicken waren seine Tritte nicht mehr hörbar. Sein Besuch wirkte indessen beruhigend auf Bianca, deren Vertrauen zu ihm durch die bisherigen Ereignisse sehr gestärkt worden war.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 27. December zum Benefice des Hrn. Fröhlich zum ersten Male: „24 Stunden Königinn.“ Vaudeville in zwey Acten mit einem Vorspiele. „Das Goldstück.“ Nach dem Französischen von C. W. Koch.

Um die Landung der Gemahlinn Carl II. an der Küste von England zu maskiren, veranlaßt man die Modistinn Leontine, sich in einem prächtigen Fahrzeuge nach Brighton bringen zu lassen, wo sie für die Königinn gehalten wird und Cromwell's Behörden von dem eigentlichen Puncte der Gefahr abwendet. Nachdem der Einzug des königlichen Paares glücklich Statt gefunden hat, enthebt man die Pseudo-Königinnn ihres erborgten Ranges und belohnt sie für die Angst, welche sie während desselben erlitten. — In wie fern die historische Grundlage dieses Sujets richtig ist oder nicht, bin ich im Zweifel; doch glaube ich mich zu entsinnen, daß Monk zu Gunsten des Prädententen bereits dergestalt vorgearbeitet hatte, daß die Nation ihn mit Enthusiasmus aufnahm, folglich von Schwierigkeiten kaum die Rede gewesen seyn

dürfte. Der Stoff ist übrigens sehr gut, die Situationen sind pikant und das Interesse für die Begebenheiten bleibt bis zum Schlusse gespannt; bey einer gedrängteren, conciseren Ausführung würde das Ganze sich zu einem sehr anziehenden Producte gestaltet haben. Ursprünglich war „la Reine d'un jour" ein Operntext (wohl zu einer sogenannten Spieloper); diesem, um es den Anforderungen eines recitirten Stückes anzupassen, mag Manches hinzugefügt worden seyn, was im Originale nicht vorhanden war; in jedem Falle ward der Dialog breiter ausgesponnen — zu breit für das Bedürfniß der dramatischen Entwickelung. Auch sonst findet sich mitunter ein Umstand, welchen man einem Opernsujet hingehen läßt, der aber einem Schauspiel nicht gestattet werden kann, wie z. B. das Vertrauen gerade in Leontinen, deren Schwatzhaftigkeit sich doch gleich in den ersten Scenen herausstellt u. dgl. — Die Aufführung war gut; jedoch merkte man ihr, wie der Bearbeitung, die Hinneigung an, den komischen Theil vorzugsweise herauszuheben; „die Königinn von Einem Tag" wird aus diesem Grunde auch die Wirkung nicht machen, welche „die neue Fanchon" hervorrief, wo man dem Ernste sein Recht unverkümmert ließ und den Scherz nach Gebühr unterordnete. Mad. Brüning-Wohlbrück spielte und sang in der Hauptrolle vortrefflich; die HH. Fröhlich, Findeisen, Börger und Mad. Scutta unterstützten sie aufs Beste; doch, wie gesagt, der **timbre** des Höheren fehlte überall, und so blieb die Wirkung wohl zumeist auf jenen Theil des Publicums beschränkt, der in Sachen des Geschmackes wenigstens nicht als letzte Instanz gelten darf. Die Musik des Hrn. Adolph Müller hatte recht gelungene Einzelnheiten und zeigte wieder einmal, daß dieser schätzbare Componist zu Besserem berufen wäre. Schade, daß am Schlusse durchaus ein Jodler auftauchen mußte, zu welchem noch obendrein die edlen Ladies **Chorus** machten — diese Damen freylich möchten zum Kuhreigen eher passen als in einen Hofstaat! — Das Haus war sehr voll. Stbe.

Der französische Fechtmeister in St. Petersburg.

Wahre Begebenheit.

Im Jahre 1824 kam ich nach St. Petersburg in der Absicht, mich allda als Fechtmeister niederzulassen. Empfehlungen von hochgestellten Personen zu Paris verschafften mir unter anderm eine freundschaftliche Aufnahme bey dem jungen Grafen Alexis W***, welcher denn auch sogleich das wärmste Interesse für mein Fortkommen an Tag legte. Nicht zufrieden, mir reiche und vornehme Schüler, denen er selber sich anschloß, zu verschaffen, gab er mir den Plan an die Hand, den Kaiser Alexander um die Verleihung einer Fechtmeisterstelle bey einem der Garderegimenter anzugehen. Ein dringendes Empfehlungsschreiben an den General Grafen Roden, Adjutanten des Großfürsten Constantin, welcher sich damals eben im Schlosse Strelna bey St. Petersburg aufhielt, sollte mir dabey Vorschub leisten.

„Wenn der Großfürst," sagte der Graf, als er den Brief mir einhändigte, „nur eine Zeile zu Ihren Gunsten an den Rand des Gesuches schreibt, so ist der glückliche Erfolg desselben kaum zweifelhaft. Treten Sie beherzt vor ihn, schmeicheln Sie seinem kriegerischen Stolze, und streben Sie sein Wohlwollen und Fürwort durch das offene und soldatische Benehmen zu gewinnen, das bey mir, wie bey andern, mehr für Sie gewirkt hat, als alle Empfehlungsschreiben."

Am folgenden Morgen bestieg ich eine Droschke und fuhr nach Schloß Strelna. Einer von den Officieren, die sich eben im Schloßhofe befanden, bedeutete mir, der

Adjutant, den ich zu sprechen wünschte, arbeite eben mit dem Großfürsten, nahm jedoch den an ihn gerichteten Brief entgegen, um ihn zu überbringen. Nach einer Weile kehrte er zurück und führte mich in die Gemächer des Großfürsten. In einem davon erblickte ich einen Mann, der mit dem Rücken einem hellodernden Kaminfeuer zugewendet stand, und dessen Brust mit Ordenssternen und Kreuzen besäet war. Während er mit rastlos umhergeworfenen Blicken da stand, schlug er mit einer Reitpeitsche, die er in der Rechten hielt, unausgesetzt ans Bein; diese wie die noch nassen Kothflecken, womit seine Pantalons bedeckt waren, zeigten, daß er unlängst erst von einem scharfen Ritt oder einer Musterung zurückgekommen seyn müsse. General Roden, dem ich empfohlen war, saß in seiner Nähe an einem Tische und schrieb, was, wie es schien, der Großfürst (denn dieser war es) ihm dictirte.

Kaum war ich ins Gemach getreten, und die Thüre hinter mir geschlossen worden, als der Großfürst, das Haupt vorstreckend, ohne übrigens die geringste Bewegung zu machen, mich einige Augenblicke mit seinen durchbohrenden Blicken fixirte und dann plötzlich die Frage hinwarf: „Was für ein Landsmann?“ — „Franzose, Euer kaiserl. Hoheit.“ — „Alter?“ — „Sechsundzwanzig.“ — „Name?“ — „G***.“ — „Sie wünschen eine Fechtmeisterstelle bey einem Regimente?“ — „Ja, mit Höchstdero Verlaub, dahin strebt mein Ehrgeiz.“ — „Sind Sie ein Fechter ersten Ranges?“ — „Ich habe seit meiner Ankunft in St. Petersburg öffentliche Fechtübungen gehalten, und Euer kaiserl. Hoheit können, wenn Sie gernhen wollen, die Meinungen derjenigen, die denselben beywohnten, leicht einholen lassen.“ — „Ich habe von Ihnen gehört, Sie hatten aber, so viel ich weiß, dabey nur mit Fechtern zweyten Ranges zu thun.“ — „Welcher Umstand Ihnen allerdings gerechten Anspruch auf meine Schonung gab.“ — „Schonung?“ wiederholte der Großfürst mit blitzenden Augen und einem etwas verächtlichen Kräuseln der Lippen. „Wenn aber minder rücksichtnehmend, was dann?“ — „Dann würden ihnen für jede zwey Stöße, die ich empfing, deren zehn zu Theil geworden seyn.“ — „Ha! und könnten Sie auch so mit mir umspringen?“ — „Dieß möchte von der Weise abhängen, wie Euer kaiserl. Hoheit behandelt zu werden wünschten. Wenn als Prinz, so werden Euer kaiserl. Hoheit mich wahrscheinlich zehnmal treffen, und nur zweymal getroffen werden. Würden Euer kaiserl. Hoheit wie jeder Andere behandelt zu werden wünschen, dann dürfte das Verhältniß sich wohl umgekehrt gestalten.“ — „Lubensky!“ rief der Czarewitsch, indem er die Hände rieb. „Lubensky! die Rappiere! Wir wollen sehen, Herr Prahlhans.“ — „Und ist es möglich, daß Euer kaiserl. Hoheit Höchstselber sich herablassen wollten?...“ — „Meine Hoheit befiehlt Ihnen, mich zehnmal zu touchiren, wenn Sie es im Stande sind. Wohlan, hier ist Rappier und Maske. Acht!“ — „Wär's wirklich Euer kaiserl. Hoheit unbedingtes Geheiß?“ — „Ja! ja! tausendmal ja!“ — „Ich bin bereit.“ — „Zehnmal,“ murmelte der Großfürst, während er auf mich zustieß, „zehnmal, hören Sie! weniger durchaus nicht. Ha! ha!“

Trotz aller dieser Aufmunterungen verhielt ich mich dennoch defensiv, und begnügte mich, seine Stöße zu pariren, ohne sie zu erwiedern.

„Was wird nun!“ rief er etwas verdrießlich, „was treiben Sie denn? Sie thun, wie ich sehe, nicht Ihr Bestes. Warum stoßen Sie nicht zu?“ — „Euer kaiserl. Hoheit, die Ehrfurcht...“ — „Gehen Sie zum T— mit Ihrer Ehrfurcht, Herr! stoßen Sie, stoßen Sie!“

Da ich durch seine Drathmaske wahrnahm, daß seine Wangen flammten, und seine Augen grimmige Blicke schossen, so hielt ich es nicht mehr für rathsam, seinem

Geheiß entgegen zu handeln; ich benützte demnach die in so kräftiger Unumwundenheit ausgedrückte Erlaubniß, und versetzte ihm drey Stöße dicht hinter einander.

„Bravo!“ schrie er. „Nun ist die Reihe an mir. He, ein Tusch, ein Tusch!“ Er hatte mich richtig (mit meinem Willen) touchirt. Nun bekam er aber vier Tusche rasch hinter einander, und ich von ihm nur Einen entgegen.

„Hurrah!“ rief er entzückt und strampfte auf den Boden. „Roden! Haben Sie das gesehen? Zwey gegen seine Sieben.“ — „Zwey gegen Zehn, Euer kaiserl. Hoheit,“ versetzte ich, „acht — neun — zehn. Nun sind wir quitt.“ — „Gut! gut!“ rief der Czarewitsch beyfällig, „sehr gut; doch damit ist's noch nicht abgethan. Der Stoßdegen ist nicht genug — nutzt nichts gegen Reiterey — da gilt der Säbel! Getrauen Sie sich zu Fuß gegen einen berittenen Uhlanen zu vertheidigen? — einen Lanzenstoß zu pariren? — He?“ — „Ich denke es zu können, Euer kaiserl. Hoheit.“ — „Nur so denken? nicht der Sache gewiß? He!“ — „Bitte um Vergebung, kaiserl. Hoheit! ich zweifle nicht daran!“ — „Lubensky! Lubensky!“ schrie der Großfürst wieder. Der Officier erschien. „Einen Speer und ein Pferd! ein Pferd! einen Speer! rasch! rasch!“ — „Aber kaiserl. Hoheit!...“ — „Eh, vous avez peur?“ — „Ich zage keineswegs; aber bey Euer kaiserl. Hoheit empfinde ich gleichen Widerwillen Sieger wie Besiegter zu seyn.“ — „Lauter Unsinn und Schmeicheley! Die erste Probe war capital, und die zweyte —!“

In diesem Augenblicke erschien der Officier vor den Fenstern, zu denen der Czarewitsch ungeduldig hinblickte, mit Roß und Speer. „Nun denn,“ schrie der Großfürst, indem er aus dem Gemache stürzte und mir, ihm zu folgen, winkte. „Gib ihm einen tüchtigen Säbel, Lubensky. Und nun, Herr Fechtmeister, nehmt Euch zusammen, oder es ergeht Euch wie einer von den Kröten in meinem Sommerhause.“

(Der Schluß folgt.)

Literaturblatt.

Almanache für 1843.

(Fortsetzung.)

Iris.

Herausgegeben von Joh. Graf Mailáth. 4. Jahrgang. Pesth. Heckenast.

Nicht bald hat ein Unternehmen ein so schnelles und so verdientes Glück gemacht; denn in seiner kurzen Existenz hat dieses Taschenbuch schon den meisten seiner älteren Cameraden den Rang abgelaufen. Herausgeber und Verleger sind ein Paar tüchtige Leute und ein Verein von Tüchtigen hat stets gesicherten Erfolg. Die sechs Stahlstiche der „Iris,“ nach Zeichnung von Barabas und C. Meyer, ausgeführt von C. Mahlknecht, Payer und Bogner, sind fast durchaus trefflich, besonders Mahlknecht's Fortschritte auffallend; der Inhalt ist des Prunkes der äußeren Ausstattung würdig. Wie bey allen Almanachen in Prosa und Poesie zerfallend, bringt die „Iris“ in der ersteren Rubrik zuvörderst „Bekenntnisse,“ Humoreske von Betty Paoli, einen ausgezeichnet schön geschriebenen und gedachten Aufsatz, bey welchem nur ein Erforderniß des Humors „tiefe Empfindung“ zu vermissen seyn dürfte. Der zweyte Prosabeytrag ist historischen Inhaltes und betitelt „Isabella Zápolya“ von Joh. Graf Mailáth, der in diesem Felde stets der

Anerkennung versichert seyn kann. „Amor in Tricot“ heißt eine Novellette von W. Tesche, welche gewiß ihr Publicum finden wird, obwohl sie etwas unklar und gespreizt erscheint und Claurens veraltete Manieren zur Schau trägt. Eine in den höheren Kreisen der Gesellschaft erworbene Gewandtheit der Form läßt sich indessen der Darstellung nicht abläugnen. — Eine dem Umfange nach kleine, aber durch ihren Werth bedeutende Gabe ist die „aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechtes“ mitgetheilte Erzählung: „zwey Duelle;“ — psychologische Auffassung und frische Darstellung beurkundend. Der letzte und bedeutendste prosaische Artikel der „Iris“ ist die „Narrenburg“ von Adalbert Stifter, voll Poesie und geläuterter Empfindung. Der Verfasser hat darin eine in allen Beziehungen sehr interessante Leistung niedergelegt, eine Arbeit, wie sie die deutsche Almanachsliteratur nur höchst selten aufzuweisen hat; Idee und Ausführung stellen den Autor unter die novellistischen Talente ersten Ranges, zumal da die Krone des Poeten: ein gebildetes Gemüth, unverkennbar daraus hervorleuchtet; wir drücken ihm im Geiste herzlich die Hand für diese duftige, seelenvolle Blume. — Unter der poetischen Abtheilung des Buches präsentiren sich die Firmen: Levitschnigg mit einem glühenden, reich colorirten größeren Gedichte „am Nil;“ Landesmann, J. G. Seidl, Enk, v. Körber, C. E. Langer, Caroline D***, Köffinger, Josephine v. Remekházy, Bube, J. N. Vogl, L. G. Neumann, Hammer-Purgstall, C. Hell und J. N. Preyer; Seidl, Vogl und der begabte Langer möchten darunter als die Vorzüglicheren zu nennen seyn.

Thalia.

Herausgegeben von J. N. Vogl. 30. Jahrgang. Wien, Bauer und Dirnböck.

„Zum Besten der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser,“ wozu dieser Almanach gewidmet ist, hat sich wieder ein Häuflein wackerer Schriftsteller unter Vogl's bewährtem Fähnlein versammelt und eine recht achtbare Spende im Tempel der Wohlthätigkeit niedergelegt. Es sind auch ein Paar hübsche Bilder und eine Musikbeylage von Geiger dabey; man kann demnach das Büchlein füglich unter den empfehlenswerthen Neujahrsgaben anführen. Prosa lieferten die HH. Pfundheller, Castelli, Straube, Rank, Beidtl, Hannusch, Anschütz, Fitzinger, Waldschütz, Emil und Mathilde Feldern-Rolf; Manches davon liest sich recht gut; Poesie kam von den HH. Vogl, Botgorschek, Foglar, v. Bauernfeld, v. Körber, Schumacher, Fischer, Pittore-Seidl, Mailáth, Rank, Löwe, Levitschnigg, Reiberstorffer, L. G. Neumann, Stierle-Holzmeister; von den Damen Remekházy, und der genialen Paoli. Ein gediegenes historisch-dramatisches Fragment: „Der Reichsverweser,“ von Hrn. Kuffner, schließt die Sammlung auf ansprechende Weise.

Druck, Papier und sonstiges Beywerk ist bey allen hiesigen Almanachen lobenswerth.

(Der Schluß folgt.)

Notizenblatt.

Der honorable Capitän Elliot. — Charles Elliot, ein Sohn des Grafen Minto, des vorigen ersten Lords der Admiralität, also eigentlichen brittischen Marineministers, ist binnen drey Jahren und sieben Wochen, nemlich seit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ende 1838, wo er seine Examina bestand, bis zum Capitän der Fregatte „Spartan“ emporgestiegen, ohne während dieser Zeit auch nur, wie man sagt, Pulver gerochen zu haben. Dieses selbst im Lande des crassesten Nepotismus, was England unstreitig ist, unerhört schnelle Avancement scheint dem milchbärtigen Glückspilz, der kaum 22 Jahre zählen mag, den Kopf ganz schwindelig gemacht zu haben, und so ließ er sich's in seinem Hochmuth kürzlich beyfallen, einen von den Midshipmen oder Seecadeten an Bord seiner Fregatte, einer Bagatelle halber, mit der sogenannten neungeschwänzten Katze (cat-o'-nine-tails), mit welcher dermalen selbst die gemeine Schiffsmannschaft, außer bey ungewöhnlichen schweren Vergehen, selten mehr gezüchtigt wird, geißeln zu lassen. Dieser Midshipman, als solcher schon gleich dem Officier ein „Gentleman,“ ist der Sohn eines angesehenen englischen Geistlichen und Schriftstellers, welcher früher selber Soldat gewesen, und sein ganzes Vergehen, weßwegen er von dem jungen Schiffstyrannen der den Gentleman infamirenden Strafe unterworfen wurde, bestand darin, daß er auf dem Verdeck über der Cajüte des Capitäns zu stark aufgetreten sey, was dieser als eine entsetzliche Verletzung seiner Majestät ansah. Der vorerwähnte Vater des entehrten jungen Seecadeten ist, dem Vernehmen zufolge, der bekannte G. R. Gleig, der den von Goethe in der deutschen Memoirenliteratur eingeführten Denkwürdigkeiten eines gemeinen Feldjägers, welchen seitdem eine so zahlreiche Sippschaft erwachsen ist, das erste brittische Seitenstück dieser Art entgegengestellt, seitdem eine Reihe anderer Schriften veröffentlicht hat, und vor Kurzem als Herausgeber der wichtigen „**Memoirs of the Life of Warren Hastings, first Governor-General of Bengal**“ aufgetreten ist. Der Vorgang, welcher von der „**United Service Gazette**,“ einer der angesehensten Militär- und Marinezeitschriften, zuerst ruchbar gemacht wurde, erregt in ganz England ungemeines Aufsehen, um so mehr, als die Elliot's, die der ans Kaninchenhafte grenzenden Fruchtbarkeit der Familie halber, so zahlreich wie Sand am Meere zu seyn scheinen, unbeliebt sind. Der honorable Capitän Charles Gilbert James B. Elliot ist von Jamaika, wo er mit seiner Fregatte in der letzten Zeit lag, auf Befehl der Admiralität abberufen worden, um in England selber sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden!

F. M.

Eine Coulissenscene. Raymond, einer der beliebtesten Komiker des Circus, kam einen der letzten Abende mit seinem Ankleider in Streit und es entspann sich eine heftige Schlägerey, welche der Schauspieler Valoue zu trennen versuchte. Raymond, der in einem Zustande von Aufregung wie ein Wahnsinniger erschien, gab seinem Collegen einen Streich ins Gesicht, daß ihm das Auge ganz blau unterlief; darauf sprang er zur Thür hinaus und kam nicht mehr zum Vorschein. Tags darauf kam er pünctlich zur Probe, sah aber sehr angegriffen aus. Hr. Dejean, der Director, redete ihn freundlich an und sagte: „Raymond, Sie sehen leidend aus; gehen Sie nach Hause und legen Sie sich ein wenig zu Bette; gewiß werden Sie Abends wieder wohl seyn und die Vorstellung nicht hindern.“ — Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Raymond fort, legte sich zu Bette — allein eine Stunde darauf hatte er sich mit einem Dolchstiche gerade ins Herz durchbohrt. 25.

Das große Bild „Columbus“ von dem Prager Akademiedirector Ruben, hat der kunstliebende Graf Erwin von Nostiz für seine Gallerie angekauft. 15.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: **Friedrich Witthauer.**

261

Sonnabend, den 31. December 1842.

Der geheimnißvolle Gast.

(Schluß.)

Die zur Vermählungsfeyer bestimmte Stunde schlug, und Francesco trat mit einem Satyrlächeln ein, um Bianca zum Altar der Schloßcapelle zu führen. Die Geängstigte schrak vor seiner Berührung zurück, und suchte an Emilien eine schirmende Stütze. Beym Eintritt in die Capelle fanden sie den Priester vor dem Altar, welchen der Marchese und die übrigen Gäste umstanden. Bianca ließ sich geduldig an den Altar führen; kaum aber stand sie an der verhängnißvollen Stelle, als sie fest und feyerlich gegen die ihrer Neigung angethane Gewalt protestirte und die Gesellschaft zu ihrem Schutze aufforderte. Allein der größte Theil von denen, deren Hülfe sie anrief, war schon lange taub gegen die Forderungen der Ehre gewesen; die Wenigen, in denen noch nicht alles Schamgefühl erloschen war, fühlten sich zu schwach, um eine Gegenvorstellung zu wagen. Einer war indessen da, dem weder der Edelsinn noch der Muth fehlte, sich dem frevelhaften Beginnen zu widersetzen.

„Marchese!“ rief Lorenzo, zwischen Bianca und ihren Oheim tretend, „glaubet nicht, daß ich ein stummer Zeuge der Gewaltthat seyn werde, welche Ihr zu verüben im Begriffe sind.“ Bey diesen Worten legte er die Hand an den Griff seines Schwertes; allein der Marchese war auf diese Unterbrechung vorbereitet, und bevor Lorenzo sein Schwert ziehen konnte, wurde er von zwey Söldnern hinterwärts ergriffen und aus der Capelle geschleppt.

Bianca flehte von Neuem die Umstehenden um Schutz an; allein der Marchese, der mit triumphirendem Hohnlächeln die gänzliche Erfolglosigkeit ihrer Aufforderung sah, rief ihr zu: „Thörinn! du könntest mit gleichem Erfolg die Gebeine deiner vermoderten Vorfahren, welche da unten liegen, um Beystand anrufen. Du bist außer dem Bereich menschlicher Hülfe. Höre zum letzten Male auf meine Worte. Hier ist der Altar, und dort die Pforte; sobald sie sich hinter dir geschlossen hat, wird sie sich nie wieder öffnen.“

Während er diese letzten Worte sprach, deutete er auf eine gewölbte Thür, welche den Eingang zum westlichen Thurme schloß. „Wir erwarten nun deine Antwort,“ begann der Marchese vom Neuen, „den Altar oder den Kerker?“

„Den Kerker!“ rief die bleiche Bianca mit der letzten Anstrengung ihrer

Kräfte. „Der Tod selbst würde für mich ein Glück seyn im Vergleich mit dem Schicksal, dem ich durch diese Vermählung überliefert werden würde."

„Fort mit ihr denn!" rief der Marchese. „Fort mit ihr in den Thurm!"

Auf diesen Befehl traten zwey seiner Söldner vor, um Bianca fortzuschleppen, als Emilia auf Letztere zueilte, sie umschlang und ausrief: „Bianca, die Unmenschen sollen uns nicht trennen; wir wollen zusammen sterben!"

Ihr schwacher Widerstand half indessen wenig gegen die rohe Kraft der Söldner, die kein anderes Gesetz kannten, als den Willen ihres Gebieters. Die beyden Freundinnen wurden getrennt, und Bianca wurde nach der geöffneten Thüre geschleppt. Der Gang zu dem Thurme war mit dichter Finsterniß angefüllt. „Eine Fackel!" rief der Marchese, welcher das Verlangte aus der Hand eines Dieners empfing und dann durch die Thür schritt. Kaum hatte er indessen den Fuß in den dunkeln Gang gesetzt, als zu seiner und Aller Bestürzung, der Fackelschein die glänzenden Waffen einer starken, völlig gerüsteten Mannschaft sehen ließ. — „Verrath!" rief der Marchese zurückfahrend.

„Du sprichst die Wahrheit!" war die Antwort des Anführers der Bewaffneten, in welchem Bianca auf den ersten Blick Rolandi erkannte.

„Der Herzog! der Herzog!" rief der Marchese zugleich mit seinen Spießgesellen; während der von ihnen richtig bezeichnete Anführer vortrat, und der fast ohnmächtigen Bianca zuflüsterte: „Habe ich nicht Wort gehalten, Bianca?" Dann wandte er sich gegen die dunkle Pforte und rief: „Vorwärts, Ihr Reisigen! thut Eure Pflicht!"

Der Marchese und seine Spießgesellen wagten es nicht, sich mit einer ihnen weit überlegenen Mannschaft in einen Kampf einzulassen. Sie zogen sich daher eilig aus der Capelle zurück. „Ihr Thoren!" rief ihnen der Herzog nach, „Ihr kommt nur aus der Scylla in die Charybdis!"

Bianca wurde von ihrem hohen Beschützer auf ihr Zimmer geführt, wohin auch bereits Emilia in einem an Bewußtlosigkeit grenzenden Zustande gebracht worden war.

Unterdessen hatte Lorenzo aus einem andern Zimmer, wohin die Söldner ihn gebracht hatten, die Gefangennehmung des Marchese und seiner Spießgesellen beobachtet. Da er fürchtete, man würde ihn als einen Mitschuldigen betrachten und zur Verantwortung ziehen, beschloß er zu entfliehen. Er verließ in der bereits angebrochenen Dämmerung das Gebäude, um sich eines Pferdes zu bemächtigen; als er aber fand, daß Flucht unmöglich war, zog er sich zurück, um in einem sichern Versteck den Ausgang der Sache abzuwarten. Unglücklicherweise fiel er in der Eile seines Rückzuges, und ehe er sich wieder aufrichten konnte, war das Schwert eines herzoglichen Söldners über seinem Haupte gezückt. Plötzlich ließ jedoch der Soldat sein Schwert sinken und sagte: „Die Handschuhe an Euerm Hute retten Euch vor dem Verdachte der Theilnahme an der Verrätherey des Marchese. Auf Befehl des Herzogs geschieht Euch kein Leid; aber Ihr müßt mir sogleich zu ihm folgen."

Lorenzo folgte dem Söldner und stand in wenigen Minuten vor dem Herzoge, der sich bis jetzt vergebens bemüht hatte, Emilia's Besorgnisse um ihren Geliebten zu beschwichtigen. „Da ist er," sagte er, als Lorenzo hereingeführt wurde, „sagte ich nicht, daß ihm kein Leid geschehen würde?" Dann wandte er sich zu dem Eintretenden, und sagte in etwas ernsterem Ton: „Was Euch betrifft, junger Mann, so spreche ich Euch von aller Theilnahme an dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verrätherischen Anschlage frey; Ihr scheint aber die Fabel von dem Vogel nicht gelesen zu haben, welchem das Genick umgedreht wurde, weil er in verdächtiger Gesellschaft angetroffen ward." —

Die Umstände, welche den Herzog in Stand gesetzt hatten, als Zauberer aufzutreten, wurden auf eine sehr einfache Weise erklärt. Durch Alberto, welcher früher einen untergeordneten Dienst am Hofe versehen hatte, war der Herzog bereits vor seinem Besuche von der Lage der Dinge im Schlosse unterrichtet worden.

Seine Ankunft an jenem stürmischen Abende war daher kein Werk des Zufalls, sondern ein fein angelegter Plan. Die außerordentliche Wirkung, welche sein Erscheinen auf den Räuberhauptmann hervorbrachte, erklärte sich leicht durch den Umstand, daß der Letztere, als Sprößling einer edlen Familie, ein Jugendgefährte des Herzogs gewesen war, ehe er durch einen ausschweifenden Lebenswandel immer tiefer, und endlich zum Banditen sank. Der Herzog hatte richtig vorausgesehen, daß ein Zusammentreffen einen heftigen Eindruck auf den Räuber hervorbringen würde. Die beyden Briefe und die sie begleitenden Talismane waren von Alberto an den Ort ihrer Bestimmung gebracht worden, und es darf wohl kaum erwähnt werden, daß der Herzog bey der Scene im Garten sich nur schlafend stellte und daher das Gespräch der Mädchen leicht belauschen konnte. — Die überraschende Wirkung des Epheublattes wurde folgendermaßen erklärt. Der Herzog hatte durch Alberto und Andere von den Machinationen des Marchese genaue Kenntniß erhalten. Unter Anderem war ihm bekannt geworden, daß ein Freund Vicenzio's diesem versprochen hatte, ihn im Falle einer dringenden Gefahr durch ein Epheublatt — das Sinnbild der Zerstörung — zu warnen. Was das Myrthenreis betrifft, so hatte der Herzog dem verschlagenen Alberto befohlen, ihn sogleich auf eine zwischen Beyden verabredete Art zu benachrichtigen, wenn er die Myrthe an Bianca's Busen entdecken würde. Die Einlassung des Herzogs und der Truppen war ebenfalls das Werk Alberto's, welcher mit den unterirdischen Zugängen des Schlosses genau bekannt war.

Des Herzogs Aufenthalt nach diesen Vorfällen war kurz; aber während dieser kurzen Zeit und bey einigen nachherigen Besuchen überzeugte er Bianca auf das Vollkommenste, wie sehr eine Wohnung in dem herzoglichen Pallaste dem Aufenthalte in den düstern Mauern des Schlosses vorzuziehen sey. — Er reichte ihr bald nachher seine Hand am Altar und erhob sie zur Theilnehmerinn seiner Würden und Besitzungen.

Emilia und Lorenzo folgten dem Beyspiele dieser Glücklichen. Die Handschuhe wurden als ein Heiligthum aufbewahrt und hochgeschätzt. Die Geschichte erwähnt indessen nicht, ob Emilia ihrem Gemahl jemals erzählt, wie sie in den Besitz derselben gekommen sey. Man sagt indessen, daß der Herzog sie immer sehr bedeutungsvoll angesehen habe, wenn von den Handschuhen die Rede war.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 28. December zum ersten Male: „Die Gemsenjäger." Locales Lebensbild in drey Acten von C. Haffner, mit Musik vom Capellmeister M. Hebenstreit.

Einem alten Gemsenjäger ist vor fünfzehn Jahren ein Kind und ein Capital von 20,000 fl. anvertraut worden; das Kind erzieht er, das Capital verwendet er

zum Ankauf von Realitäten, und beträgt sich im Übrigen als ein Ehrenmann. Durch einen einkehrenden Reisenden wird er auf die Familie seines Zöglings aufmerksam gemacht, findet den Chef derselben eben bankerott und bietet ihm einen Nothhafen in jenem Capital; damit wäre nun das Lied am Ende, wenn nicht noch Röschen, das Pflegekind, dem Gemsenjäger Toni in einer Felsschlucht ihre Liebe an den Hals werfen, die Treulosigkeit der früheren Geliebten, Toni's Strafe und des Müllers Schlechtigkeit entdeckt werden müßte, welcher den Kaufcontract seiner Mühle aus des alten Gemsenjägers Lade stehlen ließ, dafür aber einen — Speißzettel erhielt. — Die Handlung dieser Piece setzt in dem Zuschauer eine solche Portion guten Glaubens voraus, daß er schon davon übersättigt wird, ohne der Beygerichte, Episode über Episode, Mangel an Charakterdurchführung, Gedehntheit und Mattherzigkeit des Ganzen zu bedürfen; am erträglichsten ist noch der Dialog, in welchem sich mitunter ein artiger Gedanke, eine edle Empfindung findet. Was den Titel: „Die Gemsenjäger" betrifft, so mag derselbe allenfalls hingehen, obwohl es für einen kühnen Bergsteiger dieser Gebirgssöhne immerhin viel ist, eine kaum tausend Schritte von der Ortsmühle entfernte Schlucht für eine gefürchtete Todeskluft zu halten; „locales Lebensbild" ist vollkommen unpassend, weil die Personen Gemsjäger sind, deren in den Wiener-Alpen nicht allzuviele seyn dürften. „Nationales Lebensbild" ginge allenfalls an; nur müßte dann wirklich Leben in dem Bilde seyn, das uns der Verfasser von den „Gemsjägern in Steyermark" gezeigt hat. — Gespielt wurde die Neuigkeit von den HH. Nestroy, Scholz, Grois, Gämmerler, Mad. Rohrbeck und Schmidt, Dlle. Condrussi und Ehrhardt fleißig und nicht ohne Erfolg, jedoch vor einer sehr mäßigen Versammlung. Stbe.

Der französische Fechtmeister in St. Petersburg.

(Schluß.)

Mit diesen tröstlichen Worten schwang sich Constantin auf sein Roß, welches von ächter Tartarrace war, mit einem Schweife, welcher den Boden fegte, und einer langherabflatternden Mähne. Mit ungemeinem Reitergeschick ließ er das Roß eine Reihe der schwierigsten Evolutionen durchmachen, während er zugleich verschiedene Stöße und Paraden ausführte. „Bereit?" rief er endlich, an mich heransprengend. — „Bereit, kaiserl. Hoheit!" erwiederte ich, worauf er seinem Pferde die Sporne gab, und dem entgegengesetzten Ende der Allee, worin wir uns befanden, zusprengte.

„Das ist Alles gewiß nur Scherz?" fragte ich den in meiner Nähe befindlichen General Roden. „Mit nichten!" lautete seine Antwort. „Sie werden entweder übel wegkommen, oder Ihre Anstellung erringen. Vertheidigen Sie sich so, als wenn Sie sich auf dem Schlachtfelde befänden." Ich sah nun, daß die Sache eine ernsthaftere Wendung nahm, als ich mich dessen versehen hatte. Konnte ich ohne Anstand Hieb gegen Stoß entgegnen, so würde mir nicht im Geringsten gebangt haben, hier aber, wo ich dem spitzen Speer eines schonungslosen Gegners gegenüber die Hiebe eines scharfen Säbels eben so zu bewachen und abzumessen, wie zu führen hatte, waren die Chancen dieser erbaulichen Probe gegen mich. Doch mich zurückzuziehen, war es zu spät. So raffte ich denn alle Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die mir zu Gebote standen, zusammen, und bereitete mich dem Czarewitsch unerschrocken die Spitze zu bieten, welcher eben am Ende der Allee angelangt, sein Pferd herumriß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trotz dessen, was General Roden mit ernster Miene geäußert, hatte ich die Hoffnung nicht ganz fahren lassen, daß Constantin nur einen Scherz mache; als ich ihn aber nun die Lanze einlegen und mit verhängten Zügeln auf mich einsprengen sah, überkam mich blitzschnell die Überzeugung, daß der Adjutant die Wahrheit gesprochen, und es nun gelte! Schnaubend kam das Tartarroß herangeflogen, der Czarewitsch war auf dessen Rücken so geduckt und hingeschmiegt, daß er von der dichtbuschigen Mähne fast verdeckt wurde, und nur sein Scheitel zwischen den Ohren des brausenden Renners hervorsah. Als er mich erreichte, stieß er nach meiner Brust, ich parirte jedoch den Stoß und sprang unverletzt seitwärts, so daß Roß und Reiter, durch ihren Ungestüm fortgerissen, an mir vorüberschossen.

Mit bewundernswerther Geschicklichkeit riß der Czarewitsch augenblicklich sein Roß herum und kam auf mich zu. „Sehr gut! vortrefflich!“ rief er, „noch einmal versuchen!“ Und ohne mir Zeit zu einer Entgegnung oder Bemerkung zu lassen, sprengte er wieder die Allee hinab, rief mir dann aus der Entfernung zu, ob ich bereit sey, und kam, als ich's bejahte, mit noch größerem Ungestüm als das erste Mal auf mich eingesprengt. Im entscheidenden Augenblicke parirte ich seinen wüthenden Speerstoß en quatre, und machte hierauf durch einen blitzschnellen Seitensprung seinen zweyten Angriff so unschädlich wie den ersten. Bey diesem zweyten Mißlingen stieß der Czarewitsch einen Ton des Unmuthes aus, und schickte stumm und ohne mich ferner zu befragen, sich zu einem dritten Angriff an.

Nun beschloß ich der Sache mit Eins ein Ende zu machen. Abermals kam er mit Wirbelwindesschnelle gegen mich herangebraust; anstatt mich nun wie bisher mit einer bloßen Parade zu begnügen, versetzte ich dem Speerschaft einen so gewaltigen Hieb mit dem Pallasch, daß die Spitze absprang und der Großfürst entwaffnet war; pfeilschnell packte ich nun die Zügel des Rosses, warf dasselbe mit einem heftigen Stoß zurück, daß es sich hoch aufbäumte, und setzte im selben Nu dem Reiter die Spitze meines Pallasches auf die Brust. General Roden stieß einen Schrey des Schreckens aus; der Großfürst selber wechselte einen Augenblick die Farbe. Sogleich aber trat ich einen Schritt zurück, senkte ehrerbietig den Säbel, bückte mich und sprach: „Euer kaiserl. Hoheit haben nun gesehen, was ich russischen Kriegern zu lehren im Stande bin; und vermögen nun zu beurtheilen, ob ich ein Fechtmeister derselben zu werden verdiene.“ — „Ja, bey meiner Ehre, das sind Sie! nie ist mir ein wackererer Bursche vorgekommen, und Sie sollen ein Regiment haben, so weit es an mir liegt. Führe Pulk in den Stall zurück, Lubensky,“ fügte er hinzu, indem er vom Pferde sprang. „Nun folgen Sie mir, Herr Franzmann.“ Oben angekommen, ergriff er sogleich eine Feder, und schrieb eigenhändig an den Rand meines Gesuches: „Ich empfehle den Bittsteller ergebenst Eurer kaiserl. Majestät, da ich ihn der Gunst, um die er ansucht, in jedem Betrachte würdig erachte.“ — „Suchen Sie,“ sagte er zu mir, indem er mir die Bittschrift zurückstellte, „dieselbe dem Kaiser eigenhändig zu überreichen. Der Versuch wird Sie vielleicht ins Gefängniß bringen, doch man sagt: wer nichts wagt, der gewinnt nichts. Leben Sie wohl, und kommen Sie einmal nach Warschau, so besuchen Sie mich.“

Ich verneigte mich und entfernte mich entzückt ob meines Glückes und voller Jubel, aus der seltsamen Feuerprobe des Muthes, Geschickes und — der Klugheit so siegreich hervorgegangen zu seyn.

Der Morgen des folgenden Tages fand mich bereits in den Gärten des Lustschlosses Sarskoe Selo, worin ich so lange umher zu irren beschlossen hatte, bis ich dem Kaiser begegnet und auf die Gefahr eingesperrt zu werden, ihm mein Gesuch überreicht haben würde. Es ist nemlich bey Gefängnißstrafe verboten, dem Monar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chen auf seinen Lustschlössern ein Gesuch zu überreichen, ohne die vorgängige Erlaubniß hiezu erhalten zu haben. Über vier Stunden war ich bereits in den unermeßlichen Gärten umhergewandelt, und meine Geduld schien fast erschöpft, als in einem Baumgang, in den ich eben eingetreten war, ein Officier in Negligéuniform plötzlich aus einem Seitengebüsche hervortrat, mich grüßte und querüber in eine andere Allee einlenkte. Von einem in der Nähe befindlichen Gärtnerburschen erfuhr ich, daß es der Kaiser gewesen.

Augenblicklich schlug ich einen Seitenweg ein, um ihm wieder entgegen zu kommen, und hatte in der That kaum einige hundert Schritte zurückgelegt, als ich mich plötzlich wieder in der Nähe des Monarchen befand. Alexander blieb einen Augenblick stehen, und als er wahrnahm, daß die Ehrfurcht mich abhielt mich ihm zu nähern, ging er auf mich zu, und ich erwartete seine Herankunft, während ich unbedeckten Hauptes am Wegrande stand. In Folge einer Verletzung, die er auf einer Reise an den Ufern des Don am Fuße erhalten hatte, hinkte er eben damals etwas. Während er so langsam heran kam, konnte ich die große Veränderung beobachten, die seit seiner letzten Anwesenheit zu Paris in seinem Äußern vorgegangen war. Sein vormals so offenes und heiteres Antlitz hatte jetzt einen kränklichen kummervollen Ausdruck, und er wär offenbar dem tiefsten Trübsinn hingegeben; dessenungeachtet war sein Blick so wohlwollend und milde, daß ich schnell Muth faßte, und ihn, als er vorüber gehen wollte, anzusprechen wagte. „Sire!“ — „Setzen Sie Ihren Hut auf,“ bedeutete er mir. „Es ist zu kalt unbedeckten Hauptes zu bleiben.“ Als er sah, daß ich aus Ehrfurcht zögerte, ergriff er meinen Hut, drückte mir ihn aufs Haupt und sprach: „Haben Sie mir etwas zu sagen?“ — „Sire, — dieses Gesuch,“ und zog dasselbe aus der Tasche.

Schnell änderte sich seine Miene: „Wissen Sie wohl,“ sagte er ernst, „der Sie mich sogar hier aufsuchen, daß ich mich in der Absicht von St. Petersburg entferne, um Gesuchen und Gesuchstellern auf einige Zeit zu entgehen?“ — „Ich weiß es, Sire; doch mein Gesuch hat vielleicht mehr als die meisten andern, einen Anspruch auf Eurer Majestät huldreiche Beachtung. Es ist von Allerhöchstdero Bruder, Seiner kaiserl. Hoheit dem Großfürsten Constantin empfohlen und contrasignirt.“ — „Ah so,“ sagte Alexander, indem er die Hand ausstreckte, sie aber augenblicklich wieder zurückzog. — „Ich wagte daher zu hoffen,“ fuhr ich fort, „daß Euer Majestät in diesem Falle von der vorgeschriebenen Regel abzuweichen geruhen dürften!“ — „Nein, mein Herr!“ entgegnete der Kaiser rasch, „nein, ich werde es nicht thun; denn wenn ich's thue, würde ich morgen mit Tausenden solcher Papiere überhäuft werden, und diese Gärten, wo ich jetzt Einsamkeit und Ruhe finde, zu verlassen genöthigt seyn. Doch,“ fügte er hinzu, als er meine Bestürzung über sein Weigern wahrnahm, und deutete mit der Hand nach der Stadt, „geben Sie Ihr Gesuch auf die Briefpost; heute Abends erhalte ich's, und übermorgen haben Sie meine Antwort.“ — „Sire! ich weiß nicht, wie ich meinen Dank ausdrücken soll.“ — „Bethätigen Sie ihn dadurch,“ versetzte Alexander, „daß Sie Niemand es erzählen, daß Sie mir ein Gesuch dargereicht, und ohne Strafe davongekommen sind. Adieu.“

Mit diesen Worten und einem gnädigen aber trübsinnigen Lächeln setzte der Kaiser seinen Weg fort. Ich befolgte augenblicklich sein Geheiß. Alexander war seiner Zusage getreu, und nach zwey Tagen erhielt ich seinen Bescheid. Es war meine Bestallung als Fechtmeister beym kaiserl. Ingenieurcorps mit Hauptmannsrang!

1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Literaturblatt.

Almanache für 1843.

(Schluß.)

Österreichischer Novellenalmanach.

Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien, Tauer und Sohn.

Der Reigen der vaterländischen Almanache ist heuer mit einem neuen Ansiedler vermehrt worden, dem wir, seiner guten Sache wegen, ein recht dauerndes und erfreuliches Gedeihen wünschen. Freylich muß er sich durch eifriges Wirken und gute Aufführung erst das Bürgerrecht erwerben; allein das Schwerste, der Anfang, ist gemacht, und dem redlich Wollenden bleibt auch das Vollbringen nicht aus; Hr. Schumacher hat überdieß seine poetische und kritische Tüchtigkeit viel zu oft bewährt, als daß wir an einem Unternehmen, das beyde Qualificationen in gleichen Anspruch nimmt, verzweifeln sollten. Das Feld, auf dem unser Herausgeber den Spaten ansetzt, hat bey uns noch wenig reife Früchte getragen; um so dringender ist die Aufforderung, den zwar unbebauten, aber keim- und stoffreichen Boden mit allen Kräften auszubeuten. Natur und Geschichte haben in Österreich der Poesie so reichlich vorgearbeitet, daß wenigstens über den Mangel an Stoff keine Klage laut werden darf; es kommt also nur darauf an, dem Stoffe auch die seiner würdigen Bearbeiter zu gewinnen, nemlich Talente zu wecken, oder schon vorhandene zu pflegen. Den Anstoß, die Gelegenheit hat Hr. Schumacher durch sein neues Unternehmen gegeben; die Folge wird lehren, ob seine Rechnung richtig und unsere Hoffnung gegründet war. — Über den ersten Jahrgang, der gleichsam nur als eine Probefahrt gelten kann, muß natürlich das Urtheil schonend und mit Rücksichten mannigfacher Art auftreten; rücksichtslose Strenge wäre da am wenigsten angebracht, wo es sich um Ermuthigung zum Fortschreiten handelt. Andeutungen mögen daher genügen, das für die Zukunft zu Vermeidende zu bezeichnen. 1. „Der Schacht auf der Erzwiese“ von F. W. Arming. Der Verfasser, der unter dem Namen: William Fitz-Berth unseren Lesern bereits wohl bekannt ist, hat eine vaterländische Gebirgssage in Form einer Novelle behandelt, die gut geschrieben ist, und besonders durch die Treue und Frische der Localfarben den Leser wohlthuend anspricht. Der Ton ist gut gehalten, die Naturschilderungen wahr und lebendig, kurz das Ganze seinem Zwecke entsprechend. — 2. „Der Thronerbe“ von S. Kolisch. Eine mittelalterliche italienische Novelle, die an den stereotypen Formen dieser etwas verbrauchten Gattung leidet. Ohne Schwulst und falschen Pathos geht es selten dabey ab, und die Natürlichkeit der Begebenheiten und der Charaktere muß nur zu oft dem äußeren Effecte weichen. Ohne diese Mängel wäre der Vortrag des Verfassers gewiß nicht tadelnswerth. — 3. „Das Kirchweihfest“ von J. Rank. Ein sehr dürftiger Stoff, der sich äußerst mühsam am Schlusse einer unendlich detaillirten Volks- und Sittenschilderung herauswindet. Die letztere zeugt indessen von scharfer Beobachtungsgabe, und großem Talente für das „Genrefach“ in der Novelle. Wäre die höchst lebendige Schilderung nur gedrängter, compacter, also weniger breit und ermüdend, so könnte man dem Verfasser zu seinem Geschicke im Auffassen und Wiedergeben nationeller Eigenthümlichkeit nur Glück wünschen. — 4. „Walter Wenzel Wid“ von Mathilde Felder-Rolf. Eine Novelle aus der böhmischen Vorzeit, das letzte Capitel aus der Geschichte Ottokar's. Die Verfasserinn, deren oft bewährtes Talent auf leichte moderne Salonscenen angewiesen scheint, hat sich hier mit einem Stoffe beladen, dem sie nicht gewachsen ist, und des kühnen Ottokar's

„Ende“ nimmt sich in dieser Version nicht sehr erbaulich aus. Am schlimmsten zeigt sich die Einbeziehung des verbrauchten Apparates von Hexenküchen, Zauber- und Liebestränken, jenes alten Plunders, der dem naßgewordenen Pulver gleicht, bey dem es zwar nothdürftig prasselt, aber nicht mehr zu Blitz und Schlag kommt. Mit Freuden werden wir die Verfasserinn wieder auf dem Felde begrüßen, das ihr zugänglich und ihr zugewiesen ist. — 5. „Jaroslaw Boskowitsch“ von J. Pfundheller. Ebenfalls eine historische Novelle, aber tüchtiger, kräftiger und farbiger gehalten als die vorige, zwar nicht ganz frey von jener beynahe unausweichlichen mittelalterlichen Überschwänglichkeit, aber im Ganzen mit Verstand, Geschmack, Sprach- und Sachkenntniß behandelt. — 6. „Die Leiden eines Modernen“ von Andreas Schumacher. Freylich nur eine Skizze und als solche unvollendet, ja vielleicht der strengeren Kunstform entbehrend, aber voll kräftiger, gesunder, tüchtiger Gedanken; die Bekenntnisse eines tiefinnerlichen Dichtergemüthes, das im Kampfe mit dem Leben zwar den Sieg, aber nicht sein besseres, höheres Selbst verlor; das warnende Spiegelbild eines Daseyns, das untergehen mußte, weil es sich mit dem gewöhnlichen materiellen Weltverkehr nicht befreunden wollte oder nicht befreunden konnte. Der Verfasser mußte sich in dem engen Raume zwar nur auf Anfänge und Andeutungen beschränken, allein diese sind so stoff- und gedankenträchtig, daß wir auch die unvollendete „Skizze“ mit wahrer Achtung und als eine Zierde des Büchleins begrüßen. — 7. „Abdias“ von Adalbert Stifter. Als Novelle und dem Zwecke des Buches entsprechend, unstreitig der bedeutendste und gewichtigste Beytrag der ganzen Sammlung; eine recht eigentlich geistreiche, durch und durch gediegene Arbeit, gleich interessant in der Erfindung, als ausgezeichnet in der Darstellung. Hr. Stifter, durch unsere Blätter zuerst dem hiesigen Publicum vorgeführt, hat sich schnell einen Ehrenplatz in unserer Novellenliteratur errungen; die vorliegende Erzählung ist dieses Platzes vollkommen würdig. Die Charaktere sind kühn und originell erfunden, die Naturschilderungen lebendig, prägnant, nicht selten glänzend, die Sprache durchaus eigenthümlich, aber immer geist- und gedankenreich, das Ganze von einem wahrhaft poetischen Hauche angeflogen; kurz eine Novelle, wie sie auf dem Alltagsmarkte nicht vorkommen. Nur noch mehrere solcher Beyträge und Schumacher's Unternehmen ist für die Zukunft geborgen. Über die Wirkungen des Blitzes, der hier eine Blinde sehend macht, wird der Verfasser sich ohne Zweifel mit den Gesetzen der Physik oder mit einer vorangegangenen Erfahrung auszuweisen wissen. — 8. „Die Heimkehrenden“ von Al. Jul. Schindler. In der Erfindung allerdings mager und dürftig, aber in der Darstellung frisch, farbig und innerlich, verräth diese Novelle abermals ein namhaftes Talent, das nur minder flüchtig zu arbeiten, das nur sich zu sammeln und zu concentriren braucht, um wahrhaft Tüchtiges und in jeder Hinsicht Erfreuliches hervorzubringen. Die Anlage und das „Gemüth“ zu beyden ist in dem Verfasser unverkennbar, und viele seiner früheren Arbeiten beweisen, was er zu leisten im Stande ist. 9. „Die übergossene Alpe“ von A. Baumann. Eine Kleinigkeit, die weder dem Umfange noch dem Inhalte nach große Ansprüche zu machen hat, die aber im Vortrage gefällig und zweckmäßig behandelt ist. F. W.

Wagenbild IV.

Eine viersitzige Berline auf Druck- und Schneckenfedern; louisenblau lackirt, die Garnirung von geblümtem Seidenstoffe und mehrfarbiger Posamentierarbeit. — Aus der Wagenfabrik der Gebrüder Brandmeyer, Rossau, Schmiedgasse, Nr. 94.

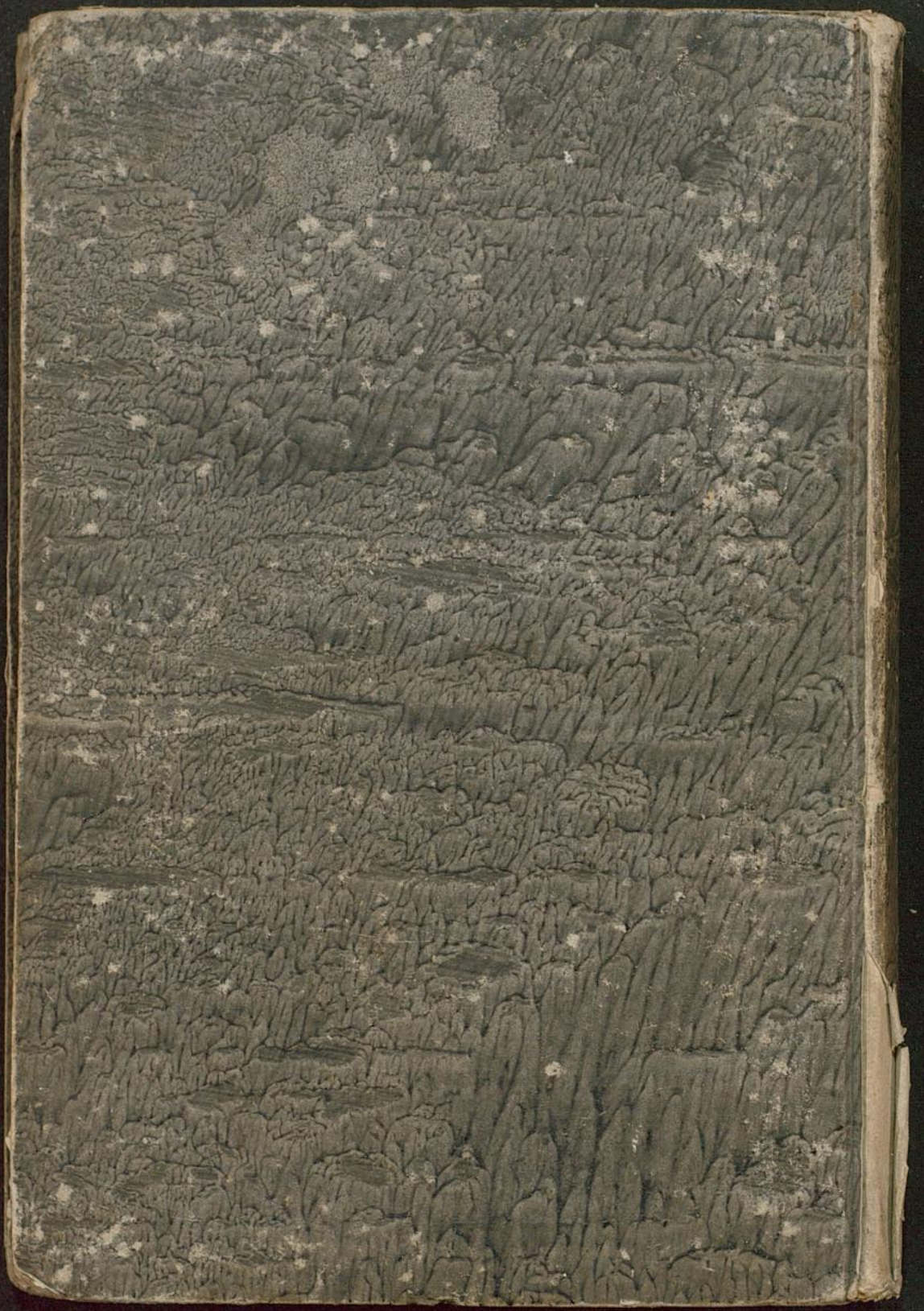
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Wien Zeitschr N:o 259
Den 29 December 1842.

Wiener Moden.

I.II.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf